B 542815

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

40. Jahrgang.

Erstes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1881.

830.6
G83
v.45
no.1

2 1

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1881. Erstes Vierteljahr.

Politik und Volkswirthschaft.

Das vergangene Jahr. S. 1.

Zur Altenburger Wahl. S. 49.
Politische Briefe: 1. Aussichten deutscher Parteientwicklung. S. 53. — 2. Die nationalliberale Partei und das parlamentarische Regiment. S. 97. — 3. Die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle in ihrem Berufe. S. 227.
Sächsische Reactionsgelüste. S. 355.
Das Herrenhaus. S. 365.

Der Parlamentarismus in England. S. 185. 261. 304.
Die letzte Congreßbotschaft des Präsidenten Hayes. S. 222.
Gladstone und die Boers. S. 281.
Die Enthüllungen über die russische Politik in Asien. S. 405. 453.
Der Kaisermord in Petersburg. S. 534.
Die griechische Frage. S. 541.

Ein Wendepunkt in der Gesellschaftslehre. E. F. Wyneken. S. 58.
Die destructiven Elemente im Staate. Cuno Stommel. S. 103. 169. 347.
Das Arbeiterversicherungsgesetz. S. 181.
Der letzte Census der Vereinigten Staaten. S. 400.
Von Ocean zu Ocean. S. 446.

Geschichte und Culturgeschichte.

Leopold von Rankes Weltgeschichte. S. 42.
Großdeutsche Geschichtschreibung. S. 92.

Die Reformationen in der christlichen Welt. S. 137.
Kriegführung im Mittelalter. S. 82. 126.
Machiavelli als militärischer Techniker. Max Jähns. S. 553.
Gneisenau in den Jahren 1815—1831. S. 325. 392.
Aus den Erinnerungen eines dänischen Staatsmannes. H. Jacoby. S. 459.
Gino Capponi. Otto Speyer. S. 200. 252.

Kunst- und Alterthumswissenschaft.

Schliemanns Trojanische Sammlung. S. 386.
Schliemanns Ilios. S. 516.

Anfang und Ende einer Gemäldegalerie des vorigen Jahrhunderts. Karl Woermann. S. 147.
Cornelius im Lichte der Gegenwart. Adolf Rosenberg. S. 31.
Die Düsseldorfer Schule. 1. Adolf Rosenberg. S. 485.

Literatur- und Sprachwissenschaft.

Lessingstudien. Gustav Buchholz. S. 232. 293. 335.
Ein Brief Kloses an Lessing. H. Markgraf. S. 559.
Goethe und Gustchen Stolberg. S. 68.
Bertuchs Briefe an Gleim. Zur Geschichte des Weimarer Hofes beim Regierungsantritte Carl Augusts. Heinrich Pröhle. S. 431. 472.
Chr. Gottfried Körner und J. G. Göschen. Adolf Stern. S. 118. 161.
Julius Mosen. Adolf Stern. S. 11.
P. K. Rosegger. S. 212.

Die gelehrte Dichtung Italiens im Zeitalter der Hochrenaissance. Paul Schönfeld. S. 416.
Altenglische Dramatiker. S. 506.
Schi-king, das Liederbuch der Chinesen. S. 318.

Sprachliche Neubildungen. S. 563.

Philosophie und Religionswissenschaft.

Zur logischen Frage. Conrad Hermann. S. 372.
Neues Mönchthum. S. 526.
Das System der altsynagogalen Theologie. Ein Beitrag zur Judenfrage. S. 497.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

* Julius Mosen, Sämmtliche Werke. 6. Bde. Leipzig, W. Friedrich, 1880. S. 11.
* Leopold v. Ranke, Weltgeschichte. Erster Thl. 2. Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1881. S. 42.
R. v. Gottschall, Der neue Plutarch. Achter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1880. S. 51.
Veit Ried, Fünf Ulanen. Berlin, F. Luckhardt, 1881. S. 51.

K. H. v. Leitner, Novellen und Gedichte. Wien, Hartleben. S. 52.

* Paul von Lilienfeld, Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 4 Bde. Mitau, Behrse, 1873—79. S. 58.

* Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers. 4 Bde. Tübingen, Laupp, 1875—78. S. 58.

* Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 2. Aufl. Leipzig, Brockhaus, 1881. S. 68.

* Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2. Bd. Leipzig, Hirzel, 1880. S. 82. 126.

* G. Langwerth von Simmern, Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. 2 Bde. Berlin und Leipzig, Bidder, 1880. S. 92.

Ch. F. Maurer, Marksteine in der Geschichte der Völker. Leipzig, Kummer, 1881. S. 96.

O. Grote, Lexikon deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser. Erste Lieferung. Osterwieck, Zickfeldt. S. 135.

Max Nordau, Paris unter der dritten Republik. Leipzig, Schlicke, 1881. 136.

K. E. Franzos, Stille Geschichten. Dresden und Leipzig, Minden, 1881. 136.

L. v. Ompteda, Bilder aus dem Leben in England. Breslau, Schottländer, 1881. S. 180.

* Lothar Bucher, Der Parlamentarismus wie er ist. 2. Aufl. Stuttgart, Krabbe, 1880. S. 185. 261. 304.

* P. K. Rosegger, Aus meinem Handwerkerleben. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1880. S. 212.

Julius Tietz, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins. Hannover, Hahn, 1880. S. 232.

David Müller, Geschichte des deutschen Volkes. Pracht-Ausgabe. Berlin, Vahlen, 1881. S. 275.

Theodor Lindner, Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. 2 Bde. Braunschweig, Schwetschke, 1875—80. S. 275.

J. Minor und A. Sauer, Studien zur Goethephilologie. Wien, Konegen, 1880. S. 278.

* Schücking, Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Deutsch von Victor v. Strauß. Heidelberg, Winter, 1880. S. 319.

Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer, Gotthold Ephraim Lessing. 2. Aufl. 2 Bde. Berlin, Hofmann, 1880—81. S. 322.

Theodor Simons und Alexander Wagner, Spanien. Berlin, Gebr. Pätel, S. 323.

* Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5. (Schluß-)Band. Berlin, G. Reimer, 1880. S. 325. 392.

August Luthardt, Armenpflege und Unterstützungswohnsitz. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. S. 363.

P. E. Richter, Verzeichniß der Periodica der k. öffentl. Bibliothek zu Dresden. Desden. Burdach, 1880. S. 364.

Adolph Frantz, Das katholische Directorium des Corpus evangelicorum. Marburg, Elwert, 1880. S. 402.

Aus der Petersburger Gesellschaft. Neue Folge. 3. Aufl. Leipzig, Duncker und Humblot, 1881. S. 403.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Bernhard Seuffert. 1. Heft. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. S. 403.

Gustav Kastropp, Kain. Stuttgart, Bonz. S. 404.

E. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung. 2. Aufl. von Felix Dahn. 1. Bd. Leipzig, T. O. Weigel, 1880. S. 449.

C. B. Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst. Erste Abtheilung. Leipzig, W. Engelmann, 1880. S. 451.

* Johann Georg Rists Lebenserinnerungen. Hrsg. von H. Poel. 2 Bde. Gotha, Perthes. 1880. S. 459.

B. A. Wagner, Lessingforschungen. Berlin, H. W. Müller, 1881. S. 496.

* Ferdinand Weber, System der altsynagogalen palästinischen Theologie. Leipzig, Dörffling u. Franke, 1880. S. 500.

* Altenglisches Theater. Hrsg. von Robert Prölß. Leipzig, Bibliographisches Institut. S. 506.

* Heinrich Schliemann, Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Leipzig, Brockhaus, 1881. S. 516.

* B. M. W. Koch, Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins. Mrose, 1880. S. 526.

Leopold v. Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813. 2. Bd. Leipzig, Duncker und Humblot, 1880. S. 538.

Registrande der geographisch-statistischen Abtheilung des Großen Generalstabes. 10. Jahrgang. Berlin, Mittler u. Sohn, 1880. S. 538.

Carus Sterne, Werden und Vergehen. 2. Aufl. Berlin, Gebr. Borntträger, 1880. S. 539.

Schmölcke, Die Verbesserung unsrer Wohnungen. Wiesbaden, Bergmann, 1881. S. 539.

K. G. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. S. 563.

Stillfried-Alcántara und B. Kugler, Die Hohenzollern. München, Fr. Bruckmann. S. 577.

Das vergangene Jahr.

Das Jahr 1880, dessen letzte Tage wir vor uns sehen, war in politischen Dingen kein Jahr von großer Bedeutung. Weder in der uns zunächst liegenden Welt der innern Fragen des deutschen Reiches noch auf dem Gebiete der Entwicklung der Beziehungen des letztern zu den übrigen Gliedern der Völkerfamilie, noch endlich in Betreff der Angelegenheiten, welche diese unsere nähern oder entferntern Verwandten in erster Linie allein angehen, hat das im Verschwinden begriffene Jahr neue Probleme von besondrer Wichtigkeit gestellt oder alte wesentlich gefördert. Gewiß und selbstverständlich arbeitete der Geist der Geschichte fort, aber geräuschloser als in den nächsten Zeitperioden vorher. Weder eine Revolution noch ein Krieg, der unsere nationalen Interessen in Mitleidenschaft zog, noch entscheidende parlamentarische Kämpfe waren zu verzeichnen. Die Ministerwechsel in Frankreich und England haben bei der Politik, die diesen Staaten durch die Verhältnisse und nicht am wenigsten durch den Einfluß des deutschen Reiches und dessen Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn ebenso wie andern europäischen Großmächten geboten ist, im Großen und Ganzen wenig geändert. Der Friede, der eine kleine Weile bedroht scheinen konnte, blieb erhalten, ja er hat, wenn nicht alles trügt, in den letzten Monaten an Festigkeit gewonnen. Im übrigen war das verflossene Jahr ein Jahr der Vorbereitung, der wachsenden Erkenntniß und der Klärung.

Blicken wir auf die Ereignisse, die das Jahr 1880 in Deutschland brachte, so erschien das erste derselben als nicht eben friedlichen Charakters. Der dem

Bundesrathe am 22. Januar zugekommene kaiserliche Antrag auf Abänderung des Reichsmilitärgesetzes von 1874 verlangte Erhöhung der Kriegsbereitschaft durch Erweiterung des Rahmens der Armee und durch Vermehrung der Zahl der ausgebildeten Mannschaften. Daß es nicht die Aussicht auf die Erschwerung der Militärlast durch Verstärkung des deutschen Friedensheeres war, wenn auch Verständige durch den Antrag auf einen Augenblick verstimmt und beängstigt wurden, lag auf der Hand; denn nicht ganz 26000 Mann Soldaten mehr hatten nicht gerade viel zu bedeuten. Aber man fragte sich, wo die Grenze der Rüstungen liege, in welchen die Staaten einander überboten, und man sah diese Grenze nur in absoluter Erschöpfung der finanziellen Mittel. Es klang nicht uneben, wenn es wie ein Axiom hingestellt wurde, wie auf die beiden schlesischen Kriege der siebenjährige gefolgt sei, so werde denen von 1866 und 1870 noch ein Weltkrieg folgen, da die Staaten, die mit der Schöpfung des deutschen Reiches ihre Interessen beeinträchtigt sähen, noch nicht an dessen Festigkeit allen Combinationen gegenüber glaubten. Das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn hatte diese Befürchtung wesentlich gemindert. Aber immerhin war davon ein Rest geblieben, und derselbe ist auch jetzt nicht ganz geschwunden, wenn auch die Ereignisse des letzten Jahres die Aussichten auf die Fortdauer friedlichen Einvernehmens der maßgebenden Mächte weiter verstärkt haben. Der Antrag vom 22. Januar ging übrigens im Reichstage wie im Bundesrathe durch, natürlich nicht ohne vorher von den oppositionellen Parteien des erstern lebhaft bekämpft worden zu sein, und der Reichskanzler hatte sich eines neuen großen Erfolges in seiner innern Politik zu erfreuen. Ein schwerer Conflict zwischen der Krone und dem Reichstage hatte wie vor dem Militärgesetze von 1874 gedroht. Wie damals hatte jene, um den Streit ein für allemal loszuwerden, ein eisernes Militärbudget gewünscht, während dieser sein verfassungsmäßiges Bewilligungsrecht zäh festhielt. Das letzte Mal fand der Kanzler aus diesem Dilemma einen Ausweg durch Verstärkung der Armee, die dort als Aequivalent befriedigte, und hier annehmbarer befunden wurde als ein Verzicht auf jenes Recht.

Auch das Socialistengesetz ging trotz des Wiederspruchs der liberalen Doctrinäre im Reichstage durch. Die Hauptaufgabe des Reichstags in der zweiten Hälfte der Session, welche in der Berathung der neuen Steuer-Gesetzentwürfe bestand, blieb unerledigt, und so wird sie die Reichstagsabgeordneten in diesem Jahre von neuem beschäftigen. Denn Fürst Bismarck wird seinen Plan, die indirecten Einnahmen des Reichs auf eine Höhe zu bringen, welche Beseitigung der Klassen-, Beschränkung der Einkommen- und gänzliche oder theilweise Ueberlassung der Grundsteuer an die Gemeinden ermöglicht, nicht fallen lassen, und wenn die Mehrheit der Volksvertretung ihm die zu jenem Zwecke vorgeschlagnen und noch

vorzuschlagenden indirecten Steuern nicht bewilligt, so wird sicher auf das Tabaksmonopol zurückgegriffen werden, welches nichts weniger als eine wirthschaftliche Unmöglichkeit ist, und dessen Ertrag allein hinreichen würde, das Problem der deutschen Steuerreform vollständig der Lösung entgegenzuführen.

Eine wichtige Episode in diesem Zusammenhange bildete am 6. April das Entlassungsgesuch des Reichskanzlers, welches durch einen Vorgang bei der Berathung der Stempelsteuer auf Quittungen veranlaßt, aber vom Kaiser nicht angenommen wurde. Diese Krisis hatte ihre Ursachen nicht allein im Verhalten von Vertretern nichtpreußischer Regierungen bei der Berathung der Besteuerung von Quittungen über Postvorschüsse und Postanweisungen, sondern zugleich im Benehmen hoher preußischen Beamten bei dieser Gelegenheit. Der Kanzler dachte dabei nicht an die Herbeiführung einer Verfassungsänderung, sondern an eine Verbesserung der Geschäftsordnung des Bundesrathes, d. h. an eine Verlegung der Vorverhandlungen über die Gegenstände aus den Ausschüssen ins Plenum, wodurch verhindert werden sollte und nunmehr auch verhindert ist, daß, wie bisher, Stockungen und Mißverhältnisse in den Abstimmungen eintraten.

Von größter Bedeutung war die Wendung, welche der sogenannte Culturkampf in der ersten Hälfte des vergangenen Jahres nahm. Zwischen der preußischen Regierung und Vertretern des Papstes war bereits seit längerer Zeit über eine Verständigung betreffs der Maigesetze verhandelt worden. Diese Verhandlungen waren wegen zu weit gehender Ansprüche der Curie ohne Erfolg gewesen und von preußischer Seite abgebrochen worden. Da veröffentlichte plötzlich am 15. März die „Germania" ein Breve des Papstes an einen der abgesetzten Bischöfe, in welchem derselbe den Kernpunkt der Maigesetzgebung, die Pflicht der Bischöfe, der Regierung die von ihnen zu berufenden Priester anzuzeigen, bewilligen zu können erklärte. Diese Erklärung war aber so unbestimmt gehalten, daß man sofort erkennen mußte, sie habe nur den Zweck, die Politik der Curie vor der Welt und namentlich vor den Katholiken als zum Frieden geneigt erscheinen zu lassen. Ernstlich dachte man, wie die später veröffentlichten Verhandlungen zwischen den preußischen und den päpstlichen Bevollmächtigten mit voller Klarheit darthaten, im Vatican nicht an Nachgeben. Es folgte nun der Staatsministerialbeschluß vom 17. März, der dahin ging, die Regierung werde sich bestreben, von der Landesvertretung Vollmachten zu milderer Anwendung der Maigesetze zu erlangen, sobald den Absichten des Papstes durch thatsächliche Befolgung der Anzeigepflicht seitens der katholischen Geistlichkeit praktisch Folge gegeben worden sei. Dieser Beschluß wurde aber von der Curie mißfällig aufgenommen, und dieselbe fand sich schließlich bewogen, die im Breve vom 24. Februar ertheilte Zusage zurückzunehmen. Sie

hatte eben nichts bestimmtes bieten und dafür wo möglich die Beseitigung der Maigesetzgebung in allen wesentlichen Punkten erreichen wollen. Hierauf erschien der Erlaß des Reichskanzlers vom 20. April, in welchem er erklärte, daß er bei den Verhandlungen mit Rom niemals an eine Abschaffung oder eine Abänderung der Maigesetze nach den Ansprüchen des Vaticans gedacht und als erreichbar nur einen modus vivendi angesehen habe, der durch gewisse Concessionen herbeizuführen versucht werden sollte, wenn römischerseits dafür zu gleicher Zeit und Schritt für Schritt Zugeständnisse gemacht würden. Als sich endlich keine Aussicht auf letztere zeigte, kündigte eine Veröffentlichung vom 14. Mai an, die preußische Regierung werde aus eigner Initiative ohne vorhergehende Zugeständnisse des Papstes bei den gesetzgebenden Factoren diejenigen Milderungen der Maigesetze beantragen, welche mit den unveräußerlichen Rechten des Staates verträglich seien.

Dieser Darlegung der neuen Stellung des Kanzlers zur katholischen Kirche in Preußen entsprach dann die Vorlage, welche die Regierung dem Abgeordnetenhause in Bezug auf die Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze zugehen ließ. Sie war das Resultat eines freien Entschlusses und weder von Rom her angeregt, mit dem die Verhandlungen vielmehr abgebrochen worden waren, noch aus dem Drängen gewisser hochstehenden Persönlichkeiten in Berlin hervorgegangen, deren starkes Friedensbedürfniß allerdings bisweilen unbequem sich geltend gemacht hatte, sondern lediglich Ergebniß der Einsicht, daß etwas geschehen müsse, um der durch einzelne Bestimmungen der Maigesetze einerseits und die Hartnäckigkeit der Curie andrerseits herbeigeführten Nothlage der preußischen Katholiken, soweit möglich, d. h. ohne Beeinträchtigung der Würde und der Interessen des Staates abzuhelfen. Sie gab keinerlei Schwankung in der Auffassung von der Souveränetät der Gesetze kund, und kein Grundpfeiler der kirchenpolitischen Gesetzgebung wurde von ihr berührt. Sah sie in einigen Paragraphen wie zu große Nachgiebigkeit gegen die ultramontanen Ansprüche aus, so war dies Augentäuschung. Nach wie vor stand fest, daß man nicht mit Rom zu pactieren gesonnen war, sondern das Ziel im Auge hatte, selbständig mit den preußischen Katholiken zu einem Einvernehmen zu gelangen, welches milde Handhabung der Maigesetze durch die Krone gestattete. Wenn Bischöfe mit der Miene des Triumphators wieder einzogen, so war dagegen wenig einzuwenden. Sie erkannten damit an, daß ihnen viel gewährt war; aber wenn sie sich dann nicht mit der Regierung stellten, so hatte diese ja die discretionäre Gewalt, mit ihnen zu verfahren, wie Rechtens, d. h. sie wieder zu entfernen aus der Amtsthätigkeit, die sie in ungebührlicher Weise ausüben wollten. Daß die liberale Opposition gegen die Vorlage dies und anderes nicht begriff, könnte Wunder nehmen, wenn man nicht wüßte, daß die Herren

viel mehr Juristen als Politiker sind, und daß ihre Vorstellungen vom Parlamentarismus und ihr leidiger Fractionsgeist sie weiter verblenden. Sie wollten seine discretionäre Gewalt für die Regierung, weil dies ihrer Ansicht nach jener eine Macht verlieh, die nicht zu dem von ihnen erstrebten Einflusse auf die Verwaltung des Staates stimmte, und sie fürchteten, daß eine Befriedigung der Katholiken innerhalb gewisser Grenzen der Regierung einen Theil des Centrums zuführen und diese dann zu stark für die Kräfte und Bestrebungen des Liberalismus werden würde. In letztem täuschten sie sich. Das Centrum opponierte ebenfalls, es wollte keine Abschlagszahlung, sondern das Ganze, und es würde auch mit der Beseitigung der Maigesetze nicht zufrieden gewesen sein; denn es ist nur scheinbar eine kirchliche, in Wahrheit eine politische Partei, die sich in ihrer Mehrzahl gegen die Schöpfung eines deutschen Reiches auflehnt, welches unter der Hegemonie der protestantischen Hohenzollern steht. Sie konnten nach dem Mandate, das ihnen ihre katholischen Wähler ertheilt hatten, anfangs mehr verlangen, als die Vorlage gewährte, aber sie mußten sich, soweit die Conservativen dazu nicht zu haben waren, mit dem, was diese zugestehen wollten, begnügen und den Gesetzentwurf als immerhin nützlich acceptieren. Statt dessen verhielten sie sich von vornherein feindlich und blieben so bis zur letzten Lesung, aus welcher die Vorlage stark abgeschwächt hervorging.

Wieder viel Staub wurde aufgewirbelt, als die preußische Regierung im Bundesrathe die Einfügung Altonas mit der hamburgischen Vorstadt St. Pauli in das Zollgebiet des Reiches beantragte. Ein großer Theil der liberalen Presse und die Freihändler mit ihrem Schweife machten sofort ein entschieden particularistisches Gesicht und erklärten den Antrag für eine himmelschreiende Vergewaltigung Hamburgs, das ohne Altona nicht Freihafen bleiben würde, und zugleich für eine Verletzung des Artikels der Verfassung, welche den Hansestädten ihre Freihafenstellung sichere. Man sah nicht oder wollte nicht sehen, daß jener Artikel den Hamburgern und Bremern nicht sowohl einen Bezirk von der oder jener Ausdehnung und Lage als Freihafengebiet zugewiesen, sondern nur einen den Zwecken der Freihafenstellung überhaupt entsprechenden Bezirk zugesichert hat, und daß die Bestimmung desselben einzig und allein Sache des Bundesrathes ist. Im übrigen steht fest, daß Preußen keinerlei Verpflichtung hat, zu Gunsten Hamburgs darauf zu verzichten, Altona in einen Zollvereinshafen umzuschaffen, der für den wirthschaftlichen Aufschwung des Reiches von hoher Bedeutung werden würde und geradezu unentbehrlich für den Export Deutschlands nach fremden Ländern ist. Wird Hamburg dadurch beeinträchtigt, so mag es selbst in das Zollgebiet Deutschlands eintreten. Auf die Dauer wird es, seit wir das System mäßiger Schutzzölle adoptiert haben, mit der Freihafenstellung der beiden Hansestädte doch nicht gehen. Es ist wider

die Natur, solche fremde Körper in unserer Mitte noch viel länger zu dulden, und assimilieren sie sich nicht, so wird man Schritte thun müssen, dies, soweit die Verfassung es gestattet, auf anderm Wege herbeizuführen.

Nachdem die Parlamentarier in die sommerlichen Ferien gegangen, machte ein Vorgang auf dem Gebiete des Parteilebens von sich reden, der von vielen lange erwartet, von andern für nicht gut möglich gehalten worden war. Die nationalliberale Partei, genauer die nationalliberale Fraction, zerfiel, ihr linker Flügel zerschnitt durch eine Erklärung vom 30. August den locker gewordenen Zusammenhang mit dem rechten, und wir gelangten in den Besitz eines neuen parlamentarischen Corps. Die „liberale" Partei, die mit dem genannten Manifeste geschaffen werden sollte, beschäftigte — in Ermangelung von wichtigerem — die öffentliche Meinung, soweit dieselbe sich überhaupt um Parteibildung und Parteimanöver kümmert, einige Wochen ziemlich lebhaft. Die Führer der Secession, größtentheils Preußen aus den alten Provinzen, hatten bisher als große Lichter bei den Redekämpfen der Parlamente geglänzt, und es hatte kaum eine Verhandlung von Bedeutung gegeben, bei der sie nicht erst auf der Tribüne, dann in den Spalten der Zeitungen eine hervorragende Rolle gespielt und von denen, die ihres Glaubens waren, reichlich das Lob gesinnungstüchtiger Redefertigkeit eingeheimst hatten. Fragte man aber jetzt nach dem, was sie bezweckten, so war die Antwort nicht leicht zu finden. Sie wollen, wie es scheint, Fisch und Vogel, Feuer und Wasser sein. Sie gedenken in den nächstliegenden und wesentlichsten Fragen nicht mit dem Reichskanzler zu gehen, aber auch nicht mit der fortschrittlichen Opposition, deren Maxime Widerspruch unter allen Umständen ist, und deren Vorkämpfer und Rufer im Streite, Herr Eugen Richter, nicht müde wird, mit Stentorstimme unter verschiedenen Variationen sein „Weg mit Bismarck!" in die Welt hinauszuschreien. In der auswärtigen Politik ist der Fürst ihnen ein großer Mann, ein Genie, fast ein Heros, in der innern nicht, da wissen sie es besser, da hat er nichts als Mißgriffe gemacht, da muß ihm der Weg vertreten und das Leben nach Kräften sauer gemacht werden. Hier ist man, einerlei, was man ihm als dem Regeneratvr Deutschlands zu danken hat, vollkommen eines Herzens und eines Sinnes mit den Myrmidonen des Fortschritts, und selbst die Mittel, die man anwendete, die Redeweise, deren man sich bediente, waren von denen, die jene charakterisierten, nicht wesentlich verschieden. Man sprach und schrieb, um dem Kanzler Niederlagen zu bereiten, um ihn müde und mürbe zu machen, und dabei hatte man die Stirn, sich zu rühmen, man habe ihn unterstützt. Sah man sich die 28 Secessionisten näher an, so gehörte ein Theil derselben zu den wohlmeinenden, aber weder klarsehenden, noch energischen Geistern, die an die Möglichkeit einer Politik glaubten, welche durch die Parole Bismarck-Delbrück und Bismarck-Falk bezeichnet wird. Dazu hatten sich Leute

gesellt, die nicht ohne Mandat existieren können, an Wiederwahl denken und zu diesem Zwecke, da die Mehrzahl der Wähler aus kleinen Leuten besteht, von Tage zu Tage lauter und entschiedener für das „große und segensreiche Princip der directen Besteuerung", für „die Interessen der niedern Klassen", für „die Entlastung der Armen und die progressive Heranziehung der großen fundierten Vermögen" die Stimme erheben. Der Rest der neuen Fraction endlich setzte sich aus Herren zusammen, die einst volkswirthschaftliche Autoritäten, Generalpächter der öffentlichen Meinung in nationalökonomischen Angelegenheiten, freihändlerische Apostel und Evangelisten gewesen waren und jetzt in Verbitterung und Verstimmung hinbrüteten, weil der Kanzler und mit ihm, wie die letzten Wahlen bewiesen hatten, die Mehrheit der Mandatgeber sich von ihrem Evangelium abgewendet, einen andern Weg in Zoll- und Steuerfragen betreten und die bis dahin mit ihrer Doctrin und Organisation alles Beherrschenden in eine Lage versetzt, wo sie nur noch wenig mehr galten und erreichten. Eine große Bedeutung hatte die Secession nicht. Die Sonne ist trotz ihrer noch alle Tage im Osten und nicht etwa im Westen aufgegangen, und der Strom der Geschichte ist, wenigstens bis jetzt, in Folge des Ereignisses nicht rascher oder einen andern Weg gelaufen. Im übrigen kann man die Sache vom Standpunkte der Nationalliberalen, die den bisherigen rechten Flügel bildeten, als eine Klärung betrachten und insofern willkommen heißen, wozu allerdings gehören würde, daß man weniger, als man auch hier gewohnt ist, an die numerische Stärke der Fraction, als an die moralische dächte. Die im Verbande gebliebenen werden, nachdem die Malcontenten gegangen sind, strenger geschlossen sein, sicherer auftreten können und mehr Einfluß gewinnen. Sie sind mit diesem Reinigungsproceß dem Reichskanzler ein gutes Stück näher gerückt. Er kann besser mit ihnen rechnen, nachdem die unsichern Cantonisten, die eigentlich ins Lager der Herren Richter und Virchow gehören, sich von denen abgelöst haben, die mindestens in einigen Hauptfragen gleich ihm ihre Politik nicht durch Doctrinen, sondern durch Thatsachen bestimmen ließen. Der Parlamentarismus, wie ihn die Secession eingestandnermaßen erstrebt, ist nichts für die deutschen Verhältnisse. Wir besitzen keine festen Parteien. Wir haben ein Wahlgesetz, welches, wenn der Schwerpunkt des politischen Lebens nicht in der Monarchie und der Regierung läge, zur Desorganisation des Staates führen würde. Wenn in England die Regierung aus einer der beiden großen Parteien hervorgeht, welche die ihre Grundsätze vertretenden Minister unter allen Umständen unterstützt, so haben wir mindestens drei Parteien und darunter das Centrum, dem es nicht um das Wohl des Staates, sondern um Schwächung und Beugung desselben unter Rom zu thun ist. So ist der Kanzler, der weder liberal noch conservativ getauft und confirmiert ist, selbstverständlich genöthigt,

sich über die Parteien zu stellen und sich die Majorität von Fall zu Fall zusuchen, wo sie zu finden ist. Sodann aber kann ein nüchternes Auge unmöglich verkennen, daß eine Persönlichkeit von dem genialen Blicke und der gewaltigen Energie des Fürsten Bismarck nicht in den Rahmen eines für gewöhnliche Portefeuilleträger, für Leute, die das Parlament für sich denken lassen, gezimmerten constitutionellen Systems paßt, daß er vielmehr eine historisch gewordene Macht repräsentiert, der man sich so weit als irgend möglich anzuschließen und unterzuordnen hat. Die Herren von der „großen liberalen Partei" — groß bis jetzt nur auf dem Papiere — begriffen dies einst und handelten darnach gleich denen, welchen sie nunmehr den Rücken gewandt haben. Sie schlossen wie diese Compromisse, und sie hatten es nicht zu bereuen; denn nur durch verständige Nachgiebigkeit erreichte die nationalliberale Mittelpartei die ihr werthvollen Reformen, die sie in Gemeinschaft mit dem Fürsten durchsetzte. Aber seit 1877 ist dies wesentlich anders geworden, und als der Reichskanzler erkennen mußte, daß die Nationalliberalen immer weniger Neigung kundgaben, mit den gemäßigten Conservativen seine Partei zu sein, war es natürlich, daß er sich Unterstützung für seine Pläne in andern Lagern suchte; und daß die Herren, die jetzt das Nationale nicht mehr betonen und bloß noch Liberale sein wollen, dies übel empfanden, begreift sich ebenfalls. Wer büßt gern an Macht und Einfluß ein? Aber für die Wähler dieser Politiker existiert das Bedürfniß von Parteigrößen nicht. Wenn die Achtundzwanzig von den neuen Wahlen ein Additionsexempel erhofften, so kann es leicht ein Subtractionsexempel geben. Die Altliberalen wußten davon ein Lied zu singen, die Fortschrittler gleichermaßen, und die Nationalliberalen waren auch schon zahlreicher als in der letzten Periode. Der Instinkt des Volkes ist nun einmal zuweilen klüger als die Fractionsweisheit seiner Vertreter.

Die Herbstsession des preußischen Landtags hatte wenig, was der Erwähnung in einem Berichte, der nur der Hauptsachen gedenken soll, werth wäre. Die Interpellation der Fortschrittspartei in Betreff der Stellung der Regierung zu der Antisemiten-Petition war kein glücklicher Gedanke und hat der Bewegung gegen die Juden keineswegs ein Ende gemacht. Im Gegentheile, die letztere ist damit nur mehr in die Oeffentlichkeit getreten und in weitere Kreise gedrungen. Auch waren die Redner, welche die Sache Israels führten, mit ihren Argumenten aus dem alten Eisen, denen, welche die gegentheilige Ansicht vertraten und dabei ins Leben, in die Thatsachen griffen, durchaus nicht überlegen. Die Berathung des Cultusetats führte, wie hergebracht, wieder zu einer großen Culturkampfsdebatte, die indeß nicht viel Neues zu Tage förderte. Der conservative Cultusminister erfuhr von Seiten des Centrums dieselbe Kritik und hatte dieselben unerfüllbaren Forderungen abzulehnen wie sein liberaler Vorgänger. Erfreu-

lich war, daß er letzteres mit aller der Entschiedenheit that, welche seine Stellung zuließ, und daß man von ihm bestätigen hörte, was Eingeweihte immer angenommen hatten, daß nämlich die Regierung auch jetzt nicht daran denkt, die Grundlagen der Maigesetzgebung zu beseitigen, und daß sie auf neue Verhandlungen mit dem Vatican nicht eher wieder einzugehen entschlossen ist, als bis jener wirklich guten Willen zeigt, sich dem, was der Staat verlangen und festhalten muß, ohne Hintergedanken und Einschränkungen anzubequemen.

Durch die Juden- und die Culturkampfsdebatte aufgehalten, sind wichtigere Dinge bis zu der Zeit, wo die Abgeordneten ihre Weihnachtsferien antreten, nicht zur Erledigung gelangt. Man hat den Etat bis auf die mit den Steuerfragen zusammenhängenden Theile in zweiter Lesung berathen, und einige andere Gegenstände von Bedeutung sind in den Commissionen des Hauses soweit gefördert, daß sie unmittelbar nach dem Wiederbeginn der Arbeiten zur zweiten Lesung gelangen können. Aber dennoch ist noch ein sehr umfangreiches Material zu bewältigen. In den Commissionen ruhen noch die Verwaltungsvorlagen, von denen das Zuständigkeitsgesetz für das Plenum fertig und die Kreisordnungsnovelle in Angriff genommen ist, während es sich sehr fragt, ob die drei neuen Provinzialordnungen für Posen, Hannover und Schleswig-Holstein in dieser Session noch zu Stande kommen werden. Ferner harren noch der Erledigung die Secundärbahnvorlage, die Vorlage wegen Erhöhung der Lehrerwitwen-Pensionen, das Gesetz über Errichtung von Eisenbahnräthen, das zu wirthschaftlicher Hebung Oberschlesiens bestimmte und das Schlachthausgesetz. Endlich aber wird das Haus sich im neuen Jahre mit dem noch zu erwartenden Steuerreformgesetze zu beschäftigen haben, und hier werden die Parteien besonders hart aneinander gerathen.

Wenden wir uns mit unserm Rückblicke noch einen Moment dem Auslande zu, so waren es vornehmlich drei Fragen, die uns in dem ablaufenden Jahre lebhaft beschäftigten.

In Frankreich trat infolge des auch hier tobenden Culturkampfes, in welchem das Ministerium Freycinet nicht so energisch vorgehen wollte, als Gambetta und seine Partei nicht mit Unrecht wünschten, ein neues Cabinet auf die Bühne, das aber die auswärtige Politik und namentlich die Stellung Frankreichs zu Deutschland nicht änderte und dem Wunsche des Landes nach Erhaltung des Weltfriedens entschieden Rechnung zu tragen bemüht war.

In England mußte infolge des Ausfalls der Wahlen zum Parlamente die conservative Partei einer Combination von Liberalen und Radicalen das Staatsruder überlassen, die in Betreff der türkischen Frage zuerst ziemlich feindselig gegen die Pforte und Oesterreich-Ungarn auftrat und starke Neigung verrieth, sich mit Rußland zu verständigen und die „Befreiung" der Balkanvölker zu

vollenden, da aber Deutschland und Frankreich für den Plan nicht zu gewinnen waren, gelindere Saiten aufzuziehen für gut fand und im Einvernehmen mit den sämmtlichen übrigen Großmächten wenigstens eins von ihren Anliegen, die Lösung der montenegrinisch-albanesischen Grenzfrage, durch eine gemeinsame Demonstration der Flotten bei Dulcigno ermöglichte. Eine schwere Verlegenheit für das neue Cabinet waren die Zustände in Irland, wo die Landliga Parnells offen auf Umsturz der bestehenden Besitzverhältnisse und im Stillen auf Losreißung von England hinarbeitete. Das liberale Credo der Minister ließ lange nicht an Maßregeln denken, mit denen hier allein zu helfen war. Zuletzt mußte man sich indeß wenigstens zu einem Proceß gegen die Hauptagitatoren und zu einigen militärischen Maßregeln entschließen, mit denen die Angelegenheit in das neue Jahr eintritt.

Die Türkei befindet sich in tiefster Finanznoth, sie wird von dem Panslawismus, dem in Bulgarien und Ostrumelien nicht verächtliche Werkzeuge geschaffen worden sind, und vom Ehrgeize der Griechen bedroht, denen die letzte Berliner-Conferenz einen Vorwand zu Ansprüchen auf Thessalien und ein stattliches Stück von Südalbanien geliefert hat. Die Griechen rüsten sich zum Kriege, um sich gewaltsam in den Besitz jener türkischen Provinzen zu setzen. Indeß ist zu hoffen, daß die Mächte sich ins Mittel legen werden, und daß es ihnen gelingen wird, beide Parteien zur Mäßigung und zu einem Compromiß zu bewegen. Andernfalls wäre fast mit absoluter Gewißheit voranszusagen, daß die Hellenen sich einer großen Niederlage aussetzen würden.

In Rußland hat Loris Melikoff einige Besserung der Zustände erzielt, aber im Stillen frißt der Nihilismus, ein natürliches Product der auf allerlei Abwege gerathnen Civilisation des Moskowiterthums, weiter um sich, und es ist durchaus nicht sicher, daß nicht nächstens wieder eines jener verabscheuenswerthen Attentate versucht werden wird, welche im vorhergegangenen Jahre mit erschreckender Raschheit aufeinander folgten.

Von unsern übrigen Nachbarn ist nichts zu berichten, was hier einer Erwähnung bedürfte. Doch mag zum Schlusse bemerkt werden, daß das Bündniß des deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn seine Probe bis jetzt aufs beste bestanden hat und auch für die nächste Zukunft ein Segen für beide Theile zu bleiben verspricht.

Julius Mosen.

Die raschlebende und schnell vergessende Gegenwart muß von Zeit zu Zeit an die literarischen Entwicklungen, welche dem Experimentalroman Monsieur Zolas und dem pikanten Feuilleton Spitzers und Stettenheims vorausgegangen sind, erinnert werden, und doch liebt sie es nicht, daß man derartige meist unbequeme Erinnerungen frisch vom Zaune breche. In solchem Falle bieten die Gesammtausgaben neuerer Schriftsteller, welche sich mehren (wir sagen erfreulich mehren, obschon unvermeidlicherweise die „sämmtlichen Werke“ eines und des andern mit unterlaufen, der wahrlich kein Recht hat, seine schriftstellerischen Erzeugnisse vereinigt darzubieten!) dem Freunde der Literatur willkommenen Anlaß, vergangener Tage zu gedenken und Entwicklungsmomente zu besprechen, welche auch für die Gegenwart noch Bedeutung haben.

Vor einigen Wochen ist eine „neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben (Dr. Reinhard Mosen in Oldenburg) bereicherte“ Auflage der Sämmtlichen Werke von Julius Mosen erschienen*), welche die lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen dieses hervorragenden und in seiner Weise hochinteressanten Poeten der dreißiger und vierziger Jahre weitern Kreisen des Publicums darbietet. Es ist in diesem Falle unnöthig besonders zu betonen, daß Mosen durchaus zu jenen Dichtern gehört, bei denen eine Gesammtausgabe gefordert werden müßte, wenn sie nicht schon zur letzten Erquickung des schwergeprüften Mannes bei seinen Lebzeiten zu Stande gekommen wäre und daß wir die Thatsache einer zweiten Gesammtausgabe mit besonderer Genugthuung begrüßen. Nicht alle in diesen sechs Bänden vereinigten Dichtungen Mosens gewähren gleich reinen poetischen Genuß und haben gleiche künstlerische Bedeutung zu beanspruchen; alle aber sind Schöpfungen eines Talents, das auch da, wo es Zeitirrthümern unterlag oder Stoffe ergriff, welche seinem eigensten Leben und seiner besondern Gestaltungskraft nicht günstig entgegenkamen, den Adel einer reinen Empfindung und einer großen Kunstauffassung bewährte.

Die Entwicklungsgeschichte Mosens ist kein unwichtiger Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung in einem bedeutsamen Wendepunkte, und in diesem Sinne ist es zu beklagen, daß weder die „autobiographischen Erinne-

*) Sämmtliche Werke von Julius Mosen. Mit Mosens Porträt. Sechs Bände. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1880.

rungen," welche diese Sammlung eröffnen, noch die kurze, zuverlässige Biographie, die sie abschließt, ein hinreichend deutliches Bild der besondern Anlagen, Antriebe, literarischen und politischen Zeiteinwirkungen gewähren, unter denen der Dichter des Liedes von „Andreas Hofer" erwachsen ist. Mosens eigene frische „Erinnerungen" reichen über die Knabentage nicht hinaus, und ihre Fortsetzung ist durch die tückische Krankheit, welche seine letzten zweiundzwanzig Lebensjahre trübte, verhindert worden. Mosens Sohn aber, der die Neuherausgabe der Werke pietätvoll geleitet hat, mochte weder zum Panegyriker noch zum Kritiker der Entwicklung des Vaters werden. So bleibt das detaillierte farbenvolle Lebensbild, welches Mosen verdient hat, noch auszuführen.

Soweit die „Erinnerungen" gediehen sind, geben sie ein interessantes Stück Jugendleben und bezeugen auch ihrerseits den feinen Natursinn und die lebendige, frische Beobachtungsgabe des Dichters. Julius Mosen war am 8. Juli 1803 als der Sohn des Dorfschullehrers Johann Gottlob Mosen zu Marienei im sächsischen Vogtlande geboren. Sein Heimatdorf liegt mitten zwischen den kleinen vogtländischen Städten Schöneck, Markneukirchen, Adorf und Oelsnitz. „Mit meinen Landsleuten," erzählen die Erinnerungen, „habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimatliche Erde des Vogtlandes gemeinsam gehabt. Wie es Menschen giebt, von welchen man, hat man sie einmal liebgewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in denen sich eine bestimmte Gemüthsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das vogtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesenthäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinander liegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue emporsteigen, irgend ein Geheimniß verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte." Der melancholisch-träumerische Charakter dieses Waldhügellandes hat auf die Entwicklung und Grundstimmung Mosens entschiedenen Einfluß geübt: die Naturseligkeit und Waldromantik, welche in seiner Lyrik so schlicht-schöne und ergreifende Laute findet, stammt aus den heimatlichen Forsten und Thalgründen. Unter den Menschen, die seine Jugend umgaben, fanden sich, wie damals in jedem abgeschiedenen Winkel Deutschlands, wunderliche Originale mit starker Lebenslust; Mosens eigner Großvater, der Kirchschullehrer von Arnoldsgrün, scheint eines der seltsamsten und wunderlichsten gewesen zu sein. Die Eindrücke aus dieser kleinen Welt machten Mosen für die besondere Richtung der romantischen Poesie empfänglich: was an dieser wahr, echt, leben-

entquollen und volksthümlich geheißen werden durfte, traf mit des werdenden Poeten jugendlichen Erfahrungen und den an sie geknüpften Träumen zusammen.

Mosens Vater, dessen Bildung über seine Stellung weit hinausgeragt haben muß, trug den Zwang und die Enge seiner Verhältnisse nur mit Ungeduld und sandte den begabten ältesten, wie zwei jüngere Söhne auf das Gymnasium nach Plauen, um ihnen die Möglichkeit einer bedeutenderen Laufbahn zu eröffnen. Ueber die Gymnasialtage des Dichters sind wir durch keine nähere Mittheilung unterrichtet. Die biographische Skizze Reinhard Mosens hebt nur hervor, daß Julius Mosen damals schon poetische Versuche gemacht und dem Vater zur Beurtheilung vorgelegt habe. Einsichtig und treffend warnte ihn der tüchtige Mann vor zu frühem gewaltsamen Hervorrufen der poetischen Stimmung: „Ist der Mimer zugefroren, so gehet ja nicht auf das Eis ihn aufzueisen. Ist er aber aufgethaut, so schlürft dann und wann ein Tröpflein aus seiner Quelle, um eure Geister aufzufrischen; schöpfet aber um Bragurs und Baldurs Willen nicht mit Wassereimern daraus. Wer Mißbrauch mit diesem heiligen Wasser treibt, der muß das Zuviel einst wieder ausweinen."

Da sich Mosen für das Studium der Rechte entschieden hatte, so bezog er 1822 die Universität Jena. Von Haus aus hatte ihm sein Vater hierzu nur spärliche Beihilfe gewähren können; als dieser vollends im Jahre 1823 starb, „ward die Fortsetzung der juristischen Studien zweifelhaft", und der Dichter lernte früh die Noth und den bittersten Ernst des Lebens kennen. Gleichwohl war er, wenn schon in jugendlich unreifer Weise, eben damals seines poetischen Talents gewiß geworden, hatte durch dasselbe in den Kreisen seiner studentischen Freunde Aufmerksamkeit und Erwartungen erregt und sich auch die Theilnahme hervorragender, geistig und gesellschaftlich hochstehender Männer erworben. Zu diesen zählte sein vogtländischer Landsmann der Philolog und Aesthetiker Ferdinand Hand (in dessen Hause Mosen einige Zeit zubrachte), der Philolog Göttling, der alte Freund Goethes Knebel, welcher damals in Jena lebte und sich Empfänglichkeit für jugendliche Bestrebungen bewahrt hatte, Johann Dietrich Gries, der Uebersetzer der Dichtungen Ariosts, Tassos und Calderons. Die Anregungen, welche Mosen aus diesem lebendigen Verkehr und aus der Literatur des Tages empfing, trieben ihn zu größern poetischen Versuchen; bereits 1825 erschien in Jena eine Novelle des jugendlichen Dichters, „Der Gang zum Brunnen," ein Erstlingswerk, aus welchem die Neuausgabe der Werke die Stanzen der Widmung und eine kleine Phantasie „Frühlingstraum" mittheilt. Beide Bruchstücke verrathen, daß eine romantisch-unbestimmte Sehnsucht nach poetischem Leben das Herz des Jünglings erfüllte. In dieser Sehnsucht mochte der Plan, Italien zu sehen und große Welteindrücke aufzunehmen, in der Seele des dürftigen Studenten zuerst Gestalt gewinnen.

Welche äußern Momente diesen Traum förderten, läßt sich nicht mehr klar erkennen. Mosen hatte aber damals das für einen jungen Dichter unschätzbare Glück, das Auge Goethes auf sich zu lenken. Dr. Reinhard Mosen theilt in seiner biographischen Skizze mit, daß sein Vater ein von Goethe mit dem ersten Preise gekröntes Festgedicht verfaßt habe, und setzt hinzu: „Gedicht und Veranlassung zu demselben habe ich noch nicht auffinden können." Nach einer Mittheilung, für deren Zuverlässigkeit wir freilich nicht unbedingt einstehen können, hat es sich um ein Gedicht zur Jubelfeier Karl Augusts von Weimar als Rector der Universität Jena gehandelt. Professor Hand, Mosens Landsmann und Gönner, ließ dasselbe auf eigene Kosten drucken, Goethe erklärte es für das beste unter allen aus diesem Anlaß entstandenen Gedichten, und Mosen erhielt bei der von Hand bewirkten Einsendung seines Festliedes an den Weimarischen Hof eine kleine Summe, welche den Grundstock zu seiner Reisekasse bildete. Eine weitere außerordentliche Einnahme erwuchs ihm aus dem Honorar für die Mitwirkung an der Greifswalder Gesammtausgabe der Dichtungen Ludwig Theobul Kosegartens, mit der ihn der Sohn des Dichters, Johann Gottfried Ludwig Kosegarten, welcher bis 1824 Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Jena war, betraut hatte. Mosen vertauschte für den Augenblick sein Jus mit dem eifrigen Studium der italienischen Sprache und wurde bei dieser Gelegenheit mit dem reichen Dr. August Kluge befreundet, der auch ein wenig Italien und den Orient sehen und nebenbei Abenteuer aufsuchen wollte.

Es bleibt, wie gesagt, höchst bedauerlich, daß Mosens „Erinnerungen" bis zu diesem wichtigsten Abschnitt seines Jugendlebens nicht gelangt sind. Das wenige, was wir von seiner 1825 angetretenen Reise vernehmen, klingt wie ein Nachcapitel von Goethes „Wilhelm Meister" und eines von Tiecks „Sternbald." Die biographische Skizze Reinhard Mosens betont, daß Julius Mosen ursprünglich nur Tirol habe sehen wollen und erst auf Kluges Zureden über die Alpen gegangen sei. Nach andern Erzählungen wäre die Reise der Freunde von Jena aus gemeinsam unternommen worden; in München fühlte sich Kluge, ganz im Geiste der romantischen Jugend, gedrängt, sich einer wandernden Schauspielertruppe anzuschließen, stärkte aber des Freundes Reisekasse in zartsinniger Weise so, daß dieser seiner geheimen Sehnsucht folgen und den poetischen Pilgergang nach Rom antreten konnte, wo er später wieder mit Kluge zusammentraf. Es war noch die Zeit, wo verhältnißmäßig wenige Italien sahen und genossen, die Eindrücke des italienischen Lebens waren stärker, mächtiger, als sie jetzt sein können, und Mosens gesammtes späteres Schaffen legt Zeugniß davon ab, wie die lebendige Anschauung des Landes, die Erinnerungen an Rom und Florenz in seiner Phantasie nachwirkten.

Ein unmittelbares poetisches Resultat der Reise erwuchs ihm durch den Fund

des Stoffes zu seiner epischen Dichtung „Ritter Wahn." Mosen selbst berichtete über deren Entstehung in einem spätern Briefe an Ludwig Tieck: „Wie ich mit meinem Freunde Dr. Kluge von Perugia nach Arezzo reiste, lockte uns die Wiß- und Neubegierde von Cumoccia hinauf nach Cortona. Dort war eben Jahrmarkt, und alles ging bunt durcheinander. Als wir über den Marktplatz gingen, sahen wir, wie es in Italien so häufig geschieht, eine Menge Menschen um einen Mandolinenspieler herumstehen. Wir hörten ihm zu, und etliche Strophen gefielen mir so, daß ich die ganze Mähr gern gewußt hätte. Ich nahm mir den Mann mit in den Gasthof und ließ mir die ottave rime in die Feder dictieren. Ich ward von dieser Volkssage so innerlich bewegt, daß der Gedanke mir keine Ruhe mehr ließ, diesen schönen Stoff zu benutzen und auszuarbeiten." Mosens Rückreise ward sonach in der glücklichsten Stimmung angetreten, die es für den Schaffenden giebt: erfüllt von poetischen Vorstellungen und im Vorgefühl baldiger gestaltender Arbeit. Es scheint, daß der Dichter sich zunächst nach seiner Heimat begab und zwischen den beschneiten vogtländischen Tannenwäldern im Winter von 1826 zu 1827 das Werk vollendete, welches für jeden Urtheilsfähigen sein echt poetisches, ebenso frisches als ausgiebiges Talent außer Zweifel stellte.

Es liegt nahe, daß der jugendliche Dichter damals von raschen Ehren und Siegen auf der künstlerischen Laufbahn träumte, umsomehr als er von den Früchten seiner poetischen Arbeit auch eine Besserung und Förderung seiner äußern Lage hoffen mußte. Der frühe Römerzug, so bedeutsam für die ganze innere Entwicklung Mosens, hatte doch seine Rechtsstudien unterbrochen, für ihre Wiederaufnahme fand er sich bei der Lage seiner Familie fast mittellos. Aber statt der Förderung erfuhr er zunächst nur herbe Enttäuschungen. Es gelang ihm weder einen zahlenden noch überhaupt einen Verleger für sein vortreffliches, inhaltreiches und formschönes Gedicht zu finden. Man braucht hierin nur das allgemeine Schicksal namenloser junger Poeten wiederzuerkennen. Man darf aber auch in der Gleichgiltigkeit gegen den poetischen „Cavaliere Senso" eine Wirkung des Umschwungs sehen, welcher sich gerade in den letzten Jahren vor der Julirevolution vorzubereiten begann. In der ästhetischen Theorie herrschte durchaus noch die Kunstanschauung der Romantiker vor, daneben stand eine meist schwächliche Nachbildungslust in Geltung, welche lediglich gerühmte classische Dichtungen als Muster erachtete und nie aus dem Leben schöpfte. Und doch begann thatsächlich das Publicum andere Bedürfnisse zu empfinden: was irgend den Reiz des Pikanten und einigermaßen Gewagten hatte, was wie Börnes Kritiken, Heines Reisebilder und ein Theil von Heines Jugendgedichten mit höllischen Flämmchen spielte, was wie Fürst Pücklers erste „Briefe eines Verstorbenen" einen neuen Ton wenigstens anschlug, ward mit einer gewissen

Begier und Neugier aufgenommen. Die Anfänge dieser Stimmung im deutschen Publicum wurden vom Instinct der Verleger rasch herausgefühlt, und Productionen, die ein Jahrzehnt zuvor freudig begrüßt worden wären, wurden theilnahmlos abgewiesen. Blieben doch selbst namhafte Männer wie Immermann von den Wirkungen dieser noch nicht hinreichend dargestellten Stimmungsänderung nicht verschont. Was aber immer der Grund gewesen sein möge, daß man zu den Fähigkeiten Mosens kein besonderes Vertrauen faßte, für den Augenblick ward er hart davon betroffen. Er hatte zur Wiederaufnahme und zum Abschlusse seiner juristischen Studien die Universität Leipzig bezogen. Hier konnte ihn der eiserne Fleiß nicht vor entschiedener materieller Noth schützen, die Freunde, die er fand, waren mit Ausnahme des Hofgerichtsraths Dr. Wenk beinahe so arm wie er selbst. Mosen ließ sich dies nicht sonderlich anfechten, schrieb, wie der Sohn in seiner biographischen Skizze erzählt, die Reinschrift seiner Examenarbeiten im Bette, „um warme Finger zum Schreiben zu haben, denn Heizmaterial habe er sich nicht kaufen können", und bestand, was die Hauptsache war, 1828 ein glänzendes Examen. Unmittelbar nach demselben blieb ihm nichts übrig, als nach seiner vogtländischen Heimat zurückzugehen und als juristischer Hilfsarbeiter im Büreau des Advocaten Schweinitz in Markneukirchen die nöthigsten Mittel zum Lebensunterhalte zu gewinnen. Der Gegensatz dieser Existenz mit der wenige Jahre zuvor vorausgegangnen mochte an sich empfindlich genug sein. Weit schlimmer war noch, daß der junge Dichter an seinem Talente und seiner Kraft zu zweifeln begann. Er scheint in der Einsamkeit seines Markneukirchner Aufenthalts wenig oder nichts geschaffen zu haben. Das Leben kam ihm kleinlich und eng vor, und die Aussichten, die er für sich wahrnahm, erquickten seine Seele nicht. Er selbst hat in spätern Jahren seinen damaligen Zustand vielleicht allzu bitter geschildert, gewiß ist aber, daß er nicht davon träumte, etwa hier in der Heimat ganz wieder heimisch zu werden.

In diese schwüle Situation klangen die Nachrichten von der französischen Julirevolution und den Bewegungen, die sie auch in Deutschland erweckt hatte, herein. Mosen fühlte sich ergriffen, emporgerüttelt, er sah mit einem male Möglichkeiten vor sich, der Enge der umgebenden Zustände zu entrinnen, und eilte nach Leipzig, wo er Freunde hatte, die ihn willkommen hießen und wo die neue, immer nur erst halb politische Bewegung wieder eine frische Theilnahme auch an literarischen Talenten und Bestrebungen erweckt hatte. Mosen scheint einige Monate hindurch lediglich als Schriftsteller seinen Unterhalt gewonnen zu haben. In dem Buchhändler Ambrosius Barth fand er jetzt einen Verleger für seinen „Ritter Wahn", plante die größere Novelle Georg Venlot, die im nächsten Jahre ausgeführt wurde, und schrieb eine ganze Reihe seiner schönsten und kräftigsten lyrischen Gedichte, unter denen die zu Volksliedern gewordenen Balladen

„Andreas Hofer", „Der Trompeter an der Katzbach" und (im Herbst 1831) „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" waren. Von populären und, wenn man will, bänkelsängerischen Melodien getragen, drangen sie in jene Schichten hinein, in denen man nach dem Namen eines Dichters kaum fragt, lenkten aber zugleich die Aufmerksamkeit auch solcher auf Mosen, welche für die individuelle Begabung und Kraft eines poetischen Talents Verständniß und Antheil besitzen. Als Mosen, nach Approbation seiner juristischen Probeschriften und bestandenem zweiten Examen, im Herbst 1831 eine mäßige, aber bescheidenen Ansprüchen zunächst genügende Stellung als Actuar beim Patrimonialgerichte Kohren erhielt, galt er über die literarischen Kreise Leipzigs hinaus als ein vielverheißendes Talent. Die einen, welche sich an „Ritter Wahn", an die traumhaft-phantastische Novelle „Georg Venlot" und an die tiefe, süße, bestrickende Naturseligkeit in den innigsten Jugendliedern Mosens hielten, sahen in ihm einen berufenen Träger der reinen, echt poetischen und naiven Fortbildung unsrer Literatur. Die andern, welche für die gefährliche Verquickung der Zeitphrase und völlig außerpoetischer Tendenzen mit den Aufgaben und bald nur noch mit den äußerlichsten Formen der poetischen Kunst begeistert waren, setzten ihre Hoffnungen auf die heiße patriotische Leidenschaft des Dichters, die gleichsam gluthroth aus einzelnen Gedichten herausleuchtete, auf ein ganz natürliches und in den literarischen Zeitverhältnissen begründetes Schwanken, welches sich schon in den ersten größern Schöpfungen bemerkbar machte, die Mosen in seiner neuen Lebenslage vollendete.

Die Novellen allerdings, welche der junge Dichter in Kohren schrieb und die später der größern Sammlung „Bilder im Moose" einverleibt wurden, waren gleichfalls noch meist völlig unbefangen, rein poetischer Stimmung entquollen; eine nicht immer glückliche, aber, wo sie glücklich war, höchst wirksame Mischung von genrebildlicher Realität und traumhafter Phantastik, gehörte noch ganz der frühern Entwicklung seines Talents an. In den beiden Erstlingsdramen aber „Heinrich der Finkler" und „Cola Rienzi" (von denen das letztere in den von E. Willkomm und Alex. Fischer begründeten „Dramatischen Jahrbüchern" publiciert wurde), macht sich der Einfluß der Tagestendenzen und ästhetischen Tagestheorien schon in einzelnen Zügen geltend — im großen und ganzen freilich behauptete sich auch hier Mosen noch in seiner Ursprünglichkeit, gerade „Heinrich der Finkler" giebt den entscheidenden Beweis, wie fern ihm alles geistreiche Coquettieren mit dem Stoffe lag, wie organisch sich, trotz mancher Unfertigkeiten, bei ihm das poetische Bild aus dem keimkräftigen, echt poetischen Gedanken entwickelte. Wer diesen „Heinrich", durch den deutsche Luft, Berghauch und Tannenduft vom Harz hindurchweht, mit rechtem Antheil liest, der spürt wohl, daß der Poet noch lange kein Meister ist, er lächelt selbst, wenn er die gewaltigen, tief-

gehenden politischen Gegensätze zwischen dem neuen Königthum und dem Stammesherzogthum in den Versöhnungsscenen zwischen König Heinrich und dem Baierherzog Arnulf etwa so gelöst sieht, wie sich ein Studentenzwist auf erregter Kneipe lösen mag, aber er wird sich dem Zauber dieser schlichten Heldengestalt, die mit ihrer eignen Kraft die Umgebungen zu durchdringen weiß, dieses echten, tendenzlosen Pathos der Vaterlandstreue und der männlich-freudigen Pflichterfüllung so wenig entziehen können, als dem bestimmten Eindrucke der gestaltenden ausgiebigen Kraft dieses Dichters. Menschenfiguren wie König Heinrich, wie der Vogelfänger Staudenbein und der zum trotzigen Krieger erwachsende Statz, sind aus bloßer Nachahmung und ohne den Quell lebendiger Wärme und plastischer Anschauung in der eigenen Seele ein für allemal nicht zu schaffen. Auch das ungefähr gleichzeitige in Prosa geschriebene kleine Drama „Wendelin und Helene", welches die Zeit des Bauernkrieges zum Hintergrunde hat, zeichnet sich durch feste Gestalten und namentlich durch die lebendigen Farben jener kleinen Episoden aus, welche auch im „Heinrich" erfreuen.

Gewiß — dieser Dichter war nicht ergriffen und kaum berührt von dem Genialitätsschwindel der Stürmer und Dränger neusten Datums, er wurzelte in fester Sicherheit in seinem so einfachen und doch so tiefen Antheil an großen und kleinen Erscheinungen des unmittelbaren Lebens wie der Geschichte, und einer echt nationalen Empfindung, die mit der ganzen Naturgewalt einer vollen und edlen Leidenschaft in ihm wirkte, und endlich in der Keuschheit seiner Kunstübung, welche nach lüsternen, rohen und grellen Effecten, nach Pikanterien weder strebte, noch auch nur streben konnte. Der aus dem Innersten quellende „Zuruf":

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heischt ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden —
Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht goldne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus,
Lern' auf die Erde dich zu betten,
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unters Haupt dir mit den Händen greifen
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, starr und stolz!

trennte den Dichter, da er keine Phrase, sondern gesteigerter Ausdruck seiner Grundanschauung war, von der rührigen Eitelkeit und der unruhigen Großmannssucht der jungdeutschen Bewegung. Selbst wenn er nicht in der Abgeschiedenheit seines kleinen sächsischen Landstädtchens gesessen hätte, würde er

den Hexensabbath, in welchem Mundts „Madonna", Kühnes „Quarantaine im Irrenhause" und Laubes „Junges Europa" als Vorläufer einer großen Zeit „moderner" Literatur, einer Epoche des „Stils", des „Stils an und für sich" gefeiert wurden, nicht mitgetanzt haben. Er konnte sich einer bescheidnen, aber unzweifelhaften Kraft bewußt sein und hatte nicht nöthig, poetische Impotenz mit künstlichen Reizmitteln emporzustacheln.

Dennoch wäre es ein Wunder gewesen, wenn dem Dichter eine völlig ihm gemäße, nur aus dem Innersten seiner Natur und der Aufnahme nur solcher Lebenselemente, die dieser Natur entsprachen, herauswachsende Entwicklung gegönnt geblieben wäre. Die Unruhe und Gährung des deutschen Geistes und socialen Lebens in den dreißiger Jahren war freilich eine sehr mäßige gegenüber der Hast, der Gährung und der wilden Unruhe unsrer eignen Tage, dafür fehlten die Erfahrungen, wohin der hastige Anschluß an „Begriffe der Zeit" das schöpferische Talent reißen kann, dafür tausend heute vorhandene Bedingungen individueller Unabhängigkeit von dem Zuge des Tages. Keineswegs alles war in diesem Zuge verwerflich, es stünde uns, deren theuerste Besitzthümer zum Theil aus dem Drange von damals erwachsen sind, übel an, die Umwälzungen, in denen die Herrschaft eines unerträglichen greisenhaften Quietismus und genußloser Trägheit gebrochen wurde, schlechthin zu verurtheilen. Auch sind es nur abseits stehende, auf die reine Formpflege, auf die Durchbildung einer beschränkten Eigenthümlichkeit, einer isolierten Stimmung gewiesene poetische Talente gewesen, welche sich ganz und durchaus gegen den Einfluß der „Zeit" zu wehren und in den Bahnen der unselbständigen Classikernachahmung und der Nachromantik zu verharren vermochten. Weil aber nun in dieser Gährungsperiode so unendlich viel darauf ankam, in welcher Weise der Dichter vom Verlangen nach dem „Neuen", „Zeitgemäßen" ergriffen wurde, wie er es verstand sein Recht der unbefangenen, ganzen und unmittelbaren Lebensdarstellung gegenüber der Tagesforderung zu wahren, wie scharf er den wirklichen Zug und Drang neuen Lebens von Laune und Willkür der Mode unterschied und wie weit er die urewigen, absolut unabänderlichen Gesetze der poetischen Kunst, die keine andern als die Gesetze echter Menschendarstellung sind, gegen barbarischen und banausischen Ungeschmack zu behaupten vermochte, so hätte der innerste und freudigste Antheil der Besten jedes wahrhafte Talent auf diesem gefährlichen Pfade begleiten müssen. Aus der Geschichte Immermanns, Wilibald Alexis' und anderer „Berufnen" wissen wir jedoch, wie einsam und unbeachtet dieser Weg zumeist angetreten werden mußte, wie ganz es dem Einzelnen überlassen blieb, sich zwischen den stürmischen Forderungen des Augenblicks und den stilleren, aber stärkern echter poetischer Gestaltung zurechtzufinden. Die eignen Erfolge sind selten die rechten Wegweiser und waren es damals weniger als je. Wenn

Julius Mosen sich an die Thatsache hielt, daß seinem hochpoetischen größern Gedicht „Ritter Wahn“ nur mäßige Verbreitung und Anerkennung zu Theil geworden war, daß aber diejenigen seiner Gedichte, welche der Stimmung des Tages einen energischen populären Ausdruck gaben, den entschiedensten Anklang gefunden hatten, so mußte er sich nothwendig gedrängt fühlen, einen weitern Schritt nach der Tendenz hin zu wagen. Er brachte immerhin auf seinen spätern Weg eine so reiche Mitgabe poetischer Ursprünglichkeit und Naivetät, plastischer Gestaltungskraft und künstlerischen Sinnes mit, daß von vornherein feststand, dieser Dichter könne wohl einzelnen Irrungen des Tags unterliegen, aber weder sein Talent jemals verleugnen noch sich eigentlich und wahrhaft denen anschließen, die zwischen der Vergangenheit und Gegenwart der deutschen Literatur eine breite Kluft aufzureißen eben damals tapfer an der Arbeit waren, als Mosen (1834) sein Patrimonialgericht und das Städtchen Kohren verließ, um als Rechtsanwalt nach Dresden überzusiedeln.

Mosens Niederlassung in Dresden war eine Erfüllung längstgenährter Wünsche und erfolgte in einem Zeitpunkte, wo in Dresden selbst ein entschiedner, leider rasch vorübergehender Aufschwung des geistigen und künstlerischen Lebens stattfand. „Noch in dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts“, heißt es in R. von Friesens kürzlich erschienenen „Erinnerungen“ (2. S. 33), „war Dresden nichts weiter als die Hauptstadt eines kleinen Staates; die Residenz des Königs und der Sitz der obersten Landesbehörden; Handel und Verkehr waren sehr unbedeutend und bewegten sich in den kleinlichsten Verhältnissen; der Fremdenverkehr war sehr schwach; die Interessen der Bürgerschaft concentrierten sich meist auf locale Innungs- und Handwerksdifferenzen, die Zahl der Einwohner betrug damals noch nicht den dritten Theil (etwas über 60000) von der Ziffer, die sie jetzt im Jahre 1879 hat.“ In einen Strom mächtigen, emportragenden, kräfteweckenden und spornenden Lebens tauchte der Dichter, der eben das Mannesalter erreicht hatte, sonach nicht ein. Verglichen mit dem Leben, das er in seinem kleinen Amtsstädtchen geführt hatte, brachte indeß die neue Umgebung immerhin eine Fülle von Anregungen und Eindrücken. Dresden hat auf selbständige schöpferische Naturen meist eine widersprechende Wirkung ausgeübt, sie zugleich mit unwiderstehlichem Reiz gefesselt und mit bitterstem Unmuth erfüllt. Die Erklärung dafür liegt nahe genug. Die anmuthige Lage wie der bauliche Charakter der Stadt, die reichen, überreichen Kunstschätze und wissenschaftlichen Hilfsmittel, welche sie in ihren Sammlungen birgt, die mannichfaltigen Elemente geselligen Verkehrs und eine gewisse Leichtigkeit mit den verschiedensten Kreisen in Beziehung zu treten, der Mangel jeder dictatorischen und gewaltsamen öffentlichen Meinung, welcher, woher er immer stammen mag, doch zunächst der Freiheit des Individuums, namentlich des künstlerischen sehr

günstig ist — alles wirkt zusammen, poetische und künstlerische Talente an Dresden zu fesseln. Auf der andern Seite tritt die gänzliche und fast komisch hilflose Isolierung, in welche sich beinahe jede mächtige, kraftvolle und energische Bestrebung durch locale Zustände und Traditionen gesetzt sieht, das Uebergewicht, welches unter diesen besondern Verhältnissen der Dilettantismus erlangt, die immer wiederkehrende Bevorzugung alles dessen, was mittelmäßig, nichtig und hausbacken trivial ist, denen, die sich der obenbezeichneten Vorzüge von Elbflorenz erfreuen, störend ins Bewußtsein. Schiller und Friedrich von Kleist bei vorübergehendem Aufenthalte, später Carl Maria von Weber und Ludwig Tieck hatten diesen Wiederspruch zu erfahren, der tief in den localen Bedingungen begründet ist und vielleicht nie ganz beseitigt werden wird. Sicher aber fiel der bedeutendste Anlauf, welcher jemals zu seiner Beseitigung genommen wurde, in die Zeit, in der Mosen sich als Sachwalter in Dresden niederließ und neben seinem juristischen Berufe aufs eifrigste der Pflege seines erstarkten Talents lebte. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß um 1835 die literarisch-gesellschaftliche Wirksamkeit und selbst die productive Thätigkeit Tiecks noch nicht beendet war, daß auf den verschiedensten Gebieten Männer wie Semper, Ernst Rietschel, Bendemann, Ludwig Richter, Hähnel in eigner schöpferischer Arbeit wie in officiellen Stellungen den kläglich darniederliegenden, recht eigentlich armseligen Kunstgeist von Dresden zu heben begannen, daß sich in den ersten vierziger Jahren Julius Schnorr von Carolsfeld, Richard Wagner hinzugesellten, daß sich nach einander, leider nur vorübergehend, Robert Schumann, Ferdinand Hiller, Ernst von Brunnow, der prächtige Liederdichter R. Reinick in Dresden niederließen, denen später Gutzkow, Berthold Auerbach, Gustav Freytag u. A. folgten, daß das Dresdner Theater damals eine seltene Vereinigung von Talenten darbot, endlich, daß Männer der Wissenschaft, wie K. Snell, Köchly, Hermann Brockhaus', sich der älteren Gruppe von Gelehrten wie Langenn, Carus, ergänzend zur Seite stellten, um die Thatsache zu beleuchten, daß eben damals Dresden einer der Hauptmittelpunkte deutschen Kunst- und Geisteslebens zu werden versprach. Wir brauchen hier weder zu erörtern, wie viel von der ausgestreuten Saat jener Jahre aufgegangen ist, noch warum gewisse Ernten auf dem Halm und andre im Keime verdarben. Julius Mosen hat den ersten, vollsten, frischesten und hoffnungsreichsten Aufschwung der Bewegung mit erlebt und an seinem Theile mit herbeigeführt. War er doch das einzige, speciell Sachsen angehörige poetische Talent, welches sich nach Anlage, Charakter und Kunststreben von jenen Abendzeitungspoeten unterschied, die in wohlmeinend harmloser Unterhaltungslust und mit gelegentlichen Anwandlungen von rührseliger Gemüthlichkeit oder didaktischem Pathos eine kaum übersehbare Zahl von matten lyrischen Gedichten,

trivialen Erzählungen, Schwänken, Späßen und kleinen Stücken in die Welt gesandt. Die „Abend-Zeitung“ repräsentierte noch immer die Presse in Dresden und vermittelte die Theilnahme großer Kreise der sächsischen Residenz an den geistigen Interessen, aber selbst ihr kluger Herausgeber Hofrath Winkler fühlte damals, daß ihre gute Zeit vorüber sei, und schickte sich an, seine langjährige Redaction aufzugeben. Auf poetische Naturen von der Gemüthstiefe, der reichen Phantasie und der hohen Kunstanschauung Mosens war man in den ältern Dresdner Poetenkreisen nicht eingerichtet, wenn man ihnen auch nicht unfreundlich gegenübertrat. Karl Förster vertraut im Herbste 1836 seinem Tagebuche an: „Auf den Dichter des ‚Ritter Wahn‘ war ich durch das kleine Werk schon aufmerksam geworden, heute trat der Verfasser selbst ein, ein junger, offner, lebhafter Mann, der mit hellem Auge in die Welt sieht und der den Kampf nicht scheuen wird, den sie ihm vielleicht bieten könnte. Er wünscht, daß ich sein Drama „Heinrich der Vogler“ kennen lerne, und lud mich zu Dr. Crusius, wo er es vorlesen wollte, für einen der nächsten Abende ein. Dort fand ich dann Tieck, Baudissin, Sillig, die wie es schien Gericht halten wollten. Das Stück zeigt unbezweifelt ein reiches aber noch nicht geläutertes Talent; es bietet dies Drama viele wirklich poetische Stellen, bewegt sich in einer durchaus guten Sprache und ist reich an schönen Bildern. Dagegen möchte ich tadeln die ausgedehnten Acte, manche Uebertreibung und die Machtlosigkeit in den Gedanken und Bildern.“ (Biographische und literarische Skizzen aus der Zeit und dem Leben Karl Försters. Dresden, 1846. S. 441). Das angeführte Urtheil eines der besten und tüchtigsten Männer aus dem ältern Literaturkreise Dresdens ist im höchsten Maße charakteristisch: eine Dichtung, deren echt dramatischer Kern sich nicht zur Blüthe einer mächtig einheitlichen Handlung entfaltet und deren Charakteristik zum Theil größere Vertiefung fordert, deren unbestreitbarer Vorzug es aber bleibt, daß sie nicht mit den landläufigen poetisierenden Phrasen und den Klingklangsentenzen wirthschaftet, deren beste Scenen natürlich aus der Seele des Dichters quellen, wird der Uebertreibung und der Maßlosigkeit beschuldigt!

Uebrigens ist es nur gerecht zu sagen, daß der Kampf, dessen Förster gedenkt, für unsern Dichter nicht zu hart war. Von vornherein gelang es ihm, einen größern und einen engern Freundeskreis zu gewinnen. Die biographische Skizze Reinhard Mosens nennt den Historienmaler Bähr, Ernst von Brunnow, den Lyriker Adolf Peters (damals Lehrer am Blochmannschen Institut), den Mathematiker Karl Snell und den Musiker von Weyrauch als nächste Freunde des Hauses, letztrer ein späterhin in der grauenhaftesten Vereinsamung und trostlosesten Verbitterung aus dem Leben geschiedner origineller Sonderling. Das Leben in diesem Kreise scheint eben so gesellig heiter als materiell anspruchs-

los gewesen zu sein. Im Jahre 1840 verlobte sich Mosen mit einem liebenswürdigen Mädchen Minna Jungwirth, die ihren Werth und innern Adel nicht nur im Glücke der Brautzeit und der jungen Ehe, sondern auch später in den langen, harten Leidensjahren des geliebten und tief verehrten Gatten leuchtend bewähren sollte. Auch dies Glück ward für Mosen ein Sporn zu kräftigerm und reicherm Schaffen. Soviel wir übersehen können, war in Mosens Lebenskreisen keineswegs die eitle Vergötterung heimisch, deren Gutzkow in seiner Verbitterung und mit der verhängnißvollen Neigung, die Splitter in andrer Augen zu erblicken, des Dichters Umgebungen beschuldigt. „Mosen drückte mir schon früh die mit glücklichen Mitteln erworbne Kunst aus, sich eine Huldigungsgemeinde zu bilden. Ich fand die sächsische Enthusiasmierungsfähigkeit in Thätigkeit, ihm in Dresden einen stattlichen Cultustempel zu bauen. Alle waren es vortreffliche, liebenswürdige Menschen, der Meister obenan. Sie versammelten sich, tranken Thee, setzten sich zuletzt um einen von feingebildeten Frauen geordneten Tisch und ließen einander leben, der Bedeutendere den Unbedeutenderen, der Maler den Musiker, der Musiker den Dichter, der Dichter den Bildhauer. In der Presse spiegelte sich das schöne, harmonische Bild wieder. Zu solchem Großkophtathum hatte mir die Natur das Talent versagt." (Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben. Berlin, 1875. S. 283). Der Ausfall scheint völlig unmotiviert zu sein; gewiß ist, daß Mosens poetisches Schaffen die Farbe nicht trägt, welche allem künstlerischen Thun in Huldigungsgemeinden und ästhetischen Thees angekränkelt zu werden pflegt. Es waren andre Einflüsse als die der bewundernden Freunde, welche Mosens Entwicklung theilweise in falsche Bahnen lenkten und gerade den größern, breiter angelegten Werken, welche er in Dresden schuf, Elemente beimischten, die ihre tiefre und bleibende Wirkung gefährden mußten.

Mosen hatte zu Anfang dieser Dresdner Periode die erste Sammlung seiner „Gedichte" erscheinen lassen, in welcher sich sein echt lyrisches Talent in einer verhältnißmäßig kleinen Reihe vollendeter Gedichte aussprach. Im Gegensatz zu Naturen wie Rückert und Geibel, gehörte Mosen zu den Lyrikern, die, wenn sie den vollendeten Ausdruck für eine Stimmung einmal gefunden haben, sich selten gedrängt fühlen, diese Stimmung zu variiren. Ohne daß er zu den Nachfolgern Uhlands gerechnet werden darf, ist er in diesem Betracht aus Uhlands Schule. Auch darin gemahnt er an den großen schwäbischen Dichter, daß er dann am glücklichsten ist, wenn er in volksliedmäßiger Weise seines Herzens tiefste Sehnsucht oder Empfindung in ein schlichtes Naturbild hineinhauchen kann, wenn er eine Fülle von Leben und Stimmung in jenen kleinen poetischen Gebilden zusammendrängt, die vom Liede zur Ballade übergehen. Daneben freilich sucht er auch für grüblerische Betrachtungen und schmerzliche innere Kämpfe die poetische Fassung. Gedichte wie „Weltsünde," „Nacht," wie

die düster graufige „Vision," „Sünde und Sühne," „Decembermorgen," „Der Rehschädel" werden nicht jeden erquicken; doch dürfte sie niemand didaktisch und unsinnlich schelten. Von den balladenähnlichen Liedern haben, wie schon erwähnt, „Die letzten zehn vom vierten Regiment," „Andreas Hofer" und „Der Trompeter an der Katzbach" Mosens Namen über alles deutsche Land hingetragen und können nur mit der gegenwärtigen deutschen Sprache selbst verklingen. Gleiche Auszeichnung verdienten „Der Schafhirt," „Der erstochene Reiter", „Das Waldweib," „Des Waffenschmieds Fenster." Unter den rein lyrischen verdienen „Ruhe am See," „Der träumende See," „Der Nußbaum," „Brennende Liebe," „Frühlingsnacht," „Im Sommer," „Waldeinsamkeit," „Die Frühlingslerche," „Die Aloe" den Preis, in jedes Herz hineinzuklingen. Seine über die Lyrik hinausstrebende Phantasie und die größere Gestaltungskraft, deren er sich bewußt war, legte Mosen schon in den ersten Jahren in Dresden in den Tragödien „Kaiser Otto III." und „Die Bräute von Florenz" dar, welche beide („Otto III." am 30. September 1839, „Die Bräute von Florenz" am 1. Januar 1841) von der Dresdner Hofbühne zur erfolgreichen Aufführung gebracht wurden, sowie in der großen epischen Dichtung „Ahasver" (zuerst erschienen 1838). Sowohl „Otto III." als „Ahasver" gehören zu den bedeutendsten Zeugnissen von Mosens Talent, den werthvollsten poetischen Schöpfungen der dreißiger Jahre. In „Kaiser Otto III." ergreift vor allen die von echt poetischem Duft umhauchte Gestalt der Stephanie und ihre wahrhaft tragische Situation; im „Ahasver" aber wird immer die kühn großartige und tiefsinnige Anlage des Gedichts, die ganze Ausführung der ersten Gesänge, in denen es sich noch auf realem Boden bewegt, bewundert werden. Und doch tritt schon in diesen beiden Werken ein schwer zu charakterisierendes Etwas hervor, welches lähmend und hemmend in Mosens weitrer künstlerischer Entwicklung wirken sollte, ein Einfluß philosophisch kritischer und politischer Zeitanschauungen, denen sich der Dichter fernerhin nur dann ganz zu entwinden vermochte, wenn er, wie in einigen der schönsten und anmuthigsten spätern Novellen aus den „Bildern im Moose", unbewußt und gleichsam instinctiv auf den Heimatboden der naiven Poesie zurückkehrte. In „Otto III." macht sich ein Zug zu großen opernhaften Scenen, welche nicht die äußerliche Schaulust befriedigen, sondern das große weltgeschichtliche Massenleben vergegenwärtigen sollen, so entschieden geltend, daß es mit den Hilfsmitteln der modernsten dramatischen Musik wohl gelingen könnte, die Tragödie mit sehr geringen Veränderungen in ein musikalisches Drama umzuwandeln. In den letzten Gesängen des „Ahasver" tritt an die Stelle plastischer Gestaltung eine traumhafte visionäre Darstellung, welche sich bestrebt, überall große weltgeschichtliche Perspectiven zu eröffnen und darüber die eigentlich poetische Wirkung, welche feste Bilder oder Stimmungen in der Seele hinterläßt, abschwächt.

Nun mag man immerhin sagen, daß der Mangel an überzeugender darstellender Kraft, an Concentration im einen wie im andern Falle einen Mangel in Mosens Anlage bedeute. Aber wer schärfer hinsieht, wird bald gewahren, daß zwischen den malerisch-rhetorischen Scenen der neuern Tragödien und den Theilen des „Ahasver", welche wie poetische Erklärungen zu Cartons von Kaulbach klingen, sich in Einzelheiten die tief ins Leben tauchende, muthig aus seinem Vollgefühle schöpfende Begabung des Dichters wiederum offenbart. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einer andern Grundanschauung Mosens, bei der energischen Richtung seines künstlerischen Willens auf ein anderes als gerade das ihm gegenwärtig vorschwebende Ziel ihm die volle Belebung auch großer Erfindungen möglich geworden sein müßte. Nicht daraus läßt sich schlechthin ein Vorwurf machen, daß die Reflexion an seinem Schaffen Antheil gewann (sie wird in den gebührenden Schranken an der Ausgestaltung großer Kunstwerke immer ihren Antheil fordern und erhalten), sondern das ist zu beklagen, daß die erwachende Reflexion mit den prophetischen Verkündigungen über die Zukunft der deutschen Literatur zusammentraf, welche seit dem großen Manifest gegen die Romantik von Arnold Ruges und Th. Echtermeyers (Hallischen) „Deutschen Jahrbüchern" für Wissenschaft und Kunst ausgingen.

Es war Mosen leicht gewesen, sich der jungdeutschen Bewegung der ersten dreißiger Jahre gegenüber ablehnend zu verhalten. Die Mischung von Poesie und Publicistik, die Zerstörung aller künstlerischen Form, die Forderung, die seitherige Trennung von gebundener und ungebundener Rede gleichsam in den Urbrei eines allein zeitgemäßen modernsten Stiles aufzulösen, dazu die häßlichen persönlichen Momente, welche die Kämpfe leidenschaftlichen Ehrgeizes und unsachlicher eitler Selbstüberhebung, begleiteten, alles das stieß Mosen ab, und er fand in seiner Natur leicht die Abwehr gegen die Theorien der ersten dreißiger Jahre. In ganz anderm Sinne berührten und ergriffen ihn die Anschauungen, welche die Hallischen „Jahrbücher" vertraten. Mit Siegessicherheit wurde verkündet, daß das Zeitalter einer neuen, der politischen Literatur gekommen sei. In dem Orakelstil der junghegelschen Schule wurde erklärt: „Wenn der Zweck absolut ist, so wird auch sein Effect absolut und seine Realisierung ewig sein. Ist die Theorie unlebendig in sich gekehrt, so ist die Praxis öde, geistlos und interesselos. Die Geschichte schweigt, das Leben ist der Tod überall, wo es nur ein Privatleben giebt. Die Interessen, welche das Herz des politischen Menschen erfüllen, müssen in Wissen und Kunst erfaßt werden; sind diese reellen Interessen aus allen Herzen verschwunden, so träumt man sich andere." (A. Ruge, „Deutsche Jahrbücher" 1842, Nr. 214, S. 856). Oder: „Wer poetisches oder philosophisches Talent hat, der hilft auf den Trümmern der Romantik die neue Welt aufbauen, die Welt der wahren, freien Humanität. Wer daran nicht

glaubt, der hat keine Religion, und wenn er das Wort stündlich im Munde führte. Es giebt nur drei Arten, sich zur Geschichte zu verhalten: irreligiös, gleichgiltig mit Beruhigung in der privaten Glückseligkeit; antireligiös, in leidenschaftlichem Widerspruche gegen den unaufhaltsamen Gang der Geschichte; religiös: im Glauben an den Sieg der Wahrheit und die Verwirklichung der Freiheit." (Jahrbücher 1842, S. 1242.) Wurde der Versuch gemacht, sich auf die Erscheinungen und Thatsachen des Lebens zu berufen, von denen nicht nur die äußere Wahrheit poetischer Darstellung abhängt, wurde erinnert, daß aus der bloßen kritischen Negation des Lebens, das man schlechthin Privatdasein zu schelten beliebte, keine neue Kunst herauswachsen könne, so rief die neue Kritik verächtlich: „Wann gab es eine größere leider auch verbreitetere Verwirrung, als diejenige, welche jetzt in Bezug auf die Begriffe „positiv und negativ" herrscht. Man gebe sich nur einmal die Mühe, die verschrieene Negation näher anzusehen, und man wird finden, daß sie durch und durch selbst Position ist. Für diejenigen freilich, die das Vernünftige, den Gedanken, weil er nicht stillsteht und sich bewegt, für nicht positiv erklären, und deren kraftloses Epheugemüth einer alten Mauerruine, eines Factums bedarf, um sich an ihm zu halten, für die ist aller Fortschritt Negation. In Wahrheit aber ist der Gedanke in seiner Entwicklung das allein Ewige und Positive, während die Facticität, die Aeußerlichkeit des Geschehens eben das Negative, Verschwindende und der Kritik anheimfallende ist."

Mit diesen und ähnlichen Forderungen und Verkündigungen sollte sich der Dichter einigen oder auseinandersetzen. Nicht schlechthin eine Demokratisierung der Kunst, eine Tendenzpoesie, welche das gesammte Weltleben im Lichte demokratischer Ueberzeugungen dargestellt hätte, war gefordert. Eine so geartete Dichtung hätte, obschon sie aus dem eigentlichen Lebenskerne des deutschen Volkes nicht hervorzuwachsen vermochte, immerhin alle Eigenschaften specifischer, unmittelbarer und lebendiger Poesie bewahren können. Das Verhängniß lag vielmehr darin, daß vom Dichter begehrt wurde, außerhalb des Lebens, in reiner Abstraction erwachsene „Ideen" in die Poesie hineinzutragen, ohne sie zu seinem innerlichen und unveräußerlichen Eigenthum gemacht zu haben, daß er sich über das Individuelle zum „Allgemeinen" erheben solle, während alle Kunst das „Allgemeine" eben nur durch das allenfalls zum Typischen erhobene Individuelle darstellen kann. Die Poesie sollte die neue philosophisch-demokratische Geschichtsbetrachtung, in welcher alles gewesene Leben nur als Vorbereitung für die Ideen unsers Jahrhunderts galt und auch das unmittelbare Leben der Gegenwart nur noch Bedeutung hatte, so weit es „politisch" und dem, was man „Privatleben" schalt, feindselig war, nicht in selbständigen Gebilden verkörpern (damit wäre sie Poesie geblieben und sich bald genug der Lücken der

neuen Theorie bewußt geworden) sondern gleichsam nur illustrieren. Bei jeder wirklichen Vertiefung in dargestelltes Leben, in Liebe und Haß, in Leidenschaft und Action, in den Kampf von Naturen und Gestalten, die nicht bloß Vehikel für einen von der souveränen „Kritik" gesetzten Inhalt der Geschichte, nicht bloß Sprecher für eine im voraus feststehende Anschauung waren, mußte man selbst wieder in das verlachte und als armselig verspottete „Concrete" zurückfallen. Dies erfuhren Mosen und andre mit ihm strebende Dichter bald genug, aber doch nicht rechtzeitig genug, um die rechte Versöhnung zwischen dem „weltgeschichtlichen Bewußtsein", für das sie die dramatische Form suchten, und dem unbeugsamen Gesetze der poetischen Gattung zu finden.

Verwundern aber darf es nicht, daß eine leicht anzuregende, von echter patriotischer Empfindung erfüllte phantasievolle Dichternatur wie die Mosens von einer Theorie, die der Dichtung eine entscheidende Mitwirkung an den großen Aufgaben der Zeit zuzuweisen und eine fruchtreiche Zukunft zu verbürgen schien, überwältigt wurde. Es hätte gar keiner persönlichen Beziehungen bedurft, wie sie thatsächlich eintraten, um den Poeten für das politisch-philosophisch-ästhetische Programm der „Jahrbücher" zu gewinnen. Die bedeutendste Einwirkung, nach welcher sich Mosen völlig über die Gefahren des neuen Weges und das Bedenkliche eines historischen Dramas immer stärker täuschte, zu welchem nicht das poetische Motiv oder Problem (das immerhin „zeitgemäß" sein mochte, ja, wahre Schöpfungskraft eines Dichters vorausgesetzt, zeitgemäß sein muß) sondern der sich (angeblich) entwickelnde „weltgeschichtliche" Gedanke den Anlaß gab, war indeß persönlicher Natur. Der eingangs erwähnte bemerkenswerthe Aufschwung des geistig künstlerischen Lebens in Dresden hatte Ruge und Echtermayer, denen der hallische Boden unter den Füßen zu brennen anfing, veranlaßt, sich nach Dresden zu wenden. Sie setzten hier bis zum endlichen Verbote durch die sächsische Regierung ihre „Jahrbücher" fort und hegten eine Zeitlang die eitle Hoffnung, durch den Minister von Lindenau zur Gründung einer „freien Universität" in ihrem Sinne in Dresden zu gelangen. Daß bei der schon hervorgetretenen neuen Richtung Mosens der Umgang mit den geistig hervorragenden, von ihren Ueberzeugungen völlig durchdrungnen Männern vollends bestimmend wirken mußte, war unausbleiblich. Ein Zeugniß davon ist jene Vorrede „Ueber die Tragödie", mit welcher Mosen die Herausgabe seines „Theaters" (Stuttgart, 1842) begleitete. „In Frankreich", heißt es hier wörtlich, „verwahrte sich gegen die Restauration der fortschreitende Gedanke der Menschheit in der Julirevolution, in Deutschland hatte er sich in die Philosophie zurückgezogen. Es arbeitete sich jetzt daraus hervor der neue, weltbezwingende Gedanke, welcher in den Worten zusammengefaßt werden kann: Gott offenbart sich durch die Natur an die Menschheit und in dieser durch die Weltgeschichte, welche im

Kampfe des Gewordnen und Werdenden ihn dialektisch entwickelt. Dieser Gedanke macht von selbst das menschliche Individuum zu einem sich selbst bewußten Mitfactor der Weltgeschichte. Der Weg, auf welchem dieser Gedanke in die Nation bringt, kann nur die Poesie sein; in ihr muß er wieder die Form zu gewinnen suchen, welche ihn am lebendigsten in allen seinen Wendungen sichtbar macht. Diese Form ist die Tragödie. Von ihm emporgetragen muß die moderne Tragödie die eigentlich historische werden. Darf man daher sagen, daß erst in unsern Tagen die Gesetze der Weltgeschichte in das menschliche Bewußtsein getreten sind, so stellt sich von selbst dem modernen Tragöden die Aufgabe, die Momente der Geschichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenziert zur That hervorspringt. Wo sich dieser Gedanke durch die gegebnen Conflicte zur That drängt, muß von selbst ein solcher tragischer Moment in der Geschichte entstehen."

Unter dem Drucke dieser Vorstellung, irregeleitet durch die Annahme, daß die Aufgabe der eigentlichen Poesie gewissermaßen bloß eine Entwicklungsstufe zur höhern Poesie bilde, schuf Mosen seine folgenden Werke. Die Nahrung, welche die wirkliche Geschichte dem Dichter in reicher Fülle bietet, unterschied er nicht von der wunderlich destillirten Abstraction, die angeblich die Quintessenz der Welt und Menschheit enthalten sollte und in Wahrheit einem Tranke glich, der in dem Genießenden fiebrische, fliegende Hitze erregt, seine Nerven anspannt und ihn schließlich verschmachten läßt. Im Ernst kann ein echter Dichter (und daß Mosen ein solcher war, müssen wir immer wieder betonen) nie gemeint haben, ganze Seiten der Poesie aufzugeben; der Dichter des „Bernhard von Weimar" und des „Congresses von Verona" scheint gehofft oder instinctiv beabsichtigt zu haben, alles Werthvolle der seitherigen dramatischen Poesie unbemerkt in die neue hochpolitische abstracte Tragödie des weltgeschichtlichen Gedankens hinüberzuretten. Daß ihm dies theilweise gelungen ist, darauf beruht der bleibende ästhetische Werth der spätern Schöpfungen Mosens. Denn daß die Dramen „Bernhard von Weimar", „Der Sohn des Fürsten", „Don Juan d'Austria" und der schon genannte historische Roman „Der Congreß von Verona" außerdem interessante Zeugnisse einer bestimmten irrigen Richtung unsrer Literatur, einer rasch vorübergegangenen Ueberschätzung, eines kurzathmigen Anlaufs sind, über Nacht eine neue Poesie zu gewinnen, geht nur dem Kritiker und Literarhistoriker an. Der Versuch, „die Ideen der Politik in universaler Tiefe dramatisch zu gestalten", war mit lebendiger poetischer Anschauung und Gestalt unvereinbar, „Geist der Geschichte" geht die Poesie nur insoweit an, als er sich in lebendigen Menschengestalten und ergreifenden Menschenschicksalen ausspricht. So angeschaut, war „Der Sohn des Fürsten" mit den Gestalten des unglücklichen Katte und des jugendlichen Friedrich entschieden Mosens glücklichster Griff

in seiner spätern Periode. Wohl empfinden wir auch in diesem Drama den Mangel lebendigen Interesses an der harten Energie und Realität der in dem Drama von Küstrin mithandelnden Menschen, wir athmen nicht voll die rauhe, schneidige Luft des preußischen Kriegerstaates unter Friedrich Wilhelm I. und empfinden den Conflict zwischen Vater und Sohn, die beide mit dem Fürstenbewußtsein ausgerüstet sind, nicht in seiner vollen tödtlichen Schärfe. Aber die Kenntniß der historischen Thatsachen und das ganze halb grelle, halb düstere Colorit jener Tage bei Seite gesetzt, die Handlung und der Hintergrund, den Mosen seinem „Sohn des Fürsten" giebt, erscheinen doch möglich und wirken, von der unvermeidlichen abspringenden Tendenzrhetorik abgesehen, in ihren eignen Voraussetzungen poetisch und Theilnahme erweckend.

Wir müssen das, was Mosen unter den angedeuteten Umständen bleibenden Gehalts gab, um so höher anschlagen, als es der Sinn jener Tage mit sich brachte, ihn in seinem Irrthume leidenschaftlich zu bestärken. Sein historischer Roman „Der Congreß von Verona", eine Dichtung, in der das Verdienst reicher Erfindung, zum Theil hochpoetischer Situationen und einzelner lebendiger Charaktere für viel unverarbeiteten Stoff und manche starke Geschmacklosigkeiten der Tendenz entschädigen konnte, wurde geradezu als epochemachend und zwar epochemachend auf seine wesenlosesten und unlebendigsten Momente hin gepriesen. „Der Roman unsrer Zeit sucht sich einen andern Boden zu erringen. Es ist genug geliebt und gelitten worden. Aber die Poesie hat entschieden Feierabend gemacht mit dem Tagewerke des Besingens und Vorstellens der Liebesaffairen" — so rief angesichts dieses Romanes ein Kritiker, wie Adolf Stahr aus und mußte am Ende doch wieder zugeben, daß die Liebesepisode des Griechen Achilleus und der schönen Isabella das Gelungenste und Ergreifendste des Romans sei. Schroff und ohne Berücksichtigung des unaustilgbaren poetischen Triebes in einem noch lebendigen Volke und einer unerstarrten Sprache hatte kurz zuvor Gervinus erklärt, der Wettkampf der Kunst unter den Deutschen sei vollendet und es gelte hinfort nur politischen Zielen zuzustreben. Was Wunder, daß sich die lebendigen Talente in ihrer Art mit dem Verdict abzufinden suchten!

Das Drama „Der Sohn des Fürsten" brachte eine letzte Lebenswendung für Julius Mosen. Er hatte in Dresden Wurzel gefaßt, aber es war ihm nicht gelungen, eine Lebensstellung und äußere Lebensaufgabe zu erringen, die mit seiner innern besser in Einklang stand als seine Advocatur, der er pflichtgetreu, aber wie es scheint ohne juristischen Enthusiasmus oblag. Daß er sich nach diesem Einklange sehnte, geht aus der Raschheit hervor, mit der er im Jahre 1844 einem Rufe des kunstsinnigen Großherzogs Paul Friedrich von Oldenburg, als „Dramaturg" am Oldenburgischen Hoftheater nach seiner Residenz

überzusiedeln, Folge leistete. Mosen begann seine neue Thätigkeit mit dem vollsten Enthusiasmus. Aber kaum war das erste Jahr derselben vorüber, so zeigten sich die ersten Vorboten jener verhängnißvollen lähmenden und verzehrende Krankheit, welche auch seine noch übrige poetische Kraft in langem Siechthum brach. Die Sammlung seiner mehrgenannten „Bilder im Moose", der werthvollen Novellen aus früherer und späterer Zeit, war die letzte Arbeit, deren Abschluß ihm gegönnt wurde. Darnach begann er nur noch die frisch und liebenswürdig anhebenden „Erinnerungen" und eine Tragödie „Cromwell." Reinhard Mosen meint, dieselbe wäre vielleicht „nach dem vorhandnen fertigen Anfange des ersten Actes und dem Entwurfe zu den übrigen sein gewaltigstes Drama geworden." Und warum nicht, wenn wir annehmen, daß dem innerlich productiven Dichter der Irrthum seiner jüngsten politisch-philosophischen Kunsttheorie klar geworden wäre? Warum nicht, wenn ihm für diesen Entwurf die Bedeutung der charakteristisch herausgearbeiteten Hauptgestalten, voller, lebendiger Individuen, gewaltiger historischer Gegensätze, mächtiger menschlicher Gegenspieler so klar vor der Seele stand, wie er sie in einer kleinen Skizze seines trefflichen kleinen Buches über „Die Dresdner Gemäldegalerie" bei Gelegenheit des Van Dykischen Portraits Karls I. geschildert? „Eine tiefe Wehmuth beschleicht unser Herz, blicken wir in dies königliche Gesicht. Van Dyk hat es verstanden, das Stuartschicksal hineinzuschreiben. Dieser Stuart war der letzte ritterliche selbstherrliche König auf dem Throne Englands. Er war der Held des großen Trauerspiels, welches dort der Dämon der englischen Geschichte im Geiste Shakespeares so grausam gedichtet, so blutig in Scene gesetzt hat. Zuerst drängte er die stumpfen Gegensätze, in welchen sich das gemeine Leben bewegt, in zwei Extreme heraus, in die Parteien des Royalismus und der puritanischen Demokratie, ließ sie in den äußersten Spitzen in zwei einander entgegengesetzten Personen in Carl Stuart und Cromwell sich empören und stellte sie auf Leben und Tod einander gegenüber. Der unglückliche König hatte die schwierigere Rolle zu übernehmen. Cromwell hatte für sich die Kraft einer großen Zeitidee, Carl nur die eigne Persönlichkeit, Cromwell die Energie der Borniertheit, welche zu jeder großen politischen Rolle gehört, er nur die höfisch verschliffene Bildung der alten Zeit, Cromwell die zermalmende Pferdekraft des religiös politischen Fanatismus, er nur den beliebigen Eigensinn, Cromwell die Beharrlichkeit, er den schwankenden Calcul macchiavellistischer Politik, Cromwell für sich den gewaltigen Pöbel, er nur eine Hand voll Galanteriedegen, gegen sich aber die ganze neue Zeit und ihr Glück!" Freilich auf die Ausführung kommt in aller Kunst unendlich mehr als auf die noch so geniale Skizze an. Die Probe, wie weit er sich dem Irrthume der Tendenz zu entwinden, auf seine dichterischen Anfänge, in denen die volle Fähigkeit zur

ganzen Menschendarstellung vorhanden ist, zurückzugehen vermocht hätte, konnte Mosen seinem wachsenden Leiden gegenüber nicht ablegen.

Von 1848—1867 verschlimmerte sich sein Zustand unablässig — bewundernswürdig bleibt die Kraft und die Geduld, die Frische und der Humor, mit welchen er dies herbe Schicksal trug und noch mannhaften, warmherzigen Antheil an vaterländischen und künstlerischen Dingen zeigte. Die gemeine Noth des Lebens blieb glücklicherweise seinem Schmerzenslager fern, und zum bittern Gefühl des gänzlichen Verlassen- und Aufgegebenseins ließ ihn die treue Liebe der Seinen und die Anhänglichkeit seiner oldenburgischen Freunde nicht kommen. Eine letzte beglückende Zeit durchlebte Julius Mosen, als im Jahre 1863 die erste Gesammtausgabe seiner „Werke" hervortreten konnte, und die Summe seines poetischen Lebens und Strebens sich in der Weise darstellte, wie wir sie gegenwärtig wieder zu ziehen vermögen. Sie ist, nach allen Irrthümern und minder gelungnen Anläufen, wahrlich groß genug, um im goldnen Buch unsrer poetischen Literatur die Dauer von Mosens Namen zu sichern. Und so können wir in jedem Betracht der Neuausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" einen großen Kreis pietätvoller, theilnehmender und einsichtiger Leser wünschen, die von dem Vollendeten reinen Genuß empfangen und aus dem Verfehlten feste Anschauungen über das innerste Wesen der Poesie und ihr wahres Verhältniß zu allem gewinnen, was sich in verschiednen Zeitläuften „Geist der Zeiten" oder gar der Weltgeschichte nennt.

Dresden. Adolf Stern.

Cornelius im Lichte der Gegenwart.

Im Herzen der preußischen Hauptstadt, auf jener Insel, welche König Friedrich Wilhelm IV. der Kunst geweiht wissen wollte — kein unheiliger Fuß sollte ihren Boden betreten — erhebt sich, von hohen Säulengängen umgeben, ein stattliches, hochragendes, weit über den Fluß blickendes Gebäude, dessen Aeußeres die heitern Formen des griechischen Tempels trägt. Auf dem Architrav liest man die Worte „Der deutschen Kunst." Ein Treppenhaus von gewaltigen Dimensionen empfängt den Eintretenden, der, wenn er zunächst nur in der Absicht, sich über die Disposition der Innenräume zu orientiren, Geschoß nach Geschoß durchwandert, schnell zu der Einsicht gelangt, daß zwei große Oberlichtsäle des zweiten Stockwerks, welche auch durch das dritte hindurchgehen, den Kern des ganzen Bauwerks bilden,

um welchen sich die übrigen, ganz unverhältnißmäßig kleinen Räume bescheidentlich gruppiren. Wenn wir, am Eingange stehend, durch die beiden großen Säle hindurchblicken, fällt unser Auge auf die kolossale Büste eines lorbeerbekränzten Mannes von vergoldeter Bronze, die am Ende der Säle in einer Nische auf hohem Postament errichtet ist. An den Wänden der beiden Säle sehen wir nichts als riesige Kohlenzeichnungen auf Papier von der Hand desselben Mannes, dessen Bronzebild man in der Nische aufgestellt hat. Der also gefeierte, dessen Schöpfungen man als den Kern eines „der deutschen Kunst" gewidmeten Ehrentempels betrachtet und geschätzt wissen will, ist Peter von Cornelius.

Nun würde ein unbefangener Beobachter, der sich mit dem Entwicklungsgange der deutschen Kunst bekannt machen will — nehmen wir irgend einen der „Hyperboräer" an, die für Cornelius den Inbegriff alles Pedantischen, Beschränkten und Unwissenden waren — ein solch einfältiger Hyperboräer also würde, nachdem er die Corneliussäle mit der gebührenden Andacht studirt, leicht zu der Annahme kommen, daß die übrigen Zimmer und Cabinette, die sich um das feierliche Centrum des Gebäudes krystallisirt haben, Kunstwerke enthalten müssen, welche im Anschluß an die Offenbarungen des gewaltigen Genius, die er eben bewundert, die auf Cornelius basirte, fortschreitende Entwicklung illustriren werden. Aber mit jedem Schritte, den er in den Seitengemächern thut, wird er stutziger, wird seine Enttäuschung größer. Nichts als Oelgemälde und wieder Oelgemälde, deren Schöpfer augenscheinlich von einem Streben beseelt gewesen sind, welches dem des Cornelius diametral gegenüberstand! Nirgends bemerkt der arme Hyperboräer Anknüpfungspunkte an den großen Genius der Mittelräume. Nur zwei- oder dreimal glaubt er verwandte Geister zu finden, deren Verwandtschaft mit Cornelius aber vielleicht nur eine rein äußerliche ist: sie haben ebenfalls mit Kohle auf Papier gezeichnet. Es sind Alfred Rethel und Julius Schnorr. Des erstern Cartons zu dem Freskogemälde im Kaisersaale des Aachener Rathhauses sind Compositionen voll dramatischen Lebens, von einem wahrhaft historischen Geiste erfüllt, der eine viel deutlichere Sprache zu uns redet als die dogmatische Symbolik, welche sich Cornelius selbst zurecht gelegt hatte. Zwei Cartons von Schnorr behandeln Scenen aus der Nibelungensage. Auch die Gestalten dieser Bilder stehen uns, trotz ihres heldenhaften, mächtigen Wuchses, menschlich näher, als die magern, sehnigen, über menschliches Maaß hinausgezogenen Figuren von Cornelius, weil ihr Schöpfer immer die menschliche Schönheit zum Ausgangspunkte seiner Idealbildnerei genommen hat.

Der Fremde wird sich also nach den Gründen fragen, weshalb ein so großartig veranlagter Geist wie Cornelius trotz einer ein halbes Jahrhundert umspannenden Thätigkeit gar keinen oder doch nur einen verschwindend geringen

Einfluß auf den Entwicklungsgang seiner vaterländischen Kunst gewonnen hat. Er wird sich fragen, weshalb der Entwicklungsgang dieser Kunst in directe Opposition zu ihm getreten ist. Sein Erstaunen über die befremdlichen Thatsachen wird wachsen, wenn er zunächst die Literatur um Rath fragt. Kein Künstler ist bei seinen Lebzeiten und kurz nach seinem Tode durch die Schrift in gleichem Maße verherrlicht worden wie Cornelius. Riegel, Förster, Grimm und viele andere haben in panegyrischen Schilderungen des Mannes und seiner Werke mit einander gewetteifert. Wer es wagte, „mit Bewunderung zu zweifeln, mit Zweifel zu bewundern," wurde verketzert, verhöhnt und schließlich niedergeschrieen. Kugler hätte beinahe sein ganzes Ansehn als Kunstrichter eingebüßt, als er sich einmal erlaubte, über Cornelius drucken zu lassen, was in Berlin von Mund zu Munde ging.

Ueberlassen wir nun den armen Hyperboräer seinem Schicksal. Er wird durch die Corneliusliteratur noch stutziger und verwirrter werden als in der Nationalgalerie beim Anschauen des empirischen Materials. Suchen wir auf anderm Wege die Gründe zu ermitteln, weshalb Cornelius stets so unpopulär gewesen ist, weshalb er keinen Einfluß auf die Kunst seiner Zeit gewinnen konnte, und weshalb die Gegenwart sich vollständig von ihm abgewendet hat. Ich werde mich bei dieser Untersuchung selbstverständlich auf die objective Zusammenstellung von Thatsachen beschränken, da es auch heute noch sehr gefährlich ist, an der Infallibilität des Meisters herumzudeuteln. Denn in München sitzt Dr. Ernst Förster, der Geschichtsschreiber der neuern deutschen Kunst, welche mit Cornelius anfängt und mit Cornelius aufhört, und eifersüchtig wacht der Kunstveteran über dem Ruhme seines theuern Meisters, jeden mit echt bajuvarischer Grobheit niederdonnernd, der sich unterfängt, auch nur das leiseste Wörtlein gegen seinen Heros vorzubringen. Erst neulich mußte das zu seinem Schaden Ludwig Pietsch erfahren, der im Juli 1879 in der „Deutschen Rundschau" in einem Artikel über die Nationalgalerie ganz beiläufig folgendes verlauten ließ: „Mir scheint es kaum zweifelhaft, daß der Pietät und der Verehrung für den gewaltigen Meister damit vollkommen genug gethan wäre und die Erkenntniß seiner eigenthümlichen Kunst, Art und Größe dadurch nichts verlieren würde, wenn seine Schöpfungen hier, statt in diesen riesigen, doch vor der Vergänglichkeit kaum dauernd zu bewahrenden Original-Cartons, in vollendet ausgeführten Facsimile-Heliogravuren bescheideneren Maßstabs in der Nationalgalerie aufgestellt würden. Der Gedanke, die Composition und die Zeichnung kämen ja in denselben ganz ebenso zur Geltung als in den Kohlenbildern dieser ungeheuren Papierflächen." Ob dieses Frevels ergrimmte Förster ganz gewaltig und ergoß die Schale seines Zornes in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" über das Haupt des Berliner Kritikers, der mit jenen Worten nicht

sowohl seiner eignen Meinung, sondern auch den Anschauungen Ausdruck gegeben hatte, welche in Berlin von der großen Majorität der Künstler und auch von der Mehrzahl der kunstfreundlichen Laien getheilt werden. Noch weiter als Förster ging Herman Riegel, indem er gegen die Aeußerungen Pietschs in den „Preußischen Jahrbüchern" einen Artikel unter der Ueberschrift „Ein Gewaltplan (!) gegen Cornelius" losließ. Bei Cornelius von einer „Vergewaltigung" zu sprechen, der gern jede andere Kunstrichtung, die nicht die seinige war, mit Gewalt unterdrückt hätte, wenn ihm die Macht dazu gegeben worden wäre!

In meinem Buche „Die Berliner Malerschule" habe ich nach den Quellen, zum größten Theile sogar nach Cornelius' eignen Aeußerungen, die Gründe zusammengestellt, weshalb Cornelius in Berlin keinen Boden und keine Popularität gewinnen konnte. Auch diese ganz objective Darlegung der Thatsachen, bei welcher ich mich eines jeden kritischen Urtheils enthielt und von Cornelius selbst in durchaus anerkennenden Ausdrücken sprach, ist mir von hochconservativer Seite verübelt worden, und man hat mir in Aussicht gestellt, wegen dieses Attentats mit mir ins Gericht zu gehen. Ich citire diese Kleinigkeit nur, um zu zeigen, wie groß die Empfindlichkeit in Sachen Cornelius' noch heute ist. Bei Cornelius handelt es sich nicht mehr um ein Urtheil künstlerischen Geschmacks, der sich für oder gegen ihn erklären darf, etwa wie der eine Raffael liebt und Rembrandt nicht, sondern um ein politisch-religiöses Glaubensbekenntniß. Wer nicht vor Cornelius' Künstlergröße anbetend niedersinkt, wird als Ketzer, Heide, Materialist verdächtigt, verleumdet und geschmäht.

Dieser Fanatismus entspricht durchaus dem Geiste des Gepriesenen. Ich erkenne seine einsame und erhabene Größe willig an. Cornelius ist ein schöpferisches Originalgenie, welches man immer neben Dante, Michelangelo und Milton nennen wird. Er vereinigte geistige Kräfte, wie sie sich nur aller zwei oder drei Jahrhunderte in einem Menschen beisammen finden. Er war als Dichter und Philosoph der größten einer. Als Compositeur steht er auch in der Malerei unerreicht da. Aber diesen hervorragenden Eigenschaften standen auch nicht minder hervorragende Schwächen gegenüber, gegen welche nur seine Panegyriker blind sein können. Wir sind bei der Beurtheilung von Cornelius' persönlichen Eigenschaften in der glücklichen Lage, uns stets auf seine eignen Aeußerungen beziehen zu können. Auf Künstlerklatsch brauchen wir uns nicht zu stützen.

Die Familie Buonarotti folgte einem ganz berechtigten Instinkt, als sie Jahrhunderte lang ihr Hausarchiv der Forschung verschloß. Nachdem jetzt der vollständige noch vorhandene Briefwechsel Michelangelos zu Tage gekommen, hat sich das Charakterbild des großen Künstlers sehr zu seinem Nachtheile verändert. Aus seiner Correspondenz erfahren wir, daß Michelangelo von einem

unbegrenzten Ehrgeize erfüllt war, der ihn vor keiner Intrigue, vor keiner Kleinlichkeit zurückschrecken ließ, wenn es galt, einem Kunstgenossen ein Bein zu stellen oder ihm einen Auftrag wegzuschnappen. Er war durchaus nicht der selbstlose Idealist, der nur im Reiche der Gedanken lebte, wo er mit seinen grandiosen Schöpfungen allein war. Er klebte so sehr am Staube wie jeder andere Erdenmensch und beobachtete mit hämischer Freude den Niedergang Raffaels und die Machinationen seiner Feinde, denen er sogar nicht fern stand. Aus dieser verzehrenden Leidenschaftlichkeit erklärt sich manches in seiner Kunst: die herbe, rücksichtslose, eigensinnige Strenge, welche dem Zeitgeschmack keine Concession macht, welche sich zu allem, was andere schön finden, in Opposition stellt, ferner die verächtliche Geringschätzung aller technischen Fertigkeiten, in welchen sich geringere Geister mit Eifer bemühen, und daneben wieder das Rivalisiren mit ihnen auch in diesen verachteten Fertigkeiten, ein Versuch, der gewöhnlich mit einem Fiasco endet, weil der Feuergeist die Form zersprengt.

Auch in diesen barocken Auswüchsen war Cornelius mit Michelangelo verwandt. Anfangs Romantiker, verließ er diese Bahn, als die Romantik in Deutschland zur Herrschaft zu gelangen begann. Als er nach Rom kam, schloß er sich an die Nazarener an, um sich auch von ihnen bald zu trennen, als ihre Schaar größer und größer wurde. In den Fresken der Glyptothek vollzog sich dann sein Uebergang zur Antike. „Ich war damals noch so was man Nazarener nennt" — so äußerte er sich zu seinem letzten Schüler Max Lohde, dessen Aufzeichnungen über Cornelius' Ansichten von seiner Kunst und der Kunst überhaupt äußerst wichtig sind — „hatte erst ein wenig Scheu, aber bald schmeckte es. Nun gewann aber erst die Antike wirkliches Leben. ..... Im Griechenthum werden wir immer unser Licht und unsere Leuchte suchen müssen; aber die Tiefe der Ideen ist jetzt eine größere, die Anschauungen sind richtigere." Aber auch dieses Verhältniß zum Alterthum, welches in den Glyptothek-Fresken zur Erscheinung gelangt ist, war nur ein vorübergehendes. Mit Bezug darauf äußerte er einmal: „Ich bin christlicher Maler und stehe dem classischen Alterthum fern: ihm habe ich in der Glyptothek für immer genug gethan."

Wäre Cornelius zu jener Zeit nach Berlin gekommen, als die Götter und Helden Griechenlands seine Seele füllten, so würden die Berliner, welche sich durch Schinkels begeisterte und begeisternde Wirksamkeit ganz in das hellenische Alterthum hineingelebt hatten, vielleicht auch ihn ganz anders aufgenommen haben. Aber Cornelius war damals schon der starre Dogmatiker, der sich in seiner Kunst bereits völlig jeglicher Formenschönheit entäußert hatte. Das erste, was er in Berlin that, war, daß er sich zu Schinkel in Opposition setzte. Der Boden, den er betrat, war schon an und für sich nicht günstig für ihn. Eine Aeußerung des Königs, der unzufrieden mit der Kunstausstellung des Jahres

1840, einigen Malern gesagt hatte: „Ich werde Euch Herren den Cornelius auf den Hals schicken!“, hatte böses Blut gemacht, und man war mit Recht darauf begierig zu sehen, was der Mann leisten würde, der alle meistern sollte. Mit der ersten Aufgabe, die ihm übertragen wurde, hätte er sich, wenn er gewollt, die Gunst der Berliner, welche ihren Schinkel schwärmerisch verehrten, im Sturm erobern können. Schinkel lag, von einer unheilbaren Geisteskrankheit ergriffen, langsam dahin siechend auf dem Sterbebette. Sowohl um der Pflicht der Pietät zu genügen, als um seinem glänzendsten Werke, der Säulenhalle des Museums, den letzten Schmuck hinzuzufügen, hatte der König befohlen, daß die Entwürfe Schinkels für die Wände dieser Halle nunmehr al fresco ausgeführt werden sollten, und Cornelius wurde mit der Leitung dieser Ausführung betraut. Von den Schinkelschen Compositionen, welche in Berlin der Gegenstand lebhafter Bewunderung waren, hatte Kugler 1836 gesagt: „Sie sind der Stolz einer Zeit und eines Staates, welche zu einem solchen Höhepunkte der Bildung gelangten, daß dieselben aus ihrer Mitte hervorgehen konnten.“ Cornelius fühlte die Grundverschiedenheit seiner Kunstrichtung von der Schinkelschen schnell genug heraus, als daß er nicht mit Unlust an die ihm gewordene Aufgabe hätte herantreten sollen. Man hatte sich an ihn gewandt, weil er die monumentale Freskotechnik seinem Vaterlande gleichsam wiedergeschenkt, und weil man annehmen konnte, daß er während der großen Arbeiten in der Glyptothek und in der Ludwigskirche genug Erfahrungen gesammelt haben würde, um auch die Compositionen Schinkels zu einer würdigen Ausführung zu bringen. Cornelius übertrug dieselbe an seine in der Freskotechnik erfahrnen Schüler Carl Hermann und Stürmer, die sich mit einigen jüngern Künstlern frisch ans Werk machten. Aber gleich der erste Versuch mißlang. Es stellte sich heraus, daß der Malgrund zu schnell trocknete und die Farben sich eben so schnell veränderten. Was fertig war, mußte heruntergeschlagen und ein anderer Kalkbewurf aufgetragen werden, der für den Augenblick wenigstens zweckentsprechender war. Da Cornelius auch manches Wort der Geringschätzung über die Compositionen Schinkels hatte fallen lassen, welches geschäftig weiter colportirt wurde, gestaltete sich sein Debüt in Berlin nicht gerade angenehm. Wie wenig Cornelius die ganze Angelegenheit am Herzen lag, beweist eine Aeußerung, die er nach vielen Jahren auf die Frage Lohdes that, ob es denn wahr sei, daß er die Schinkelschen Entwürfe „Lafontainesche Fabeln“ genannt habe. „Kann wohl sein, die Sachen sind etwas modern. Ich wünschte, man hätte sich mehr an die Mythologie gehalten. Nun, auf Wunsch des Königs habe ich dann und wann einmal nachgesehen und angeordnet. Man sollte aber kaum glauben, daß ein Architekt das componirt habe! Es ist doch gar zu wenig architektonisch,

gar keine rechte feine Gliederung.“ Und doch war der Architekt Schinkel zehn Mal mehr Maler als der Maler Cornelius.

Aus München war Cornelius im Groll geschieden, und man hatte ihn nicht einmal ungern scheiden sein. So glänzend er sich mit den Glyptothekfresken eingeführt hatte, so wenig vermochte er selbst seine Verehrer mit den Fresken der Ludwigskirche zu befriedigen. Wie es Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle gethan, wollte auch Cornelius alle diejenigen, die sich über sein technisches Können zweifelnd oder mißbilligend aussprachen, durch eine große That zum Schweigen bringen. Eigenhändig führte er das jüngste Gericht in der Ludwigskirche aus, bestätigte aber dadurch nur, was seine Gegner über ihn in Umlauf gebracht hatten. Trotz einer nochmaligen Bearbeitung gelang es ihm nicht, die dominirenden blauen und gelben Töne zu einer leidlichen Harmonie zu verschmelzen. Berührte schon damals die coloristische Haltung des Riesengemäldes Freund und Feind gleich unangenehm, so ist dieser Eindruck heute, wo Gelb und Blau noch mehr aus dem Gesammtton herausgewachsen sind, noch störender geworden. Es war daher sehr unvorsichtig von Riegel, sich in seiner Vertheidigung des Malers Cornelius gerade auf dieses Gemälde zu berufen. „Gehört der Mann, der, von vielen andern Werken abgesehen, das Weltgericht in der Ludwigskirche, ein Bild von 2500 Quadratfußen, von Anfang bis zu Ende mit eigener Hand gemalt — und wie! gemalt — hat, wirklich zu den Malern, die nicht malen können?“ So fragt Riegel in seinem oben angeführten Artikel. Ich muß annehmen, daß Riegel das Gemälde seit längerer Zeit nicht gesehen hat, sonst konnte er dergleichen nicht schreiben. Als Freskomaler hat Cornelius mit diesem Bilde ein entschiedenes Fiasko erlitten, was selbst von Reber, der doch ein warmer Verehrer des Meisters ist, in seiner „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ ehrlich eingestanden wird. Man wird also wenigstens dagegen Protest einlegen dürfen, daß nicht offenkundige Thatsachen, wenn auch in noch so guter Absicht, verdunkelt werden.

Mit einem Fiasco schied Cornelius aus München, mit einem Fiasco debütirte er auch in Berlin. Der Graf Raczynski hatte bei ihm ein Gemälde „Christus in der Vorhölle“ bestellt, welches Cornelius in Oel ausführte; es kam im Herbst 1843 zur Ausstellung. Hören wir nun, wie Kugler, einer der maßvollsten Kritiker, die jemals die Feder geführt haben, den Eindruck schilderte, den dieses Bild in Berlin hervorrief: „Ein Schrei des Unwillens zuckte durch die Stadt und machte sich selbst in einzelnen sehr beißenden Aeußerungen in den Zeitungen Luft. Sollten diese harten, schweren, zum Theil unvermittelten Farben für Zeichnung und Plastik, diese seltsam zurückgewundenen Augen für Ausdruck gelten? Sollte dies zum Theil gänzlich apathische, zum Theil allerdings leidenschaftlich angeregte Zusammensitzen und Stehen eines Kreises von

Personen, in dessen Mitte ein mangelhaft organisirter Mann mit ausgebreiteten Händen stand, die Befreiung der Seelen des alten Bundes, die ihrer Erlösung Jahrtausende entgegen geharrt, vorstellen? Auch diejenigen, die sehr wohl wissen, worin bis dahin Cornelius' Größe bestand, mußten schmerzlich das Haupt schütteln."

Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon vor zwei Jahren (1878 2. Quartal) an dieser Stelle über Cornelius' Verhältniß zu Berlin und den Berlinern, welches, zumeist durch die Schuld des starrsinnigen, zu keiner Concession bereiten Malers, von Jahr zu Jahr immer gespannter wurde, auf Grund authentischer Quellen zusammengestellt habe. Nur so viel sei hier noch zusätzlich bemerkt, daß auch ein zweites Oelgemälde, welches Cornelius sechzehn Jahre später für einen andern Berliner Mäcen, den Consul Wagner, malte, „Hagen versenkt den Nibelungenhort" (jetzt in der Nationalgalerie), ebenfalls nicht dazu angethan war, eine besonders hohe Meinung von dem technischen Können des Meisters zu erwecken.

Das Interessanteste, was die Aufzeichnungen Lohdes enthalten, bilden die Aeußerungen des Meisters über alles Technische. Sie gipfeln zunächst in einer gründlichen Verachtung der Oelmalerei. „Wenn Sie malen, malen Sie um Himmels Willen nicht auf den Pinsel hin! Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst geworden, er führte von der Natur ab zum Manierismus. Sehen Sie die alten Meister an! Sehen Sie da den Pinsel? Nein, die Natur! Wenn Sie malen, malen Sie nur Ihre Gedanken und die Natur." Als Lohde ihm eines Tages erzählte, daß er anfangs, obwohl er stets auf die Historienmalerei losgesteuert, viel „gelandschaftet" habe, weil es hieße, daß man mit dem Leichtern beginnen müsse, gab ihm Cornelius zur Antwort: „Ei was! man packt doch den Stier bei den Hörnern und nicht beim Schwanz, will man ihn bändigen. Hat man das Schwerste, kommt das Leichte von selbst. Durch das Studium des menschlichen Körpers haben Sie das Studium der Form überhaupt; nur die sei Ihr erstes Streben." Das einseitige dieser Dogmen leuchtet von selbst ein. Sie sind unschuldig, so lange sie einer als seine Privatansicht äußert, sie werden aber gefährlich, wenn jemand, der die Macht und das Ansehn dazu besitzt, sie an entscheidender Stelle durchführen will. Und das hat Cornelius versucht, als er dem Könige von Baiern Vorschläge zur Reorganisation der Münchener Kunstakademie machte. „Einen Lehrstuhl der Genre- und Landschaftsmalerei — so schrieb er im December 1825 an den König — halte ich für überflüssig. Die wahre Kunst kennt kein abgesondertes Fach; sie umfaßt die ganze sichtbare Natur. Die Gattungsmalerei ist eine Art von Moos oder Flechtengewächs am großen Stamme der Kunst." Zur weitern Erläuterung dieses Satzes mag dienen, was Cornelius zu seinem Schüler Förster äußerte

als dieser sein Wohlgefallen an den niederländischen Genremalern aussprach: „Das sind die Fächler, die Classe von Malern, denen die Kunst nicht in ihrer Allheit und Einheit erscheint, sondern die sich ein Fach auslesen und dafür allein arbeiten. Sie sind immer ein Zeichen des Verfalls der Kunst und behalten nur einigen Werth, insofern sie sich auf die wahre, allumfassende Kunst stützen, wie die Niederländer; sonst sind sie mir immer langweilig ... Kein Fachwerk! Die Kunst duldet keine Trennung; sie ist ein Ganzes und kann nicht stückweis erfaßt werden. Selbst die Porträtmalerei, die am ehesten für sich bestehen könnte, existirt in Wahrheit nur bei wahrhaften Künstlern, wie bei Holbein, Dürer, Tizian. Der größte Portraitmaler ist Raffael .... Die Kunst ist ein Ganzes, der Künstler muß alles machen; darum ist das Fächeln keine Kunst und gehört auch in keine Akademie."

Die „Allheit der Kunst" — ist es nicht, als ob man Richard Wagner reden hörte? Genau dieselben Grundsätze, genau dasselbe Autokratenthum, das nichts anderes neben sich duldet und in seinen Idealen nicht bloß die höchste — das wäre menschlich begreiflich und verzeihlich — sondern auch die einzige Offenbarung der Kunst sieht. Das Porträtmalen oder auch nur Porträtzeichnen war Cornelius bekanntlich versagt. Er hatte sich in seinen gewaltigen Subjectivismus so hineingelebt, daß ihm die Fähigkeit zu individualisiren, d. h. sich einem Individuum unterzuordnen, vollständig abhanden gekommen war.

Charakteristisch für seine schroffe, intolerante Einseitigkeit ist auch ein Urtheil, welches er im Jahre 1858 über ein Bild des Malers Riedel in Rom abgab, der ihm eines seiner beliebten Sonnenlichtbilder, ein badendes Mädchen von einem Sonnenstrahle auf der Schulter beleuchtet, zeigte. „Sie haben vollkommen erreicht, sagte Cornelius, was ich mein Lebenlang mit größter Anstrengung vermieden habe." Ist es nicht ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, wenn man will eine Art Nemesis, daß der talentvollste Schüler dieses selben Riedel, Carl Piloty, nachmals die Stellung in München errang und mit so großem Glück behauptete, in der sich Cornelius nicht zu halten vermochte? Und ist es nicht abermals ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß des „christlichen Malers" Cornelius Schöpfungen, die Summe seiner künstlerischen Thätigkeit, in einem griechischen Tempel aufbewahrt werden, der im Geiste des Meisters von Schülern jenes Schinkel erbaut worden ist, welcher Cornelius so wenig sympathisch war?

Es wurde einmal — ich weiß nicht, ob öffentlich oder nur in Privatkreisen — der Vorschlag gemacht, die Cartons von Cornelius als passendes Lehrmaterial an die Akademie der Künste zu überweisen. Der große Meister in der Kunst des Componirens, der es wie kein zweiter Künstler verstanden hat, die Massen zu beherrschen und rhythmisch einzutheilen und die Linien zu einer wohl-

thuenden Harmonie zu verbinden, werde sicherlich von tiefgehendem Einfluß auf die heranwachsende Künstlergeneration sein, die gerade die Composition mehr als billig vernachlässige. Demgegenüber wurde jedoch geltend gemacht, daß Cornelius als Zeichner den aufstrebenden Kunstjüngern keineswegs zu empfehlen sei und daß sich durch sein gewaltiges, mächtig anreizendes Beispiel leicht eine gefährliche Manierirtheit in der Zeichnung einbürgern könne.

Es ist dieses ein wunder Punkt, der aber nicht umgangen werden kann, wenn es sich darum handelt, die Gründe festzustellen, weshalb Cornelius unter der Mehrzahl der lebenden Künstler eines so geringen Ansehens genießt. Man findet oft die Behauptung, daß die productive Kraft bei Cornelius bis zu seinem letzten Athemzuge ungebrochen gewesen sei. Mag sein. Seine technischen Fähigkeiten waren jedoch in den letzten Jahrzehnten unzweifelhaft in der Abnahme begriffen. Die Cartons für den Campo Santo, die er theils in Berlin, theils in Rom angefertigt hat, zeigen zum Theil bedenkliche Schwächen in der Zeichnung. Ich bediene mich dabei noch eines ganz milden Ausdrucks im Vergleich zu denen, die in Künstlerkreisen über Cornelius als Zeichner colportirt werden. Ich will den rücksichtslosen Tadlern, bei denen ein gut Theil Neid mit unterlaufen mag, nicht das Wort reden, aber ich kann auch nicht verschweigen, daß ihre Angriffe nicht ungerechtfertigt sind.

Diese Flüchtigkeiten in der Zeichnung erklären sich leicht aus der Methode, die Cornelius befolgte. „Wenn Sie etwas zeichnen, sagte er zu Lohde, immer dabei ans Auswendiglernen denken! Wenn Sie einen Akt zeichnen, thun Sie's höchstens in der Größe von vielleicht einem Fuß, mit scharfem, hartem Blei, nie mit dem Wischer! So haben es Michelangelo und Raffael gemacht, und ich habe danach die kolossalsten Figuren ausführen können. Haben Sie einen Akt fertig, zeichnen Sie ihn noch einmal aus dem Kopf . . . Die Akademiker pflegen bloß die Handfertigkeit der Nachahmung, aber nie diese Kraft des Gedächtnisses. Daher sind die armen Künstler nachher aufs Modell angewiesen, weil sie nicht genug Stoff im Kopfe haben . . . Mit dem Gebrauche des Modells habe ichs immer so gehalten. Selten zeichne ich den ganzen Körper, ich zeichne die Bewegung aus meiner Idee, wie nach meiner Ansicht die Natur es in ihrer Spontaneität machen würde (nicht jedes Modell ist freie Natur); dann zeichne ich die einzelnen Glieder nach dem Modell, gebrauche diese dann aber so, daß man es nicht ahnt." Diese Methode des Auswendiglernens erwies sich nicht immer als ganz zuverlässig. Oft ließ Cornelius sein Gedächtniß im Stich, und es kamen Bildungen zu Stande, die mit der Natur gar nichts mehr zu thun haben. Cornelius schuf sich allmählich eine Welt von Idealmenschen, die nach ganz andern Bedingungen zu leben und sich zu bewegen schienen, als diejenigen sind, an die wir uns gewöhnt haben. Seine

herbe Formenstrenge hatte etwas Unversöhnliches, Unmenschliches, und so wollte sich keine Brücke bilden zwischen unserm Gefühl und seinem zürnenden Pathos. „Cornelius hat es sich nicht angelegen sein lassen — so klagte schon Kugler — seinerseits zu uns in ein näheres Verhältniß zu treten. Er ist uns, wie es scheint, mit einer gewissen Absichtlichkeit fremd geblieben." Diese Bemerkung ist ebensowohl persönlich wie in figürlichem Sinne zu fassen. Er verschloß seine Kunst gewissermaßen absichtlich mit sieben Siegeln, weil er dem großen Publicum nicht gefallen wollte. Wie der alte Goethe, freute er sich, in seine Compositionen etwas „hineinzugeheimnissen", damit die Leute sich die Köpfe zerbrechen konnten.

An diesen und den andern im Laufe dieses Artikels berührten Eigenarten, die man dem Genius wohl zu Gute halten darf, ist Cornelius' Popularität gescheitert, und es wird schwerlich jemals eine Zeit kommen, in welcher sie wieder wachsen wird. Seine unbestrittene Größe wird für die kommenden Generationen keine Sache der Ueberzeugung und der Empfindung, sondern nur noch eine Tradition sein, wie es mit Dante, Milton und vielleicht auch schon mit Michelangelo der Fall ist. Ich kenne viele ehrliche Leute, die das lebhafteste Bestreben gezeigt haben, zu Cornelius in ein näheres Verhältniß zu treten, denen das aber beim besten Willen nicht gelungen ist, weil ihnen das empfangende Organ dazu fehlt.

In der Kunstgeschichte wird Cornelius immer seine bedeutungsvolle Stelle behalten. Man wird seine einsame, erhabene Größe nicht bestreiten können, aber man wird vielleicht auch sagen dürfen, daß seine imposante, machtvolle, aber einseitige und maßlos subjective Erscheinung den Entwicklungsgang der deutschen Kunst in der Richtung, wie er sich jetzt vollzieht, um zwanzig Jahre aufgehalten hat. Man wird sagen dürfen, daß seine Einseitigkeit zum Theil darin wurzelte, daß er den Proceß des künstlerischen Schaffens da aufhören ließ, wo ihn andere beginnen lassen, im Carton. Vielleicht wird sich aber, nachdem man diese Erkenntniß ausgesprochen hat, der richtige Weg zu seiner Werthschätzung eröffnen.

Berlin. Adolf Rosenberg.

Leopold von Rankes Weltgeschichte.

Mit Bewunderung muß es jeden erfüllen, daß der Senior der deutschen Geschichtschreiber in einem Alter, in welchem andere die Feder aus der Hand zu legen pflegen, sich noch entschlossen hat, mit einer Weltgeschichte vor das Publicum zu treten.*) Das auf sechs Theile zu je zwei Bänden berechnete Werk liegt in seinem ersten Theile „Die älteste Völkergruppe und die Griechen" vor, und wenn auch ein Endurtheil darüber erst nach seiner Vollendung gefällt werden kann, so ist doch bei der Wichtigkeit und Ausdehnung des bisjetzt behandelten Abschnittes die Möglichkeit geboten, den Plan wie die Ausführung des Ganzen schon jetzt einer Betrachtung zu unterziehen.

Im Gegensatze zu Weber, dessen umfängliche Weltgeschichte in diesem Jahre zum Abschlusse gekommen ist, hat Ranke seiner Aufgabe bestimmte Grenzen gezogen. Nach seiner Meinung darf der Geschichtschreiber sich nicht zutrauen, das Geheimniß der Urwelt, also das Verhältniß der Menschen zu Gott und der Natur zu enthüllen. Diese Probleme bleiben der Naturwissenschaft und zugleich der religiösen Auffassung anheimgegeben. Nur das darf die Geschichte unternehmen, was sie mit ihren Mitteln zu erreichen vermag. Auch die Anfänge des historischen Lebens schließt Ranke aus. „An die Urwelt," so sagt er, „grenzen die Monumente einer immer noch unvordenklichen Zeit, gleichsam die Portale der Geschichte. Sie haben immer das Wunder und Räthsel der lebenden Generationen ausgemacht. In dem letzten Jahrhundert hat man sie besser kennen gelernt und ist ihrem Verständnisse näher getreten als jemals früher. In unsern Tagen sind in den Ruinen verschütteter Städte Bauwerke aufgedeckt worden, an deren Wänden die einst mächtigsten Fürsten der Welt ihre Thaten haben aufzeichnen lassen. Allenthalben widmet man der Erforschung der Alterthümer ein Studium, das durch eine Art von Pietät belebt wird. Kunst und Alterthum werden gleichsam identische Begriffe. Man verbindet die leider nur sehr fragmentarischen Denkmale der alten Götterdienste, Religionen, Staatsverfassungen, welche auf uns gekommen sind. Jeder neue Fund wird als glückliche Entdeckung begrüßt. Um die verschiedenen Mittelpunkte her haben sich Studienkreise gebildet, deren jeder ein eigenes Fach ausmacht und eine besondere ihm gewidmete Lebensthätigkeit erfordert. Und zugleich ist eine allgemeine

*) Weltgeschichte von Leopold von Ranke. Erster Theil. Die älteste Völkergruppe und die Griechen. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Duncker & Humblot, 1881.

Sprachwissenschaft emporgekommen, welche, auf ausgebreiteter und eingehender Gelehrsamkeit beruhend, die Völkerverwandtschaften von einander zu scheiden und einander gegenüber zu bestimmen mit Erfolg unternimmt." Die genetische Durcharbeitung dieser Studienkreise und ihrer gegenseitigen Beziehungen bezeichnet Ranke wohl als erwünscht, aber er meint, daß eine solche Arbeit einer Encyclopädie des historischen Wissens zur Zierde gereichen würde, nicht jedoch in einer Weltgeschichte Aufnahme finden könne. „Diese hat sich nur die evidenten Resultate der Forschung zu eigen zu machen. Die Geschichte beginnt erst, wo die Monumente verständlich werden und glaubwürdige schriftliche Aufzeichnungen vorliegen. Dann aber ist ihr Gebiet ein unermeßliches. In der Bedeutung, die wir mit dem Worte verbinden, umfaßt Weltgeschichte die Begebenheiten aller Nationen und Zeiten, wohlverstanden jedoch, nicht ohne eine nähere Bestimmung, welche ihre wissenschaftliche Behandlung erst möglich macht."

Zwei Wege nämlich konnte Ranke gehen. Entweder er riß sich von dem festen Boden der Nationalgeschichte los und behandelte die Weltgeschichte nach der Weise der Universalhistoriker früherer Jahrhunderte, oder er schrieb Völkergeschichten. Auf dem ersten Wege würde die Weltgeschichte in Phantasien und Philosopheme ausarten. Aber auch der letztere Weg, der in diesem Jahrhundert wiederholt eingeschlagen worden ist und der noch kürzlich wieder in der bekannten Sammlung Onckens befolgt wurde, scheint ihm nicht der richtige. Er meint, daß eine Sammlung der Völkergeschichten in engerm oder weiterm Rahmen doch noch keine Weltgeschichte ausmachen würde: sie würde den Zusammenhang der Dinge aus den Augen verlieren. Allerdings erscheint in den Nationen selbst die Geschichte der Menschheit. „Aber die Nationen können in keinem andern Zusammenhange in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nach einander erscheinen und mit einander eine lebendige Gesammtheit ausmachen." Es giebt, so entwickelt er weiter, ein historisches Leben, welches sich, fortschreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreise zum andern bewegt. Eben in dem Kampfe der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen und sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. Die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft würde darin bestehen, diesen Zusammenhang zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welche alle Völker verbindet und beherrscht, darzulegen. Der Plan Rankes geht also dahin, das allgemeine Leben der Menschheit und das besondere wenigstens der vorwaltenden Nationen zu erforschen und zu verstehen. Nach den Gesetzen der historischen Kritik soll die Geschichte der wichtigsten Culturvölker geprüft werden, das Allgemeine dabei aber nicht außer Acht bleiben, denn „die kritische Forschung auf der einen, das zusammenfassende Verständniß auf der andern Seite können einander nicht anders als unterstützen."

Wir lassen dahingestellt, ob eine solche Auffassung der Weltgeschichte richtig und praktisch durchführbar ist. Es werden Bedenken mancherlei Art dagegen laut, auf welche wir später zurückkommen werden. Sehen wir zunächst, wie der Verfasser seiner Aufgabe für die Geschichte des Orients und Altgriechenlands gerecht geworden ist.

Ranke beginnt mit den Vorstellungen über die göttlichen Dinge, „welche in der ältesten Zeit mit den Antrieben des Lebens und dem Geiste der Landesverfassung zusammenfallen, aber die Summe derselben erkennbarer, begreiflicher ausdrücken, als es durch die Beschreibung der Zustände und Einrichtungen im einzelnen geschehen könnte. Das Göttliche ist immer das Ideale, das den Menschen vorleuchtet. Dem menschlichen Thun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin."

Im Vordergrunde stehen die drei verschiedenen Formen des menschlichen Bewußtseins von den göttlichen Dingen. Sie knüpfen an die Namen Amon-Ra, Baal und Jehova an. Alle drei Arten der Gottesverehrung finden wir, sich nahe berührend, in dem wunderbaren Lande der Pyramiden, der Wiege uralter Cultur. In großen Zügen entwirft uns Ranke ein Bild der ägyptischen Geschichte bis auf Ramses II. Miamun, der die Völker Baals besiegte und einen Bund zwischen den Göttern beider Länder bewirkte. Den Gegensatz zu Amon-Ra und Baal, zu Apis und Moloch, bildet die Idee und das Wort Jehovas, wie es Mose verkündigte.

Bei Ramses wird die fortlaufende Geschichte Aegyptens abgebrochen. Mit Mose läßt uns Ranke aus dem Nillande hinüberwandern nach dem gelobten Lande Kanaan, und hier führt er uns eine Reihe politischer und religiöser Typen vor, die mit größerer Wärme und Breite, als es sonst geschieht, ausgearbeitet sind. Da ist „die große, unnahbare, in ihrer Art einzige, aber historisch doch sehr verständliche Gestalt" Sauls. „In seinem Kampfe mit Samuel könnte man bereits den deutschen Kaiser im Gegensatze gegen das Papstthum erkennen." Von den beiden nächsten Nachfolgern sind ihm der „kriegerische, schwungvolle" David und „der friedliche, weise" Salomo Vorbilder für alle Jahrhunderte. In Rehabeam und Jerobeam erscheint dann der Zwiespalt zwischen centraler Macht und provinzieller Unabhängigkeit, wie er sich unzählige Male wiederholt hat.

Mit der Auflösung des Zwölfstämmereiches wendet sich Ranke zu den Phöniziern und Assyriern. Bei Assur verweilt er länger. „Die wichtigste Einwirkung dieses Reiches auf die Welt möchte darin zu suchen sein, daß es die localen Selbständigkeiten und die localen Dienste in Vorderasien einengte und brach." Es war die erste erobernde Macht, der wir in der Weltgeschichte be-

gegnen. Mit dem Sturze des assyrischen Reiches hebt die Geschichte der medo-persischen Herrschaft an, welche universaler war als die Assurs. Mit der Erzählung von der Neubegründung des Reiches durch Dareios hält der Verfasser in der Geschichte des Orients überhaupt inne. „Denn nur darauf kam es an, die innern Conflicte der ältesten Welt so weit in Erinnerung zu bringen, als ein ruhiger und haltbarer Zustand aus ihnen hervorging." Damit beginnt die Geschichte der Hellenen.

Eine allgemeine Politik hatten die Hellenen nicht. „Mit den großen Potenzen, deren bei der orientalischen Geschichte gedacht ist, lassen sie sich nicht vergleichen. Sind doch ihre Landschaften und Städte von geringerm Umfange. Aber in ihrer Unabhängigkeit und Beschränktheit haben sie, in stetem Kampfe in sich selbst und unter einander die Grundlagen der Staatsformen hervorgebracht, welche sich überhaupt in der Welt gebildet haben." Nach einem kurzen Gange durch die Staatsverfassungen des Landes schildert Ranke das Zusammentreffen der Griechen mit dem persischen Weltreiche, durch welches erst die reichen Kräfte des griechischen Volkes zu glücklicher Entfaltung kamen, aber auch der Grund gelegt wurde zu dem mörderischen Kampfe der um die Führung ringenden Hauptstaaten Athen und Sparta. Das Vorhaben der Stadt des Perikles, der Vorort von Hellas zu werden, scheiterte, aber die geistige Entwicklung Athens war ein Erwerb, den kein Mißgeschick zerstören konnte. Athen wurde zum Vororte der geistigen Cultur der Menschheit überhaupt. „Vom ausgehenden 6. Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts vollzieht sich ein geistiges Ereigniß von der größten Bedeutung für die Menschheit. Die Dichter und Denker suchen die schwersten Probleme, die das Verhältniß des Göttlichen zu dem Menschlichen betreffen, zu lösen, jeder auf seine Weise, alle in ununterbrochener Continuität, so daß sich in ihrer Gesammtproduction ein Resultat darstellt, welches für die Menschheit einen unschätzbaren Werth hat, nicht so sehr als Lehre und Dogma, sondern als Vergegenwärtigung der großen Gedanken, aus denen das innere Leben der geistigen Welt entspringt." So zeichnet uns der Verfasser die Philosophen und Dichter von Thales und Pindar an bis auf Aristoteles und zwar immer von einem bestimmten Gesichtspunkte aus. Er will Antagonismus und Fortbildung der Ideen über die göttlichen Dinge in der griechischen Literatur darstellen.

Damit ist der Höhepunkt der griechischen Geschichte überhaupt erreicht. Es folgen die Erhebungen der Griechen gegen die spartanische Führerschaft, der Sieg Thebens, endlich das Emporsteigen des mächtigen Makedoniens, die Unterwerfung Griechenlands und des großen Alexanders Werk, die Eroberung des Orients. Eine kurze Uebersicht über die Geschichte der makedonisch-hellenistischen Königreiche und ein Blick auf Karthago und Syrakus schließt den ersten Theil

der Weltgeschichte. Im Orient behielten der Geist und die Macht der Griechen vollkommen die Oberhand. Ihnen gegenüber bewahrte im Occident nach dem verunglückten Unternehmen des Agathokles Karthago seine ungeschmälerte Größe. Zwischen beide Elemente, das griechische und das punische, die in die Welt sich theilen zu sollen schienen, trat ein neues Volk, stark, sie beide unter seine Faust zu beugen, die Römer.

Die vorstehende Uebersicht zeigt, daß Rankes Plan für die alte Geschichte durchführbar ist. Zwar bleibt eine Reihe hochbedeutsamer Culturvölker nur deshalb ausgeschlossen, weil sie universalhistorisch nicht in unsere Geschichte hineinragen. Auch berücksichtigt Ranke die ältesten Zeiten nur wenig, in welchen doch mannigfache Berührungen stattgefunden haben. Ganze Perioden der Völkergeschichten wie die Geschichte Aegyptens nach Ramses werden überdies mit wenigen Worten behandelt. Aber im großen und ganzen kommt ihm die Eigenheit der alten Geschichte, daß das Leben der Einzelvölker in dem größerer Gesammtheiten aufgeht, wesentlich zu statten. Ob Ranke auch in den spätern Zeiten, wo mehr ein Nebeneinander der Völker stattfindet, diese Art der Behandlung wird beibehalten können, muß abgewartet werden.

Bewundern müssen wir bei Ranke vor allem die vielgeübte, meisterhaft gehandhabte Kunst der Composition des Allgemeinen aus dem Besondern, wie die geschickte Gruppirung der Ereignisse. Unvergleichlich scharf sind einige Charakteristiken. Eine Reihe entschieden trefflich individualisirter Figuren tritt uns entgegen, so in der Geschichte Israels David und am Schlusse der hellenischen Geschichte Alexander. Wo der Verfasser bei den Ereignissen länger verweilt, gewinnt auch die Erzählung an Leben und Farbe. Rühmend müssen wir endlich anerkennen, daß die Darstellung allenthalben auf eigner Forschung beruht, daß Ranke aus den Quellen selbst geschöpft hat und bei ihrer Benutzung mit der ihm eignen Behutsamkeit und dem sichren Takte für das Richtige zu Wege geht.

Trotz alledem haben wir bei der Lectüre dieser Weltgeschichte keine volle Befriedigung gefunden. Sie bietet auf der einen Seite zu viel, auf der andern, so scheint uns, zu wenig. An welche Leser wendet sich der Verfasser? Diese Frage haben wir uns mehr als einmal vorgelegt. Er richtet sich nicht vornehmlich an die Gelehrten. Wohl könnten die gelegentlichen Citate aus den Quellen, die Angaben über das Verhältniß der Quellen zu einander, die Beigabe „zur Chronologie des Eusebius", die Verweise auf Monographien uns zu einer solchen Ansicht verleiten. Aber gewiß mit Unrecht. In einem für die gelehrte Welt bestimmten Werke kann man unmöglich die gesammte altägyptische Geschichte auf 26 Seiten abthun. Was hat sich nicht für Witz und Arbeit an der Geschichte der griechischen Verfassungen erschöpft? Wie viele Controversen

haben sich nicht fast an jede wichtige Frage gehängt? Gewiß ist manche thörichte Conjectur mit untergelaufen, aber auch eine Fülle geistreicher Hypothesen hat Licht in die Geschichte gebracht. Aber Gutes und Schlechtes wird gleichmäßig vom Verfasser ignorirt, oder die wichtigen Streitfragen werden mit wenigen Worten beseitigt. Sicher ist, daß auch der Fachmann diese neueste Arbeit Rankes mit großem Interesse lesen wird, aber geschrieben ist sie gewiß nicht im Hinblick auf ein gelehrtes Publicum.

So würde sich also Ranke an die große Zahl der allgemein gebildeten wenden, denen es, um sich in umfangreiche Einzelwerke zu vertiefen, an Interesse wie an Zeit fehlt. Kann aber ein solcher Leser wirklich Genuß an der Lectüre eines Buches haben, welches die Darstellung mit einer Fülle von kritischen Bemerkungen unterbricht? Wir müssen es bezweifeln. Der Maßstab, welchen der Autor anlegt, ist viel zu hoch. Er fordert zu viel Vorkenntnisse, behandelt die Ereignisse als im großen und ganzen bekannt und verfährt, um's kurz zu sagen, etwa wie der Universitätsprofessor auf dem Katheder, der bei seinem Auditorium eine gewisse Summe von Kenntnissen voraussetzt und mit dieser derart operirt, daß er eine discrete Auswahl trifft, allgemeine Gesichtspunkte feststellt, bekanntes begründet, unbegründetes zurückweist und anderes dem Privatstudium überläßt. Einige Beispiele werden genügen.

Ranke erzählt die Geschichte vom Pseudo-Smerdis und dem Uebergange der Regierung auf Dareios. Manches, so sagt er, findet sich in den griechischen Erzählungen, was an Wahrheit anlautet. „Nur die Vorfälle des Harem, das wiehernde Pferd und was sie sonst angenehmes zu hören und zu lesen darbieten, wird man aus denselben zu wiederholen Anstand nehmen müssen." Müssen diese Worte nicht für viele Leser räthselhaft bleiben? — An einer andern Stelle (II, 59) verweist Ranke den Leser direct an den von ihm benutzten Autor. Er schildert Alexanders Kämpfe gegen die Thrakier und macht darauf aufmerksam, wie die makedonische Phalanx die Anstalten des Feindes zu nichte machte. „Bei Arrian", sagt er, „kann man lesen, mit welcher Geschicklichkeit dieser Versuch hintertrieben wurde." Was aber kümmert den Leser einer Universalgeschichte Arrian? Wird er Lust haben, ihn zu dieser Stelle nachzulesen? — Wo Ranke vom Zeitalter des Perikles spricht, (II, 292) setzt er in die Anmerkung folgende Notiz: „Mit Vergnügen liest man die Schilderung Attikas und Athens, wie sie in dieser Epoche waren, bei Curtius, Gr. Gesch. I, 326 ff." Warum verweilt er aber hier nicht länger und versucht nicht eine Schilderung des Perikleischen Athens zu geben? Ueberhaupt bedauern wir, daß er so oft nur andeutet, daß er Skizzen giebt, wo wir ein ausgeführtes Gemälde erwarten, daß bei ihm manche Persönlichkeiten nur schattenhaft, in Umrissen angedeutet erscheinen, die bei andern neuern Geschichtschreibern zu Menschen von Fleisch

und Blut geworden sind. Endlich zeigt aber auch die Darstellung eine Kühle, die gelegentlich bis zur Kälte sich steigert. Thaten, die bisher mit Vorliebe erzählt und als vorleuchtend gefeiert worden sind, werden mit dürren Worten abgethan. „Bei den Thermopylen, erzählt Ranke (II, 229), bewiesen die Spartaner eine innerhalb der Schranken der Gesetze beharrende Tapferkeit, welche das Muster für alle folgenden Jahrhunderte geworden ist, aber der Menge der Feinde und dem Verrathe, der auch an dieser Stelle nicht fehlte, fielen sie zum Opfer." — I, 90 werden die Folgen der Schlacht von Kunaxa auseinandergesetzt. „Unter der Leitung des Athenienſers Xenophon führten nun die Griechen jenen Rückzug der 10000 aus, der in der Kriegsgeschichte unsterblich ist." Noch ein paar kurze Sätze, und damit ist solch ein Ereigniß abgethan!

Diese Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß, wenn Goethes Wort richtig ist, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie erregt, der Verfasser der vorliegenden Weltgeschichte weit entfernt davon ist, auf eine solche Empfindung hinarbeiten zu wollen. Durch den Hinblick auf das Allgemeine schädigt er entschieden das Interesse für das Besondere. Die einzelnen Völker als Individuen leiden darunter. An einer Stelle (I, 375) sucht sich Ranke selbst deshalb zu rechtfertigen. „In einer universalhistorischen Betrachtung, sagt er, darf manche für das Ganze nicht entscheidende Bewegung übergangen werden, und es muß sogar, aber die Cultur, welche Gemeingut andrer Nationen und der folgenden Jahrhunderte geworden ist, wird man um so größrer Aufmerksamkeit würdigen." In der That verweilt Ranke längere Zeit bei den Philosophen und den Tragikern. Aber wir vermissen die Elegiker, die Lyriker, die Dichter der Komödie. Und doch sind diese für die Erkenntniß der Cultur wie des politischen Lebens der Griechen wichtig genug. Unverhältnißmäßig wenig Raum ist auch der Kunst eingeräumt; nur hie und da eine gelegentliche Bemerkung. Legt Ranke so hohen Werth auf die Entwicklung des geistigen Lebens, warum schließt er das künstlerische fast ganz aus? Und wo bleibt endlich die Darstellung der Entwicklung der technischen Geschicklichkeit, der nationalen Wirthschaft, des Fortschrittes der Entdeckungen und Erfindungen? Nichts oder doch nur sehr wenig von alledem lesen wir in dieser neuesten Weltgeschichte. Der Hauptfehler des Buches liegt nach unserm Dafürhalten darin, daß es die Geschichte nicht vielseitig genug behandelt, daß es die Ereignisse selbst weniger erzählt als kritisirt, daß es endlich die Bedürfnisse seiner Leser nicht genügend berücksichtigt.

Wir sind weit erntfernt davon, Rankes Verdienste schmälern zu wollen. Er gilt uns so hoch als irgend einer. Wenn wie trotzdem sein neuestes Werk nicht mit der gleichen Bewunderung begrüßen wir seine allseitig anerkannten frühern, so geschieht dies, weil wir an jedes Werk Rankes die höchsten An-

forderungen stellen zu müssen glauben, und diesen Anforderungen gegenüber die Weltgeschichte Rankes weder ihrem ganzen Plane nach noch in der Behandlung der einzelnen Partien uns die Anerkennung zu verdienen scheint, die wir ihr schon um des hochverdienten Autors willen gern zollen möchten.

Zur Altenburger Wahl.

ie bekannt, ist in Altenburg an Stelle des freiconservativen Reichstagsabgeordneten Findeisen der Fortschrittler Kämpfer gewählt worden, und diese Wahl hat mit Recht allgemeines Aufsehen erregt. Wenn aber auch der Fortschrittler seinen Gegner mit 3000 Stimmen geschlagen hat, so beweist das noch lange nicht, was Fernerstehende daraus zu schließen geneigt sein könnten, daß die Bevölkerung Altenburgs fortschrittlich gesinnt sei. Zwar werden die Organe dieser Partei viel gelesen, aber Gesinnungsgenossen von Eugen Richter sind wohl kaum der vierte Theil von denen, welche Kämpfer gewählt haben. In einem Lande, wo die Bevölkerung an ihrem Fürstenhause hängt, wo die günstigsten wirthschaftlichen Verhältnisse existiren, wo die niedrigsten Steuern, die irgend ein Staat in Deutschland hat, soeben für die nächsten drei Jahre noch herabgesetzt werden konnten, wo ein wohlhabender, zum größern Theil reicher Bauernstand fast zwei Drittel der Bevölkerung ausmacht, wo eine humane Regierung sich in seltener Eintracht mit der Landesvertretung befindet, wo das Budget fast ohne Debatte in wenigen Sitzungen erledigt wird und die Regierungscommissare erklären können, die Regierung brauche gar nicht so viel Geld, als ihr die Landschaft zu verwilligen bereit ist — daß dort der Vertreter einer Partei gewählt wird, die aus der Bekämpfung der Regierung nicht bloß einen Sport, sondern ein Gewerbe macht, die zufrieden ist, wenn sie ihren „Rechtsstaat" aufbaut, wenn auch die Bevölkerung dabei zu Grunde geht, erscheint allerdings äußerst seltsam und läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß die Wähler mit der unzufriedenen Fortschrittspartei sympathisiren, weil sie ebenfalls unzufrieden sind. Nur hat die Unzufriedenheit ganz andere Gründe; sie bezieht sich lediglich auf das politische Leben, oder sagen wir lieber auf die Parteiverhältnisse.

Die Partei, welche bisher die Wahlen zu machen pflegte und welche lange allein ein Preßorgan hatte in der „Altenburger Zeitung", war die nationalliberale. Zu ihr gehörte der größere Theil der Beamten; die Bürgermeister in den meisten Städten, die Amtsschulzen auf dem Lande sagten einfach: wir wählen den und den, und er wurde gewählt. Denn natürlich waren dies nach

den Parteistimmen alle Intelligenten und Patrioten, und das will ja am Ende jeder gern sein, namentlich, wenn der Bürgermeister und Amtsschulze es wünscht. Aber das intolerante Auftreten dieser Partei, die von den Fortschrittlern — man denke, von der Partei Eugen Richters! — sich Mangel an Anstand vorwerfen lassen mußte und die die Wahl eines „Ausländers" — Herr Kämpfer ist nämlich aus Erfurt — für eine Schmach für das Herzogthum erklärte, öffnete den Leuten die Augen, wie es mit dieser Partei bestellt sei. Von einer conservativen Partei kann man nicht reden; man sollte denken, daß unter den oben charakterisirten Verhältnissen die meisten Leute conservativ sein müßten, und gewiß giebt es auch sehr viele von dieser Richtung. Aber eine conservative Partei, die organisirt wäre, giebt es nicht; es fehlt den conservativen Elementen an Zusammenhang, an Führern, an einem Preßorgan. So kam es, daß ihr Candidat von Schwarzenfels zwar eine ansehnliche Stimmenzahl erhielt, aber nicht zur Stichwahl kam. Freilich war auch sein Programm nicht klarer als das nationalliberale Grossische, und die Verdächtigung, er sei ein Agrarier, machte manchen Conservativen bedenklich. So sahen sich die meisten vergebens nach einem festen Halt um. Unter diese Unzufriedenen und Unentschlossenen traten nun plötzlich so gewandte Agitatoren wie Eugen Richter und Albert Träger, und ihre blendenden Schlagworte, die hier noch nie so gehört wurden, rissen jeden mit fort, der nicht entschieden für Grosse war. Gegen Grosse aber waren insbesondere die Landleute nicht bloß darum, weil er von der nationalliberalen Partei aufgestellt, sondern auch deshalb, weil er Advocat war, so daß Dörfer mit reichen Bauern ebenso zahlreich für Kämpfer wie für Grosse stimmten.

Die Wahl hat ihr Gutes, wenn die unterlegenen Parteien etwas daraus lernen. Erstens, daß jede einzelne bei nicht stärkerer Betheiligung nicht siegen kann, die verwandten Parteien sich also eng zusammenschließen müssen; nur ein redlicher Compromiß kann vorläufig zum Siege führen. Sodann genügt es nicht mehr, einfach die Parole auszugeben: den und den wählen wir; vielmehr muß die Wahl von langer Hand vorbereitet werden, wie es die Fortschrittler machen, die schon jetzt für die nächste Wahl zusammentreten. Endlich aber muß jeder Wähler gegenüber der Ueberzeugung des Gegners mehr Achtung und Anstand zeigen, als es leider bis jetzt bei uns der Fall gewesen ist. Dem letztern Umstande verdankt vor allem Kämpfer seine Wahl; unter seinen Stimmen sind wohl ein paar tausend „aus Bosheit" abgegeben. Lernen aber die Liberalen und Conservativen nichts aus dieser Wahl, dann wird der Fortschrittler in der nächsten noch glänzender siegen und den Sieg nur verlieren an die noch rührigeren und noch consequenteren Socialdemokraten — dann aber dürfte es mit einem Compromiß zu spät sein.

Literatur.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Achter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880.

Der vorliegende achte Theil des „Neuen Plutarch" beginnt mit der Biographie des Reichsritters Franz von Sickingen, die uns in klarer und übersichtlicher Weise Hans Prutz erzählt. Es ist nicht das Bild des Helden, wie es das deutsche Volk in seinem Herzen lange bewahrt hat, des Mannes, von dem Deutschland zur Zeit der Reformation die Befriedigung seiner Wünsche und Hoffnungen erwarten konnte, das uns der Verfasser zeichnet. Sickingen unterscheidet sich nach ihm eigentlich nur durch den größern Maßstab seines rechtlosen Thuns und Treibens von seinen minder bedeutenden Genossen, die durch kecke Fehde und wüsten Straßenraub ihre Glücksgüter zu verbessern suchten. Ohne eine höhere Idee, ein höheres politisches und nationales Ziel zu verfolgen, jagte er nach Macht und Reichthum und wollte in frevlem Muthe eine rein persönliche Sache mit den Hilfsmitteln und dem Blute der daran eigentlich völlig unbetheiligten Nation ausfechten, und nur Mißverstand und Uebereifer haben ihn mit der Glorie eines nationalen Heldenthums zu umkränzen versucht. Nach diesem Charakterbilde, das im wesentlichen mit der trefflichen Darstellung Ulmanns (Franz von Sickingen. Leipzig, Hirzel, 1872) übereinstimmt, folgt aus der Feder Friedrich Althaus' das Leben des Admirals Nelson, dessen Kämpfe einen ebenso bedeutungsvollen Theil der Geschichte Englands bilden, wie sie einen Wiederhall in der nationalen Erinnerung wachrufen. Mit Lebendigkeit und Wärme erzählt Althaus die wechselvollen und abenteuerlichen Schicksale des Seehelden und bringt ihn uns menschlich näher, indem er zahlreiche anekdotische Züge anführt und uns den Admiral nicht bloß mitten im Kampfe zeigt, sondern auch wie er so oft auf den stürmischen Meereswellen sich in seinen Briefen das idyllische Glück eines stillen, friedlichen Lebens ausmalte. Aber auch die Flecken, die an Nelsons Namen haften, sind nicht vergessen. Sclave der Liebe zur Lady Hamilton und im Einklange mit dem entarteten neapolitanischen Hofe, hat er sich zum Werkzeuge der Rache an den Demokraten Neapels erniedrigt, eine That, die auch bei Althaus die verdiente Verurtheilung findet.

Weniger befriedigend als die vorhergehenden Biographien ist das Leben Mozarts von Reißmann, eine dürftige Arbeit, mit welcher der Band schließt.

Fünf Ulanen. Erzählungen aus dem großen Kriege. Von Veit Ried. Berlin, Friedrich Luckhardt, 1881.

Die fünf durch ein loses Band mit einander verknüpften Erzählungen des vorliegenden sauber gedruckten Bandes behandeln die ernsten und heitern Erlebnisse von fünf freiwilligen Ulanen vor, während und nach dem großen französischen Kriege. Wir wissen nicht, ob wir den Verfasser selbst unter den fünfen zu suchen haben, noch aus wieviel Körnchen Wahrheit und mit wieviel Tropfen Phantasie er die Farben zu seinen Gemälden angerieben. Jedenfalls kennt er das Kriegsleben aus eigner Anschauung: unserer Soldateska im allgemeinen, und insbesondere den braven Ulanen, Roß wie Reiter, hat er bis ins Herz geblickt. Seine Erfahrung steht aber zugleich im Dienste eines ausgesprochenen, ganz eigenartigen Erzählertalentes. Mit sicherer Beobachtung und Wiedergabe des Wirklichen verbindet Ried reiche, phantasievolle Erfindung, Mannhaftigkeit und Ernst der Gedanken und eine

fast kindliche Weichheit und Einfalt des Gemüths. Bei aller individuellen Ausprägung haben seine Gestalten etwas typisches: Hans Hartung, der leidenschaftliche, trotzige Thüringer Bauernsohn, der gemüthvolle, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen zum großen Kaufmann herauswachsende Konrad Eisendecker, der vornehme, verschlossene Aristokrat Albrecht von Hüter, Dr. Eberhard Stark, der gutherzige, philosophische höhere Töchterlehrer: alles sind lebenswarme Menschen, folgerichtig sich entwickelnde Charaktere, deren Geschick unauflöslich mit ihrer Persönlichkeit verknüpft scheint; jeder ist seines eignen Glückes Schmied, nirgends gewahren wir das Eingreifen einer höhern, überirdischen Macht.

In der Composition des Ganzen wie der einzelnen Erzählungen zeigen sich freilich hie und da noch Schwächen, welche deutlich den Anfänger auf dem Gebiete der Novelle verrathen: schroffe, unvermittelte Uebergänge, nicht durchweg glückliche Vertheilung von Licht und Schatten. So mußte in der ersten Erzählung die Motivirung von Annas Selbstmord (S. 50) mit viel klarern und bestimmtern Zügen hingestellt werden, während in der dritten das fieberhafte Traumbild der Frau von Hüter am Krankenbette ihres Kindes (S. 157) durch zu grelle Beleuchtung und zu langes Verweilen des Erzählers aus dem unheimlichen Dämmer heraustritt, der mit so viel Kunst über die ganze Scene, ja man kann sagen über die ganze Erzählung gebreitet ist.

Von dem fesselnden Inhalte wollen wir unsern Lesern nichts verrathen. Das ganze Buch durchweht eine tüchtige, echt vaterländische Gesinnung. Ohne in unkünstlerischem Sinne tendenziös zu sein, enthält es doch manche offen ausgesprochene, aber noch mehr zwischen den Zeilen leise hindurchklingende Mahnungen an das deutsche Volk, die in einer Zeit allgemeinen Besinnens und Rückschauens hoffentlich nicht im Winde verhallen werden.

Novellen und Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Wien, Hartlebens Verlag.

Eine poetische Gabe, die ein Achtzigjähriger als letzten Gruß vor dem Scheiden den Freunden seiner Muse darbietet, wird von vornherein einem Gemisch von pietätvoller Sympathie und leisem Mißtrauen begegnen. Dem letztern gegenüber sei hervorgehoben, daß sich das vorliegende kleine Buch durch eine seltene Frische und helle Lebensfreudigkeit auszeichnet. Gehören auch einzelne der Novellen („Monsieur François," „Die seltsame Maske," „Die todte Jungfrau") einer etwas abgeblaßtern, halb gespenstigen Romantik an, so sind andere (wie „Die Gedächtnißtafel auf dem Trauerstein") voll schlichten Lebens und hübsch erzählt. Auch unter den Gedichten im Anhange verdienen einige voll ernster Empfindung „In einer Sternennacht," „Der deutsche Oesterreicher" (1870) oder mit humoristischer Wendung wie „Recension der Rose" allgemeiner bekannt zu werden. In rührender Selbstbescheidung singt der greise Dichter am Schlusse:

Kleiner Pflichten treu Erfüllen,
Eines schlichten Reimes Klang,
Das ist Alles, was im Stillen
Manchmal mir vielleicht gelang.
Seid, Ihr Theure! doch zufrieden
Mit dem Thun so schwacher Kraft,
Nun, dann kann getrost hienieden
Enden ich die Wanderschaft.

Bei alledem ist in dem Klange der schlichten Reime mehr Sinn als in dem Gerassel einiger allerjüngsten Verstitanen von der pessimistischen und selbstvergötternden Schule.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Politische Briefe.

I. Aussichten deutscher Parteientwicklung.

Mit der deutschen Parteientwicklung hat sich neuerdings der ehemalige Staatsminister Dr. Jolly in einer viel beachteten und beachtenswerthen Schrift beschäftigt. In dem ebenfalls Ende vorigen Jahres erschienenen fünften Bande der Biographie Gneisenaus ist auch der Verfasser der beiden letzten Bände dieses Werkes, Hans Delbrück, auf die Entstehung der preußischen Parteien zu sprechen gekommen, und zwar so, daß er den beherrschenden Ausgangspunkt glücklich getroffen hat. Auch sonst wird das Thema der Parteien in Deutschland überall behandelt. Man erkennt in der Parteientwicklung das entscheidende Moment oder vielleicht wenigstens das entscheidende Symptom der innern Politik. Das vergangene Jahr aber wird sehr fälschlich wegen Unfruchtbarkeit gescholten. In der Klarheit über das Wesen der Parteien, das heißt also über die innern Ziele unsers Staatslebens, hat das letzte Jahr im stillen ein großes Wachsthum, wenn auch noch nicht die reife Frucht gezeitigt.

Hoffentlich ist doch jetzt die Zeit nicht mehr fern, wo wir Deutschen jeden zum Mitsprechen in der Politik für unfähig erkennen, der nicht den absoluten Unterschied der englischen von den continentalen Parteien begriffen hat. Alle continentalen Parteien, soweit ihnen eine ernsthafte Bedeutung innewohnt, haben zum Lebensprincip ein gesellschaftliches, wenn man will, ein Classenbedürfniß und ein politisches Theorem. Nicht immer ist das Theorem der klare Ausdruck des Bedürfnisses, und oftmals ist das Theorem, wie auch der Werth desselben

beschaffen sein mag, für die Gestaltung der Partei einflußreicher als das entsprechende Classenbedürfniß, über welches das Theorem vielfach hinausgeht. Ganz unstreitig ist es, daß im deutschen Parteileben die Theoreme das einflußreichere Bildungsmoment darstellen. Es ist sehr thöricht, wenn wir Deutschen uns so oft an unserm Instinkt irremachen lassen und namentlich auch in dem hier besprochenen Falle. Die Theoreme sind vortreffliche Parteimotive und als solche ein Zeugniß überlegener Geistesbildung, vorausgesetzt, daß sie gut sind.

Es ist nun ein kindlicher Mangel an Wahrnehmungsvermögen, der aber auf die Keime unserer politischen Bildung immer noch wie ein Raupenfraß wirkt, wenn wir die englischen sogenannten Parteien für etwas den continentalen Verwandtes halten. Die Verwandtschaft ist nicht größer als zwischen dem Horne des Mondes und dem Horne des Rindes. Whigs und Tories sind die beiden Firmen, unter welchen die englische Oligarchie das Geschäft der Ausbeutung des Staates betreibt. Man merke wohl: die englischen Parteien repräsentiren, die eine so wenig wie die andere, ein Classenbedürfniß, das sich erst durchsetzen will. Sie repräsentiren beide den längst gesicherten Herrschaftsstand einer einzigen Classe. Ferner: Die Mitglieder dieser Parteien haben und kennen kein Theorem, als daß die bestehende Staatsordnung die absolut vollkommene ist. Was die Parteimitglieder wollen, ist einzig und allein, daß ihre Söhne, Vettern, Brüder, Schwäger u. s. w. bald in Indien, bald in Australien, bald hier in einem office, bald dort in einer Gesandtschaft, bald hier in einem board, bald dort in einem Consulat einträgliche Stellen erhalten. Für ihre eignen Personen begehren die Parteimitglieder in der Regel dergleichen nicht, da es Sitte und theilweise Nothwendigkeit ist, sein Glück gemacht zu haben, ehe man ins Parlament gewählt werden kann. Eine solche Partei folgt dem gewählten Führer wie eine Schaar Soldaten dem Conquistador. Der Hauptmann muß für Sieg und Beute sorgen, aber man redet ihm nicht in die Operationen. Es ist ganz undenkbar, daß englische Parteimitglieder den Führer controliren, ob er correct nach den Theoremen wandelt. Man ist bereit, alle Theoreme der Welt neunundneunzig Mal in jeder Minute mit Füßen zu treten, wenn das Parteigeschäft seinen soliden und guten Gang geht. Daher der gute Rath, den vor Zeiten englische Parlamentarier an deutsche Collegen gelangen ließen, doch die überflüssigen Fractionsberathungen einzustellen. Das kam den deutschen Politikern vor wie der Rath, sich das Essen abzugewöhnen. Aber anstatt dem Räthsel nachzusinnen, dachten unsere Landsleute mit gewohnter Bewunderung vor England, die Engländer müßten wohl einen Magen haben, der ohne Speisen auskomme, also auch Fractionen, wo der Fractionswille sich bildet ohne Zusammenkünfte und Berathschlagung. Niemand wagte zu ahnen, daß es dort keinen Fractionswillen giebt, so lange der Führer Erfolg hat, den man im Stiche

läßt, wenn er gehäufte Niederlagen erleidet, nicht um irgend einen Fractionswillen an die Stelle des Führers zu setzen, sondern um in dem Geschäfte der Staatsausbeutung eine Weile zu pausiren, zu Gunsten der concurrirenden großen Firma. In alten Geschichten findet man allerdings mancherlei über politische Theoreme der Tories und Whigs. Wir Deutschen wissen in diesen Dingen weit besser Bescheid als die Leute in England, wo man den Ursprung der regierenden Firmen als etwas Unvordenkliches ansieht und wo jeder weiß, daß die Theoreme, welche von den Firmen in der Gegenwart mitgeschleppt und gelegentlich lancirt werden, lediglich ein Theil jenes Humbugs oder, wenn das höflicher ist, jener unentbehrlichen Fictionen sind, von denen das englische Staatswesen über und über voll ist.

Das Herrschaftsmonopol dieser beiden oligarchischen Firmen auf die buntscheckigen, zwischen Theoremen und Gesellschaftsbedürfnissen unsicher schwankenden Parteien Deutschlands übertragen zu wollen, ist genau so witzig, als wenn ein Knabe bitten wollte, man möge ihm aus dem Horne des Mondes ein Jagdhorn machen, worauf er blasen könne. Aber Achtung vor diesem Witz, er ist zur Zeit noch bei uns eine verbreitete Parteiweisheit.

Es soll hier nicht übergangen werden, daß in England Parteibildungen, die den continentalen Parteien analog sind, mehr und mehr begonnen haben seit der Mitte dieses Jahrhunderts hervorzutreten. Es sind dies die eigentlichen Parteien, und gerade darum wahre Parteien, weil sie nicht regieren. Sie sind in den Kreisen der regierten Stände entstanden, aber sie haben sich nach englischer Weise den regierenden Parteien als Hilfstruppen zugesellt, sie haben andererseits begonnen, die Abhängigkeit der regierten Kreise von der Oligarchie zu lockern, und es ist möglich, daß sie eines Tages die Oligarchie zerstören. Dann ist es aber auch mit der sogenannten Parteiregierung vorbei, denn ein Staat, namentlich ein großer Staat, eine Weltmacht, kann niemals von Parteien regiert werden. Die sogenannten regierenden Parteien Englands waren eben keine Parteien. Auf der unglaublichen Dauer, welche die unglaubliche Verwechselung der oligarchischen Firmen mit politischen Parteien behauptet hat, beruht einer der folgenschwersten Irrthümer des Continents, durch welchen eine Reihe von Staaten vor unsern Augen täglich zerrüttet werden.

England war der einzige Staat, in welchem beim Uebergange aus dem Mittelalter in die moderne Zeit die Monarchie nicht die Stände überwältigte, sondern wo die Stände die Monarchie überwältigten. So wurde in der „glorreichen" Revolution des siebzehnten Jahrhunderts die aristokratische Republik mit einem monarchischen Ornament und zahlreichen andern Fictionen gegründet. Das regierte Volk ertrug das aristokratische Regiment aus zwei Gründen. Der erste Grund ist die formale Rechtsgleichheit und das System der zahlreichen

Fictionen, welche so weit gehen, den Schein einer Volkssouveränität hervorzurufen. Der bei weitem wirksamere Grund aber liegt in dem Umstande, daß das aristokratische Regiment die oceanische Herrschaft Englands, deren Arme in alle Welttheile reichen und ganze Continente umfaßt, begründen konnte. Dadurch wurden die regierten Klassen unter der Herrschaft der Aristokratie die reichsten der Welt, bis die Disharmonien der modernen Gesellschaftsentwicklung auf dem klassischen Boden dieses Weltindustriereiches in den ihnen doch natürlichen Dimensionen auftraten. Aus diesen Disharmonien sind die eigentlichen englischen Parteien erwachsen, die an der Regierung bis jetzt nur im Gefolge der Aristokratie zuweilen einen schwachen Antheil nehmen, und deren der Zukunft angehörende Bedeutung wahrscheinlich darin liegt, die Weltstellung Englands zu zerstören. Denn die vielgerühmte parlamentarische Regierung, das heißt das unter der parlamentarischen Form sich verhüllende Herrschaftsmonopol der Aristokratie, wird jenen Parteien gegenüber wehrloser sein, als die Kräfte, welche anderwärts die Aufgabe haben, die staatliche Beherrschung der Gesellschaft zu sichern. Das aristokratische Regiment ist für diese Aufgabe zu sehr von dem Gesellschaftscharakter durchsetzt, wir können sagen corrumpirt. An der unvollkommenen Ueberwindung dieses Charakters ist das ständische Regiment allenthalben zu Grunde gegangen, und die Reihe wird endlich auch das ständische Monopol der englischen Aristokratie treffen, mit ihm aber die englische Staatsgröße, in welcher die Trägerin dieses Monopols nicht ersetzt werden kann, weil alle andern dafür erzogenen Kräfte fehlen.

Die Staaten des Continents sind in die moderne Zeit getreten, indem die Monarchie die Stände überwältigte. Wo die Monarchie den Ständen den Herrscherberuf abnahm, ihnen aber die Privilegien ließ, konnte die Monarchie selbst den staatlichen Charakter nicht gewinnen und entartete zu einem maßlosen Gesellschaftsprivilegium. In der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich die Naturkraft der Gesellschaft gegen das Verderben der letztern, um den Staat zu reclamiren, damit die Gesellschaft geheilt werden könne. In Preußen hat die Monarchie in unablässiger Arbeit sich in den staatlichen Beruf immer mehr vertieft und denselben immer mehr erweitert. Sie ist nicht stehen geblieben bei der Ausschließung der Stände von der Mitherrschaft. Sie ist von selbst fortgeschritten zur allmählichen Schöpfung der staatsbürgerlichen Gesellschaft. Dadurch wurde die preußische Monarchie sammt dem Werkzeuge, das sie sich in der Bureaukratie schuf, die natürliche Bekämpferin der Stände. Aber bevor die Monarchie das Werk, die staatsbürgerliche Gesellschaft zu errichten, vollendet hatte, fiel sie in einen Bund mit den Ständen zurück. Diesen Punkt hat Hans Delbrück mit glücklichem Blick erleuchtet. Der unnatürliche Bund wurde unmittelbar nach der Epoche der Befreiungs-

kriege geschlossen: von den ständischen Kreisen in dem Bestreben, die Consolidation der staatsbürgerlichen Gesellschaft sich nicht abschließen zu lassen und die letzte Position außerhalb derselben nicht zu verlieren; von der Monarchie, weil die staatsbürgerliche Gesellschaft den nationalen Instinkt als ihre sittliche Ergänzung in sich erwachen fühlte und eine große auswärtige Politik verlangte. Um auf die auswärtige Politik Einfluß zu üben, wie um die Bürgschaft ihres eignen Bestandes zu gewinnen, begehrte die staatsbürgerliche Gesellschaft eine Verfassung. Die Krone aber konnte, ohne sich selbst aufzugeben, am wenigsten auf die alleinige Leitung der auswärtigen Politik verzichten. Eine Politik des Quietismus und des Verzichts auf den Großmachtsberuf konnte aber nur in Anlehnung an die alten Stände betrieben werden, denen nun eine Einräumung nach der andern zu Theil wurde. Man kann sagen, daß die Krone wieder frei und überlegen der staatsbürgerlichen Gesellschaft entgegentreten kann, seitdem sie den Beruf der auswärtigen Politik als ihr natürliches Monopol mit dem unbestrittensten und unbestreitbarsten Erfolge wieder in die Hand genommen hat. Und merkwürdig: seitdem die altständischen Kreise sich von der Monarchie verlassen fühlen, weil diese nicht mehr dem Quietismus und der Unterwerfung in der auswärtigen Politik huldigt, seitdem werden diese Kreise von einem unwiderstehlichen Instinkt mehr und mehr zu der natürlichen Feindin der Staatsidee in allen Staaten, zur römischen Kirche hingezogen. Die römische Kirche ist überall die natürliche Verbündete der an sich mit einander unverträglichen, aber gleich stark staatsfeindlichen Tendenzen: der ständischen Zerreißung einerseits, der formlosen Demokratie andrerseits. Die bedeutungsvolle Signatur des vergangenen Jahres für die deutsche Entwicklung ist die immer stärkere Anziehungskraft des Centrums auf die altconservativen Kreise. Die letztern halten sich kaum noch, in die Arme Roms zu sinken. Kreuzzeitung, Landeszeitung, Wahrheit, Reichsbote und wie sie alle heißen, rufen immer heiserer: Der Culturkampf muß aufhören! Die antisemitische Bewegung, soweit sie nicht Straßenjungensport ist, ist lediglich das Mittel, der katholisch-particularistischen und der krypto-katholisch-particularistischen Partei — denn letzteres ist der zutreffende Name — ein Ziel des Zusammenwirkens und zugleich der Einwirkung auf die heftigsten Instinkte der Masse in die Hand zu liefern. Mit minder auffallendem Erfolge hält Rom seine Schlingen auch im demokratischen Lager fest. Herrn Eugen Richter, der sich längst gegen den Unitarismus, d. h. gegen den Reichsgedanken erklärt, der schon präludirt hat, sich gegen den Culturkampf zu erklären, wird es bald eingefangen haben, wobei der Herr natürlich glauben wird, nicht der Gefangene, sondern der Jäger zu sein. Unter diesen Umständen sollte die Partei der staatsbürgerlichen Gesellschaft und des nationalen Staates sich ernster denn je auf ihr Ziel besinnen und auf die Wege, die zu demselben eingeschlagen werden

müssen. Ein großes Hinderniß dieser Selbstbesinnung ist der Aberglaube, daß die staatsbürgerliche Gesellschaft in Deutschland des parlamentarischen Regimentes bedürfe, während doch dieses Regiment in Deutschland nichts anderes bedeuten würde als die Ablösung von Aufbau und Zerstörung der staatsbürgerlichen Gesellschaft sammt ihrem nationalen Staate. Erst nach dem völligen Siege dieser beiden wäre ein alternirendes Regiment innerhalb ihrer unerschütterlichen Voraussetzungen überhaupt möglich; ob nothwendig und erwünscht, bleibe dahingestellt. Es ist ein Verdienst der Eingangs erwähnten Schrift von Jolly, daß dieser hochgeachtete Staatsmann bei seinen unzweifelhaft liberalen Ausgangspunkten die nationale Partei warnt, das parlamentarische Regiment ferner zum Mittelpunkte ihres Strebens zu machen. Die Bedeutung dieser Warnung verdient wohl eine weitere Betrachtung.

Ein Wendepunkt in der Gesellschaftslehre.

Von E. F. Wyneken.

enn heutzutage jemand, der um Philosophie sich nicht gekümmert hat, plötzlich erzählen hört, daß der berühmte Aristoteles die Gestirne für belebt und für Götter gehalten habe, so wird er höchst wahrscheinlich denken: „Dieser alte Heide! Welche kindlichen Ansichten! Wie viel höher stehen doch wir da!“ Etwas unheimlich würde es ihm indeß schon werden, wenn ihm mitgetheilt würde, daß auch in unsern Tagen ein so geistreicher und exacter Naturforscher wie Fechner, der Begründer der Psychophysik, diesen Standpunkt, allerdings mit einiger Veränderung ins Christliche, wieder aufgenommen hat. Ganz sonderbar würde ihm aber vielleicht zu Muthe werden, wenn er sich selber einmal ernstlich überlegte, wie viel Wahrscheinlichkeit diese Ansicht doch in der That allein schon deshalb für sich hat, weil wir ausnahmslos in unserer ganzen Erfahrungswelt nirgends ein von Natur äußerlich abgeschlossenes Ganzes finden, das nicht zugleich ein Leben in sich trüge, wodurch es erst zur Einheit wird. Und ist denn jenes ewige Kreisen der Gestirne in ihren Bahnen anders vorzustellen als wie eine wirkliche Lebensäußerung der in ihnen als Ganzen wirkenden Kraft? Oder will

man darin eine von außen wirkende Kraft erblicken, wie beim fortgeschleuderten Steine? Sollte es wirklich mehr Wahrscheinlichkeit haben, in der vieltausendjährigen Bewegung der Gestirne durch ihre genau bemessenen Bahnen dies Jongleurkunststück eines hierdurch ganz in Anspruch genommenen Gottes zu sehn?

Wenn ein Elephant ganze Thürme mit Kriegern auf seinem Rücken trägt, warum dies Erdwesen nicht alle Fauna und Flora, die uns umgiebt? Und wenn der höchste Berg der Erde nicht größer ist als der Kopf einer Stecknadel im Verhältniß zum gewöhnlichen Schulglobus, so werden wir Parasiten dieses Geschöpfes mit unsern Civilisationsbestrebungen auf seiner Oberfläche demselben wenig bemerkbar werden und werden ihm selbst mit unsern tiefsten Bergwerken durch seine dicke Haut nicht annähernd hindurch fahren. Wie völlig unmöglich wäre es demnach erst für uns, so weit ins Innere dieses Kolosses einzudringen, daß wir denselben auf Grund seiner innern Structur als einen Organismus darzuthun im Stande wären!

Nicht weniger verwunderlich, sondern viel weniger einleuchtend für unser Vorstellungsvermögen ist es nun aber an sich, wenn jemand mit der Behauptung auftritt, die gesammte Menschheit sei genau in derselben Weise als ein in sich geschlossenes, lebendiges Ganzes aufzufassen wie der einzelne Mensch, ja die ganze Menschheit sei nicht nur ein „einziges unermeßliches und ewiges Individuum," wie schon Pascal und Comte behaupteten, sondern sie sei ein einziger wirklicher, nachweisbarer Körper. Mit diesem Nachweise zuerst vollen Ernst gemacht zu haben, ist das Verdienst — vorausgesetzt, daß es eines ist — eines praktischen Staatsmannes, des Gouverneurs von Kurland, Paul von Lilienfeld, von dessen „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft" (Mittau, Behres Verlag) 1873 der erste Aufsehen erregende Theil erschien, dem dann bis 1879 drei weitere Bände gefolgt sind, ohne daß dieselben das großartig angelegte Werk zum Abschlusse gebracht hätten.

Es ist aber nicht die Grille eines Sonderlings, welche wir hier vor uns haben, sondern weit entfernt, mit dieser Auffassung allein zu stehen, hat er für sich vielmehr die bedeutendsten Vorgänger und Nachfolger auf dieser Bahn aufzuweisen. Von den erstern, die freilich nur in vereinzelten Analogieen jene Richtung andeuteten, nennen wir außer Comte noch dessen Schüler Littré, den Engländer Spencer und den Amerikaner Carey, von den letztern z. B. Dr. Neurath in seinen vor kurzem erschienenen „Volkswirthschaftlichen und socialphilosophischen Essays" (Wien, 1880), zu beiden aber den bekannten, hochbegabten frühern Professor der Nationalökonomie, spätern österreichischen Staatsminister Dr. Schäffle in seinem mit unglaublicher und Lilienfeld noch

übertreffender Belesenheit alle Wissenschaften encyklopädisch für diesen Zweck verwerthenden großartigen Werke: „Bau und Leben des socialen Körpers. Encyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialer Stoffwechsel." (Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung, 4 Bde. 1875—1878.) Wir führen den langen Titel nicht ohne Grund im Texte an, denn er giebt in der Kürze eine ungefähre Vorstellung von dem, was in den vier großen Bänden, von denen der erste überdies einem Doppelband an Stärke gleichkommt, binnen drei Jahren zur Durcharbeitung gebracht worden ist.

Was aber dieser wunderbaren Wende in der Gesellschaftslehre erst die rechte Bedeutung giebt, das sind zwei Umstände. Der erste ist der, daß die Anregung zu dieser Auffassung der menschlichen Gesellschaft von der Naturwissenschaft und zwar von der jetzt auf diesem Gebiete so siegreich vordringenden Richtung des Darwinismus ausgegangen ist. Die Folge war, daß die genannten Sociologen mehr oder weniger in diese Richtung einmündeten und daß erst dadurch der Darwinismus recht eigentlich zu einer alle Gebiete menschlichen Denkens umfassenden Weltanschauung zu werden im Begriffe steht. Der zweite Umstand ist der, daß die Entwicklung der Menschheit auf einem Punkte angelangt ist, wo es auch den Massen der civilisirteren Länder zum Bewußtsein gekommen ist, daß die gesamte Menschheit ein solidarisch verbundenes reales Ganzes ausmacht. Die Erscheinung der Neuzeit, welche uns unwiderleglich dargethan hat, daß wir im weltgeschichtlichen Fortschritt diesen Punkt erreicht haben, ist — der Socialismus. Denn diese Idee ist der Schlußstein von Schäffles ganzem System; er gehört unabweisbar zur „Quintessenz" desselben, wenngleich er ihn in seinem bekannten Büchlein über den Socialismus in den Hintergrund treten läßt, ohne ihn indeß zu übersehen. Schäffle geht von der Einsicht aus, daß die Grundidee des Socialismus eine wirthschaftliche sei, und so versucht er den reinen Grundgedanken des Systems herauszuschälen und auf seine Lebensfähigkeit zu prüfen. Das nun gerade ist von besonderer Bedeutung, daß der Socialismus bei seinen internationalen Ideen von dem allerrealsten Gebiete menschlichen Strebens, sozusagen, ausgeht, denn gerade hier muß jede Erkenntniß stets den Blick auf das praktische Handeln gerichtet halten. Unbegreiflich ist es ja freilich nicht, daß der Gedanke einer so realen Solidarität des Menschengeschlechts Boden gefaßt und Wurzel geschlagen hat, nachdem innerhalb des letzten halben Jahrhunderts die Erde sich durch Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen auf einen unendlich kleinen Bruchtheil ihrer frühern Ausdehnung zusammengezogen hat und unausgesetzt noch weiter zusammenzieht. Das Maß, in welchem die Völker des Erdenrunds in ihren Bedürfnissen von einander abhängig geworden sind, ist infolge dessen bereits

so gewachsen, daß für alle diejenigen, welche nicht mit einem so radicalen Vertreter der Freihandelstheorie, wie Prince-Smith, im gesammten Handelsverkehr „ein einziges Organ, den Markt" sehen, wo einzig „abgerechnet und auseinandergesetzt", aber „keine Gemeinschaft gebildet" wird, in der That die Ueberlegung sehr nahe liegt, zu welchen Formen höherer Gemeinschaftsbildung, nämlich über die Staaten hinaus, wohl dereinst die Menschheit auf Grund dieser mehr als wunderbaren Annäherung seiner einzelnen Glieder und Gliederungen vordringen wird. Wenn für eine Weltmonarchie oder Weltrepublik die einheitliche Uebersicht von einem Centrum aus undenkbar bleibt, sollte nicht ein Weltstaatenbund oder gar ein Weltbundesstaat nach Art der Vereinigten Staaten dermaleinst durchführbar sein? Denn im Gegensatze zur Freihandelstheorie müssen wir auf Grund der Geschichte behaupten, daß jeder Staat aus der Volkswirthschaft als seiner Basis aufwächst, nur freilich so, daß es eine Volkswirthschaft ist, d. h. daß die Staatseinheit nicht eine wirthschaftliche Einheit, sondern die Einheit eines geschichtlich gewordenen Volksganzen zum Ausdrucke bringt. So allein kann es überhaupt zur Bildung von allmählich heranwachsenden Gemeinschaftsorganismen kommen; denn die Wirthschaft eines räumlichen Bezirks ist freilich von vornherein aus widerstreitenden Interessen gemischt, sodaß die Wirthschaft als solche alle Grenzen überschreitend aufs Internationale angelegt erscheint, während jede staatsbildende Gemeinschaft von vornherein einen ausschließenden Charakter hat, aber doch wieder eben auf dem Grunde von Mein und Dein, sowohl nach außen wie nach innen. Wie aber der Boden, in dem der Staat wurzelt, ein wirthschaftlicher ist, so sehr, daß ein gar zu scharfer Widerstreit der wirthschaftlichen Interessen in räumlicher Geschiedenheit nach Districten auch die staatliche Einheit gefährdet — man denke an die gescheiterte Vereinigung von Belgien und Holland oder an den Norden und Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika — so müßte auch die wirthschaftliche Einheit, sollte man denken, die Ausbildung einer weitern, gemeinrechtlichen, einheitlichen Organisation nach sich ziehen; und da das wirthschaftliche Streben in seiner Richtung aufs Unbegrenzte seine Einheit erst findet an den Grenzen der Menschheit selbst, so müßte eine solche Organisation auch eine die gesammte Menschheit umspannende sein.

Wem dies als eine vage Speculation erscheint, dem stellen wir die Worte entgegen, mit denen ein so realistischer Denker wie Schäffle am Ende des ersten Bandes seines oben genannten großen Werkes (S. 842) über diesen Punkt sich ausspricht: „Die souveränen Socialeinheiten der heutigen Geschichtsepoche treiben volkswirthschaftlich, politisch, wissenschaftlich, kirchlich u. s. w. noch höheren Einheiten entgegen; zum Theil sind diese zusammengesetzteren Formen der Einheit schon erreicht. Wir nennen Bundesstaaten, Vereinigte Staaten, Staatenbünde

Föderationen, Allianzen mit den Weltkirchen, mit der Weltwirthschaft des Freihandels, mit kosmopolitischen Kunst- und Wissenschaftszusammenhängen. Diese socialen Einheiten höherer Ordnung nennen wir auch kürzer internationale Einheiten. Die Reihe der socialen Form- und Lebenseinheiten erscheint jedoch mit den internationalen Gruppen noch nicht erschöpft. Vielmehr lebt schon die heutige Generation der civilisirten Welt des zuversichtlichen Glaubens an eine endliche human-kosmopolitische Einheit, an sociale Individualisirung von noch komplexerer Art und größerem Umfang, an einen Grad universeller Einheit ... wir meinen, die Zusammenziehung aller Völkerfamilien zur menschheitlichen Völkerfamilie, aller Volksvermögen zur großen zusammenhängenden Güterausstellung der Menschheit ... Es ist der höchste und ein gerechter Stolz unserer Geschichtsepoche, daß sie in der Technik und im Verkehrswesen die materiellen Hilfsmittel für die stufenweise internationale und schließlich menschheitliche Einigung der Völker und der Völkerfamilien mächtig angebahnt hat ... Wir lassen dahingestellt, welche und wieviele Stufen von unserer heutigen Entwicklungsepoche aus noch zurückzulegen sein werden, bevor die letzte menschheitliche Zusammenziehung aller Völker und Rassen, sowie der ganzen organischen und anorganischen Gütersubstanz in ein menschheitliches Völkervermögen eintreten kann, bevor ein vollendeter Weltzusammenhang menschlicher Niederlassung, menschlichen Schutzwesens, menschlichen Stoffwechsels, menschlicher Technik und Verkehrsorganisation, menschlichen Erkenntniß-, Gefühls- und Willenslebens erreicht sein wird. Aber ein unvertilgbarer Idealismus erhält in uns die Zuversicht wach, daß diese Individualisirung höchster universeller Art, eine Individualisirung, an die keine organische Analyse mehr hinanreicht, endlich doch eintreten, daß sie so sicher kommen werde, als heutige Großstaaten und Reiche von den wilden Anfängen menschlichen Daseins aus emporgewachsen sind."

Auf welcher Grundlage aber, fragt der Leser, erbaut der kühne Denker seinen luftigen Bau? — Auf der realsten Grundlage von der Welt, der naturwissenschaftlichen, nach dem Vorgange Paul von Lilienfelds, auf dessen (nur unter der Chiffre P. L. erschienenen) ersten Band er selber gleich 1873 mit selbstloser Anerkennung in der Tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" die Aufmerksamkeit nachdrücklichst lenkte. „Die Ausführung," schrieb er damals, „daß die sittlich geistigen Kräfte auf durchaus reale Weise durch Vermittlung der Materie und materieller Organe sich äußern, in andere Formen realer Existenz sich umsetzen, enthält zwar nicht einen durchaus neuen Gedanken, aber in so consequenter Durchführung wurde, soweit unser Wissen reicht, bis jetzt dieser Nachweis nicht versucht."

Das Neue nun in der Auffassung Lilienfelds, dem dann Schaeffle, natürlich in durchaus eigenartiger Weise und mit der ganzen Wucht einer geschulten Kraft,

in diese Bahn gefolgt ist, die eigentliche Wende, welcher beide geniale Denker in der Gesellschaftslehre zum Durchbruche verholfen haben, besteht, kurz gesagt, in dem Versuche des streng wissenschaftlichen Nachweises, daß in der gleichen Weise, wie sich auf Grund von feststehenden, aber freilich nicht weiter erklärbaren Naturgesetzen, aus dem Reiche des Unorganischen das des Organischen erhebt, so aus dem Reiche des Organischen nach denselben Naturgesetzen wiederum das des Organisch-Socialen in der Menschheit als einheitlichem Individuum sich erhebe, und zwar in der Art, daß hiermit nun die Gesammtnatur ihren vollendeten Abschluß erhalte oder vielmehr erhalten werde. Denn beide Forscher lassen die Welt, wie schon angegeben, jenem Ziele in darwinistischer Entwicklung zustreben. Die menschliche Gesellschaft also, meinen sie, entwickle sich nach der realen Analogie eines menschlichen Organismus. Der Hauptvergleichungspunkt — wenn wir zur Verdeutlichung hier einmal das besonders von Lilienfeld verabscheute Wort „Vergleich" einschieben dürfen — ist der, daß, wie der Einzelorganismus aus Zellen und der Zwischenzellensubstanz besteht, so der Organismus der menschlichen Gesellschaft, so zu sagen, aus Menschenzellen und der Zwischenzellsubstanz der Güterwelt bestehe.

So geistreich nun beide Männer dies ausführen, so weichen sie doch dabei in ihrer Auffassung gleich hier nicht unbeträchtlich von einander ab. Für Schäffle ist die Familie die Urzelle, für Lilienfeld die einzelne Person. Sodann aber legt ersterer viel detaillirter den „Körper" seiner Analogie zu Grunde; dem Knochengewebe z. B. entspricht bei ihm das Niederlassungswesen, den schützenden Epidermal-Epithelialgeweben die äußern und innern Schutzeinrichtungen, den Gefäßgeweben die Erwerbs- und Einkommensorganisation, dem Muskelgewebe das Geschäft. Käme jemand auf Grund dieser Darstellung mit neugierigen Fragen, was denn nun das Herz oder der Magen oder das rechte Bein der Menschheit sei, so könnte man vielleicht London als das den Blutlauf des internationalen Güterverkehrs vermittelnde Herz fassen oder in Rom den alles verschlingenden Magen erblicken wollen, aber zu Ende käme man auf diesem Wege doch nicht, und Schäffle würde dagegen auch geltend machen, einmal, daß ja alles noch im Werden sei, sodann, daß es ja ein wohl analoger, aber doch durchaus eigenartiger Organismus sei, um den sich hier handle. Indeß ist uns dennoch dieser Punkt von Bedeutung. Den einzelnen Thier- oder Menschenkörper fassen wir als Organismus, weil wir von jedem einzelnen Theile desselben die ihm zum Dienste des Ganzen zugewiesene Function nachzuweisen vermögen. Bei der Menschheit ist das nicht möglich. Stellen wir die Frage selbst viel allgemeiner und fragen: Sind die einzelnen Staaten im Gesammtorganismus der Menschheit Organe oder sind sie selber Personen, welche erst in ihrer Wahrheit den Menschheitsorganismus zur Persönlichkeit erheben? Denn

ein einzelner Mensch ist kein Mensch. Wo bleibt die sociale Gemeinschaft für das eine große Individuum „Menschheit"?

Anders v. Lilienfeld. Seine Analogie ist eine viel enger gefaßte. Nach ihm sind die einzelnen Personen die Zellen, aber nur Nervenzellen, sodaß die Menschheit das höhere Nervensystem der Welt bezüglich der Erdenwelt ausmachen würde. Was aber die Nervenzellen „Mensch" von denen des Einzelorganismus unterscheidet, das ist der Umstand, daß sie den Strom geistiger Bewegung nicht einfach unter Vermittlung der Zwischenzellsubstanz weiter leiten, sondern daß er durch die Zwischenzellsubstanz der Natur- und Güterwelt gebrochen wird, mittelst realer Umsetzung der sittlich geistigen Kräfte in materielle Wirkungen und wieder umgekehrt, und daß demnach statt der directen Reflexe die indirecten eintreten. Zur Veranschaulichung diene folgender Satz aus P. v. Lilienfeld geistvollen Ausführungen über Sprache und Schrift. „Schon im Laut und Wort, das zwei Individuen mit einander austauschen, liegt eine besondere Zwischensubstanz, die Luft, dazwischen, und obgleich die auf diesem Wege übertragene Anregung gewissermaßen nur die intermediäre Substanz momentan, sozusagen im Fluge berührt, so muß nichtsdestoweniger doch die zwischen zwei Personen durch die Sprache vermittelte Wechselwirkung als Folge nicht eines directen, sondern eines indirecten Reflexes angesehen werden. Die Schriftsprache stellt einen derartigen indirecten Reflex in noch greifbarerer materiellen Form dar. Die von einem Menschen ausgehende Kraft durchläuft dabei die Intercellularsubstanz nicht nur momentan, wie die mündliche Rede die Luft, sondern wird auf lange Zeit in beharrlicher materieller Form, in der Form der Schrift oder des Druckes, fixirt. Die von einem Menschen ausgegangene geistige Kraft kann in solcher Weise eine unbestimmbar lange Zeit aufbewahrt werden, gleich dem Licht und der Wärme, die ein fester Körper absorbirt. Und sowie die Wirkung eines galvanischen Stromes nur dann erfolgt, wenn die galvanische Batterie geschlossen wird, so erfolgt auch der Reflex vollständig erst dann, wenn durch irgend eine zweite Person die Aufnahme der in Schrift, in Druck oder einer andern Form verkörperten geistigen Kraft erfolgt ist. Ein neuer Reflex, eine neue Wirkung oder Anregung durch die in irgend welcher äußern Form verborgene geistige Kraft erfolgt alsdann wieder nur bei der Uebertragung dieser Kraft auf irgend eine neue Persönlichkeit, die sich für die Aufnahme der entsprechenden durch diese Form, dieses Bild oder Zeichen dargestellten Vibrationen und rhythmischen Schwingungen eignet." (I, 220.)

Da aber offenbar auch der Verkehr in der Thierwelt bereits mittelst der indirecten Reflexe vor sich geht, so entsteht die Frage, wie sich denn nun scharf der Mensch vom Thier unterscheide. Darauf kann Lilienfeld seiner ganzen Auffassung nach keine Antwort geben; denn ihm ist ja eben die stufenförmige all-

mählich höher steigende Entwicklung Voraussetzung seiner ganzen Anschauung. „Dieser relative Unterschied, sagte er, kann nicht durch einen plötzlichen Uebergang aus physischen Beziehungen in geistige bedingt werden; er kann nur das Resultat einer Verschiedenheit in der relativen Verknüpfung des physischen und des geistigen Elementes sein. Auf niedern Stufen des organischen Lebens wird die Association der Zellen durch das Ueberwiegen des physischen Elementes über das geistige bedingt. Je mehr wir in der organischen Natur emporsteigen, desto mehr neigt sich dies Verhältniß zum Vortheile des geistigen Elementes, das auf den höchsten Entwicklungsstufen des socialen Lebens immer mehr das Uebergewicht gewinnt." Oder wie er es auch wohl in einer Formel darstellt: Die unorganische Natur ist ein unendlich großer materieller Zähler mit einem unendlich kleinen idealen Nenner, während die sociale Welt dem Bruch von einem unendlich kleinen materiellen Zähler mit unendlich großem idealen Nenner gleich wäre.

Hier tauchen doch wesentliche Bedenken auf, denen auch Schäffle mit seiner viel energischeren Betonung des Unterschiedes sich nicht verschlossen hat. Warum, fragen wir, soll denn gerade die Menschheit einen einheitlichen Organismus ausmachen, warum nicht alle Hirsche, Wölfe, Dachse, Luchse ebenso? Und warum verhalten sich die Thierstaaten, welche wir als Uebergänge finden, gegen ihres Gleichen so exclusiv? — Wir meinen, ein nicht relativer, sondern specifischer Unterschied zwischen Mensch und Thier sei doch wohl nachweisbar. Der Mensch allein ist fähig, seinen Geist auf sich selbst zurückzuwenden, d. h. sich von andern zu unterscheiden, während das Thier sich wohl unterschieden fühlt, aber den Unterschied sich nicht zum Bewußtsein zu bringen vermag. Daher die Thiere nur Empfindungen in ihrer Sprache Ausdruck zu geben vermögen, ohne im Stande zu sein, diese Empfindungslaute an verschiedene Gegenstände als unterschiedene gewissermaßen anzuheften. Wenn aber der Mensch nicht nur fähig, sondern gezwungen ist, seine Gedanken auf sich zurückzukehren, so ist er ebenso gezwungen, sich in den Verhältnissen, insbesondere zu seinesgleichen, zu erfassen, in denen er sich vorfindet. Da aber das nächste abgeschlossene Verhältniß, in dem jeder steht, die Familie ist, so wird dadurch aus der menschlichen Familie ein Organismus. Denn seine Eigenart ist eben das, „sich in sich selbst concentriren, die Wirkungen aller Kräfte in eins vereinigen." So entstehen in der menschlichen Gesellschaft ganz von selbst die organischen Bildungen, zunächst auf Grund der natürlichen Abstammung. Allein auch willkürlichere Vereinigungen müssen aus diesem Grunde immer ein organisches Element mit Nothwendigkeit in sich aufnehmen.

Völlig unerklärlich bliebe freilich auch so noch die wenn auch bisher noch latente Existenz, ja selbst die Möglichkeit der Entstehung des großen Mensch-

heitsorganismus. Daß derselbe aus der Willkür seinen Ursprung nähme und nur hinterher durch das der Menschheit innewohnende organische Element eine Umbildung erfahren sollte, wird niemand annehmen wollen, Lilienfeld und Schäffle am wenigsten. Da läßt nun insbesondere der erstere eine eigenthümliche Lösung durchblicken. Versuchen wir derselben nach der Art, wie wir ihn verstanden haben, vorzugreifen.

Wir würden folgendermaßen zu schließen geneigt sein: Wenn die Menschen nicht stürben und noch einiges andere anders wäre, so wäre die ganze Menschheit von Adam her eine fortdauernde Familie und würde also nach dem Gesagten einen fortdauernden Familienorganismus zur Darstellung bringen. Daß dieser Zusammenhang zerrissen ist, treibt den Menschen nur noch mehr an, bei der Rückwendung seines Geistes auf sich selber auch auf seinen Ursprung zu reflectiren. Daß derselbe da beim leiblichen Vater nicht stehen bleiben kann, liegt zu Tage. So schreitet sein Geist zum „Allvater" fort, mit derselben innern Nothwendigkeit, mit der alle andere Bildung vor sich geht. Daraus folgt eins mit unumstößlicher Gewißheit: *Bildet die ganze Menschheit, sei es latent schon jetzt, sei es dermaleinst einen realen Organismus, so kann derselbe nur ein religiöser sein.* Das ist eine Wahrheit von unsäglicher Wichtigkeit. Ja mehr noch. Kant hindert uns freilich mit Lilienfeld zu sagen: „Dieser Integrirung in uns muß auch nothwendig eine Integrirung außer uns entsprechen: der Vernunft des Individuums eine höhere Vernunft, der Idee Gottes ein Gott. Und dieser Gott muß nothwendig ein reales Wesen sein und da wir die Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung in ihrer höchsten Potenzirung uns nur als etwas Persönliches *vorstellen* können, so *muß* es ein realer und persönlicher Gott sein" (II, 453). Aber dies sagen wir allerdings: Will man die Menschheit als realen Organismus fassen, so muß auch Gott eine Realität sein, auf welche die Gedanken der Einzelnen sich wirklich, d. h. einwirkend und Wirkungen erleidend zu wenden vermögen. Eines steht und fällt mit dem andern.

Und vielleicht noch mehr. Eine seltsame mythologische Mähr, für viele wie aus lange vergangener Zeit, rufen Schäffle wie Lilienfeld, besonders aber der letztere, in diesem Zusammenhange wieder wach. An eine alte und fast veraltete Rede erinnern sie, *die einzige in dieser Art*, nach der die Menschheit ebenfalls *ein wirklicher Leib* sein sollte, und die Legende, an die solche Rede sich knüpft, ist keine andere als die allen Ungebildeten und wenigstens im allgemeinen ja auch den meisten Gebildeten noch bekannte Sage vom Gottmenschen Jesus. Wenn Schäffle jedem Theile seines Werkes aufs neue das etwas ungenau citirte Motto vorsetzt: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben zum gemeinen Nutzen.

Der Glieder sind viele, aber der Leib ist einer (1 Kor. 12, 4 fg.)" und dazu (I, 393) bemerkt: „Wir begegnen in der That einer durchaus zustimmenden Anschauung des Christenthums 1. Kor. 12, und zwar in einer Vollständigkeit, welche den socialen Körper von der untersten leiblichen Basis bis zu einer ideal transcendentalen Spitze (in Gott durch Christus) zusammenfaßt," so erklärt Lilienfeld (III, 381): „Kein einziges religiöses System hat in einem so hohen Grade intuitiv und prophetisch der realgenetischen Socialwissenschaft vorgegriffen, als es das Christenthum thut, indem es stets darauf hinweist, daß die Menschheit ein unzertrennliches, in Haupt und Glieder differenzirtes und dabei doch in allen Theilen solidarisches Ganzes bildet. So heißt es ja auch in der ersten Epistel Pauli an die Corinther 12,12: ‚Denn gleich wie Ein Leib ist und hat doch viele Glieder; alle Glieder aber Eines Leibes, wiewohl ihrer viele sind, sind sie doch Ein Leib: also auch Christus.'"

Wunderbar immer wieder neu emportauchendes Wort, Deutung der Vergangenheit, Kunde der Zukunft, wer deutet dich selber? — Welche Auffassung von ihm aber auch die richtige sein möge, so viel ist klar, daß nichts so geeignet ist dazu zu helfen, daß der von uns besprochene Wendepunkt in der Gesellschaftslehre zu einer Wende in der menschlichen Gesellschaft selbst werde, als die Thatsache, daß die höchst civilisirten und daher leitenden Nationen des Erdenrunds sich wenigstens dem Namen nach ausdrücklich zu diesem Glauben bekennen, und daß daher bei ihnen diese großartige Auffassung der jüngsten Zeit von vornherein einer Resonanz begegnet, wie sie nur eine von Kindheit auf dem Sinne eingeprägte religiöse Anschauung zu gewähren vermag. So wird jene Legende aufs neue, wie schon so oft in der Geschichte, zu einer Macht, die theils bewußt, theils auch unbewußt die Menschen zur Vollendung des Menschheitsorganismus antreibt. Denn kommen muß diese Vollendung, als einzig denkbarer Abschluß der Natur- und Menschenentwicklung. Dies ist unser Glaube, wie es unsere Logik ist. Kommen muß sie, diese Vollendung, oder — das Ende.

Nachschrift der Redaction. Dem vorstehenden Aufsatze haben wir da er sich mit zwei umfänglichen, viel von sich reden machenden und doch nicht für jedermann zugänglichen oder lesbaren Werken beschäftigt, gern Aufnahme gegönnt, ohne indeß den Standpunkt desselben irgendwie zu theilen. Wir nehmen den Aufsatz als ein Erzeugniß des nachhaltigen Eindrucks, den die beiden genannten Werke wohl auch noch auf andere denkende und strebende Naturen gemacht haben werden. Nach unsrer Ueberzeugung beruhen jedoch alle derartigen Systeme, welche das Problem einer unmittelbaren Harmonie des physischen und des ethischen Kosmos zu lösen vermeinen, auf einer falschen

Auffassung beider. Wenn bloßer Schematismus und falsche Analogien eine Wissenschaft fördern könnten, dann wäre durch die hier besprochenen Werke der Socialistik allerdings eine neue Wendung gegeben. Einen „Wendepunkt" dürften wohl Bemühungen nach der Art Schäffles bezeichnen, nur leider einen solchen, der die Wissenschaft in eine neue Auflage der Scholastik führen würde. Früher waren es die Syllogismen, in welche alles eingeschnürt, und in welchen alles ertödtet wurde; jetzt sollen es die mathematischen und naturwissenschaftlichen Schemata sein. Die Nationalökonomie läßt sich aber nicht so leicht einzwängen und ertödten, weil sie mit dem frischen Leben und der materiellen Existenz der Völker in zu enger Beziehung steht. Die Verbrämung von Theorien vollends mit religiösen Speculationen und christlichen Glaubenssätzen mag für manchen etwas bestechendes haben; zur Sache gehören diese Dinge aber nicht und schaffen uns auch keine neuen Einsichten in die verwickelten Verhältnisse des wirthschaftlichen und socialen Lebens.

Goethe und Gustchen Stolberg.

Unter die Büchlein, die bisher in keines Goethefreundes oder Goethesammlers Bibliothek fehlen durften, gehörten auch „Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorff," die, von A. von Binzer herausgegeben, 1839 in dem Taschenbuche „Urania" und gleichzeitig in einer Separatausgabe (Leipzig, Brockhaus) erschienen waren. Im Buchhandel war das Büchlein längst vergriffen, und die Antiquare, die in dergleichen Dingen eine immer bedrohlicher werdende Sachkenntniß entwickeln, richteten, wenn ja einmal ein Exemplar davon auftauchte, ihre Forderung darnach ein. Vor wenigen Wochen hat nun die Verlagshandlung eine neue Ausgabe der Briefe veranstaltet — nach einundvierzig Jahren eine zweite Auflage, gewiß ein seltener Fall!*) Die Antiquare brauchen ob dieses Ereignisses keine Thränen zu vergießen,

*) Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1881.

denn die editio princeps wird nun als solche erst recht im Werthe steigen. Was für ein Goethesammler wäre das, der sich nicht darauf versteifte, von nun an beide Ausgaben zu besitzen? Die erste muß er haben, weil — nun weil er sie eben haben muß, die zweite, weil der neue Herausgeber, Prof. Wilhelm Arndt in Leipzig, die Briefe nochmals sorgfältig mit den Originalen verglichen, eine interessante Einleitung vorausgeschickt und einen fleißigen, das Verständniß der Briefe bis in die kleinsten Falten und Winkel hinein eröffnenden Commentar beigegeben hat.*) Welche Fortschritte unsere Kenntniß von Goethes Leben, vor allem von seinem Jugendleben, in neuerer Zeit gemacht hat, wie großen Dank wir vor allem Hirzels „Jungem Goethe" und G. v. Loepers musterhaftem Commentar zu „Dichtung und Wahrheit" schulden, das wird uns wieder recht zu Gemüthe geführt, wenn wir vergleichen, was seiner Zeit der treffliche Binzer zur Erklärung der vorliegenden Briefe bieten konnte, und was uns jetzt statt dessen Prof. Arndt auf Grund umsichtigster Benutzung der Goetheliteratur spendet.

Auguste Luise Gräfin Stolberg war die jüngere Schwester der beiden Dichter Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Sie war am 7. Januar 1753 wahrscheinlich in dem Flecken Braunstedt in der Amtsmannschaft Segeberg in Holstein geboren. Der Vater, Graf Christian Günther, dessen Wiege in Stolberg im Harz gestanden hatte, war, durch die dänische Königin Sophie Magdalene veranlaßt, in dänische Dienste getreten und hatte die Stelle des Obervorstehers der genannten Amtsmannschaft übernommen. Seine Ehe mit Friederike Christiane geborne Gräfin zu Castell-Remlingen war reich mit Kindern gesegnet; sechs Söhne und fünf Töchter entsproßten ihr. Christian (geb. den 15. October 1748) und Friedrich Leopold (geb. den 7. November 1750) waren das zweite und dritte, Auguste das fünfte Kind. Frühzeitig verloren die Kinder ihren Vater. Im Jahre 1756 ernannte ihn die inzwischen verwittwete dänische Königin zu ihrem Hofmarschall, und die Familie siedelte nach Kopenhagen über. Aber bereits am 22. Juni 1756 starb der Graf, fern von der Heimat und den Seinen, in Aachen, in dessen Bädern er Genesung gesucht, und die Witwe lebte von nun an mit ihren Kindern auf dem Gute Rondstedt, welches die Königin ihr geschenkt hatte. 1771, nach dem Sturze des Ministers Bernstorff, wandte sich die Gräfin nach Altona, kehrte aber Ende 1773 leidend nach Kopenhagen zurück und starb dort am 20. December desselben Jahres. Auguste lebte seit dem Tode der Mutter als Stiftsdame in Uetersen in der Nähe von Hamburg; von hier aus eröffnete sie 1775 die Correspondenz mit Goethe.

*) Wiederholungen, wie S. XVI. und 107 über Augustens Krankheit oder S. XXV und 89 über den Briefwechsel zwischen Goethe und den Brüdern Stolberg, waren bei dem leicht zu übersehenden Umfange des Büchleins wohl unnöthig.

In dem gastfreien elterlichen Hause hatten die bedeutendsten Männer des damaligen Dänemarks verkehrt. Vor allem hatte Klopstock auf die Eltern wie auf die Kinder großen und wohlthätigen Einfluß geübt; „nach dem frühen Tode des Vaters war er der treueste Beirath der Mutter, und die beiden ältesten Söhne haben es ihm zu danken gehabt, daß er sie auf strenge, gewissenhafte Arbeit hinwies, wie er zugleich in ihnen den schlummernden Funken der Dichtung weckte und nährte." Im übrigen fließen die Nachrichten über die Jugendjahre Augustens — oder Gustchens, wie sie von allen Geschwistern und Freunden sich gern nennen hörte — spärlich. Die erhaltnen Briefe der Brüder sind meistens nicht an sie, sondern an die beiden ältern Schwestern gerichtet, und ihre eignen Jugendbriefe an Goethe sind sämmtlich verloren. Doch genügen die erhaltenen Zeugnisse, um ihr Bild wenigstens in seinen Hauptzügen festzustellen.

Gustchen war klein von Statur. Ihr „blaues, schmachtendes Aug'" erwähnt der Bruder Christian in einer 1773 an sie gerichteten Ode, und Goethe dankt ihr 1775 für ihre Silhouette mit den Worten: „Wie ist mein und meines Bruder Lavaters Physiognomischer Glaube wieder bestätigt. Diese reine sinnende Stirn diese süsse Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen! Dancke meine Liebe dancke." Ihre Gesundheit war in der Jugend überaus zart. Sie litt häufig am Fieber, hatte auch wiederholt andere heftige Krankheiten zu bestehen, die sie jedesmal an den Rand des Grabes brachten. Daraus entstand wohl bei ihr ein gewisser Hang, sich zurückzuziehen; Christian bezeichnet sie in einem Briefe als die „kleine Einsiedlerin." Waren aber die Anfälle vorüber, so war sie wieder das heitere, liebenswürdige Mädchen, das die einfachen Freuden, die das Leben ihr bot, vor allem wohl die Schönheiten der heimatlichen Natur, mit vollen Zügen genoß und wie ihre Brüder für das Vaterland und für Klopstock schwärmte.

Zwei ziemlich abgelegene Zeugnisse über sie, die W. Arndt aufgespürt hat, sind höchst merkwürdig. Martin Miller, der bekannte Genoß des Göttinger Hains, der Dichter des „Siegwart", der die beiden Stolberg und ihre Schwester 1775 persönlich kennen gelernt hatte, veröffentlichte 1778—1780 einen vierbändigen Roman in Briefen: „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau." In diesem werden neben andern lebenden Personen auch die beiden Grafen und ihre Schwester handelnd eingeführt. Der Held des Romans, Karl von Burgheim, hat den Stolbergen — so wird fingirt — auf ihrer mit Goethe gemeinsam unternommenen Schweizerreise (1775) begegnet. Ueber Gustchen aber schreibt Gräfin Julie von Bernstorff an Friederike von Burgheim, die Schwester Karls, unter dem fingirten Datum 8. Januar 1776: „Der wichtigste Schatz, den ich in Hamburg gefunden habe, ist die Freundschaft, die mir die Gräfin Stolberg, eine

Schwester von denen vortreflichen Grafen, mit welchen Ihr Herr Bruder gereist ist, geschenkt hat, und mit der ich verwandt bin durch meinen Grafen. O meine Friderike, das ist ein Frauenzimmer, das Sie kennen sollten! In unserm Stande hab ich, ausser Ihnen und unsrer Emilie, noch kein Frauenzimmer kennen gelernt, das soviel wahres, unverdorbenes Gefühl, ein so ofnes Herz für alles Wahre und Gute, es mag seyn und herkommen, wo es will, besässe, das so ganz frey von Vorurtheilen aller Art, und besonders des Standes, wäre. Wir kannten uns im ersten Augenblick, und öfneten einander unser Herz. Wir steckten fast immer beysammen, und ich hätte gern alle Hamburgische Ergötzlichkeiten hingegeben um den Umgang mit dieser wahrhaftig edeln Seele. O wie bewunderte ich ihre Festigkeit, ihre starke, männliche Denkungsart bey so viel weiblichem Reiz und so zarter Empfindung. Wie ungern trennte ich mich von meinem Gustchen (so heißt sie). Wir weinten Beyde bey dem Abschiedskuß. Ich wäre noch untröstlicher gewesen über den so frühen Verlust eines so theuren und so kurz genossenen Gutes, wenn sie mir nicht versprochen hätte, mich auf künftigen Frühling gewiß in Otterböck zu besuchen. Sie ist Stiftsdame in Uettersen, das nur eine Tagreise von hier liegt."

Das zweite Zeugniß führt uns direct zu unserm Stoffe: es macht uns mit der Leidenschaft Gustchens, Briefe zu schreiben, bekannt. Die Briefschreibseligkeit war freilich ein charakteristischer Zug der ganzen Sturm- und Drangzeit. Man schickte sich gegenseitig lange, tagebuchartige Aufzeichnungen, Briefe, an denen der Absender bisweilen wochenlang Tag für Tag ein paar Zeilen geschrieben, und die der Empfänger dann wiederum wochenlang im Kreise der Freunde von Hand zu Hand gehen ließ. Doch gab es auch solche, die in ganz besonderem Maße mit dieser Leidenschaft behaftet waren, und wiederum andere, die sich frei davon hielten und darüber spotteten. Zu den erstern gehörte Auguste Stolberg, zu den letztern Klopstock. In dem Buche von C. F. Cramer: „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa" (Hamburg, 1777) wird geschildert, wie die Materie des Briefschreibens eine der gewöhnlichsten des Klopstockschen Spottes sei, und wie besonders die Stolberge öfter deshalb herhalten müßten. „Das Briefschreiben ist der ganzen Familie wie angebohren, besonders aber dem ältesten, und Augusta. Feder und Dinte! ist das erste, wornach der ruft, so bald er in ein Wirthshaus tritt. Zuhause, auf Reisen, wo es auch sey! Schreib ihnen, und du hast den ersten Posttag Antwort. Augusta — von Morgen bis in Abend laufen die Depeschen bey ihr ein, wie bey einem Staatsminister und werden sorgfältiger abgefertigt, als in einer Canzelley. Letzthin allegorisirten wir darüber. Wo ist nun die Gräfinn wieder? fragte Klopstock. — Oben. Schreibt Briefe. — Das ist wahr! Die Stolbergs! Sie liegen am Briefschreiben recht krank darnieder. — Freylich, sagt

ich, es ist eine Krankheit zum Tode. — Kl. O! sie sind schon gestorben. — Ich. Und begraben darzu. — Kl. Was? Sie sind schon auferstanden. — Ich. Ey! Sie sind schon seelig. — Kl. Ja nun kann ich nicht weiter. — Darauf kam sie herunter. Wir sprachen, sagt ich, eben zusammen von Ihrer Krankheit, Begräbnisse, Auferstehung und Seeligkeit. — Wie so? — Ja, gestehen Sies nur, sagte Klopstock, Ihr Briefschreiben ist doch eine wahre Krankheit, eine Seuche, eine Schwachheit liebe Gräfinn. — Sie mögen aber doch wohl selbst gern Briefe haben? — Das mag ich wohl, sagte er. O das Briefelesen ist eine vortrefliche Sache; aber das Schreiben! Es ist eine Schwachheit, ein Fehler, sag ich, aber eine liebenswürdige Schwachheit! Wenn sich die Briefe selbst schrieben!"

Dieser „liebenswürdigen Schwachheit" danken wir die kleine Reihe von Briefen Goethes an Auguste Stolberg. Durch ihren Bruder war die Gräfin schon 1773 mit den Genossen des Göttinger Hains bekannt geworden; mit Boie, mit Voß hat sie, wie wir wissen, damals Briefe gewechselt. Für ihre Freundschaft und ihren Briefwechsel mit Goethe aber wurde das Erscheinen von „Werthers Leiden" (1774) der Anknüpfungspunkt. Zeit und Art der Anknüpfung lassen sich freilich nicht völlig aufklären. Goethe selbst erzählt im 18. Buche von „Dichtung und Wahrheit", daß er durch das früheste Auftauchen seines Talents im „Göttinger Musenalmanach" mit den beiden Grafen Stolberg in ein gar freundliches Verhältniß gerathen sei. Ein Briefwechsel zwischen ihnen scheint aber nicht vor dem Erscheinen des „Werther" bestanden zu haben. Dann aber werden es die beiden Grafen gewesen sein, die den Faden anknüpften und die auch den brieflichen Verkehr Goethes mit Gustchen einleiteten. Goethe stand damals im 26. Jahre, Gustchen war 22 Jahre alt.

Die achtzehn Jugendbriefe Goethes an Auguste Stolberg, welche die vorliegende Sammlung umfaßt — die ersten neun davon haben auch in Hirzels „Jungem Goethe" Aufnahme gefunden — fallen in die Zeit vom Januar 1775 bis zum März 1782. Wir dürfen annehmen, daß keiner fehlt, daß es alle sind, die Goethe in diesem Zeitraume überhaupt an sie geschrieben. Der erste Brief ist datirt vom 26. Januar 1775, ist aber, wie aus dem Wortlaute des Briefes selbst hervorgeht, schon acht Tage vorher begonnen, auch erst einige Tage nach dem Datum weggeschickt. Goethe wußte in diesem Briefe noch nicht, an wen er schrieb; die Adresse lautet: „Der theuern Ungenandten." Offenbar hatten die beiden Stolberg oder einer von beiden in ihrem letzten Briefe an Goethe ein nicht unterzeichnetes Briefchen ihrer Schwester beigelegt, und Goethe fügte seinerseits die Erwiederung wieder als Einschluß seiner Antwort an die Brüder bei. Dies Anonymitätsspiel wird auch noch im zweiten Briefe vom 13. Februar fortgesetzt; erst im dritten Briefe vom 7. und 10. März redet er Auguste mit ihrem Namen an. Natürlich ist es völlig unwahrscheinlich, daß

Goethe nicht von vorn herein geahnt haben sollte, wer ihm gegenüberstand. Die ersten acht Briefe vom Januar bis zum September 1775 sind übrigens theils von Frankfurt, theils von Offenbach aus, wo Goethe damals Lilis wegen viel verkehrte, geschrieben; eine längere Pause bildet die Schweizerreise im Mai, Juni und Juli, die er unternahm, um zu versuchen, ob er sich den Banden Lilis werde entreißen können. Der neunte Brief führt uns nach Weimar; er ist am 8. October in Frankfurt abgebrochen, am 22. November in Weimar wieder aufgenommen. Die übrigen neun gehören den ersten Weimarer Jahren an und vertheilen sich auf die Zeit vom Februar 1776 bis zum März 1782.

Die Briefe aus Frankfurt und Offenbach gehören zu dem schönsten und zugleich seltsamsten, was wir von Goethischen Jugendbriefen haben; zu dem schönsten — denn es sind Stellen darin, wie sie nur der Dichter schreibt, Stellen, die geradezu Poesie sind, obwohl sie weder Reim noch Versmaß haben; zu dem seltsamsten — den all die leidenschaftliche Erregung und Ungeduld, das Abgerissene und Sprunghafte in Goethes damaligen Briefen tritt uns hier in fieberhafter Weise gesteigert entgegen; der Stil dieser Briefe läßt sich mit Worten kaum beschreiben. Er setzt sich hin, nimmt die Feder und scheint eine lebhafte Unterhaltung eröffnen zu wollen. Nachdem er drei, vier Zeilen aufs Papier geworfen, legt er die Feder weg, verabschiedet sich und geht. Er kommt zu dem angefangnen Blatte zurück „nach Tische", am Abend, in der Nacht, am nächsten Tage, nach acht Tagen, läßt es wieder liegen und nimmt es wieder vor. Dabei eine beklommene Unruhe des Ausdruckes — die kurzen Sätzchen, die Ausrufezeichen und Gedankenstriche versetzen einem bald den Athem. Wie oft kehren solche Wendungen wieder, wie: „Ich kann nicht weiter schreiben" oder „Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann" oder „Warum sag ich Dir nicht alles — Beste — Geduld Geduld hab mit mir!" oder „Was sag ich! — o beste wie wollen wir Ausdrücke finden für das was wir fühlen!" oder „Dürft ich, könnt ich alles sagen!" Und er weiß, daß er so schreibt. Gleich im ersten Briefe entschuldigt er vor der theuern Ungenannten „diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck", im zweiten spottet er selbst, daß er ihr im vorigen „einige dumpfe tiefe Gefühle vorgestolpert" habe.

Zum guten Theil ist diese Unruhe die Folge der Herzensbedrängniß, welche dem Dichter vom December 1774 bis in den October 1775 sein Verhältniß zu Lili (Elise Schönemann) bereitete, dessen Verlauf in den Briefen an Gustchen sich verhältnißmäßig am deutlichsten abspiegelt, so, daß sie für die Geschichte dieser schmerzlichsüßen Liebe neben Goethes eigner Darstellung in den letzten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" eine wichtige Quelle bilden. Wir haben vor kurzem erst in diesen Blättern, veranlaßt durch das damals neu erschienene Buch des Grafen von Dürckheim: „Lilli's Bild geschichtlich entworfen" (Nörd-

lingen, Beck, 1879) das Verhältniß Goethes zu Lili so eingehend dargestellt und dabei seine Briefe an Auguste Stolberg nach dieser Seite hin so erschöpfend benutzt, daß wir hier nicht darauf zurückzukommen brauchen.

Vollständig jedoch erklärt sich nach unserer Meinung der Charakter dieser Briefe nicht aus dem Verhältniß zu Lili. Zum Theil ist er sicherlich auch auf die ganze seltsame Art zurückzuführen, in welcher der briefliche Verkehr mit Auguste eingefädelt und fortgesponnen wurde. Man hat es immer als besonders merkwürdig bezeichnet, daß die beiden Correspondenten einander nie im Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen. Aber das ist so wunderbar nicht. Wenn zwei Leute durch reale Interessen mit einander verbunden sind, wenn sie einander positive sachliche Mittheilungen zu machen haben, warum sollten sie nicht jahrelang in einem fruchtbaren Briefwechsel mit einander stehen können, ohne einander zu sehen? Dergleichen kommt im wissenschaftlichen, im kaufmännischen Leben täglich vor. Viel seltsamer ist es, daß Goethe hier nolens volens in einen Briefwechsel mit einem Mädchen hineingezogen wurde, die aus der Ferne für ihn und seine Dichtungen schwärmte, der er aber doch eigentlich nichts zu schreiben hatte. Wäre dem Briefwechsel eine persönliche Begegnung vorausgegangen, als dessen ungezwungene Fortsetzung er hätte gelten können, die Briefe würden gewiß noch ein anderes Gesicht zeigen. So wie sie sind, haben sie etwas unnatürlich forcirtes und zeigen neben andern Qualen auch Spuren der Selbstquälerei, die sie Goethe gekostet haben.

Abgesehen von den auf Lili bezüglichen Herzensergüssen und abgesehen, allerdings von einigen sogleich noch zu erwähnenden Stellen, die sich auf die ganze damalige Entfaltung Goethes beziehen oder auf seine dichterischen Arbeiten hindeuten — was enthalten die Briefe? Gleich im zweiten schreibt er: „Das sag ich Ihnen voraus, daß ich Sie offt mit viel Kleinigkeiten unterhalten werde, wie mirs in Sinn schießt.“ Zwischen dem dritten und vierten hatte Auguste wohl ein Billet ihres Freundes des Gymnasialrectors Ehlers in Altona beigelegt; darauf entschuldigt sich Goethe im vierten Briefe, daß er an Ehlers nicht wieder schreibe: „Ich habe warrlich nimmer nichts zu sagen, nur ihr Mädgen kriegt mich doch wieder dran.“ Schließlich schlägt er im achten Briefe vom 14. September Gustchen vor: „Will dir so ein Tagbuch schreiben, ist das beste. Thu mir's auch so ich hasse die Briefe und die Erörterungen und Meynungen.“ Dem entspricht denn auch der Inhalt. Die gleichgiltigsten Dinge werden zu Papiere gebracht: er schildert seine aller Augenblicke wechselnde Stimmung und seine fortwährend umspringenden Entschlüsse, skizzirt die Situation, in der er sich gerade befindet, bis herab auf die äußere Beschaffenheit des Zimmers, in dem er sitzt, schreibt aller drei, vier Zeilen, was die Uhr zeigt, wünscht guten Morgen, gesegnete Mahlzeit, guten Abend, gute Nacht, und was der-

gleichen wichtige Dinge mehr sind. Und ob Auguſtens Briefe viel poſitivern Inhalt werden gehabt haben? Nach der Seltenheit zu urtheilen, mit der Goethe darauf Bezug nimmt, ſchwerlich. Gleich im Anfange dankt er ihr einmal „für die Schildrung dein und deines Lebens", ſpäter einmal „für Ihre lebendige Beſchreibung alles was Sie umgiebt"; zugleich hat ſie ſein ungeſtümes Herz zu beruhigen verſucht und ihm eine verſtändige Auffaſſung ſeines Verhältniſſes zu Lili an die Hand gegeben — „Dein gut Wort würckte in mir" ſchreibt er ihr dagegen. Sonſt iſt viel von Silhouetten und Schattenriſſen die Rede, die nach der Mode der Zeit ausgetauſcht werden. In der That, ſo unbeſtimmt und adreſſelos wie an einen Schattenriß gerichtet, nicht wie an eine concrete Perſönlichkeit, klingt manches in den Briefen. Es iſt ſo, wie wir ſagen: man kannte ſich nicht und hatte ſich alſo auch nichts zu ſchreiben.

Natürlich iſt es undenkbar, daß nicht, wie ſchon angedeutet, trotz dieſes Charakters der Briefe im allgemeinen, die ganze damals wunderbar fortſchreitende Entfaltung von Goethes Weſen und ſeine mannigfachen dichteriſchen Arbeiten darin wiederklingen ſollten. Die letzten Frankfurter Jahre vor der Ueberſiedlung nach Weimar ſind in dieſer Beziehung die inhaltreichſten in Goethes ganzem Leben, und dies gilt auch von dem Jahre 1775 trotz der langen Pauſe, welche die beinahe dreimonatliche Fluchtreiſe im Frühjahr und Sommer bezeichnet. Oft abgedruckt und allbekannt iſt jener Anfang des zweiten Briefes vom 13. Februar 1775, worin Goethe, von ſeinem doppelten Coſtüm, dem Geſellſchafts- und dem Alltagscoſtüm ausgehend, ſein Weſen gleichſam in zwei Hälften theilt, in den „Faßnachtsgoethe", der bald in Geſellſchaft, umleuchtet vom Prachtglanze der Wandleuchter und Kronleuchter von ein Paar ſchönen Augen (Lilis) am Spieltiſche gehalten wird und von da ins Concert, aus dem Concert auf den Ball eilt, um einer niedlichen Blondine den Hof zu machen, und den andern Goethe, „der in der ſtriechenden Februarluft ſchon den Frühling ahndet, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühlen der Jugend in kleinen Gedichten, das kräfftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach ſeiner Maaſe auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will." Aehnlich ſchreibt er ein paar Wochen ſpäter im März: „Heut war der Tag wunderbaar. Habe gezeichnet — eine Scene geſchrieben. O wenn ich ietzt nicht Dramas ſchriebe ich ging zu Grund. Bald ſchick ich Ihnen eins geſchrieben." Bei den „Dramas" iſt an „Stella", an „Erwin und Elmire" und an „Fauſt"

zu denken; an allen dreien hat er damals gleichzeitig gearbeitet. Am 17. August schreibt er geradezu: „da ich aufstund war mirs gut, ich machte eine Scene an meinem Faust.“ „Egmont“ scheint erst in den letzten Wochen vor dem Aufbruche nach Weimar ernstlich vorgenommen worden zu sein.

Aber auch an Anklängen an bestimmte Stellen seiner Dichtungen fehlt es nicht, aus denen man schließen kann, daß er sie in jenen Wochen unter den Händen gehabt hat. Gleich aus dem ersten Briefe blickt das Antlitz des Faust und des Prometheus hervor. Die ersten Worte, die er überhaupt an Gustchen richtet, lauten: „Meine Teure — Ich will Ihnen keinen Nahmen geben, denn was sind die Nahmen Freundinn Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort das einen Complex von all denen Nahmen begriffe, gegen das unmittelbaare Gefühl.“ Wem klängen hierbei nicht die Worte im Ohr, mit denen Faust im Religionsgespräche das ihn katechisirende Gretchen zu beruhigen sucht:

Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles.

Gleich darauf heißt es im Briefe: „Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht das ihm ähnlich sey, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt.“ Wer hörte hier nicht die Worte aus dem Monolog des Prometheus:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei.

Am 3. August nach der Rückkehr aus der Schweiz schreibt er: „Unseeliges Schicksaal das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punckt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! — Seelig seyd ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedner Anständiger Vollendung ieden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen, und ihres Tagewercks Göttergleich sich freuen.“ Wer dächte hier nicht an die „Grenzen der Menschheit“ und an die verwandten Ideen über die tragische Doppelnatur des Menschen, die Faust, nachdem er von den glücklichen Spaziergängern in der Scene „Vor dem Thor“ sich getrennt hat, seinem verständnißlosen Famulus entwickelt?*) Und endlich, wenn er in dem langen Tagebuchbriefe vom September schreibt: „Laß mein Schweigen dir sagen, was keine Worte sagen können“ oder „Mir wars

*) Die „Grenzen der Menschheit“ sind bis jetzt noch nicht sicher datirt. Sie passen doch wohl am besten in diesen Zusammenhang.

wie einer Ratte die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbaare das ihr in Weeg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer" oder „ich kann von dem Mädgen nicht ab — heut früh regt sichs wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen," wer hörte da nicht das Studentenlied aus Auerbachs Keller, und aus der Gartenscene die Worte Fausts an Gretchen:

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist

und wiederum Gretchens Worte an Faust:

Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht, was sich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte.

Noch einer sehr merkwürdigen Stelle wollen wir gedenken. Es ist bekannt, wie oft und in wie mannichfachen Wendungen Goethe im spätern Leben den Gedanken ausgesprochen hat, daß er sein Lebenlang nicht davon habe abweichen können, dasjenige, was ihn erfreute oder quälte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, daß also alle seine Dichtungen nur Bruchstücke einer großen Confession (Dichtung und Wahrheit 7. Buch), daß sie alle durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, also recht eigentlich Gelegenheitsgedichte seien (Commentar zur „Harzreise im Winter", Eckermann's Gespräche I, S. 54). Er wollte damit den durchaus realistischen Ausgangspunkt seiner dichterischen Arbeiten bezeichnen, wie denn auch Merck zu ihm gesagt haben soll: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, die Imagination zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Speciell vom „Werther" erzählt er selbst in „Dichtung und Wahrheit", daß er sich nach der Niederschrift desselben „wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt" gefühlt habe. Ganz ähnlich schreibt er nun aber schon im März 1775 an Auguste über die Literatur, die sich an seinen „Werther" angehängt hatte, und vor allem über Nicolais „Freuden des jungen Werthers": „Nimmt mirs doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückts mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." Ist es nicht höchst wunderbar, hier schon den sechsundzwanzigjährigen mit demselben klaren Selbsturtheil über seine dichterischen Erzeugnisse sprechen zu hören wie später den sechzigjährigen?

Als Goethe Anfang November 1775 nach Weimar gegangen war, kam der ohnehin etwas künstlich gepflegte Briefwechsel bald ins Stocken. Zu

dem letzten Briefe an Gustchen aus Frankfurt, den er am 20. Septbr. 1775 begonnen, am 8. October abgebrochen hat, macht er am 22. November in Weimar den Zusatz: „Ich erwarte deine Brüder, o Gustgen! was ist die Zeit alles mit mir vorgegangen. Schon fast vierzehn Tage hier, im Treiben und Weben des Hofs. Adieu bald mehr. Vereint mit unsern Brüdern! Dies Blättel sollst indess haben." Aber das „Blättel" wurde auch jetzt noch nicht abgesandt, sondern erst Anfang December, nachdem die beiden Stolberg in Weimar angelangt waren. Darauf während des lustigen Treibens der ersten Weimarer Monate nicht eine Zeile. Anfang Februar 1776, während ihn die Frage beunruhigte, ob er in Weimar bleiben oder wieder gehen sollte, während zugleich sein Herz in leidenschaftlicher Liebe zu Frau von Stein entbrannte, mochte Gustchen um eine Nachricht gebeten haben. Da tröstet er sie am 11. Februar mit den zwei Zeilen: „Könntest du mein Schweigen verstehen! Liebstes Gustgen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!" Am 10. April, nachdem er die Nachricht erhalten, daß sie schwer krank, dem Tode nahe gewesen, aber nun gerettet sei, sendet er ihr wieder ein paar Worte der Theilnahme. Endlich entschließt er sich am 17. Mai, nachdem Tags zuvor abermals eine Mahnung Gustchens, etwas von sich hören zu lassen, eingetroffen war, zu einem Brieftagebuche, das er bis zum 24. Mai weiterspinnt und worin er, ähnlich wie früher in Frankfurt, alle seine Erlebnisse während dieser acht Tage, auch die gleichgiltigsten, zu Papiere bringt. Dieses Tagebuch gewährt mit seinem Detail liebenswürdige Einblicke in das Glück, das er genoß, als er im Frühling 1776 sich in dem vom Herzog ihm überlassenen Gartenhäuschen einrichten und dabei den traulichsten, ungezwungensten Verkehr mit der herzoglichen Familie pflegen konnte, berichtet freilich auch wieder so wichtige Dinge wie am 18. Mai: „ich hab ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp [dem Diener] von seiner und meiner Welt geschwäzzt, war ruhig und bin's und hoffe gut zu schlaffen" oder am 21. Mai: „früh 6 aufgestanden herrlicher kühler Sonnenmorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen jungen Fuchs" — Aufzeichnungen, bei denen offenbar wieder die Adresse manchmal ganz aus den Augen verloren ist.

Prof. Arndt möchte, indem er eine von Hermann Grimm hingeworfene Idee weiter ausführt, dieses Weimarer Brieftagebuch mit dem störenden Zwischenfall in Verbindung bringen, den Anfang Mai 1776 die Einmischung Klopstocks in Goethes Weimarer Existenz herbeigeführt hatte. Klopstock hatte, verleitet durch den thörichten Klatsch, der über das Weimarer Hofleben und über die sittlichen Gefahren, in denen der Herzog und Goethe schweben sollten, zu ihm gedrungen war, am 8. Mai jenen gutgemeinten, aber doch recht unpassend zudringlichen Ermahnungsbrief an Goethe geschrieben, auf welchen dieser ihm

mit der kräftigen Antwort diente: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden . . . glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte.“ Zwischen Klopstock und Goethe kam es damit für immer zum Bruche. Der Herausgeber meint nun, offenbar sei in dem Klopstockschen Kreise der Weimarer Klatsch colportirt worden, sei auch Gustchen zu Ohren gekommen, und auch von ihr möchten im Mai, kurz nach Klopstocks Briefe, freundliche Mahnungen bei Goethe eingetroffen sein. Nur so erkläre sich, was er ihr am 16. Mai gleich nach Empfang ihres Briefes schreibt: „Ja Gustgen Morgen fang ich dir ein Journal an! — das ist alles was ich thun kann — denn der Dir nicht schrieb bisher ist immer derselbe.“ Sollte aber wirklich das junge Mädchen gewagt haben, wenn auch noch so zart und vorsichtig, Goethe über diese Dinge zu interpelliren? Es ist schwer zu glauben. Die ganze Combination ist aber auch überflüssig. Die Ankündigung des Weimarer Tagebuchs enthält ja fast genau dieselben Worte wie die, mit denen er früher das Tagebuch aus der Lilizeit motivirt hatte: „Will dir so ein Tagbuch schreiben, ist das beste“ und wieder „ich bitte dich schreib mir auch so ein Tagbuch. Das ist das einzige, was die ewige Ferne bezwingt.“ Ist das beste — ist das einzige — ist alles was ich thun kann — ist das nicht stets derselbe Gedanke? Es läuft eben immer wieder darauf hinaus, daß sie einander fremd waren, daß er ihr also vollen Einblick in das, was in seinem Innersten vorging, jetzt in seinem Verhältnisse zum Herzog und zu Frau von Stein eben so wenig gönnen konnte wie damals in seinem Verhältnisse zu Lili, und daß es denn da das bequemste war, einige Momente aus dem äußern Verlaufe des Lebens zu fixiren.

Vollends gelockert wurde die Verbindung der beiden Correspondenten, als im Sommer 1776 sich herausstellte, wie häßlich Fritz Stolberg sich dem Herzog gegenüber betragen. Er hatte, wohl schon zu Anfang des Jahres 1776, versprochen, als Kammerherr in des Herzogs Dienste zu treten und wurde als solcher bereits öffentlich in den Etats aufgeführt. Nur die Erlaubniß hatte er sich ausgebeten, den Sommer noch bei seinen Geschwistern zuzubringen. Durch Klopstocks Einfluß aber wurde er in seinem Entschlusse wieder wankend gemacht und verhandelte thatsächlich im Sommer hinter dem Rücken des Weimarer Hofes über die Annahme einer anderweitigen Stellung. Im August wurde er vom Herzog Friedrich August, dem Fürstbischof zu Lübeck, zum Gesandten und bevollmächtigten Minister am dänischen Hofe ernannt. Hierauf bezieht sichs, was Goethe Ende August an Gustchen schreibt: „Und die, die man so behandelt, ist Carl August Herzog zu Sachsen, und dein Goethe Gustgen.“ Kein Wunder, daß der weitere briefliche Verkehr von nun an nur noch mühselig aufrecht er-

halten wurde. Ein paar kurze, unbedeutende Billets fallen noch in den Juli 1777 und in den März 1778; in dem letzten tritt plötzlich statt des wohl mehr dichterisch genialen als wirklich herzlich vertrauten „Du", das seit dem März 1775 das anfängliche „Sie" verdrängt hatte, und mit dem Goethe in der Regel schnell bei der Hand war, wieder die frühere formelle Anrede ein. Dann folgt eine Pause von über zwei Jahren. Im Juni 1780 betrachtet er den Faden bereits für abgerissen, denn er schreibt: „Lange hab ich mir vorgesetzt Ihnen etwas zu schicken und zu sagen, es ist aber kein stockigerer Mensch in der Welt als ich wenn ich einmal ins stocken gerathe. Grüsen Sie die Brüder, schreiben mir wieder einmal von sich, und knüpfen Sie wenn Sie mögen den alten Faden wieder an, es ist ia dies sonst ein weiblich Geschäfft." Das letzte Lebenszeichen, das er ihr giebt — er schreibt ihr von einem Portefeuille, das er auf Atlas für sie habe malen wollen, das aber mißlungen sei — stammt vom 4. März 1782. „Geniesen Sie des Lebens" — das ist das Abschiedswort, das er ihr zuruft.

Der Wunsch, den Goethe in den Briefen des Jahres 1775 wiederholt ausgesprochen, Gustchen in seinem Leben einmal persönlich zu begegnen, ging nicht in Erfüllung. Nach dem Tode ihrer ältern Schwester Henriette reichte sie am 8. August 1783 dem verwitweten Schwager, dem dänischen Minister Grafen Andreas Peter Bernstorff, die Hand zum Ehebunde. Als sie diesen am 21. Juni 1797 durch den Tod verlor, lebte sie still und zurückgezogen, liebevoll sorgend für ihre Kinder und Geschwister.

Binzer hat schon 1839 einen höchst anziehenden Brief mitgetheilt, den seine Frau im Mai 1830 nach einem Abend, den sie in der Nähe von Kiel auf dem Lande bei der Gräfin zugebracht hatte, an ihn geschrieben, und der in der neuen Ausgabe mit Recht wieder abgedruckt ist. Folgendes sind die Hauptstellen daraus. „Sie hat mir immer etwas Rührendes, diese Frau, mit ihren kurzgeschnittenen, silberweißen Löckchen, die noch in großer Fülle aus der eingekniffenen fleckenlosen Haube hervorquellen und ohne Scheitel ihre ganze Stirn umgeben. . . . Die alte Gräfin ist zwar klein, aber doch so würdevoll und edel. Auch gefällt mir das Wesen solcher tieffrommen Frauen, die kindlich Alles glauben, was andern nicht immer so fest in der Seele steht; die so sicher sind, daß ihre Gebeine am jüngsten Tage auferstehen werden, wie die Blumen im Frühling; denen eine Predigt von Harms wie ein Tropfen Manna in der Wüste ist; die sich alle die kleinen Sünden und Leichtfertigkeiten, mit denen wir Weltkinder ein Abfinden versuchen, streng vom Leibe halten; für die es nur ein Gut oder Schlimm, nur ein Fromm oder Gottlos gibt, wie für die Kinder, und die alle die kleinen Nuancen, in denen wir das eine thun, das andere nicht lassen wollen, unbedingt verpöhnen. Dennoch sind solche Frauen milde,

und anstatt zu verunglimpfen, suchen sie zu bekehren, weil es ihnen eine Angelegenheit des Herzens ist, Anderen zu dem Frieden zu verhelfen, den sie selbst genießen ... Meinen Wunsch, von ihr selbst etwas über ihren Briefwechsel mit Goethe zu hören, mußte ich aufgeben. Auch wußte ich es nicht recht anzufangen, das Gespräch darauf zu bringen, da Hegewisch sagt, daß sie dieselben wie ein Heiligthum aufbewahre und nur ihren vertrautesten Freunden zeige."

Diese Stellen muß man kennen, um den späten rührenden Nachklang zu verstehen, den Goethes Briefwechsel mit Gustchen aus den Jahren 1775—1782 durch zwei Briefe vom Jahre 1822 fand. Wie mit Elise Schönemann, so ist Goethe auch mit Auguste Stolberg nach Jahrzehnten noch einmal in flüchtige Berührung gekommen. Frau von Binzer erzählt in der ersten Auflage der Briefe, mit welchem wehmüthigen Antheil Auguste der spätern Entwicklung Goethes gefolgt sei. Manches, was er schrieb, erschien ihrem reinen, frommen Herzen unfaßbar, unverantwortlich, sie gerieth nach und nach in eine förmliche Herzensangst um sein Seelenheil, und so entschloß sie sich endlich, nachdem sie lange geschwankt zwischen der Furcht, verkannt oder gar verspottet zu werden, und der Hoffnung, vielleicht noch eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken, zu einem Briefe an ihn. Am 15. October 1822, also nach vierzigjähriger Pause, schreibt sie — wir heben auch hier nur einige Stellen heraus —: „Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — diese unsre Freundschaft — die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder ... o ich bitte, ich flehe Sie lieber Goethe! abzulassen von Allen was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beystand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein schlägt." Sie gedenkt dann der Lieben, die alle ihr im Tode vorangegangen, und knüpft die Hoffnung daran: „Ich finde sie ja alle wieder Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten — So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen ... Ich will so lange ich lebe, noch recht für Sie beten — Mögten Sie sich darin noch recht mit mir vereinigen — Mein Er-

löser ist ja auch der Ihrige, es ist auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden."

Was für Augen mag der alte Olympier gemacht haben, als er diesen Brief erhielt! Was sollte er darauf erwiedern? — „Er hat nicht geschwiegen, er hat nicht gespottet, er hat nicht nachgegeben; aber er hat mit einer Art von Andacht in der Rückerinnerung des früheren Verhältnisses geantwortet, mit einer Liebe, einer Würde, einem freudigen Blick in die Zukunft — daß die ganze Welt, wenn sie diesen Briefwechsel mit verständiger, inniger Aufmerksamkeit liest, ihre Freude an dem herrlichen Manne haben muß, der so groß war — und dabei so gut." Mit diesen Worten hat schon 1839 Frau von Binzer Goethes Erwiederung begleitet, und sie sind noch heute so schön als zutreffend. Die Antwort Goethes auf Auguste Stolbergs letzten Brief ist die Perle des ganzen vorliegenden Büchleins; allein um ihretwillen verdient es zur Hand genommen zu werden.

Auguste Stolberg überlebte Goethe um drei Jahre, erreichte also fast dasselbe Alter wie er; sie starb in Kiel zweiundachtzigjährig am 30. Juni 1835.

* * *

Kriegführung im Mittelalter.

1.

Aufgebot. — Soldverhältnisse. — Stärke und Zusammensetzung der Heere. — Fahnen. — Marschordnung. — Lagerleben. — Kriegsartikel.

Vor etwa Jahresfrist hatten wir die Freude, den ersten Theil des werthvollen Beitrags zur Culturgeschichte anzuzeigen, den Alwin Schultz in seiner Schilderung des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit geliefert hat, in welcher die Kreuzzüge spielten, der Kölner Dom in seinen Anfängen sich erhob und die Minnesinger blühten. Kürzlich ist der Abschluß des Werkes mit einem zweiten Bande erfolgt, der, während der erste uns die Fürsten und Ritter auf dem Culminationspunkte des Mittelalters nach ihrer friedlichen Seite zeigte, dieselben

uns nun in Waffen, beim Turnier und im Kriege schildert.*) Die Quellen, denen der Verfasser sein Material entnimmt, sind auch hier vorzüglich die Epen der damaligen Zeit und die Reste der plastischen und malerischen Kunstwerke, welche sie hervorbrachte, und welche die zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitte veranschaulichen. Wie wir beim Erscheinen des ersten Bandes die Leistung des Autors nicht besser charakterisiren zu können glaubten als durch Auszüge aus einigen seiner Capitel, die zu einem Bilde gruppirt waren, so wollen wir auch diesmal in gleicher Weise verfahren.

Das Buch verbreitet sich im zweiten Theile zunächst über die Bewaffnung der mittelalterlichen Kriegsleute, dann über die Turniere, ferner über die Bräuche bei Fehden, Zweikämpfen und Gottesurtheilen, um sodann zu der Kriegführung in den Tagen der Kreuzfahrer überzugehen, einem Thema, auf welches eine Betrachtung der damaligen Schifffahrt folgt. Hierauf berichtet uns der Verfasser über die Angriffs- und Vertheidigungsmittel, die bei den Belagerungen jener Periode zur Anwendung kamen. Der letzte Abschnitt des Werkes handelt zuerst vom Alter, dem Tode und dem Begräbniß der Menschen, die es schildert, um darauf mit Blicken auf den Verfall des Ritterthums und der höfischen Kunst, sowie einem Gesammtbilde der höfischen Gesellschaft und ihres Verhältnisses zur Kunst zu schließen. Wir wählen zu unsern Auszügen den Abschnitt über die Kriegführung zu Lande und verweisen in Betreff des übrigen auf das Werk selbst, das wir als eine ebenso gründliche als geschmackvoll ausgeführte Arbeit nochmals bestens empfehlen.

War eine „Heerfahrt," d. h. ein Feldzug beschlossen, so wurde sie im Lande durch Boten ausgerufen, und die Lehnsträger, sowie die Behörden der zur Stellung von Truppen verpflichteten Städte erhielten brieflich den Befehl, sich zu rüsten und zu bestimmter Stunde auf dem Sammelplatze einzutreffen, wobei Ungehorsame und Säumige mit strengen Strafen bedroht waren. Genaue Verzeichnisse der zum Kriegsdienste verpflichteten erleichterten die Controle. Einen wesentlichen Theil des Heeres bildeten die Fußtruppen, die, an Zahl den Rittern weit überlegen, mit Bogen und Armbrüsten, Schleudern, Keulen und Lanzen ausgerüstet waren. Ueber die Art, wie diese Schaaren geübt und geschult wurden, wissen wir nichts bestimmtes. Die Städter hatten wohl Gelegenheit, sich im Dienste der Stadt Kenntniß des Waffenhandwerks anzueignen. Aber den Bauern war ja das Tragen von Waffen untersagt, und wie sollten sie, zum Kampfe aufgeboten, nun plötzlich die dazu erforderliche Geschicklichkeit besitzen? Zu Nitharts Zeit veranstalteten sie allerdings gleich den Rittern Turniere, aber es bleibt eine offene Frage, wie sie marschiren, Schritt halten, sich formiren und

*) Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Dr. Alwin Schultz. 2. Band mit 136 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel, 1880.

Schwenkungen machen lernten, was doch zu ihrer nutzbaren Verwendung damals so gut erforderlich war wie heutzutage.

Das niedere Volk wurde nöthigenfalls zum Dienste gezwungen, aber auch besoldet; denn „gezwungener Dienst ist," wie es in „Dietrichs Flucht" heißt, „nicht gut," und wenn eine Schlacht beginnen sollte, versprach der Fürst gewöhnlich nochmals Geld, um seine Leute anzufeuern. Auch die Ritter erhielten häufig Sold. Viele von ihnen, die jüngere Söhne waren und deshalb nur geringes Erbe zu erwarten hatten, meldeten sich, sobald Truppen geworben wurden, weil sie dabei nicht bloß hohen Sold, sondern bei Plünderungen Reichthum und schließlich in dem eroberten Lande ein einträgliches Lehen gewinnen konnten. Selbst unter den Kreuzfahrern befanden sich, wenn dem Dichter des „Reinfried" zu glauben ist, nur wenige, die sich dem Zuge aus religiösen Beweggründen anschlossen. Der eine ging aus Abenteuerlust ins heilige Land, der andere, weil er die Welt sehen wollte, wieder andere trieb Ehrgeiz oder Langeweile oder das Verlangen, Gott zu dienen, dazu an; viele aber zogen mit, „um der Armseligkeit daheim zu entgehen und Geld und Gut zu erwerben." So kostete das Kriegführen schon damals viel Geld. Als der Graf von Hennegau sich an dem fünfwöchentlichen Feldzuge betheiligte, den der Graf von Flandern im November 1181 gegen den König von Frankreich unternahm, betrugen die Kosten nach heutigem Geldwerthe 74000 Mark. Hundert Jahre später zahlte der englische König Heinrich I. jedem seiner Ritter nach jetzigem Gelde 15 Schillinge, der Knappe bekam ebensoviel, der Bogenschütz 2 Schillinge und 6 Pence.

Außerdem stellten sich bei Werbungen auch alte Kriegsknechte ein, die aus dem Kriegsdienste ihr alleiniges Gewerbe machten und für Lohn jedem folgten, der sie bezahlen konnte. Derartige Leute werden im ganzen Mittelalter häufig erwähnt. Dahin gehören die Taffurs, welche am ersten Kreuzzuge theilnahmen. Sie paßten nach Guibert von Nogent vorzüglich gut zu verwegnen Streichen und waren zur Bedienung der Maschinen, zum Fouragiren und zum Transport von Lasten geeignet. Geld zu besitzen gestattete ihnen ihr „König" nicht, der sie deshalb bei Brücken und Engpässen visitirte und sie, falls er zwei Solidi bei ihnen fand, aus seiner Truppe ausstieß. Nach dem Romane „Godefried de Bouillon" waren sie von den Sarazenen als Menschenfresser sehr gefürchtet. Als Waffen trugen sie Streitäxte, Hellebarden, Keulen und Messer, oft aber auch bloß Holzspieße, deren Spitze am Feuer gehärtet war. Weß Geistes Kinder sie waren, ersieht man daraus, daß sie, nachdem ihr König vor Damaskus gefallen, sich einen neuen wählten, der sich in den Wirthshäusern besondern Ruhm erworben hatte.

Als Ludwig VII. von Frankreich auf seinem Kreuzzuge abwesend war, bildeten sich große Räuberbanden, welche das Land plündernd und mordend durch-

zogen und auch in deutsches Gebiet einbrachen. Kaiser Friedrich I. verabredete mit seinem französischen Nachbar Maßregeln gegen sie, aber ohne Erfolg. Da nahmen die Fürsten diese Brabanzonen, Routiers oder Coteraux in ihren Sold, und das Uebel hörte insoweit auf, als diese Bösewichte jetzt nicht mehr auf eigne Faust raubten und würgten. Schon 1167 finden wir Brabanzonen beim deutschen Heere in Italien, sechs Jahre später hat Heinrich II. von England 20000 derselben in seinem Heere, und wieder sechs Jahre nachher verheerte der Erzbischof Philipp von Köln mit solchen Miethlingen die Länder Heinrichs des Löwen. In derselben Zeit thaten sie der Papst Alexander III. und das dritte lateranische Concil in den Bann, aber trotzdem wurden sie immer wieder gemiethet, wie denn auch Richard Löwenherz sich ihrer bei seinen Kriegen bediente.

Zu derselben Art von Leuten zählten die Bidauz, die noch 1304 erwähnt werden, die Ribaldi, die Bubii, die Geldüni und die Turkopel, die letztern Mischlinge von türkischen Vätern und christlichen Müttern, die als Leichtbewaffnete in den Heeren der Templer und Johanniter kämpften.

Von einer Uniform war bei den Heeren des Mittelalters nicht die Rede. Es kam vor, daß ein Fürst die Ritter seines Haushalts kleidete, und so mögen dieselben im Kriege gleiche Waffenröcke getragen haben; eine gleichartige Ausrüstung der gesammten Truppenmacht aber dürfen wir nicht annehmen, vielmehr herrschte hier bunte Mannichfaltigkeit. Kaum zu beantworten ist die Frage, wie die Krieger, die zu einem Heere gehörten, einander im Gefechte erkannt haben. Auch wie es um die Formation der Armeen stand, ist unklar. Es scheint indeß, daß sie in Schaaren von je 1000 Mann eingetheilt waren, und daß man eine solche Abtheilung mit dem Namen Legion bezeichnete. Ueber die Bewaffnung der Heere berichtet Schultz mit großer Ausführlichkeit.

Die Armeen, denen wir in der Epoche der Kreuzzüge begegnen, sind oft von sehr ansehnlicher Stärke. Die, welche dem Kaiser Friedrich I. bei seinem Zuge nach Syrien folgte, soll 90000 Mann gezählt haben, und wenn damit nur die Ritter gemeint sind, so giebt das in der That eine gewaltige Streitmacht; denn man hat sich dann etwa zehnmal so viel Fußsoldaten hinzuzudenken. Konrad III. hatte in seinem Kreuzheere 70000 Ritter, wobei die leichte Reiterei und die Infanterie nicht gerechnet sind. In dem Kriege, den Heinrich III. 1242 gegen Frankreich führte, bestand sein Heer aus 1600 Rittern, 20000 Fußsoldaten und 700 Armbrustschützen. Bei großen Aufgeboten konnte der Graf von Hennegau 400 bis 700 Ritter und 60000 Mann Infanterie ins Feld stellen. 1184 rückten der Graf von Flandern, der Erzbischof von Köln und der Herzog von Löwen dem Grafen von Hennegau mit einer Armee entgegen, die 2200 Ritter, 1000 Panzerreiter und 100000 Fußsoldaten zählte. Kaiser Otto IV.

befehligte in der Schlacht bei Bouvines 1214 ein Heer von 1500 Rittern und 150000 Mann Fußvolk, und hätte er noch einige Tage gewartet, so wären zu ihm, wie der Chronist Guilielmus de Naugiaco behauptet, noch 500 Ritter und „unzählige Infanterie“ gestoßen.

Der Höchstcommandirende, „Meister,“ „Houbetman“ oder „Leitaere“ betitelt, wurde von dem Fürsten ernannt, wenn derselbe sich den Oberbefehl nicht selbst vorbehielt. Zuweilen wurde jenem auch die große Schlacht- oder Sturmfahne anvertraut. Bei den Normannen, die England eroberten, blieb diese dem eigentlichen Handgemenge fern, bei den Deutschen dagegen wurde sie dem Heere vorangetragen. In der Schlacht auf dem Lechfelde ergreift sie König Otto der Große selbst. Neben ihr hatte man wohl für die einzelnen Armeecorps eigne Fahnen, doch hatten diese geringe Bedeutung. Um die Sturmfahne sammelte sich im Kampfgewühl immer von neuem das Heer; wurde sie von der einen Partei freiwillig gesenkt, so war es das Zeichen, daß man sich zu ergeben bereit war, warfen die Feinde das große Banner nieder, so flohen die Truppen, da sie ihren Halt verloren hatten. Diese Fahne war der Stolz und das Heiligthum der Soldaten, und so wird es den Mailändern sehr hart vorgekommen sein, als Kaiser Friedrich 1238 ihnen ihre Fahnen zu Füßen zu legen und sie dann zu verbrennen gebot. In spätrer Zeit verbreitete sich die in Italien aufgekommene Sitte, die Fahne an einem Mastbaume, der sich auf einem von Ochsen gezogenen Wagen befand, mit sich zu führen, auch nach Norden. Otto IV. hatte in der Schlacht bei Bouvines auf seiner Standarte nicht das Reichswappen, sondern einen Drachen, das alte Wappenbild der Sachsen, das auch König Haralds Heerzeichen in der Schlacht bei Hastings gewesen war. Die Sturmfahne König Albrechts zeigte auf rothem Felde ein weißes Kreuz. Das Reichsbanner der Franzosen, die Oriflamme, bestand nur aus einem rothen Wimpel, während die Fahne des Königs ein blaues Seidentuch mit goldnen Lilien war.

Setzte sich das Heer in Bewegung, so war es in drei Abtheilungen gegliedert. Die erste derselben hatte Pioniere bei sich. Waitz leugnet, daß es damals diese Truppe schon gegeben habe, aber Schultz weist nach, daß dies in der That der Fall gewesen. Wilhelm der Eroberer hatte nach dem Roman de Rou bei seiner Landung an der englischen Küste „Zimmerleute bei sich, die große Keulen in den Händen hielten und Beile und Doppeläxte an der Seite hängen hatten.“ In der Erzählung des Ragewin heißt es: „Vorausgeschickt marschirten die Ritter mit den Wegearbeitern, welche die übeln Stellen der Straßen ausbessern und Hindernisse beseitigen sollten, damit nicht durch zu schwierigen Marsch das Heer ermüdet werde.“ Als im Frühling 1176 der Graf von Hennegau gegen Jacques de Avesnes zu Felde zog, „ließ er, damit sein Heer

durch den Hag von Avesnes leichter hindurchziehen konnte, denselben soweit aushauen, daß hundert Mann in einer Front vorgehen konnten."

Die Vorhut, zu der auch Schützenabtheilungen gehörten, marschirte etwa eine Meile vor dem Gros der Armee her. Das letztere wurde von den Rittern mit ihren Knappen, den Fußtruppen, den Bagagewagen und Proviantcolonnen sowie von dem Belagerungstrain gebildet. Die Maschinen des letztern waren auseinandergenommen und wurden stückweise auf Wagen, Packpferden, Maulthieren und Eseln fortgeschafft. An Proviant führte man gewöhnlich Brot, Wein, Fleisch, Hafer für die Pferde und Getreide, bisweilen auch Schlachtvieh mit sich. So lange der Zug durch Freundesland ging, ergänzte man den Abgang an Lebensmitteln durch Ankäufe. Sobald aber die Grenze des Feindes überschritten war, lebte man von gewaltsamen Requisitionen. „Futterere," d. h. Fouriere, durchstreiften dann in Begleitung von Soldaten das Land, nahmen den Bewohnern desselben alles Brauchbare weg und steckten häufig auch die Dörfer sowie die offnen Städte in Brand. Eine eigenthümliche Erscheinung bei den Heeren des Mittelalters war der Troß von Kaufleuten, Krämern, Abenteurern und Taugenichtsen, der sie begleitete, und zu dem eine große Menge fahrender Weiber, käuflicher Dirnen, gehörte. Auch in den Kreuzfahrerheeren mangelte es nicht an solchen Begleiterinnen; sie waren sogar militärisch organisirt und hatten eigne Fahnen. Selbst im Kreuzheere des heiligen Ludwig lebten die Truppen in dieser Hinsicht nicht sehr musterhaft, obgleich der König mit strengen Strafen gegen die Sünde einschritt. Den Schluß des Heereszuges bildete die Nachhut, die, wie es scheint, zuweilen aus den fremden Söldnern bestand.

Schwer zu ermitteln ist, wie weit man damals an einem Tage marschiren konnte. Nach Odo de Diogilo hätte ein Kreuzfahrerheer einmal in 17 Tagen den Marsch von Metz bis an die ungarische Grenze zurückgelegt. Das wären, da der Weg über Worms, Würzburg, Regensburg, Passau und Wien ging, ungefähr 53 Kilometer täglich; eine solche Marschirfähigkeit wird jedoch billig bezweifelt werden können.

Nach dem Einrücken in Feindesland ging man mit größter Vorsicht zu Werke. „Unter keinen Umständen," sagt Aegidius Colonna in seiner Schrift De regimine principum, „darf das Heer auf einer Straße vorrücken, auf der es von Hinterhalten Schaden nehmen könnte, wenn der Führer nicht die Beschaffenheit der Wege, die Berge, Flüsse und was sonst auf dem Marsche vorkommt, verzeichnet oder abgemalt (also Landkarten?) bei sich hat. Die zweite Vorsicht ist, daß der Befehlshaber, auch wenn er die Straße und ihre Beschaffenheit verzeichnet und abgemalt bei sich hat, Führer miethet, welche dieser Wege kundig sind ... Damit dieselben jedoch nicht auf Täuschung sinnen, muß er

ihnen eine gute Wache beigeben." Nach den weitern Rathschlägen des kriegserfahrenen Cardinals hat sich der Heerführer mit einem Kriegsrathe zu umgeben. Sodann müssen den Gegnern die Straßen unbekannt bleiben, welche die Armee einzuschlagen beabsichtigt. Ferner muß man „in jedem Schlachthaufen einige sehr treue und sehr tüchtige Reiter haben, die auf schnellen und starken Rossen vorn und hinten, rechts und links streifen und Hinterhalte entdecken." Die zuverlässigern Ritter und die am meisten kriegstüchtigen Fußsoldaten sollen stets in dem Theile des Heeres ihren Platz erhalten, dem die größere Gefahr droht. Das Heer soll nicht ohne Fühlung (mit Lücken) einherziehen; denn wenn die Schlachtreihe unterbrochen ist, wird sie leichter bekämpft. Endlich „ist zu überlegen, worin die Streitmacht besonders stark ist, ob man mehr Infanterie oder mehr Cavallerie besitzt. Reiter vertheidigen sich nämlich besser in freiem Felde, Fußtruppen dagegen in bergigem und waldigem Terrain. Je nachdem daher der Feldherr sieht, daß sein Heer Ueberfluß an Reiterei oder an Fußvolk hat, wird er breite Straßen in der Ebene oder bergige, waldige Wege wählen und das andere nach bester Erkenntniß besorgen." Die leichte Reiterei, deren Nützlichkeit hier hervorgehoben wird, versah auch den Dienst von Eclaireurs, wie unsere Ulanen im letzten Kriege mit Frankreich. Diese Recognoscirungs-Detachements werden im Lohengrin „Vorriter," von andern deutschen Dichtungen der damaligen Zeit „Wartliute," von den altfranzösischen Poeten aber coureurs und découvreurs genannt. Neben ihnen hatte man selbstverständlich auch Spione.

Sobald man Halt machte, um die Nacht über zu ruhen, wurde ein Lager aufgeschlagen, das man, wenn ein Angriff zu befürchten stand, mit Wall und Graben befestigte. Die Lager hatten meist runde oder viereckige Gestalt. „Denn," sagt Ragewin, „die Menge der Schmiede und Handwerker und die Schaar der Kaufleute, die dem Heere folgt, bildet mit ihren Zelten und Werkstätten, wenn das Lager viereckig ist, eine Art Vorstadt, und wenn dasselbe rund ist, stehen dieselben außerhalb des Walles. Innen ist das Lager passend in einzelne Quartiere getheilt. Sie legen Straßen und Thore an, die für Zugthiere leicht zugänglich sind ... In der Mitte befindet sich das Zelt des Feldherrn oder des Fürsten, das einem Tempel gleicht, und rings herum stehen die Zelte der Befehlshaber und der Vornehmen in der Reihenfolge, die denselben gebührt. Die Ritter mit ihren Waffen leben in Zeltgenossenschaften angenehm und heiter, und üben sich, gleichsam bereit zur Schlacht, während Ruhe und Frieden herrschen, in den Waffen."

Die Zelte der Fürsten waren außerordentlich groß und prachtvoll. Von demjenigen des Corbahan, welches von den Kreuzfahrern erbeutet wurde, sagt Albertus Aquensis: „Es war wie eine Stadt mit Mauern und Thürmen aus buntfarbigen Seidenstoffen erbaut, in den zu ihm gehörigen Gassen fanden zwei-

tausend Personen Platz." Heinrich II. von England schenkte dem Kaiser Friedrich I. ein Zelt, welches mehr als fünf Joche Landes bedeckte. Noch größer und kostbarer war das, welches der Sultan von Babylon 1232 dem Kaiser Friedrich II. übersandte; es enthielt u. a. eine kunstreiche Uhr und sollte 20000 Mark (800000 jetzige Reichsmark) gekostet haben. Ludwig der Heilige verehrte dem Tatarenchan ein Zelt in Gestalt einer Kapelle, welches aus feinem Scharlachtuch angefertigt war, und in welchem der König, „um zu sehen, ob er jenen zum christlichen Glauben bekehren könne," religiöse Bilder, z. B. die Verkündigung der Jungfrau Maria, anzubringen befohlen hatte. Um diese Staatszelte der mittelalterlichen Feldlager lief ein Hof (Rink), der mit Seilen eingehegt oder auch dadurch gegen die Neugier abgeschlossen war, daß man ringsum an Pfosten Tücher aufgespannt hatte, die man durch Auflegung von Borten verbunden. In den Rink führten Thore mit Gittern, an denen Inschriften angebracht waren.

Die Sicherheit des Lagers wurde bisweilen noch dadurch erhöht, daß man durch Aufstellung des Fahrparks auf den Wällen eine Art Wagenburg schuf. In manchen Fällen schützte man sich wenigstens durch einen Verhau gegen die Angriffe von Reiterei.

Schwer war es, in einer aus sehr verschiedenen Elementen zusammengewürfelten Truppenmacht den Frieden und die Disciplin aufrecht zu erhalten. Zumal die Kreuzfahrer hatten Grund, wirksame Mittel gegen Unfug zu ergreifen, und so wurden in der Regel Kriegsartikel verkündigt und beschworen, deren Verletzung mit drakonischen Strafen bedroht war. Schultz führt deren eine Anzahl an. Wir erwähnen davon zunächst nur einiges aus dem Edicte, das Kaiser Friedrich I. im Jahre 1154 erließ.

Weder ein Ritter noch ein Soldat sollte sich unterfangen, einen Streit zu beginnen. Hatte einer Händel bekommen, so durfte keiner der beiden Gegner den Lagerruf (die Parole seines Corps) ausstoßen, um seine Kameraden nicht aufzuregen. Niemand durfte ferner bei einem Streite mit Waffen herbeieilen, um ihn zu schlichten, nur der Schild und ein Knüttel waren gestattet. Wer den Lagerruf bei solchen Gelegenheiten hören ließ, verlor, wenn er Ritter war, seine Rüstung und wurde aus dem Lager verbannt, wenn er ein Knecht war, schor man ihm die Haare ab, prügelte ihn und brandmarkte ihn auf den Kinnbacken. Wer jemand verwundet hatte und dessen durch zwei glaubwürdige Zeugen überwiesen wurde, verlor die Hand. Ein überführter Mörder oder Todtschläger verfiel der Todesstrafe. „Der Ritter, welcher einen Kaufmann beraubt, soll das Genommene doppelt wiedererstatten und schwören, daß er nicht gewußt, jener sei Kaufmann ... Niemand soll in seiner Herberge ein Weib bei sich haben; wer sich das jedoch untersteht, dem soll man seinen ganzen Harnisch

wegnehmen und ihn als ausgestoßen betrachten, dem Frauenzimmer aber wird die Nase abgeschnitten. Wenn ein Knecht über einem Diebstahl ertappt wird, so wird er, falls er schon einmal gestohlen, gehenkt, andernfalls wird er nur geschoren, geprügelt und gebrandmarkt. Ist er nicht auf frischer That betroffen worden, so hat er sich am nächsten Tage durch die Probe mit dem glühenden Eisen von der Beschuldigung zu reinigen ... Wenn jemand ein Dorf oder ein Haus anzündet, so trifft ihn Abscheeren des Kopfhaares, Prügel und Brandmarkung. Dieselbe Strafe wird dem Kaufmann angedroht, der in einer Stadt Waaren kauft, sie zum Heere bringt und sie dort zu theuer verkauft."

Weit strenger noch lauteten die Bestimmungen des Gesetzes, welches Richard Löwenherz 1190 vor der Einschiffung seines Kreuzheeres nach Syrien erließ. Es heißt darin u. a.: „Wer auf dem Schiffe einen Menschen tödtet, der wird mit der Leiche zusammengebunden ins Meer geworfen. Hat er ihn aber am Lande umgebracht, so wird er mit dem Todten in die Erde begraben. Wenn einer überführt wird, daß er das Messer gezogen, um nach einem andern zu stechen, oder daß er einen andern blutig gestochen hat, so soll er die Faust verlieren." Faustschläge wurden mit dreimaligen Eintauchen ins Meer, Schmähreden und Verwünschungen mit Geldstrafen geahndet. „Ein des Diebstahls überführter Knecht wird nach Art eines Zweikämpfers geschoren, dann gießt man ihm siedendes Pech auf den Kopf, beschüttet ihn mit Bettfedern und setzt ihn an der ersten Landungsstelle aus." Eine andere Verordnung des Königs aus dem genannten Jahre besagt: „Niemand im Heere soll um Gewinn spielen, ausgenommen die Ritter und Kleriker, welche aber die ganze Nacht und den ganzen Tag nur 20 Solidi verspielen dürfen." Wer in dieser Zeit mehr verliert, zahlt in die gemeinsame Kasse 100 Solidi.

Eigenthümliche Züge finden sich in dem Statut Heinrichs II. von England, das 1188 erlassen wurde. Nachdem hier den Theilnehmern am Kreuzzuge allerlei Vortheile gewährt worden sind, wird festgesetzt, daß niemand fluchen oder Würfel spielen soll. Ferner soll niemand „Buntwerk, Grauwerk, Zobelpelz oder Scharlach" tragen, Geistliche wie Laien sollen sich mit zwei Gerichten täglich begnügen, niemand darf ein Weib mitnehmen, „es wäre denn eine unverdächtige Wäscherin," endlich sind aufgeschnittene und ausgefranste Kleider verboten.

Des Abends wurde, ehe das Heer zur Ruhe ging, wie es scheint, ein allgemeines Gebet abgehalten. So wenigstens im Lager des Kreuzfahrerheeres, das Richard Löwenherz führte. Das Itinerarium regis Ricardi berichtet: „Es war Brauch im Heere, daß in jeder Nacht, bevor man sich zum Schlafe niederlegte, ein bestimmter Mann inmitten des Lagers mit lauter Stimme den gewöhnlichen Ruf: ‚Hilf, heiliges Grab!' erschallen ließ. In diesen Ruf stimmten

alle ein, wiederholten ihn, streckten mit reichlichen Thränen die Hände zum Himmel empor und erflehten Gottes Barmherzigkeit und Hilfe. Dann hob der Herold selbst wieder an, indem er wie vorher ausrief: ‚Hilf, heiliges Grab!‘ und alle wiederholten es, und als er zum dritten Male rief, thaten sie es ihm abermals nach mit großer Herzenszerknirschung und unter Thränen. Wer würde dies in solcher Lage nicht thun, da doch schon der Bericht von dergleichen Dingen den Hörern Thränen entlocken kann? Durch diese Anrufung schien das Heer sich ungemein gestärkt zu fühlen.“

Nächtliche Ueberfälle zu unternehmen, galt zwar nicht für ritterlich. Da man aber doch nicht wissen konnte, ob der Gegner solche gentile Gesinnung hegte, so stellte man außerhalb des Lagers Vorposten auf, die Patrouillen auszuschicken hatten. Das ist die „Schildwache,“ die, immer aus mehrern Hundert, oft aus tausend Mann, im Gedichte von Mai und Beaflor sogar aus tausend Rittern und zweihundert Schützen bestehend, das Eigenthum und Leben des schlafenden Heeres zu beschützen hatte. Obschon die Nachtwache besonders vergütet wurde, (Tancred erhielt vor Antiochia für Bewachung einer Brücke monatlich 40 Mark, d. h. nach unserm Gelde 1600 Reichsmark) bestimmte der Feldherr nicht selbst die Wachtmannschaft, sondern überließ es den untern Führern, sich zu dieser verantwortlichen und nicht ungefährlichen Dienstleistung zu melden. Der erfahrene Krieger wählte sich dann seine Begleiter selbst aus. „Da sprach,“ so heißt es bei Alphart, „Hildebrant, der alte weise Degen: ‚Wer will der Schildwachte hinte pflegen?‘ Die Helden wählen den Frager selbst, der nun gewaffnet, das Roß an der Hand führend noch einige Gefährten sich freiwillig melden läßt und dann die Wache übernimmt. Es wird ausgemacht, daß man ihnen auf ein Hornsignal Hilfe senden soll. So reiten sie im Mondenschein auf Kundschaft aus und stoßen um Mitternacht auf den Feind. Besonders angenehm waren diese nächtlichen Expeditionen nach dem „Titurel“ nicht, und wenn sich die Posten auch nach demselben Gedichte die Zeit mit Musik vertrieben, so waren sie doch froh, wenn endlich ein Posaunensignal und das Morgenlied der Lagerwächter den Anbruch des Tages verkündigte. Ein „Herruofer,“ der Herold des Feldherrn, rief dann, wie wir im „Lohengrin“ lesen, aus, ob man diesen Tag noch rasten oder weitermarschiren sollte. Zuweilen war dies schon am Abend vorher bekannt gemacht worden, und dann bedurfte es für den Fall des Weiterrückens nur des Hornsignals des Fahnenträgers oder Befehlshabers der Fahnenwache, um alle rasch bereit zum Aufbruche zu sehen.

Großdeutsche Geschichtschreibung.

ur Zeit des Dualismus in Deutschland wurde mit besonderer Vorliebe das Verhalten der beiden Großmächte gegenüber der französischen Revolution behandelt. Denn wie in jenen Tagen Oesterreich und Preußen ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland erfüllt hätten, daraus, meinte man, könne auf die Zukunft geschlossen werden und lasse sich das Anrecht beider Bewerber auf die Führung in Deutschland bemessen. Insbesondere suchte man die Frage zu entscheiden, wer an der Auflösung des Reiches, an dem unglücklichen Ausgange des Krieges vornehmlich die Schuld trage, und hier pflegten dann Preußens Gegner vor allem auf den Basler Frieden hinzuweisen, der, im Widerspruche mit den Reichsgesetzen abgeschlossen, Deutschland gespalten und in schmachvoller Weise den Franzosen preisgegeben habe. Gegen diesen schweren Vorwurf ist eine Reihe von Schriftstellern aufgetreten, unter denen es genügt Häussers und Sybels Namen zu nennen, die von dem politischen Standpunkte aus, daß nur nach dem Ausscheiden Oesterreichs Preußen die Geschicke unserer Nation zum Bessern lenken könne, die auf Preußens Vergangenheit gehäuften Anklagen dadurch zu entkräften suchten, daß sie vor allem die Gründe, welche Preußen zum Frieden mit der französischen Republik veranlaßten, eingehender hervorhoben und zugleich den Nachweis führten, daß auch seit der Beendigung des Krieges keineswegs zwischen Preußen und Frankreich ein so enges Verhältniß bestanden habe, als nur zu häufig und mit bitterm Tadel ausgesprochen worden war. So wenig man auch den Basler Frieden selbst lobte, so suchte man doch den Abschluß desselben als hervorgerufen durch die neidische, treulose Politik, wie sie Oesterreich insbesondere in den polnischen Angelegenheiten verfolgt habe, zu motiviren.

Oesterreich, so fügte man hinzu, habe sich bei weitem Aergeres als diesen Frieden zu Schulden kommen lassen, indem es zunächst die Niederlande ohne Noth dem Feinde preisgegeben, dann sich stets geneigt erwiesen habe, gegen den Erwerb Baierns oder bedeutende Vortheile in Italien den Franzosen das linke Rheinufer auszuliefern, um endlich in den Verträgen von Leoben und Campo Formio diese Geneigtheit in der schmachvollsten Weise zu bethätigen.

Dieser Auffassung trat in einer Reihe von Schriften Herr von Vivenot aufs schroffste entgegen. Durch heftige Anschuldigungen, die er gegen die preu-

sische Politik erhob, suchte er seine apologetischen Absichten zur Geltung zu bringen. Während er im preußischen Cabinet und Heere eine Fülle von Verrath und Bosheit, von Niederträchtigkeit und Zerstörungswuth sieht, ist auf Oesterreichs Seite in jenen Zeiten nur Edelmuth, Pflichttreue, Beharrlichkeit und die uneigennützigste Aufopferung für das undankbare Reich zu finden gewesen.

Sybel ist die Antwort hierauf nicht schuldig geblieben. Seit der literarischen Fehde, die er, wohl der bedeutendste unter den sogenannten kleindeutschen Geschichtsschreibern, mit Ficker, über die Bedeutung des alten Kaiserthums und dessen Segen für unsere Nation geführt, hat er mit Geist und Gelehrsamkeit und zugleich kühn herausfordernd seine Ansicht vertheidigt. Der Krieg von 1866 und die darauf folgenden Jahre des friedlichen Einvernehmens und endlich des freundschaftlichen Bündnisses mit Oesterreich begruben die vielbehandelte Frage. Hatte sie doch ihre praktische Bedeutung verloren.

Neuerdings hat nun Freiherr Langwerth von Simmern in einem aus zwei stattlichen Bänden bestehenden Werke, Oesterreichs Kämpfe gegen die französische Republik von neuem behandelt.*) Er hat für seine Arbeit keine archivalischen Studien gemacht, sondern stützt sich auf die bekannten Darstellungen von Sybel, Häusser, Hüffer, Rankes „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg," Witzlebens Biographie des Prinzen Josias von Coburg und vor allem auf die Publicationen Vivenots. Als Freund und Gesinnungsgenosse des letztern behandelt der Verfasser die Ereignisse, die er schildert, natürlich vom specifisch großdeutschen Standpunkte.

Er beginnt mit Friedrichs des Großen Angriff gegen die österreichische Monarchie. Der große preußische König ist dabei nicht gut weggekommen. Wenn der Verfasser auch großmüthig anerkennt (S. 41), daß bei Friedrich „seine ursprüngliche und bessere Natur oft durchschimmert", so wundert er sich doch (S. 36), daß es Leute giebt, in deren Augen Friedrich „eine Art von Nationalheld" werden konnte. Im folgenden werden uns Maria Theresia, Josef II. und Leopold charakterisirt und, nachdem das Verhältniß Preußens zu Oesterreich erörtert worden ist, die Veranlassung zu dem Kampfe gegen Frankreich erzählt. Die französische Revolution ist dem Verfasser nur ein „Hexensabbath"; die Antipathie gegen die Emigranten, die bekanntlich aus der Zusammenkunft in Pillnitz Capital für ihre Sache schlugen und möglichst viel zum Bruche der Mächte mit Frankreich beitrugen, erscheint ihm unbegreiflich. Preußen, so berichtet er weiter, hat Oesterreich erst in den Coalitionskrieg gegen den revolu-

*) Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797. Von G. Freiherrn Langwerth von Simmern. 2 Bände. Berlin und Leipzig, E. Bidder, 1880.

tionären Nachbar getrieben. Später aber habe es, um in Polen freie Hand zu bekommen, den aufopferungsfreudigen Bundesgenossen verlassen, sich allen rechtlichen und moralischen Verpflichtungen entzogen und der französischen Republik die Hand zum Basler Frieden gereicht — „dem Ausgangspunkt der ärgsten Schmach, die jemals über Deutschland hereingebrochen." Aus rein militärischen Gründen habe alsdann Oesterreich die Niederlande geräumt, und wenn es später zu dem Frieden von Campo Formio gezwungen gewesen sei, so falle dabei wesentlich die Schuld wieder Preußen zu. Hätte Preußen sich energisch am Kampfe betheiligt, so hätte die Revolution nie Stärke gewinnen können, so wäre nie von ihr das alte Reich ergriffen worden, zu dessen Oberhaupte zuletzt unter „tiefsinnigem Ceremoniell", über welches nur der „blasirte" Ritter von Lang höhnen konnte, Franz von Oesterreich gewählt worden war, kurz es wäre alles schön beim alten geblieben und auch Preußen hätte sich den „kläglichen Bankerott von Jena" erspart. Die Absichten Oesterreichs auf Baiern sind nach dem Verfasser höchst harmloser Natur gewesen. Wenn in diesem Punkte der Kaiserstaat Tadel verdiene, so könne es nur deswegen sein, weil er nicht energisch genug auf diese Compensation für Schlesien oder die Niederlande eingegangen sei.

Das Vorstehende genügt wohl, um den Standpunkt zu kennzeichnen, welchen der Verfasser einnimmt. Wie aber ist es möglich, heute noch eine solche fossile Ansicht zu verfechten? Langwerth selbst hat am Ende seines Werkes nochmals ausdrücklich ausgesprochen, daß es von der weittragendsten Bedeutung sein würde, wenn wir Deutschen endlich einsehen wollten, daß Oesterreich bei dem über unser altes Reich in den Revolutionskriegen hereingebrochenen Geschicke der verhältnißmäßig unschuldige Theil sei, daß seine Sünden mehr passiver als activer Art gewesen und daß es im ganzen und großen treu bei der alten Fahne bis zum Ende ausgehalten habe. Dagegen hören wir durch das ganze Werk hindurch, daß Preußen von alledem nichts gethan habe.

Ueber diese Frage ist nicht mehr zu streiten. Wenn in solchen Fragen der Standpunkt bürgerlicher Moral zulässig ist, dann mag man an der damaligen preußischen Politik mehr auszusetzen haben als an der österreichischen. Nur sollte man sich hüten, Oesterreich zu rühmen, daß es längere Zeit den Kampf für das Reich fortsetzte, denn Oesterreichs Interessen waren an das Bestehen des Reichs gebunden, während Preußen nur im Gegensatze zu dem verfallenden Reiche und auf Kosten desselben sich entwickeln konnte und mußte. Eine Wohlthat aus Rücksicht auf das eigene Wohl verliert aber an Werth.

Was meint aber der Verfasser damit, wenn er sagt, daß die Erkenntniß, zu der er uns überzeugen will, von weittragendster Bedeutung sein würde? Hören wir ihn weiter. „Ich glaube mit Vivenot, daß nur die genaue Kennt-

niß der neunziger Jahre und ihrer nationalen Tragödie einen Schlüssel für die Gegenwart bieten kann. Ich habe einen Beitrag zur Geschichte dessen geben wollen, was man ‚das Unrechtsrecht' genannt hat." Erst „wenn wir unsere Geschichte wieder verstehen und würdigen lernen" — d. h. im Sinne Vivenots und Langwerths von Simmern verstehen lernen — „dann werden gesunde Zustände in Deutschland entstehen." Denn vieles ist faul im Staate Dänemark. Die preußische Hegemonie „ist nicht eine wohlverdiente und auf organischem Wege entstandene .... Das Jahr 1866 hat auf jene Politik wieder zurückgegriffen, die uns zum Jahre 1806 geführt und hat auf der Grundlage von 1803 bis 1806 weitergebaut." Das also ist des Pudels Kern. Der Verfasser ist mit dem gegenwärtigen Reiche unzufrieden. Die Rechtscontinuität wurde bei den Reformen nie gewahrt. Das Reich, wie es ist, hat ein klein wenig revolutionäres Parfüm an sich.

Es wäre nun also wohl gerathener, den alten Bund wieder herzustellen? — Nein, der deutsche Bund hat zu wenig auf die Ideen und das Rechtsleben unseres Reichs Rücksicht genommen. „Dadurch daß der Rheinbund mit einer Schärfe, der seinen französischen Ursprung verräth, sich vom Reiche lossagte und die Reichsgesetze in ihrer Gesammtheit für null und nichtig erklärte, entstand ein unberechenbarer Schaden, der leider nur zu sehr auf den deutschen Bund zurückgewirkt hat." So bleibt denn für uns nichts anderes übrig als eine entschiedene Umkehr zu dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation. „Unsere Zukunft," sagt der Verfasser, und damit ist es ihm voller Ernst, „wird davon abhängen, ob wir noch Lebenskraft und Lebensfrische, ob wir noch Tiefe genug besitzen, um zum zweiten Male da wieder anzuknüpfen, wo der Faden unsrer Geschichte unter dem Drucke der französischen Eroberer zerriß." Man sieht, der Verfasser ist kein Mann von halben Maßregeln, er ist radical, und das ist das einzige, was wir an seiner politischen Meinung loben können, für die er wohl nur wenige Anhänger finden wird. Anzuerkennen ist auch, daß er schon darüber nachdenkt, wie es möglich sein wird, den Geist des an Altersschwäche gestorbenen ehrwürdigen römischen Reiches zu materialisiren. Ohne Oesterreichs Mitwirkung wird diese „fröhliche Urstände" nicht möglich sein, das ist die feste Ueberzeugung des Verfassers. Nur die Modalitäten einer solchen Mitwirkung, meint er, lassen sich nicht bestimmen.

Sonderbarer Schwärmer, der da glaubt, achtzig arbeitsvolle Jahre im Leben einer Nation ließen sich ausstreichen wie eine falsche Zahl in einem Rechenexempel, oder der Fluß könne wieder den Weg zurücklaufen, den er gekommen!

Literatur.

Marksteine in der Geschichte der Völker. 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Ch. F. Maurer. Leipzig, Eduard Kummer, 1881.

Diesen etwas gezierten Titel mit seinem vornehm klingenden Zusatze trägt eine Geschichte der Neuzeit, welche unter Hervorhebung der wichtigern Ereignisse und Zusammenfassung derselben zu abgeschlossenen Bildern zunächst zum Zwecke des Unterrichtes ausgearbeitet ist. Die in der äußern Anordnung des Stoffes übersichtliche Compilation fußt auf den besten Hilfsmitteln. Besonders vollendete Schilderungen aus den Meisterwerken der Geschichtschreibung sind unverkürzt aufgenommen. Dem jüngern Lehrer, der für den Geschichtsunterricht in den obern Classen sich noch kein Heft ausgearbeitet hat, bietet das Buch den Lehrstoff in treffender Auswahl und ansprechender Form; für den Schüler, der das im Unterrichte gehörte zu Hause wiederholen will, bildet es eine sehr empfehlenswerthe Lectüre.

Von dem hiesigen Kgl. Amtsgerichte geht uns folgendes „zur einmaligen Insertion" zu:

In der Privatklagsache des Musikalienhändlers Carl Gurckhaus hier, Inhabers der Firma Fr. Kistner hier, Privatklägers, gegen den Redacteur Johannes Grunow hier, Angeklagten, ist der letztre wegen der in dem Nr. 30, Seite 159 flg. des 39. Jahrganges der Zeitschrift „die Grenzboten" allhier vom 22. Juli 1880 enthaltenen, mit „Ein Nachspiel" überschriebenen Artikel, soweit er sich auf Seite 160 auf die gedachte Firma bezieht, für den Privatkläger befindlichen Beleidigung auf Grund des § 185 Reichsstrafgesetzbuches zu einer Geldstrafe von

Fünfzig Mark

kostenpflichtig verurtheilt worden.

Leipzig, den 30. December 1880.
Königl. Amtsgericht, Abth. III.
Hofmann.

Die vorstehende Geldstrafe trifft uns deshalb, weil wir, als seiner Zeit Herr A. Reißmann ein Pamphlet gegen die „Grenzboten" hatte drucken lassen, welches durch die Musikalienhandlung von F. Kistner hier verbreitet wurde, die Handlungsweise der letztern mit den Worten bezeichnet hatten, daß die genannte Musikalienhandlung „sich zu dem Lakaiendienst erniedrige, dieses Schriftstück unter der Hand zu verbreiten." Wir tragen unsere Strafe mit Ergebung, ja, wir stehen nicht an, zu bekennen, daß wir sie verdient haben, denn wir hätten in unserer Entrüstung über die Gemeinheit der gegen die „Grenzboten" gerichteten Angriffe die Möglichkeit des Umstandes nicht übersehen dürfen, daß Herr Gurckhaus vermieden haben konnte, Einsicht von dem Pamphlet zu nehmen, dessen Verbreitung durch seine Musikalienhandlung er gestattete. D. Red.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Politiſche Briefe.

2. Die nationalliberale Partei und das parlamentariſche Regiment.

Man darf mit gutem Rechte ſagen, daß zwiſchen dem Kanzler und der nationalliberalen Partei ſich kein ſtärkerer Trennungsgrund befindet als der Glaube der letztern, daß das ſogenannte parlamentariſche Regiment das unaufgebliche Ziel jeder modernen Staatsentwicklung, ſozuſagen der Höhepunkt der öffentlichen Sittlichkeit ſei. Wenn dieſer Glaube ein reiner Zukunftsglaube wäre, ſo etwas wie die Hoffnung auf einen ſchönen Stern, der eines Tages vom Himmel auf die Erde niederſteigen werde, dann wäre er zwar noch keineswegs unſchädlich, weil er immer noch die Gegenwart von der Erkenntniß ihrer wahren Ziele abzulenken geeignet bliebe, aber man könnte ihn doch zeitweiſe auf ſich beruhen laſſen. So wie jener Glaube ſich aber darſtellt, nämlich als ein durchaus praktiſcher Glaube, kann man das nicht. Nationalliberale Organe haben mehrfach ſich etwa folgendermaßen vernehmen laſſen: Warum ſollen wir den Glauben an das parlamentariſche Regiment gewiſſermaßen abſchwören? Iſt es nicht überflüſſig, eine Sache zu beſtreiten, die ſich von ſelbſt machen muß, ſobald einmal eine ſtarke Partei vorhanden iſt, die im Stande iſt, die Majorität einige Legislaturen hintereinander zu behaupten?

Nun, wenn die Sache ſo ſtünde, ſo läge vielleicht keine Schwierigkeit vor. Aber die Sache ſteht weit anders. Einmal iſt es ſchon gefährlich, wenn immer zur Bildung einer großen Partei aufgefordert wird, welche nicht auf den über-

einstimmenden Inhalt concreter Maßregeln gegründet werden soll, sondern auf das Streben nach Macht, nach dem Besitze des Staatsruders für die parlamentarische Majorität. Es wird dabei vorausgesetzt, daß, wenn einmal eine Partei vorhanden sei, einig in dem Willen des Herrschens, sie auch leicht den einigen Willen für den concreten Inhalt finden würde, mit welchem die herrschende Partei den Staat zu erfüllen hat. Diese Voraussetzung ist nun aber nicht nur willkürlich, sondern in hohem Grade thöricht. Die Partei müßte denn, wie es nach unserer Auseinandersetzung im vorigen Briefe in England allerdings der Fall ist, auf den concreten Herrscherwillen verzichten, müßte diesen Willen dem Führer überlassen und sich für die einzelnen Mitglieder mit dem Ertrage aller gewinnbringenden Staatsämter begnügen, in der Verwaltung derselben aber die Parteidisciplin, das heißt den Ministerwillen, sklavisch beobachten. Sollen wir wirklich auseinandersetzen, daß ein solches Parteiwesen auf deutschem Boden niemals emporkommen kann und daß diese Unmöglichkeit weder verständig denkenden noch ideal denkenden ein Bedauern einflößen kann? Vielleicht nehmen wir später die Gelegenheit wahr, noch genauer darzulegen, warum die Sache in Deutschland nicht möglich ist, wenn sie jemals trotz ihrer innern Werthlosigkeit probirt werden sollte. Heute wollen wir uns diese Ausführung ersparen und zunächst weiter auseinandersetzen, warum der Glaube an das parlamentarische Regiment als an die ideale Bestimmung des modernen Staates schädlich ist.

Wir nannten vorhin diesen Glauben einen praktischen, und als solcher zeigt er sich namentlich darin, daß die ihm anhängenden Parteien alles mögliche thun, ihr ganzes politisches Verhalten wesentlich darnach einrichten, um das ins Leben zu rufen, was sie für die wesentliche Vorbedingung des parlamentarischen Regiments halten. Als die wichtigste Vorbedingung aber gilt nicht die Bildung einer Majorität; man meint vielmehr, um den Preis, den Staat zu beherrschen, würden sich alle Tage Majoritäten, bald so, bald so zusammengesetzt, finden. Alles komme darauf an, erst diesen Preis herbeizuschaffen, das heißt also, den Staat in die Hand des Parlaments zu geben. Das Mittel, welches, wie man meint, dazu führen muß, den Staat in die Hand des Parlaments zu liefern oder die Omnipotenz des Parlaments zu begründen, erblickt man in dem unbedingten Einnahmebewilligungsrecht. Dies ist die eigentliche Vorbedingung des parlamentarischen Regiments, auf die man immer wieder zurückkommt, erst in diesen Tagen noch die „National-Zeitung." Nun hat bereits Gneist zu verschiedenen Malen unwiderleglich auseinandergesetzt, daß ein solches unbedingtes Einnahmebewilligungsrecht den Staat unfehlbarer zu Grunde richten müßte als irgend ein Vorrecht, welches jemals der polnische Reichstag besessen; daß ein solches Recht in unausgleichbarem Gegensatz zu dem ganzen institutionellen

Apparat steht, den man zu einem modernen Verfassungsstaate für unentbehrlich hält, also mit einer dauernden, nicht jährlich nach dem Willen der budgetbeschließenden Majorität widerrufbaren Gesetzgebung, mit dem Begriffe des Zweikammersystems, zu schweigen von dem Veto der Executive u. s. w. Nicht bloß logisch, sondern thatsächlich hat Gneist nachgewiesen, daß ein solches Einnahmebewilligungsrecht am allerwenigsten in England jemals einen Platz gefunden hat. Aber Gneist hat bisher nur taube Ohren gefunden. Das kommt daher, daß man das omnipotente englische Parlament vor Augen sieht, und daß man die Omnipotenz sich nicht anders erklären kann, als durch die absurde Voraussetzung, das Parlament könne nach Belieben in jedem Augenblicke die Staatsmaschine zudrehen. Den wahren Grund der Omnipotenz wollen wir wenigstens in aller Kürze angeben. Man denke sich in Preußen ein Parlament, zusammengesetzt aus allen Oberpräsidenten, Präsidenten, Landräthen und Amtsvorstehern. Man denke sich, daß alle diese Aemter zwar auf königlicher Ernennung beruhten, aber als Ehrenämter durch Aristokraten verwaltet würden, welche für die technische Verwaltung eine unselbständige, unangesehene, nach dem Willen des Vorgesetzten absetzbare Schreiberschaft — clerkship — unter sich hätten. Man denke sich diese regierende Aristokratie auf Grund eines längst antiquirten Gegensatzes in der Grundansicht vom Staate in zwei operativ getrennte, innerlich aber vollkommen gleichartige Corps getheilt. Die Führer des nicht am Ruder befindlichen Corps kritisiren, aber mit vollkommener Schonung und Urbanität. Ernst gemacht wird mit der Kritik erst dann, wenn das in der Regierung gerade pausirende Corps die Stunde der Ablösung gekommen glaubt. Die Führer der Regierung entwickeln und vertheidigen ihre Maßregeln und geben ihren Anhängern die Losung der Abstimmung. Aus der gerade regierenden Partei fällt es keiner Seele ein, jemals zu opponiren oder zu kritisiren. Das überläßt man ganz allein der Seite, welche gerade das Amt der Opposition zu versehen hat, und als ein Amt wird die Opposition aufgefaßt, zu welchem die Schonung des Gegners, vor allem aber und um jeden Preis die Schonung des Staates gehört. Ausnahmen, wie sie neuerdings zuweilen vorkommen, deuten bereits auf den Verfall des englischen Staates, wie man ihn als Vorbild im Sinne hat.

Wir wollen hieran die Bemerkung schließen, wie sonderbar es ist, wenn unsere Nationalliberalen sich beklagen, daß Fürst Bismarck niemals habe ihr Führer werden wollen. Unter dieser Führerschaft versteht man nämlich ganz naiv: Der Fürst soll die Führerschaft an die Partei abtreten, dafür aber der Executor der Parteiweisheit unter voller Verantwortlichkeit für das Gelingen jedes einzelnen Beschlusses werden. Das eine aber sollte man doch von England lernen, daß die Partei niemals dem Führer das Concept corrigirt, daß

sie die Kritik ausschließlich der Opposition überläßt und sich nur vorbehält, mit der Opposition zu stimmen, falls sie den Führer auf einem Wege glaubt, der das Parteiinteresse und das Interesse des Staates gefährden kann. Die englischen Parlamentsverhandlungen bieten sehr selten das Schauspiel von Parteigefechten, dafür in der Regel das Bild einer Conversation des leitenden Ministers mit den Führern und auch einzelnen nichtführenden Mitgliedern der Gegenpartei; die eigene Partei ruft bloß cheer und hear. Wenn unsere Nationalliberalen sich darauf beschränken wollen, wird Fürst Bismarck nichts dagegen haben, sich ihnen als Führer zu verschreiben. Aber es ist schwer, Führer zu sein, wenn man darin die meisten Schwierigkeiten bei der eignen Partei finden soll. Doch dieses Führerverhältniß sammt der ganzen parlamentarischen Regierung wird nie auf deutschen Boden verpflanzt werden. Sehen wir also davon ab, kehren wir zu unserm Zeichen zurück.

Das englische Parlament ist omnipotent, weil es nicht einer Executive gegenübersteht, sondern selbst nichts anderes ist als die in sich selbst, aber öffentlich berathende Executive. Daraus hat Gneist die für alle Orte und Zeiten giltige Regel abstrahirt: Die Gesetze kann nur geben, wer sie ausführt.

Wollte nun ein naiver Liberaler ausrufen: Das ist ja wunderschön, genau das wollen wir auch! so sei ihm folgendes vor Augen gestellt. Die einzige Möglichkeit, bei dieser Art von Bildung der Executive eine wirkliche Regierung zu erhalten, liegt darin, daß man nur in die Executive gelangen kann, wenn man über Hunderttausende von Pfunden mindestens als Capital, am liebsten aber als Rente verfügt. Das ist freilich durch kein Gesetz vorgeschrieben, aber die Lasten der Selbstverwaltung kann nur der reiche Grundbesitzer tragen, und der große Grundbesitz ist durch die Institution der Primogenitur und der Majorate in England erblich, wenigstens der Sache nach, so unklar und verwickelt auch die Rechtsfragen sind. Wenn man das will, so kann man den Parlamentarismus haben, sonst nicht. Die „National-Zeitung," um nur die angesehenste Stimme dieser Art zu nennen, hat kürzlich wieder mehrmals hinter einander behauptet, die parlamentarische Regierung sei das Besitzthum aller gebildeten Völker, nur dem deutschen Volke werde sie entzogen. Das Besitzthum ist sie, aber um den Preis der chronischen Anarchie des Staats und der Schwindsucht aller unter diesem Regiment lebenden Nationen. Was thut der Parlamentarismus in Spanien, Italien, Griechenland, als diese Länder nach einem hoffnungsvollen Aufschwunge dem Untergange entgegenführen? Wo die mit dem parlamentarischen Regiment gesegneten Länder dem Abgrunde nicht zueilen, da verdanken sie dies dem Umstande, daß die parlamentarische Regierung zu einem guten Theile noch Schein ist, daß es mächtige Factoren außerhalb derselben giebt, welche die mühsame Aufgabe haben, den Staat vom Untergange

zurückzuhalten. So ist es namentlich in Oesterreich. Belgien kommt nicht in Betracht, weil es nur eine neutrale Provinz unter europäischer Curatel und Gesammtbürgschaft ist.

Wie aber steht es in Frankreich? Hat man nicht in Frankreich das souveräne Parlament ohne das verwirrende Ornament einer Krone hergestellt, ist hier nicht das Ideal der parlamentarischen Regierung verwirklicht? Auf diese Frage ist folgendes zu erwiedern. Das monarchische Element, ob mit dem Symbol der Krone ausgestattet oder nicht, ist für die Executive jedes großen Staates unentbehrlich. In England ruht dieses Element in den Parteiführern, welche, während sie Minister sind, ihre Stellung oftmals mit den Prärogativen der symbolischen Krone zu decken wissen. Auch in der französischen Republik hat man eine Art Symbol der ständigen Executive durch die Rolle des Wahlpräsidenten geschaffen, die man für nöthig gehalten hat. Aber dieser Präsident repräsentirt nicht das monarchische Element in der Executive, wenigstens bis jetzt noch nicht. Es kann aber eines Tages dahin kommen, wenn der Träger der latenten Monarchie im Staate die Zeit gekommen glaubt, den Präsidentenstuhl einzunehmen. An sich könnte das monarchische Element neben einem schattenhaften Präsidenten auch durch einen mächtigen Minister repräsentirt werden. Die Hauptsache für das Verständniß des französischen Parlamentarismus ist aber folgendes. So lange man in Frankreich moderne Parlamente besitzt, hat sich stets das unwiderstehliche Bedürfniß herausgestellt, die Majorität dieser Parlamente dem Willen der jeweiligen Executive zu unterwerfen, um überhaupt zu einem einheitlichen Staatswillen zu gelangen. Die Einheit zwischen Majorität und Executive konnte man aber nicht auf englische Weise herstellen, weil man nicht wie in England ein ständiges Personal der Parlamente und ständige Parteien nach Personal und Tradition besaß. Man bot also alles auf, von der Executive abhängige Majoritäten zu schaffen, indem man sich theils des Wahlapparats bemächtigte, theils den Mitgliedern der Majorität dafür, daß sie ministeriell waren, ganz wie in England, persönliche Vortheile verschaffte. Dies war die viel verschrieene Corruption unter Louis Philipp. Diese Corruption, um deretwillen man eine Revolution gemacht hat, ist aber ein inneres, unaustilgliches Element des französischen Parlamentarismus. Und zwar ist sie es nicht etwa darum, weil der französische Charakter minder respectabel wäre als der englische — man muß es mit Erstaunen und mit Achtung sagen, daß die französische Verwaltung nach allem, was der Staat dort erfahren hat, viel weniger corrumpirt ist als die englische — sondern darum, weil man auf keine andere Weise die Einigkeit zwischen Parlament und Executive herstellen kann. Dieselbe Corruption ist in England auch vorhanden, nur daß sie dort als etwas durchaus natürliches erscheint. Der andere Unterschied des englischen Parla-

mentarismus von dem französischen ist aber, daß die Parlamentsmitglieder, wenn sie auch die Vortheile des Staates reichlich für sich in Anspruch nehmen, doch als Theilnehmer der Verwaltung nur solchen Maßregeln zustimmen, bei denen der Staat, das öffentliche Recht und die Verwaltung bestehen können. Die französischen Parlamentarier sind, wie die deutschen auch, der Mehrzahl nach reine Privatleute, oder ihre amtliche Stellung hängt mit ihrer parlamentarischen nicht zusammen. Dadurch wird in Frankreich beides, Regierungsmehrheit und Opposition zu viel einseitigern und gewaltthätigern Parteiinstrumenten. Man kann aber diesem Mangel am allerwenigsten in Frankreich dadurch abhelfen, daß man eine englische regierende Grundbesitzerkaste schafft, daß man Verwaltungsämter zum Zubehör großer Liegenschaften macht und diese Liegenschaften sammt ihren Besitzern auf dem Wege der Primogenitur herstellt. So kommt denn die sogenannte Corruption immer wieder zum Vorschein. Um sie zu beseitigen, stürzte man Louis Philipp. Aber das erste, was der revolutionäre Tribun Ledru Rollin that, war, daß er zugleich mit dem allgemeinen Stimmrechte die Listenwahl nach ganzen Departements erfand, um der revolutionären Regierung eine ergebene Majorität zu sichern. Die ganze Regierungszeit Napoleons III. war u. a. mit der Bemühung erfüllt, eine der Regierung ergebene Wahlkammer zu schaffen, welche zugleich als unabhängiger Ausdruck der öffentlichen Meinung Staat machen könne. Seitdem wir die neue Republik haben, sehen wir einen Tribunen sich und die allgemeinen Dinge zur Ergreifung der Dictatur vorbereiten und als wesentlichstes Mittel dieser Dictatur die Wiedereinführung der Ledru Rollinschen Listenwahl erstreben und diesem Ziele mit starkem Schritte sich nähern. Das also ist das Zeichen des französischen Parlamentarismus seit Louis Philipp unverändert bis heute: die Herstellung einer der Regierung gefügigen Majorität mit künstlichen Mitteln, welche theils bei der Wahl, theils im Laufe der Function angewendet werden. Der historische Name für dieses Regiment ist „constitutionell," während das Regiment, wobei die Parlamentarier die persönlichen Träger der Verwaltung sind, das „parlamentarische" heißt. Der englische Verfassungstypus ist parlamentarisch, der französische constitutionell. Die Bedeutung der politischen Kunstausdrücke bildet sich nicht nach der Wortableitung, sondern nach dem historischen Inhalt, den die Ausdrücke in prägnanten Momenten erhalten und behalten. Wir protestiren daher aufs lebhafteste dagegen, wenn Jolly für den deutschen Verfassungstypus, den er nicht parlamentarisch im englischen Sinne haben will, die Bezeichnung constitutionell in Vorschlag bringt. Wenn der parlamentarische Typus bei uns, wie allenthalben außer England, unmöglich ist, so ist der französische unerträglich. Allerdings will Jolly auch nicht den französischen Typus, sondern einen eigenthümlich deutschen, welcher die Möglichkeit des Dualismus zwischen Par-

lament und Regierung zur Voraussetzung hat. Für diesen Typus verbitten wir uns aber den Ausdruck constitutionell. Vielleicht könnte man die deutsche Monarchie nach dem Vorschlag eines Mannes, der sonst wenig glückliche Einfälle gehabt hat, nämlich Stahls, „institutionell" nennen.

Die Hauptsache für einen eigenthümlich deutschen Verfassungstypus wäre also, daß die deutsche Geduld, Schonung und Gewissenhaftigkeit sich einen Zustand denken könnte, wo Parlament und Regierung zeitweise neben einander gehen, wo also der laufende Staatsapparat zwar nicht still steht, wohl aber der fortschreitende productive Staatswille, bis von der einen oder der andern Seite, sei es von der Regierung, sei es von dem Parlament, eine Accomodation an den Willen des andern Theils erfolgt. Man könnte sagen, daß ein solcher Zustand der hergebrachte in Deutschland sei, und daß er namentlich von 1815 bis 1848 in den kleinern deutschen Staaten bestanden habe. Bald nach 1848 hat Robert v. Mohl diesen Zustand, den schon er dualistisch nannte, gekennzeichnet und verurtheilt, weil auf die Dauer kein Staat bei einem zweigetheilten Willen bestehen könne. Wir werden gleichwohl die Pflicht haben, die Anwendbarkeit dieses Zustandes ernstlicher als bisher zu prüfen. Die kleinen Staaten von 1815—1848 sind keine Instanz, weil sie nicht unabhängig, weil sie keine Staaten waren. Ihre Regierungen konnten in infinitum dem öffentlichen Geiste trotzen, weil sie sich auf den Bundestag und auf die absolutistischen Großstaaten in demselben stützten. Heute könnte eine deutsche Regierung und vor allem die Centralregierung nur unter schweren äußern und innern Gefahren sich der Einwirkung des öffentlichen Geistes entziehen, wo dieser Geist einen wirklichen Willen, eine einheitliche, faßbare Ueberzeugung zum Vorschein bringt. Man erwäge, daß diese dualistische Form: ein freies Parlament neben einer freien Executive, die einzige ist, welche mit der allgemein angenommenen Theorie des Verfassungsstaates Ernst macht. Denn diese Theorie fordert die Vereinigung unabhängiger Factoren zu einem gemeinsamen Willen durch moralische Mittel. Die sogenannte parlamentarische Regierung ist aber nichts anderes als der Ersatz moralischer Mittel durch mechanische, also in Wahrheit die Annullirung der nach der Theorie selbständigen Mitfactoren zu Gunsten des einen von ihnen. Ein mechanisches Mittel ist es, wenn man den Staat nach einem treffenden Ausdrucke von Gneist in seiner neuesten Schrift auf das Existenzminimum setzt und jeden Pfennig über dieses Minimum hinaus der Executive nur unter der Bedingung bewilligt, daß sie sich zum Sklaven der Majorität mache. Dabei würde man bald die vollkommene Zerrüttung des Staates erleben. Und doch ist es dieses Trugbild, entstanden aus einer ganz falschen Conception von dem Wesen des englischen Staates und seiner oligarchischen Regierungsfractionen, von welchem unsere Nationalliberalen sich nicht losreißen können. Nicht aus

Machtneid verweigert der Kanzler ihnen dieses Idol, sondern weil das Spiel mit demselben der unaufhaltsame Ruin des Staates wäre. Wenn heute die Nationalliberalen am Ruder wären, so würden sie morgen nach ihrer Theorie einer Majorität von römischen, fortschrittlichen, particularistischen ꝛc. Staatszerstörern weichen müssen. Um aber die Nation von der Zerrissenheit ihres öffentlichen Geistes zu erlösen, giebt es kein verkehrteres Mittel, als die Einführung der parlamentarischen Regierung auf äußerlichen Wegen während doch diese Regierung nur die Frucht eines einheitlichen öffentlichen Geistes bei uns sein könnte und in ihrem Ursprung überall gewesen ist.

Die nationalliberale Partei soll sich dem Fürsten Bismarck nicht hingeben, wie sich eine englische Partei ihrem Führer in völliger Passivität hingiebt. Unsere nationale Partei soll ihre reiche geistige Kraft selbstthätig verwerthen. Aber sie soll das Zusammenwirken mit dem Kanzler immer wieder erstreben, sie soll suchen, seinen Conceptionen gerecht zu werden, aber auch ihren Einfluß auf denselben geltend zu machen. Nur soll sie zur Sicherung dieses Einflusses nicht nach mechanischen Mitteln greifen. Was trennt denn die Partei von dem Kanzler bei der Steuerreform? Doch nur, daß die Partei neben den technisch-politischen Erwägungen die formal-politische Erwägung der Erhöhung der Parlamentsmacht durch ein mechanisches Mittel zum Hauptgesichtspunkt nimmt. So zerstört die Partei die wahre Vorbedingung ihres eigenen Strebens, nämlich die Erziehung eines einheitlichen öffentlichen Geistes durch das auf gegenseitiger Verständigung beruhende Zusammenwirken mit einem Staatsmanne von großartiger Production und Gestaltungskraft. Nur durch eine langjährige Wirksamkeit dieser Art könnte sich ein einheitlicher Geist in Deutschland bilden, der aus den Wurzeln eigenartiger heimischer Institutionen, welche als eine unantastbare Bürgschaft gesunder nationaler Entwicklung empfunden werden, emporwächst.

Die destructiven Elemente im Staate.

Von Cuno Stommel.

Zu den zersetzenden Elementen im Staate gehören alle diejenigen Bestrebungen, welche den Zweck haben, die bestehenden gesetzlichen Formen aufzuheben oder zu verändern. Die besten und tüchtigsten Kräfte eines Volkes können daran Theil nehmen; destructiv werden sie erst dann, wenn sie im Widerspruche mit der wiederaufbauenden Thätigkeit gesunder Zersetzung zur Gesetzlosigkeit übergehen. Gesetzliche und destructive Zersetzungstendenzen finden sich fast immer mit einander so eng verquickt, daß die größten Frevler oft noch eine Art von Märtyrerthum für sich in Anspruch nehmen können. Es dürfte sich daher wohl der Mühe verlohnen, durch kritische Auseinandersetzung und geschichtliche Beispiele eine solche widerspruchsvolle Erscheinung zu erklären.

Der Menschenkenner bemerkt Gesichter, in denen neben den schönsten Formen, den geistreichsten Mienen ein böser destructiver Zug einherläuft, ein Zug, der dem Antlitz oft erst sein Gepräge giebt. Es ist zwar mehr eine philosophische Spielerei, das Leben des einzelnen, als eine in sich geschlossene Einheit, mit dem Leben und der Einheit des Staates zu vergleichen. Aber wie beim Individuum Gut und Böse, Gott und Dämon im Kampfe liegen, so läßt sich auch in jedem Staate ein Kampf der gesetzlichen und sittlichen mit den ungesetzlichen und unsittlichen destructiven Tendenzen nachweisen. Der Gegensatz dieser beiden Gewalten wird niemals beseitigt werden können. Trotzdem wird es stets zur Staatsraison gehören, solche Einrichtungen zu treffen und diese allmählich bis ins Kleinste so auszubauen, daß den gesetzlosen Tendenzen die Nahrung entzogen wird und alle Neuerungen immer mehr ihren Ausdruck in einer gesetzlichen Form finden können.

Aber selbst im günstigsten Falle wird das Antlitz der Parteien im Staate Spuren jenes destructiven Zuges tragen müssen. Das Streben des großen Haufens, seine Rechte, sobald Macht damit verbunden ist, zu mißbrauchen, liegt tief in der menschlichen Natur begründet. Wo immer eine Partei oder eine Volksclasse zur Herrschaft über eine andere gelangt ist, hat sie auch jene Herrschaft zu mißbrauchen gestrebt; wo immer ihr selbst aber einmal wirkliches Unrecht von Seiten des Staates zugefügt worden ist, da hat sie jede Willkür als Repressalie für erlaubt erachtet. Nicht die Menge als solche, nur sittlich hoch-

stehende, vornehme Geister vermögen die von den Trägern des Staats ihnen angethane Unbill und Kränkung schweigend um der Idee des Staates willen zu ertragen; der gemeine Sinn trägt sein kleines verletztes Ich überall mit der Lärmtrompete durch die Gassen und glaubt einen Freibrief zu gewaltthätiger Auflehnung gegen die Gesetze beanspruchen zu dürfen.

Jedes Unrecht lockt Widerstand hervor. Dieser ist aber nur so lange berechtigt, als er sich in gesetzlichen, nicht in destructiven Formen äußert. Das letztere wird aber besonders dann geschehen, wenn im Volke der Glaube, daß der gesetzliche Weg zum Ziele führe, verloren gegangen ist. Der Staat ist nun vor allem dasjenige Verhältniß, welches versucht, die Sittlichkeit des einzelnen zu verallgemeinern und, im Besitze der Macht, diese Macht doch nicht zur Willkür zu mißbrauchen, sondern seine Zwecke in gesetzlicher Weise zu verwirklichen. Damit ist aber für den Staat Irrthum und Schuld ebenso wenig ausgeschlossen wie für den einzelnen, sittlich strebenden und irrenden Menschen. Beide müssen die Sühne für jedes Unrecht, das sie begehen, tragen, für beide gilt der Grundsatz, daß es nichts giebt, was ohne Einschränkung gut genannt werden kann, es sei denn ein guter Wille. Also auch das grundsatzvollste Streben eines Staatsmannes kann dem Irrthum unterworfen sein, und auch die besten Absichten und Gesetze können durch Unrecht, Willkür und Schlechtigkeit einzelner Staatsbeamten vereitelt werden. Somit kommt jeder Staat in die Lage, berechtigte Interessen zu verletzen und dadurch den destructiven Elementen Vorwand und scheinbare Entschuldigung zu geben. Gegen das Unrecht aufzustehen und ihm Widerstand zu leisten ist ein Vorzug der Würde der Menschennatur, ein angebornes Menschenrecht; der Staat hat nur dahin zu wirken, daß dieses Recht nicht destructiv zur Ausübung gelange. Es ist des Staates Aufgabe alles in allem: durch die ganze Organisation seiner Gesetze und seiner Beamten auch dem niedrigsten und kleinsten Bürger es in jedem Augenblicke klar zu machen, daß das Gesetzlose von Staatswegen nicht sein könne. Dem entspricht aber auch die Pflicht des Staates, nicht selbst Unrecht zu thun. Das Unrecht, welches der Staat im Namen des Rechts und des Gesetzes thut, ist bei weitem gefährlicher und unsittlicher als das Unrecht, welches aus der Bosheit der Menschennatur entsteht. Die Niederlagen der Staatsregierung — auch die kleinen Niederlagen — entspringen einer Verquickung jener fremden Schuld mit der eignen des Staates oder seiner Beamten; daher muß ein Staatsmann, der diesen hohen Namen verdienen will, die Incarnation des ethischen Gedankens seiner Zeit darstellen. Wo in der Bevölkerung der Glaube verloren geht, daß der Staat nicht mindestens ein Theil der Verwirklichung der göttlichen Vernunft sei, wo die Menge nicht mehr von der Ueberzeugung getragen wird, daß ihre Lenker und Regierer mindestens das Recht *wollen* und im Stande sind, die Achtung vor dem Recht

auch bei ihren Beamten in Respect zu setzen, da bemächtigt sich der Volksseele das tiefste Mißtrauen gegen den Staat. Jedes einzelne Unrecht, jedes politische oder allgemeine Unglück wird dann dem Staate zur Last gelegt, und Mißtrauen und Erbitterung erben sich Generationen hindurch fort, selbst wenn die ursprüngliche Veranlassung längst in Vergessenheit gerathen ist. Man sollte meinen, daß z. B. Bismarck doch seit Decennien wahrlich genug gethan hätte, um das Vertrauen des gesammten Volkes zu verdienen, und doch hat er mit einer andauernden mißtrauischen Opposition zu thun. Es dürfte einst die Zeit kommen, wo man sich nur mit Wehmuth und Scham an die Verblendung unsrer undankbaren Tage erinnern wird und an jenes Wahlprogramm mit dem Motto: Fort mit Bismarck! Unsere Zeit und auch Bismarck haben eben noch mit Oppositionselementen im Volke zu kämpfen, welche, aus der Schuld der Vergangenheit hervorgegangen, in unsere Tage herüberreichen.

Als nach der Begeisterung der Freiheitskriege der Tugendbund zwar mit nebulosen, aber nicht mit unehrenhaften Zielen, später die Burschenschaft, die Turnerschaft und endlich die geheimen politischen Verbindungen entstanden waren, begingen die deutschen Regierungen den verhängnißvollen Fehler, durch die Karlsbader Beschlüsse und die Mainzer Centraluntersuchungs-Commission ausgedehnte Verfolgungen anzuordnen, wegen „demagogischer Umtriebe“ und wegen „Verdachts zur Hinneigung an staatsfeindliche Tendenzen.“ Langjährige Untersuchungshaft und verhältnißmäßig sehr schwere Strafen waren Jahre hindurch das die Bevölkerung aufregende und gegen die Regierung verhetzende Resultat dieser unglückseligen „Demagogenriecherei.“ Weniger noch die Gesetze als die harte, rücksichtslose Ausführung derselben, angethan mit allen Chikanen der Kleinstaatsmisère, verbitterte durch ganz Deutschland den Sinn des Volkes. Das war die Zeit, in welcher das unwürdige Wort des „Rackers von Staat“ entstand. Die ernsten Leute schüttelten die Köpfe, gesundkräftige Ideologen saßen ihre Strafe ab und verließen dann das Vaterland, die Jugend schwärmte in Vereinen für Utopien, die Alten hofften auf bessere Zeiten. Die Studenten hielten Versammlungen und politische Apostelreden, ballten die Fäuste und demonstrirten, wie's gemacht werden müsse; die Faselhänse wurden als Märtyrer der Freiheit gefeiert; die edeln Naturen wurden verbittert, die unlautern Elemente schritten zur Gewaltthat; alle mißtrauten der Regierung und sahen in ihr einen Feind. Auch die Folgezeit brachte viel Stoff zu fernerm Mißtrauen; gleichviel, ob es mit Recht oder Unrecht dem Staate entgegengebracht wurde, es wurde entgegengebracht. Wir mögen hier nicht das Jahr 1848 besprechen, nicht den wirthschaftlichen Niedergang jener Zeit, nicht die aus den Verhältnissen resultirende Ohnmachtstellung Preußens, nicht den trügerischen Glanz der neuen napoleonischen Dynastie, nicht Rußlands noch Englands noch Oesterreichs Ueber-

hebung; genug, dies alles wurde Material, um dem Volke immermehr das Vertrauen zu seiner Regierung zu benehmen. Und alles dies spitzte sich nun nochmals bis zum Jahre 1866 zu jener Negation und pathetischen Opposition der Verblendung zu, an welche heute ohne Beschämung nicht zurückgedacht werden kann.

Die tiefern Ursachen des auch heute noch sichtbaren Mißtrauens gegen die Regierung als solche sind weit in der Geschichte des preußischen Verfassungslebens zurückzuverfolgen, aber es ist ebenso zu verfolgen, daß dieses Mißtrauen, welches schon kurz nach den Freiheitskriegen seinen Anfang nahm, nur mit Unrecht allein durch die Böswilligkeit und den Unverstand des Volkes erklärt werden kann. Wer die Ursachen nicht einseitig zu beurtheilen bestrebt ist, wird anerkennen müssen, daß auch die Irrthümer und Mißgriffe der Regierung, welche den Geist einer neuen Zeit mit verständnißvollen Mitteln nicht zu leiten vermochte, Veranlassung zu weitgreifender Verbitterung im Volke wurden. Wenn wir es nicht hoch genug anzuschlagen wissen, daß die Führerschaft unsrer Nation die sittlichen Kräfte im Staate, denen gegenüber die materiellen, Macht und Willkür, nichts sind, richtig schätzt, so ist doch auch der Träger jener idealen Kräfte zugleich der Christophorus der Schuld einer Vergangenheit, mit der zu rechnen ist. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die Staatsraison der neuen Zeit eine grundsatzvollere und sittlichere geworden ist, aber damit ist das tiefe Mißtrauen im Volke, das in jedem Diplomaten einen Heuchler und Wortverdreher sah, nicht sofort beseitigt. „Leider haben wir selbst nur zu viele Beispiele gegeben, welche einen Theil der von Frankreich verübten Treubrüche entschuldigen" äußerte Lord Holland bei Berathung der von dem damaligen ersten Consul Bonaparte gemachten Friedensanträge, und noch unumwundener erklärte der Graf Carnarvon: „Von jeher ist in Monarchien, wie in Republiken, Treue und Glauben von den Regierungen nur insofern gehalten worden, als es ihr Interesse mit sich brachte." Auch Whitbread, Erskine, Fox u. A. geben ähnliche Erklärungen ab: „Jede Seite der Geschichte zeigt, daß Verträge gebrochen werden, wenn man Vortheil dabei zu finden glaubt." „Es war nicht zu erwarten, daß die Menschen, die in Frankreich das Ruder führten, so lange unter der Herrschaft des Hauses Bourbon gestanden haben sollten, ohne den rastlosen Ehrgeiz, die Treulosigkeit und Falschheit dieses Cabinets einzusaugen." „Man spricht von Bonapartes Meineiden, gut würde es vielleicht sein, wenn die Sitte der politischen Eide einmal abgeschafft würde, aber lassen wir auch gegen diejenigen einen Tadel aufkommen, welche in unserm Interesse ihre Eide brechen." So sprachen die ersten Staatsmänner des parlamentarischen Englands zu Anfang unsers Jahrhunderts. Was Wunder, wenn die ethische Erfassung des Staats-

gedankens, welche sich in Preußens Königen und Staatsmännern immer lebendiger personificirte, von dem Volke zunächst mit Mißtrauen aufgenommen wurde!

Jedes Unrecht, welches vom Staate ausgeht, äußert sich materiell in dem Schaden, den es einzelnen oder ganzen Ländern zufügt, ideal in der Verletzung der Idee des Rechts als einer Wesenheit, die über unsrer Erscheinungswelt steht, und in der Entfesselung der Geister des gekränkten Rechts durch die Selbsthilfe. Die Verzweiflung des sittlichen Willens einer Nation oder eines einzelnen an der Möglichkeit, auf gesetzlichem Wege Abhilfe gegen das Unrecht zu erhalten, ist der letzte Grund aller wirklichen Revolutionen. Geradezu herausgefordert werden die destructiven Bestrebungen, wenn der Staat von oben herab das Unrecht schützt und wenn an Stelle des Gemeinsinnes und des Rechts Egoismus und Gewalt treten. Solche Zustände erblicken wir im mittelalterlichen Italien und in den davon heute noch sichtbaren Ueberbleibseln.

Ein Staatsregiment, welches von oben bona fide irrthümliche Maßregeln ergreift und sie durch Beamtenallmacht und Beamtenwillkür in zehnfach verderblicher Wirkung ins Land trägt, zeigt die Regierung Nicolaus' I. in Rußland.

Große Irrthümer in Bezug auf die allgemeinen Staatsziele und in Folge dessen Unrecht und Mißtrauen finden wir in Frankreich, England, Spanien. Ueberall spiegeln sich die eigentlichen Fehler der Staatsleitung im Beamtenthum wieder. Endlich werden wir sehen, daß Deutschland im großen und ganzen von Irrthümern und willkürlicher Handhabung der Gewalt weiter entfernt ist als irgend ein andrer Staat.

Eine besondere Quelle singulären Unrechts ist die gesetzlose Willkür von Seiten einzelner Beamten, durch welche unter dem Schutze der Gesetze das Recht gebeugt werden kann. Durch die fortwährende Ausbreitung des staatlichen Einflusses in der modernen Zeit sind die Beamten immer zahlreicher geworden und allmählich große Beamtenheere entstanden. Der moderne Staat bedarf daher mehr denn je gesetzlicher Mittel, um dem einzelnen, welcher bedrückt worden ist, die Erfordernisse zu gewähren, gegen ungerechte Beamte aufzutreten. Wird der einzelne, dem Unrecht nach seiner Meinung geschehen ist, nicht geschützt, so fühlt sich das Beamtenthum nicht mehr als Ausfluß der sittlichen Idee der Staatsgewalt, sondern als Machtclique, welche um ihres Standes willen den unbequemen Querulanten erdrückt. Die Gefahr besteht also darin, daß die Allmacht des Beamtenthums die besten Absichten des Staates, den destructiven Tendenzen ihren Vorwand zu nehmen, vereitelt, und daß trotz der fortschreitenden Entwicklung des öffentlichen Lebens der gefährliche Gedanke bei den Massen Raum gewinnt, Macht gehe vor Recht. Der Staat ist aber nicht nur Macht, sondern auch Sittlichkeit, d. h. eine sittliche Macht. Ist er nur Macht, so bildet sich bald eine andere, nämlich eine destructive Macht, die sich

ihm gegenüberstellt und mächtiger werden kann als er selbst. Nur der sittlichen Macht ist keine andere Macht gewachsen.

In Italien war seit dem 13. Jahrhundert der Staat kaum etwas anderes als Macht und Willkür. Fürsten, Städte und Hierarchen bildeten im Grunde Coterien der Familien- nicht der Staatsinteressen. Von Generation zu Generation erstarb in der Brust des armen Mannes immer mehr der Begriff des Rechts, und an seine Stelle drängte sich der der Gewalt. Vor der Gewalt, mochte sie Fürst oder Brigant sein, beugte sich alles. Von solcher Gewalt wurde schon der Dichter der göttlichen Komödie aus seinem Erbe und aus seiner Vaterstadt vertrieben. Während nun das erlittene Unrecht bei Dante in den strafenden und zürnenden Weisen seines Inferno zum Ausdruck kam, entfesselte es in der Brust des gemeinen Mannes die Geister gesetzloser und verbrecherischer Leidenschaften. Die gesetzlos organisirte Macht des Staates erzeugte eine andere gesetzlos organisirte Macht wider den Staat, die sich seit Jahrhunderten in den Räubersystemen der Mafia und Camorra ausbildete, welche noch heute Spuren in Sicilien und Neapel zurückgelassen haben. Wir gewahren in den heutigen Zuständen daselbst noch deutlich den Fluch jahrhunderte langen Unrechts.*)

Durch jahrhunderte lange Willkür bedrückt, kennt der Sicilianer nur den Begriff der Gewalt und des persönlichen Einflusses. Die Praxis der Bestechung und Einschüchterung, d. h. die systematische Ertödtung des Rechts hat sich hier so ausgebildet, daß der gewöhnliche Mann es ganz in der Ordnung findet, wenn der Reiche und Mächtige durchaus straflos bleibt. Vom gemeinen Sicilianer kann man noch heute sagen, daß die Begriffe gut und böse ihm fast fremd geworden sind, und daß er nur vor dem persönlichen Uebergewicht Respect empfindet. Als Mittel dazu kennt er nur die Selbsthilfe, deren Ausdruck jene merkwürdige Organisation der Schurkerei ist, welche man in Palermo Mafia, in Sicilien Malandrinaggio, in Neapel Camorra nennt. Der Viehraub ist der gewöhnlichste Handstreich der Malandrini. Meilenweit sind die Flächen menschenleer. Ab und zu kommt ein Städtchen oder ein Feudo, wie es noch heute heißt, ein großes Gehöft, zum Vorschein. Der Grundbesitzer, umgeben von einem mittelalterlichen Apparat bewaffneter Diener (campieri) scheint vollständig gesichert zu sein. Aber eine Anzahl seiner eignen Untergebenen, seiner Eseltreiber, Holzhacker und kleinen Bäuerchen sind Malandrini, d. h. sie gehören zum geheimen Bunde der Räuber. Anderes Gesindel streift in den Bergen oder Wäldern umher. Eines Abends haben ihre Freunde die Wache; schnell sind die Waldbewohner bei der Hand und treiben sechs Stück

*) Im nachstehenden folgen wir theils E. Budde's „Mafia und Camorra," theils Franchetti's „Systematischer Darlegung der Geschichte Siciliens."

Vieh weg; auf ihrem Wege finden sie überall Collegen, welche den Transport der Thiere übernehmen, überall sind Malandrini vorhanden, überall sind sie bereit mit ihren Gesinnungsgenossen gemeinsam zu handeln und zu hehlen. Sie kennen nur einen Feind — den Staat. Auf einer fernern Stufe giebt der Malandrino seinen bürgerlichen Stand ganz auf und wird Brigante. Die seßhaften Malandrini sind dann seine Helfershelfer. Die ganze Bevölkerung respectirt ihn, zumal wenn er eine größere Grausamkeit begeht. Die Meierhöfe stehen ihm offen, wo er anklopft, wird er reichlich bewirthet. Weiber, Kinder und Greise spioniren für ihn. Er kann Taxen auflegen, und die nächsten Besitzer wagen es nicht, sie ihm abzuschlagen. Die Hauptbedingung seines Glanzes ist aber die, daß er jede Denunciation, jeden Eingriff in sein Gewerbe durch Furcht hintertreibt. Dies ist für das ganze Spitzbubencorps das oberste Gebot der Selbsterhaltung. Aus dem einzelnen Briganten wird allmählich ein Bandenführer. Es ist vorgekommen, daß eine mächtige Bande jahrelang durch eigene Niederlagen geschmuggelter Waaren den Markt beherrschte; aber obgleich dies allgemein bekannt war, ja selbst von einzelnen Douaniers gewußt wurde, fand sich doch niemand, der gegen die Räuber vorzugehen gewagt hätte. Unter solchen Zuständen wußten die Besitzenden nichts besseres zu thun, als sich der Macht der Malandrini zu unterwerfen; sie waren noch am besten gesichert, wenn ihre eignen Hausleute zu irgend einer Bande gehörten, dann kamen ihnen wenigstens keine andern Eindringlinge nahe, und ihr Verhältniß gestaltete sich zu einer Art Steuer, die zu ertragen war. Ja wenn sie erst einige Male die Briganten vor der Denunciation beschützt oder ihnen andere Freundschaftsdienste geleistet hatten, traten diese zu ihnen in eine Art von Clientelverhältniß. So wurden auch die Besitzenden in das Netz der Räuberei mit hineingewebt, und es kam zu dem merkwürdigen Ergebniß, daß die Malandrini nicht bloß stahlen, sondern überall herrschten, daß die Gesetzlosigkeit zur Grundlage der gesammten socialen Verhältnisse Siciliens wurde. Die Fremden sind fast die einzigen Leute, welche außerhalb dieses Kreises stehen. Der Fremde braucht nämlich auf die Spitzbubenorganisation keine Rücksicht zu nehmen; er schlägt um sich, verklagt die Spitzbuben, macht Lärm bei Consul und Regierung, und das italienische Gouvernement setzt ehrenhalber tausende von Carabinieri in Bewegung, wo es sonst nur Dutzende verwenden würde. Das haben sich die Malandrini gemerkt, sie begnügen sich daher mit der Anwendung ihrer Herrschaft auf die Eingebornen. So kommt es, daß der Fremde das Bestehen weitverzweigter, gesetzloser Verhältnisse erst nach langem Aufenthalte in Sicilien und Neapel gewahrt. Da hört er etwa gelegentlich bei Tisch den Familienvater sagen: „Draußen in Noce ist wieder einer erschossen gefunden worden.“ Darauf bemerkt die Tochter des Hauses ganz ruhig: „Das ist der neunte; jetzt fehlen noch drei.“ Auf die

erstaunte Frage des Fremdlings erzählt man ihm: „Vor drei Wochen fuhr der Principe G. über Noce hinaus aufs Land; da standen hinter einer Mauerecke zwölf Kerle und schossen auf ihn; sie haben ihn am Arme verwundet, aber nicht getödtet. Die Polizei hat die Thäter selbstverständlich nicht finden können, aber es scheint, daß der Principe sie zu finden versteht. Neun sind nun schon erschossen; daß es die richtigen waren, weiß draußen in der Vorstadt jedermann; darum sagen wir, es fehlen noch drei, und die werden binnen kurzem schon nachkommen." Ein anderes Mal beklagt sich ein Hausbesitzer über die Lässigkeit seines Portiers, und man sagt ihm: „Nun, so jagen sie den Mann fort!" Da erwiedert er achselzuckend: „Das geht nicht, er ist mir von einem Mafioso empfohlen. Wenn ich ihn morgen fortjage, schießt man mir übermorgen seinen Nachfolger zusammen, und wenn ich mich darauf steife, ihn nicht wieder anzunehmen, fällt wohl auch für mich eine Bleikugel ab."

Die Mafiosi, eine Art Räuberhauptleute in Glacéhandschuhen, gehören der sogenannten guten Gesellschaft an, der Malandrino ist nur ihr Werkzeug. Das Werkzeug aber ist in Hülle und Fülle vorhanden. Im Jahre 1875 gab es allein im Kreise Palermo 573 steckbrieflich verfolgter Latitanten, woraus man einen Schluß auf die zwanzigmal größere Menge der nicht verfolgten Verbrecher ziehen kann. Dieser Subjecte bedient sich der palermitanische Mittelstand zur Erhöhung seiner persönlichen Geltung, seines persönlichen Einflusses. In einem Lande, wo alle socialen Beziehungen auf Willkür beruhten, mußte der städtische Mittelstand, so gut wie der ländliche Adel oder der Brigant das Bedürfniß empfinden, seinen Ehrgeiz durch persönlichen Einfluß zu befriedigen, und bei dem Mangel aller Rechtsbegriffe that er das mit den Mitteln des Räubers. Allmählich entstand mit seinen Wurzeln tief ins Mittelalter hineinreichend jenes geheime Faustrecht, das unter der Oberfläche der Gesellschaft verborgen, mit einem merkwürdigen Reichthum von Mitteln gegen die Civilisation, gegen den Rechtsstaat zu Felde zieht und dabei von der wohlsituirten Bevölkerung theils aus Furcht, theils aus Mangel einer Vorstellung von der Bedeutung des Rechts, theils aus socialer Nothwendigkeit unterstützt wird. Der Mafioso steht, wie gesagt, in einem Clientelverhältniß zu den Helfershelfern, den Malandrini, und beschützt diese vor polizeilicher Verfolgung. Er gehört infolge dessen zu einer großen Organisation, er lernt seine Gesinnungsgenossen in den höhern Ständen kennen und hält zu ihnen, wie sie zu ihm. Er fühlt sich, er verbirgt sich nicht mehr, er will als Mafioso gekannt sein, denn dann fürchten sich die Leute vor ihm, und er hat die Befriedigung persönlichen Einflusses. Er besetzt Stellen, er empfiehlt Diener, Kutscher, Gärtner und Schwiegersöhne; wird seine Empfehlung nicht beachtet, so läßt er dem, der seine Herrschaft nicht anerkennen will, erst eine Kugel über den Kopf weg schießen, und wenn das nicht

hilft, eine zweite in den Kopf. Schließlich kennt ihn jeder Mensch auf der Straße, die Polizei natürlich ausgenommen. Man kann sich nicht vorstellen, welche Rolle die Furcht vor Flintenschüssen, angezündeten Häusern u. s. w. in Palermo bei allen Transactionen, bei allen Geschäften, Ehen, Kindtaufen, Beichtväterwahlen, in allen möglichen Dingen spielt. Es wagt kaum jemand auf ein Grundstück zu bieten, wenn man weiß, daß die Mafiosi es haben wollen. Charakteristisch ist es, daß der Sicilianer dem anerkannten Schurken wirklichen Respect zollt, wenn dieser nur seine Macht zeigt. Wir erwähnten den Principe, der ein Dutzend Strolche, die ihn angefallen, meuchlings und einzeln erschießen ließ. Das Publicum bemerkt zu solchem verbrecherischen Verfahren einfach: „Der ist jetzt ziemlich sicher; die Leute wissen, daß er nicht mit sich spaßen läßt."

Was in Palermo die Mafia, ist in Neapel die Camorra. Die gesetzlose Vergewaltigung Seitens der Regierungen war in Neapel ebenso an der Tagesordnung wie in Sicilien. Noch die Bourbonen benutzten die Unzufriedenheit der ärmsten Bevölkerung Neapels als Regierungsmittel gegen die liberalen Gelüste der Galantuomini. Das Volk lernte hier wie dort die Gesetzlichkeit nicht kennen, es lernte nichts anderes respectiren als die Gewalt, wenns hoch kam die Höllenstrafen — und gegen die helfen die Heiligenbilder. Wer den Muth hatte, gegebenen Falls sich selbst zu helfen und ein Messer zu führen, konnte sich aus seinem Elend herausheben, indem er der Camorra beitrat. Das tiefe materielle und sociale Elend in Neapel ließ bei den Camorristen die Gewinnsucht als das treibende Motiv hervorstechen, während bei der Mafia in Sicilien die Herrschsucht die leitende Rolle spielte. Hier war mehr Stolz, dort mehr Spitzbüberei anzutreffen, aber die Ursache war hier wie dort dieselbe — die gesetzlose Gewalt, welche vom Staate geduldet und früher sogar offen geschützt worden war. Die Camorristen hatten eine feste Organisation; in der Hauptstadt befanden sich zwölf Chefs, je einer für die zwölf Stadtviertel; Anhänger gab es in allen Ständen bis zum Ministerium. Man nannte Minister und Prinzen, die von der Camorra besoldet wurden. Auf Verrath stand der Tod durch Messerstich. Im Gegensatze zur Mafia in Palermo hielten sich aber die Häupter sorgfältig verborgen. Die Camorra verfuhr ähnlich wie die Mafia. Sie legte Steuern auf und beherrschte schließlich den ganzen neapolitanischen Verkehr. Sie nahm dem Kutscher 20 Procent seiner Trinkgelder ab, sie hatte einen Abgesandten beim Juwelier, der genau zuhörte, wie viel der Fremde gezahlt, und sie maß ihm eine Steuer zu, je nach dem Ertrage des Geschäfts. Dem elenden Lazzarone, der auf dem Molo Karten spielt, schaute sie über die Schulter, und wenn er drei Bajochi gewonnen hatte, nahm sie ihm einen ab. Sie war überall vertreten, in der Polizei, wie in den Bureaus des Königs. Zuweilen half sie den Behörden; sie hat mehr als einen unauffindbaren Mörder

an die Gerichte geliefert; in der Regel aber wagte die Polizei es gar nicht, gegen die eigentlichen höhern Camorristen vorzugehen. Als vor einigen Jahren eine Pferdebahn in Neapel angelegt wurde, erschien eines Tages im Büreau der Direction ein unbekannter Mensch und eröffnete dem Chef: „Ich möchte Sie bitten, mir monatlich 300 Lire auszuzahlen.“ Die Antwort lautete natürlich: „Wie so? Wer sind Sie?“ — „Wir sind einige brave Leute, welche der Gesellschaft wohlwollen, und möchten uns unser Wohlwollen vergüten lassen.“— „Sehr liebenswürdig von Ihnen; aber wir wissen Ihr geehrtes Wohlwollen nicht hinreichend zu schätzen und würden Ihnen rathen sich zu packen.“ — „Ich möchte Sie noch darauf aufmerksam machen, daß Ihren Pferden allerlei Unglück geschehen könnte, wenn Sie unsere Wünsche nicht beachten.“ Hierauf wurde der Mann vor die Thür geworfen. Eine halbe Stunde später brach ein Pferd der Compagnie ein Bein, am gleichen Tage noch zwei andere, und vierzehn Tage lang geschah so viel Schaden an gestürzten Pferden, entgleisten Wagen und zerstörten Schienen, daß der ganze Betrieb ins Stocken kam. Nach Verlauf dieser Zeit erschien derselbe Mensch wieder im Büreau der Pferdebahngesellschaft, wurde achtungsvoll aufgenommen, erhielt 300 Lire — und man behauptet, daß dieser Tribut noch jetzt gezahlt werde.

Wer von den Inseln kommt, soll selbstverständlich sein Gepäck der Zollrevision unterwerfen; er findet aber, sobald er will, einen Commissionär, der ihn dieser Mühe, natürlich gegen Bezahlung, überhebt. Auf der andern Seite erzählen ihm die Bauern, welche von den Inseln Früchte ans Land bringen, daß sie für den Centner immer 50 C. über die Taxe bezahlen müssen, per la camorra, wie sie hinzusetzen. Im Sommer 1879 wurde einer deutschen Dame die Börse aus der Tasche gestohlen. Während der kleine Dieb in ihrer Tasche mauste, trat ein neapolitanisches Mädchen hinzu und machte sie auf den Dieb aufmerksam. Der Junge entlief, das Mädchen wurde zwei Minuten später am hellen Tage durch einen Messerstich in den Rücken ermordet — die Rache für ihren „Verrath.“ Und ist es nicht auch Camorra, wenn das größte und angesehenste Erziehungs- und Armenhaus Neapels, der Albergo Reale, nach dem amtlichen Ausweis von 1877 auf 2500 Pfleglinge einen Beamtenstand von 708, mit den Geistlichen von 741 Mann ernährt, also auf je drei Arme einen Vorgesetzten? Oder wenn, wie es thatsächlich der Fall ist, eine Anzahl der Fondaci, jener scheußlichen Kellerkasernen, Eigenthum frommer Stiftungen sind, so daß die elenden Höhlenbewohner mit ihrem Hunger, die Clienten der milden Versorgungsanstalten ernähren müssen?

Wehe über dich, staatengründendes Rom, wer hat die Nachkommen der Cäsaren also entarten lassen? Wehe über dich, Palladium der Christenheit lateinischen Namens, wer hat dich den strengen Mann mit der dreigestaltigen Krone

so vollständig vergessen lassen und seinen Spruch: Dilexi justitiam et odi iniquitatem? Wer hat dein Herzblut also vergiftet, du stolzes Volk, du Träger der Staatsidee par excellence? Jede Seite der italienischen Staatsgeschichte giebt die Antwort. Auf jeder Seite ein neuer Lästerer des Rechtsstaats, ein neuer Apologet der Willkür, ein neuer Schwächling und Phrasenheld. Nachdem die Anarchie die Freiheit erstickt hatte, begrub die Hierarchie im mystischen Gewande jeden Aufschwung zu einer realen Politik. Wir haben einen 30jährigen, Italien hat einen 300jährigen Krieg gehabt. Italien ist ein erschreckendes Beispiel dafür, wie tief ein hochstehendes Culturvolk sinken kann, wenn im Volksgemüthe das Vertrauen zum Staate verloren geht.

Aber wie ist es denkbar, hören wir den Leser fragen, daß ein Räuberstaat im Staate auch nur sechs Wochen lang bestehen kann, wenn ein Polizeipräfect und zwei Regimenter Gensdarmerie im Lande sind? — Um solche Zustände zu begreifen, darf man nie vergessen, daß dieselben als Folgen langjähriger staatlicher Mißwirthschaft mit dem gesammten Volksleben verbrüdert und verschwägert, ja daß bei einem großen Theile der Bevölkerung die Grundideen derselben förmliche Gehirnsubstanz geworden sind. Mögen die Beamten und Gensdarmen mit dem besten Willen nach Neapel oder Sicilien kommen, der Sicilianer erkennt nicht sie, sondern die Mafia als seine angestammte Ordnung an. Was jedes Kind auf der Straße weiß, daß dieser Herr ein Mafioso ist, daß jener Strolch sich im Hause Nr. 15 verborgen hält, das erfährt der Polizeipräfect und sein Beamtenthum nie oder erst wenn es zu spät ist. Es ist eine große Verschwörung des Schweigens und der Täuschung. Die Beamten sehen sich rathlos um; sie treffen anständig aussehende Leute, Rathsherren in Palermo, Bürgermeister auf dem Lande; diese liefern ihnen die ersten Indicien, bezeichnen ihnen Schuldige. Nun werden Processe begonnen, Berichte geschrieben, und nach monatelangem Mühen merken sie, daß die ehrenwerthen Herren sie auf ganz falsche Fährte geleitet haben, daß die Rathsherren selbst Mafiosi, daß die Bürgermeister oder Vorsteher frommer Stiftungen auf Empfehlung der Mafia angestellt waren. Greift ein Beamter scharfsichtiger und energischer zu, sofort hat die Mafia ein Dutzend Zeitungen an der Hand, die mit all dem abgelegten Rüstzeuge der liberalen Phrasen, mit Autokratie, Verletzung der Freiheit des Volkes u. s. w. gegen den Mann losklappern; sie schafft ihm ein paar kleine Emeuten, bei denen sechs unschuldige Hausbesitzer nebenher in Schaden gerathen; bis in die Kammern reicht der Scandal, wo die sicilianischen Abgeordneten hellstimmig versichern, in ihrem Lande seien keine Ausnahmemaßregeln nöthig. Die Regierung muß den Mann wohl oder übel abrufen. Auch andere Mittel stehen zur Verfügung. Bei Caltanisetta drängen sich nach der Sonntagsmesse zwanzig Menschen um einen gefürchteten Polizeiinspector.

Einer drückt ihm die Pistole gegen die Brust und feuert ab. Bei der Untersuchung hatte kein Mensch die That gesehen oder kannte die Thäter. An einem andern Orte hängte man dem Polizeichef kurzweg einen Proceß wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit an; es fanden sich 18 Zeugen, welche die Schuld des Angeklagten vor dem Staatsanwalte beschworen, der letztere mußte ihn in Untersuchungshaft nehmen. Als er nach sechs Monaten wieder heraus kam, waren die meineidigen Verleumder und die Spitzbuben, welche er suchte, verschwunden. Der beste Beamte geht an einer so geschlossenen Organisation des Verbrechens zu Grunde oder er geräth schließlich auf den Abweg. Er dingt selbst die Strolche, um ihre Genossen in seine Gewalt zu bekommen. Das ist oft vorgekommen und hat den Erfolg gehabt, daß die Mafia selbst sich ihrer mißliebigen oder zu herrschsüchtigen Mitglieder entledigte. Palermo hat in 18 Jahren 67 Präfecten gehabt. Diese Ziffern reden laut genug.

Den ausübenden Truppen gegenüber stehen die Dinge ganz ähnlich; obwohl die Regierung mit Soldaten operirte, auf deren Unabhängigkeit von den Malandrini sie sich verlassen konnte. Nach unsäglichen Anstrengungen ist man endlich dahin gelangt, den alten Drachen zu zerstückeln, aber die Theile zucken noch und besitzen noch Lebenskraft genug, um der Regierung noch lange zu schaffen zu machen. Es wird einer völligen Umbildung des Volksgeistes bedürfen. Ehe das Mandat zur Vorführung irgend eines Strolches unterzeichnet wird, ist der Betroffene in der Regel schon gewarnt: denn auf dem Wege, den das Schriftstück passirt, vielleicht in der Schreibstube des Staatsanwalts, findet es die Helfershelfer der Spitzbuben. Ueberall derselbe Geist der Abschließung gegen die Organe des Gesetzes. Die Soldaten müssen über die Berge und durch den Schnee, um draußen einen Räuber abzufangen, und während dieser Zeit geht der Mann, von tausenden gekannt und von keinem verrathen, durch die Straßen von Palermo spazieren. Kommen Gensdarmen in ein Dorf, an einen Meierhof, so schließen sich ihnen die Thüren, die dem Räuber geöffnet sind; dasselbe Spionirsystem, welches dem Briganten seine Opfer anzeigt, achtet auch auf jeden Schritt der Truppen; ein altes Bäuerlein geht vor ihnen her, wenn sie ausrücken, oder ein Weib mit einem Kinde; wo sie einrücken sind die Malandrini verschwunden. Und wenn sie einen fangen, so finden sie keine Zeugnisse, um ihn juristisch belangen zu können. Was am hellen Tage geschieht, will niemand gesehen, niemand geahnt haben. Hunderte sind aus dem Hinterhalte erschossen worden, ohne daß man die Thäter jemals zur Strafe gezogen hätte. Nur wenn eine Bande wirklich gesprengt war, wenn sie hinter Schloß und Riegel ihr Prestige verloren hatte, dann fanden sich auch in der Regel die Zeugen, welche ihre Verbrechen bestätigten, aber unter diesen auch wieder solche, welche darauf ausgingen, die Justiz auf einen falschen Weg zu lenken.

Wir haben erwähnt, wie noch bis in neuere Zeit herein die bourbonische Regierung sich mit dem Gesindel verbündete, um jede mißliebige Richtung zu unterdrücken. Sie ließ bestrafte Spitzbuben frei unter der Bedingung, daß sie politische Spiondienste leisteten, sie nahm Fälscher und Mörder in die Polizei auf und ließ von ihnen die Verdächtigen arretiren. Das trug denn auch die nothwendigen Früchte. In Favignana kam der Fall vor, daß die Richter einen politisch angeklagten wegen Mangels an Schuldbeweisen freisprechen wollten. Da erklärte der Präsident öffentlich: „Meine Herren Collegen, hier handelt es sich um unsere Toga", und sie verurtheilten den Beschuldigten zum Tode durch Erschießen. Im Jahre 1874 eröffnete der Generalstaatsanwalt von Palermo die Gerichtssitzungen mit einer Rede, in der er u. a. sagte: „M. H., wenn unsere Thätigkeit Erfolg haben soll, dann darf es nicht wieder vorkommen, daß die Strafurtheile des Gerichts unvollzogen bleiben, daß die Verbrecher, nachdem eine mühevolle Untersuchung sie ans Licht gezogen, nachdem die Geschwornen sie verurtheilt, und die Richter ihnen den Kerker zudictirt haben, frei in den Straßen herumgehen, während die Ausführung des Urtheils einfach vergessen wird." Er hätte noch hinzufügen können: Es darf nicht geschehen, daß man uns die Acten eines mühsam instruirten Processes aus dem eignen Justizgebäude stiehlt.

In Italien hat sich Schillers Schreckenswort erfüllt: „Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron." Das Gesetz war Gespenst, d. h. blut- und körperloses Nichts geworden. Die destructiven Elemente hatten die Idee des Rechtsstaates vernichtet und überwucherten sie mit dem raffinirtesten Detail, dessen nur ein begabtes Culturvolk fähig war. Von oben her war an Stelle des Gemeinsinns und des Rechts Egoismus und Gewalt gesetzt worden, welche wiederum Egoismus und Gewalt von unten her heraufbeschworen. Das moderne Italien und seine Regenten, obgleich vom besten Willen beseelt, haben daher noch heute mit der Erbschaft der Vergangenheit, mit eben jenen destructiven Tendenzen, deren Reste wir in Sicilien und Neapel aufgezeigt haben, zu kämpfen und es wird noch vieler gesetzmäßiger Anstrengungen bedürfen, ehe die Schuld der Vergangenheit von der Gegenwart getilgt sein wird.

(Schluß folgt.)

Chr. Gottfried Körner und J. G. Göschen.

Von Adolf Stern.

unter der verhältnißmäßig kleinen Zahl derjenigen deutschen Verlagsbuchhandlungen, die mit der eifrig durchforschten und beinahe bis zur letzten Einzelheit erläuterten Geschichte unsrer classischen Literaturepoche eng und vielfach verknüpft erscheinen, ragt bekanntermaßen auch die Firma J. G. Göschen in Leipzig hervor. Goethe, Schiller und Wieland, von minder erlauchten Namen zu schweigen, haben mit dem jugendlich aufstrebenden Verleger Verbindungen angeknüpft, die Firma Göschen veranstaltete die erste rechtmäßige Sammlung der Goethischen Schriften, druckte die große Gesammtausgabe der Werke Wielands, verlegte Schillers „Don Carlos“, den „Geisterseher“ und die „Thalia“ und rief durch ihren „Historischen Calender für Damen“ Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ ins Leben. In der anschwellenden Literatur über unsere Classiker taucht der Name Göschen demgemäß oft genug auf, und zwei besondere Abhandlungen „Zur Erinnerung an Georg Joachim Göschen“ von Ch. G. Lorenz (im Jahresbericht der K. Sächsischen Landesschule zu Grimma von 1861) und „Wieland und Georg Joachim Göschen“ von Karl Buchner (Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Drittes Heft. Stuttgart, Göschen, 1874) haben die Gestalt des interessanten Buchhändlers dem literarischen Publicum vertraut gemacht.

Seit der Veröffentlichung des Schiller-Körnerschen Briefwechsels war es nun auch kein Geheimniß, daß Göschen, als er um dieselbe Zeit, wo Schiller von Mannheim nach Leipzig und Dresden übersiedelte, sein Verlagsgeschäft errichtete, einen Gesellschafter zu eben dieser Buchhandlung an Schillers und seinem gemeinschaftlichen Freunde, dem Dr. jur. Christian Gottfried Körner gewonnen hatte. Die Geschichte dieser eigenthümlichen Verbindung, die unsers Wissens noch nirgends im Zusammenhang erzählt worden ist, enthält natürlich manche Züge zur Biographie der beiden in ihrer Weise hochbedeutenden Gesellschafter, daneben aber auch eine Reihe von Einzelheiten zur Charakteristik der Sturm- und Drangperiode. Die Hauptquelle für die Kenntniß der Körner-Göschenschen „Societät“ und ihrer Schicksale bilden die in der Dresdner K. Bibliothek befindlichen, nur zum kleinsten Theile literarisch benutzten Originalbriefe Dr. Körners an seinen Leipziger Socius; einzelne Punkte werden durch längst gedruckte Mittheilungen und Briefe erhellt.

In den letzten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts war der aus Bremen stammende und als „Handlungsbedienter" in der angesehenen Buchhandlung von Siegfried Leberecht Crusius angestellte junge Buchhändler Georg Joachim Göschen mit dem Sohne des Superintendenten und Universitätsprofessors Johann Gottfried Körner, dem jungen Magister und Privatdocenten an der juristischen Facultät Christian Gottfried, bekannt und bald auch befreundet geworden. Den Vermittler der Bekanntschaft scheint Körners Vetter, der Kaufmann Johann Friedrich Kunze abgegeben zu haben, aber, wie die beiden jungen Männer geartet waren, bedurfte es bald keiner Vermittlung mehr. Der poetisch-literarische Enthusiasmus der Sturm- und Drangperiode, die Ueberzeugung, daß aus der literarischen Bewegung eine völlige Neugestaltung des Lebens hervorgehen müsse, war in beiden jungen Männern, wenn auch bei jedem in besonderm Grade lebendig. Und die Umbildung der deutschen Gesellschaft war doch bereits soweit vorgeschritten, daß es nicht allzusehr mehr auffiel, wenn der junge Gelehrte geselligen Verkehr mit einem gebildeten und eifrig strebsamen Buchhandlungsgehilfen pflog, der alles im Leben von seiner eignen Kraft erwarten mußte. Körner hatte zu der Zeit, wo er Göschen kennen lernte, jenes Verhältniß zu der anmuthigen und klugen Tochter des in Leipzig angesiedelten Nürnbergischen Kupferstechers Stock schon angeknüpft, welches so vollen, warmen Sonnenschein in sein Herz goß und sein Dasein zu einem so harmonischen gestaltete, daß der Hinweis auf diesen Mann und dies Haus allein hinreicht, eine ganze Reihe von Vorwürfen und Anklagen zu entkräften, welche gegen die Sturm- und Drangperiode gerichtet werden. Sowohl Körner wie seine nachmalige Braut waren echte Kinder dieser Periode, die ganze Heirat des aus vermögender, angesehener Familie stammenden Doctors beider Rechte mit dem liebenswürdigen Kinde des verdienten, aber unbemittelten Künstlers wurde nur möglich, weil die bisher geltenden starren Anschauungen und Vorurtheile mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden. In der kritischen Zeit, in der Körners Familie sich der Verbindung wiedersetzte und den Muth und die Treue des wackern jungen Mannes auf eine schwere, aber wohlbestandene Probe stellte, scheint auch Göschen nach seinem ganzen spätern Verhältniß zu Körner und den Seinen zu schließen zu denjenigen gehört zu haben, welche mit aller Wärme an dem bedrohten Liebespaare theilnahmen. Die Universitätslaufbahn Körners war bekanntlich nur kurz. Nachdem er „etlichemal zu Anfang des Semesters am Fenster gelauert" und „jedes Stiefeltretschen als Musik" begrüßt hatte, gab er seine Docentenschaft an der Leipziger Universität auf und trat mit dem Grafen Schönburg jene Reise an, welche ihn nach den Niederlanden, England, Frankreich und der Schweiz führte und ihm ohne Zweifel jene Weite des Blicks, jene Vielseitigkeit der Interessen gab, durch welche wir Körner unter seinen spätern Berufsgenossen sich auszeichnen sehen.

Nach der Rückkehr von seinen Reisen bewarb sich Körner um ein Amt im kursächsischen Staatsdienst. Er war in der glücklichen Lage, die Art und Weise des damaligen Aufsteigens der Beamten leichter ertragen zu können als andere. Obschon er bald genug zur Würde eines Oberconsistorialraths in Dresden (für die er in seiner doppelten Eigenschaft als Jurist und Theologensohn besonders befähigt erschien) gelangte, daneben auch Mitglied der Commerzdeputation ward, die in jenen Tagen die Interessen des Handels und der Industrie wahrnehmen sollte, so blieb sein Gehalt viele Jahre hindurch verschwindend klein. Es galt eben damals in einer schlecht bezahlten Stelle den günstigen Augenblick zu erlauern, in welchem man, durch die eigne Tüchtigkeit und unentbehrliche Protection wohlempfohlen, eines der Aemter erhielt, die auskömmlich und gelegentlich reich besoldet waren. Dies letzte Ziel galt am Ausgange des 18. und Eingange des 19. Jahrhunderts als ein so preisenswerthes, daß man demselben mit Langen und Bangen, Borgen und Sorgen zustrebte. Hunderte und aber Hunderte von „Bediensteten" verzehrten ein größeres oder kleineres Erbe, bevor sie zu einer sichern und behaglichen Stelle gelangten. Albert, Lottes Mann in „Werthers Leiden", ist im Sinne seiner Zeit ein Glückspilz, da er so früh eine „ansehnliche Versorgung", ein „Amt mit einem artigen Auskommen" erhält. So stattlich und angesehen sich der neue Dr. jur. und jüngste Oberconsistorialrath in den Dresdner Beamtenkreisen bewegte und so gute Aussichten er vor vielen andern hatte — so wohl wie dem Helden des „Werther" wurde es ihm doch nicht. Hätte Körner auf das artige Auskommen warten müssen, so würde es weit über das Jahr 1785 hinaus eine höchst anmuthige und vielbewunderte Demoiselle Minna Stock gegeben haben. Da er jedoch zu Beginn des genannten Jahres durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines Vermögens gesetzt wurde, durfte er auch mit der dürftigen Besoldung seiner Oberconsistorialrathsstelle daran denken, die Braut heimzuführen und dem neuen Hausstande gleich von vornherein eine Anlage zu geben, an deren Behagen die künstlerische Schwägerin Dorothea Stock ihren vollen und die Freunde Schiller und Ferdinand Huber, wie aus Schillers Leben allbekannt, einen gewissen Antheil hatten.

Bevor es jedoch dazu kam, war auch Freund Göschen der günstig veränderten Lage Körners froh geworden. Dieser hatte einige Jahre hindurch (von 1783—85) in Dessau als einer der „Factoren" der „Buchhandlung der Gelehrten" gelebt, über deren Anlage, Glück und Unstern uns neuerdings Karl Buchner in einer eignen Monographie und Fr. Herm. Meyer in einem Aufsatze „Die genossenschaftlichen und Gelehrten-Buchhandlungen des achtzehnten Jahrhunderts" (Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels; Heft 2. Leipzig, 1879) belehrt haben. Die „Buchhandlung der Gelehrten" war eine der zahlreichen Unternehmungen, die darauf ausgingen, den Schriftstellern einen bessern An-

theil an dem wirklichen und vermeinten Gewinne zu verschaffen, der dem deutschen Buchhandel aus dem Vertrieb ihrer Geistesproducte erwuchs. Die Tendenz hierzu lag gleichsam in der Luft. Die Verlagsgenossenschaft, der Lessing und Bode angehörten und die Lessings einzige Breslauer Ersparniß, seine kostbare Bibliothek verschlang, die Subscription, welche Klopstock auf seine „Gelehrtenrepublik" in Scene setzte, die Versuche, die Gleim und Jacobi in Halberstadt zur Etablirung eines Selbstverlags machten, die typographische Gesellschaft in Bern und die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau, die Speculationen Mercks in Darmstadt — sie alle waren Producte derselben Stimmung und, wenn man will, derselben Täuschung, welche dann noch häufig wiederkehren sollte. Meist schlugen aus leicht begreiflichen Ursachen die Unternehmungen materiell unglücklich aus, während der Selbstverlag Wielands beim „Teutschen Merkur" und die große von Schütz und Hufeland ins Leben gerufene „Jenaer Literaturzeitung", welche gleichfalls (wenigstens zum größern Theile) Eigenthum der Herausgeber war, vollkommen glückten. Es ist hier nicht unsere Aufgabe die Ursachen solchen Gelingens und Mißlingens zu untersuchen. Gewiß ist, daß zwischen allerlei schiefen, irrigen Ansichten über das Wesen des Buchhandels und manchen alt- und neubeliebten Ungerechtigkeiten der Autoren gegen die Verleger ganz gesunde Gedanken mit unterliefen. Der Buchhandel konnte durch den Hinzutritt literarisch gebildeter Genossen nur gewinnen; das leuchtendste Beispiel hierfür sollte kaum ein Jahrzehnt später der „Advocat" J. G. Cotta in Tübingen abgeben. Selbst an solchen Männern wie der Weimarer Bertuch war er seither nicht reich gewesen. Aber freilich die Bedingung blieb, daß sich diese literarisch gebildeten Männer nun auch ganz den Interessen des Buchhandels widmeten und dieselben nicht etwa nebenher, ruck- und stoßweise, zu erledigen vermeinten.

Dies sollte auch Christian Gottfried Körner erfahren. Als Freund Göschens Stellung bei der „Buchhandlung der Gelehrten" in Dessau in Folge von Mißhelligkeiten mit dem ersten „Factor" dieser Verlagsanstalt, dem Mag. H. G. Reiche, unerfreulich wurde, kam Göschen der Gedanke, selbst in Leipzig eine Buchhandlung zu errichten und dazu die Beihilfe des wohlhabenden Freundes in Anspruch zu nehmen. Körner betheiligte sich zuerst mit einer Summe an einem von Göschen selbständig, aber noch in Dessau unternommenen Bibelverlage; Göschen scheint zu dieser Zeit den Gedanken einer völligen Societät noch nicht klar ausgesprochen und durchgeführt zu haben. Als aber Göschen andeutete, daß bei den augenblicklichem Stande der Literatur mit einigen tausend Thalern sich vielleicht ein bedeutendes, gewinnbringendes Verlagsgeschäft begründen lasse, fing der Dr. jur. und neue Dresdner Oberconsistorialrath Feuer. Das literarische Interesse an der Sache stand natürlich bei ihm im Vordergrunde. Der Verlag,

den Göschen mit seinen Mitteln begründen sollte, mußte vor allem die Werke solcher Schriftsteller an sich zu bringen suchen, die „zeigten, was der Mensch auch jetzt noch vermag", und dem „besseren Theile der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete", den Durst löschten. (Körners erster Brief an Schiller in Mannheim, vom Juni 1784.) Indessen war Körner aus oben angedeuteten Ursachen für die Vorstellung nicht unempfänglich, daß ihm ein reichlicher Gewinn aus den geplanten geistig-merkantilen Unternehmungen erwachsen könne. Er war der Mann eines anspruchslosen, aber frohen und freien Lebensgenusses, er theilte gern großmüthig mit andern, namentlich mit Männern von Geist, und die deutsche Nation bleibt seinem Andenken auf immer für die Art verpflichtet, mit der er Schiller über die schwierigste Periode seines Lebens hinweggeholfen. Der Traum, zu gleicher Zeit die bessere Literatur zu fördern und dabei für seinen Beutel zu sorgen, konnte nichts Abschreckendes für den durch und durch idealistischen, aber dabei klaren und hellen Blickes ins Leben schauenden Körner haben. Er machte im Frühjahr 1785 einen Ueberschlag seines Vermögens und schrieb (3. März 1785) an Göschen: „Wenn Sie mit 3000 Thalern eine Handlung anfangen können: so bin ich Ihr Mann. Mehr kann ich jetzt nicht gewiß versprechen, weil ich meine Angelegenheiten noch nicht ganz übersehen kann. Doch wenn sich uns eine Unternehmung darbietet, die mehr Geld erfordert, so wird auch zu mehrerem Rath werden."

Mehr Geld nun wurde allerdings erfordert, und Unternehmungen von großer Tragweite und von entscheidender Wichtigkeit in Körners wie in Göschens Sinne boten sich alsbald dar. Schon am nächsten Tage nach der gedachten Erklärung an Göschen griff Körner selbständig für das Interesse der „Handlung" ein und erklärte, für Schiller, welcher einer Summe bedurfte, um aus Mannheim überhaupt abreisen und in die Arme der ihn in Sachsen erwartenden neuen Freunde eilen zu können, 300 Thaler senden zu wollen. „Jetzt noch eine Sache, die keinen Aufschub leidet. Es äußert sich eine Gelegenheit, Schillern einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unsern Verlag zu gewinnen. Huber hat Ihnen schon davon ausführlich geschrieben, doch muß es das Ansehen haben, als ob es von Ihnen geschähe, um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Capital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stünde, daß er aber die Bedingungen wegen der Uebernahme der Rheinischen Thalia bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art wie er es verlangte 300 Thaler zuschicken würden, gegen einen Schein, den Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als baares Geld anrechnen würden. So sieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachthei-

ligen Handel abnöthigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, so wird uns hiernach wohl nichts von seinen übrigen künftigen Schriften entgehen." (Körner an Göschen, Dresden, 6. März 1785, Originalbrief in der Dresdner Bibliothek, abgedruckt bei Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers. Leipzig, 1875, S. 5.)

Körners wackres Herz und sein guter Tact leuchten aus dem angeführten Briefe ebenso hervor, wie die frohen Hoffnungen, die er damals an „unsre", seine und Göschens, „Handlung" knüpfte. In der That ließ es Göschen auch seinerseits an Eifer für das gemeinsame Geschäft nicht fehlen und stimmte mit Körner darin überein, daß man vor allen Dingen hervorragende Namen, die Zierden der zeitgenössischen Literatur, für die junge Buchhandlung gewinnen müsse. Im nächsten Monat, in welchem Schillers Ankunft in Leipzig erwartet wurde, unternahm Göschen im Interesse der neuen Verlagshandlung eine Reise nach Gotha und Weimar, um Verbindungen mit den dortigen Schriftstellern anzuknüpfen. Bertuch scheint ihm dabei als Cicerone gedient zu haben, und es gelang ihm, einige treffliche Manuscripte und noch vortrefflichere Zusagen zu erhalten. Vor allen Dingen hatte sich Göschen das Zutrauen Wielands zu erwerben gewußt, welcher der neuen Leipziger Firma bereits für das Jahr 1786 den Comissionsdebit des „Teutschen Merkur" übergab. Herder hatte ihm das Manuscript von „Johann Val. Andreäs Dichtungen" mit seiner Vorrede „zur Beherzigung unsres Zeitalters" anvertraut, welches im folgenden Jahre gedruckt wurde. Von dem Hamburger Bode, der jetzt in Weimar lebte, erhielt Göschen die Uebersetzung des „Tom Jones" von Fielding und eines Congreveschen Lustspiels, mit Bertuch und Musäus ward die Herausgabe eines neuen Taschenbuches „Pandora oder Taschenbuch des Luxus und der Moden" verabredet. Dazu kam nun inzwischen Schiller nach Leipzig (17. April 1785), wohnte im Sommer 1785 mit Huber und Göschen in Gohlis zusammen und hatte nicht nur die Fortsetzung der in Mannheim kaum begonnenen und alsbald wieder unterbrochnen „Thalia", sondern vor allen Dingen die neue große dramatische Dichtung „Don Carlos", an der er arbeitete, in Aussicht zu stellen. Endlich ließen es natürlich auch die Einheimischen an Verlagsanträgen nicht fehlen. Daß Göschens Handlung alsbald einen Band von J. G. Körners ausgewählten Predigten, „den Freunden des Verstorbenen gewidmet" erscheinen ließ, war ein Act der Pietät gegen das Andenken des Herrn Superintendenten und der schuldigen Rücksicht gegen seinen Socius. Ferdinand Huber übersetzte zunächst in Ermangelung eigner Productivität das Beaumarchaissche Lustspiel „Figaros Hochzeit" und ein englisches Drama „Ethelwolf", der talentvolle, aber oberflächlich flüchtige Johann Fr. Jünger, ein Genosse des engern Lebenskreises Körners und Göschens und ein echter Vertreter der specifischen Leipziger Belletristik

jener Tage, bot einen neuen komischen Roman „Vetter Jacobs Launen“ an, der, nach dem Erfolge, welchen sein „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld“ gehabt, goldne Berge versprach. Allerhand kleinerer Verlag, welcher den Partnern in dem autorenreichen Leipzig in die Hände lief, war gleichfalls nicht zu verschmähen, selbst eine briefliche Anweisung für „angehende Gelehrte“ über „die Kunst sein Glück in der Welt zu machen“ wurde gedruckt.

So viele große und kleine Unternehmungen auf einmal erforderten freilich Capital. Göschen mußte Freund Körner scharf beim Worte nehmen und auf rasche Einzahlung der verheißenen Summe dringen, welche 1786 sich schon auf 4000 Thaler gesteigert hatte. Körner, welcher vom Glücke des Buchhandels falsche Vorstellungen hatte, war wohl von vornherein etwas erstaunt über die Schnelligkeit, mit der die von ihm eingesandten Gelder verschwanden, und über die Langsamkeit, mit welcher sich Einnahmen ergaben. Zunächst ward ihm klar, daß die Bücher rascher geplant als hergestellt und ins Publicum gebracht werden. Sodann, daß die Schwüre der Autoren, wie Goethe einmal meint, von den Göttern angesehen werden müssen wie die der Liebenden. Zu hypochondrischen Betrachtungen war Körner aber vor der Hand durchaus nicht gestimmt — es war die herrlichste Zeit seines Lebens. Der ersten Begegnung mit Schiller auf dem Gute Kahnsdorf war im August in Leipzig die fröhliche Hochzeit mit seiner Minna gefolgt, im September siedelte Schiller nach Dresden über, Körner, dessen „Glückseligkeit einen Gipfel erreicht hatte, der ihn schwindeln machte,“ und der das neue, schöne Leben, das er um sich geschaffen, mit vollen Zügen genoß, hatte nichts von kleinlicher Aengstlichkeit in seinem Wesen. Er „schaffte Rath“ für alle die verschiedenen äußern Bedürfnisse, die es jetzt zu gleicher Zeit zu befriedigen galt, und hoffte zuversichtlich auf goldene Ernten, welche seine und seines Leipziger buchhändlerischen Compagnons fleißige Aussaat belohnen sollten.

Im demselben Jahre 1786 nun, wo die fünf engverbundenen Gottfried und Minna Körner, Dorothea Stock, Schiller und Ferdinand Huber im schönen Dresden ein idyllisches Dasein führten und, wie aus einem spätern Briefe Schillers hervorgeht, mehr „schwelgten“ als arbeiteten, bot sich der neuen Handlung in Leipzig das in idealem Sinne bedeutendste und herrlichste Verlagswerk dar, welches im gesammten damaligen Deutschland zu finden war. Goethe, der seit zehn Jahren in der Literatur, soweit der Meßkatalog die Literatur vorstellte, nur mit den Neudrucken und Nachdrucken seiner vor 1776 erschienenen Jugenddichtungen vertreten gewesen war, von dem das „große Publicum“ nichts mehr wußte und erwartete, gedachte seine Schriften zu sammeln. Die Weimarischen Anknüpfungen Göschens erwiesen sich jetzt als günstig und fruchtreich, die junge Leipziger Handlung kam für die Herausgabe dieser unschätzbaren poetischen Werke in Frage. Aber mit den bisher zu Gebote stehenden Mitteln

war eine solche Unternehmung nicht zu wagen. Göschen fragte sonach bei Körner an, ob er gewillt und in der Lage sei, für die beabsichtigte Ausgabe von „Goethes Schriften" die Summe von 1500 Thalern Sächsisch in die Kasse der Handlung einzuschießen. Goethe, bei welchem mit dem Gedanken zur Sammlung und Neuherausgabe seiner vollendeten und zum Abschlusse der unvollendeten Dichtungen im Frühling und Sommer 1786 der Plan zur italienischen Reise reifte, hatte mäßige, aber bestimmte Honoraransprüche gestellt. Zu laviren gab es hier nichts, und man mußte sich rasch entscheiden. Körner hätte nicht er selbst sein müssen, um in diesem Augenblicke (wo er noch „Verleger" mit ganzem Herzen war) nein sagen zu können. Er hatte allerdings schon die Erfahrung gemacht, daß ihn die auf Tag und Stunde gestellten Erwartungen seines Compagnons in Verlegenheit bringen konnten. Die Leute, welche ihm Capitalien zurückzuzahlen hatten, ließen dem als wohlhabend bekannten und für liebenswürdig geltenden jungen Dresdner Oberconsistorialrath gegenüber nichts weniger als kaufmännische Pünktlichkeit obwalten. Aber Goethe — Goethes Werke! — da galt es Rath zu schaffen um jeden Preis. Bereits am 6. Juli 1786 konnte Goethe seiner Freundin Charlotte von Stein melden: „Mit Göschen bin ich wegen meiner Schriften einig, in einem Punkte hab ich nachgegeben, übrigens hat er zu allem ja gesagt, er wird auf einer Reise nach Wien durch Karlsbad kommen. So mag denn auch das gehn." (Goethes Briefe an Frau von Stein. 3. Bd., S. 267.) Im September desselben Jahres war er auf der Reise nach Italien, das Manuscript zu den vier ersten Bänden der bei Göschen herauszugebenden Schriften kam pünktlich in die Hände des Verlegers, die aus Italien gesendeten weitern Manuscripte durch die Hände Herders und Philipp Seibels, Goethes vertrauten Dieners und Secretärs. Göschens Honorarzahlungen hatten gleichfalls Zug um Zug zu erfolgen. Die schöne Ausgabe in acht zierlichen Octavbänden schlug aber bekanntlich so wenig beim deutschen Publicum ein, daß Göschen eine der vielen bösen Praktiken des damaligen Buchhandels, sich selbst nachzudrucken, für gut befand und eine Ausgabe auf geringem Papier, in vier Bände zusammengedrängt, ohne Zustimmung Goethes veranstaltete.

Ehe es indeß hierzu kam, ja lange ehe die rechtmäßige Ausgabe bei Göschen „dem Publicum vollständig überliefert" war, sollte eine bedeutende Veränderung in der Körner-Göschenschen Societät eintreten.

(Schluß folgt.)

Kriegführung im Mittelalter.

2.

Vorbereitungen zur Schlacht. — Aufstellung des Heeres. — Angriff. — Kampf und Sieg. — Verwundete, Aerzte und Gefangne. — Beute und Bestattung der Gefallenen. — Siegesmale und Kriegsgerichte.

igenthümlich ist der hin und wieder vorkommende Brauch der mittelalterlichen Fürsten und Feldherren, Schlachten wie große Duelle anzusehen und deshalb Ort und Zeit des Kampfes mit dem Feinde zu verabreden. Nahte dann der Schlachttag, so herrschte in beiden Heeren die größte Rührigkeit. „Die Rüstungen wurden blank geputzt, der Rost wurde von den Helmen gewischt, man schliff Schwerter und Dolche und befestigte, falls es nöthig, die Riemen der Schilde. Die Schleudrer besserten ihre Schleudern aus und gossen Bleikugeln, die Bogenschützen füllten ihre Köcher mit Pfeilen."

Unterdeß entwarf der Feldherr mit seinen Rathgebern den Schlachtplan, wobei es mancherlei zu erwägen gab. „Der König, die Fürsten, der Heerführer müssen," sagt der im vorigen Abschnitte bereits citirte kriegskundige Cardinal Aegidius Colonna, „ehe sie eine offene Schlacht wagen, zunächst sechs Punkte ins Auge fassen: auf welcher Seite mehr Soldaten sind, ferner, welche geübter, welche stärker im Ertragen von Strapazen, welche körperlich härter, welche anstelliger, endlich, welche kühner und von Natur mannhafter sind. Dann wird der vorsichtige Anführer, je nachdem er sieht, daß sein Heer an jenen Eigenschaften Ueberfluß oder Mangel hat, die Schlacht beschleunigen oder verschieben, offen oder durch Kriegslisten und heimlich Krieg führen ... Sodann aber sind noch sechs Punkte zu überlegen: erstens, auf welcher Seite mehr und bessere Pferde sind, zweitens, auf welcher man bessere Bogenschützen hat und überhaupt besser bewaffnet ist, drittens, wo mehr Lebensmittel vorhanden sind; denn manchmal kommt es gar nicht zum Fechten, sondern die Gegner ziehen sich wegen Mangels an Proviant und Futter zurück und dürfen sogar wegen dieser Noth keine Zeit damit verlieren. Viertens ist der Ort der Schlacht zu beachten: wer auf höherem und sonst vortheilhafterem Terrain steht. Fünftens muß auch die Zeit bedacht werden: ob zur Zeit des Kampfes die Sonne den eignen Leuten oder den Feinden gegenübersteht, ob ein Wind der eignen Truppe oder dem

Gegner Staub entgegenweht ... Sechstens ist darauf zu merken, auf welcher Seite mehr Hilfstruppen zu erwarten sind. Denn wenn die Feinde mehr Verstärkung zu hoffen haben, so ist der Kampf nicht rathsam oder die Schlacht muß beschleunigt werden; wenn man dagegen selbst Aussicht auf Zuzug hat, so ist der Beginn des Angriffs zu verlegen ... Wenn der Feldherr und sein Kriegsrath beschließen, daß nicht gekämpft werden soll, so darf dies nur wenigen mitgetheilt werden, damit die Soldaten nicht aus Furcht fliehen und von den nachsetzenden Feinden niedergemacht werden. Das Heer muß glauben, sein Anführer wolle an einer andern Stelle einen Hinterhalt bereiten und den Feind um so heftiger bekriegen. Auch letztrer darf nicht merken, daß man sich zurückzieht. Darum betreiben das viele lieber zur Nachtzeit als am Tage, und manche wenden die Vorsicht an, daß sie die Ritter den Gegnern in Schlachtreihe gegenüberstellen und sie auf diese Weise hindern, das Fußvolk zu sehen, das nun heimlich abzieht. Ist dies geschehen, so können die Ritter leichter die Vorstöße der Feinde vermeiden. Zu beachten ist auch, daß, wenn man so der Schlacht ausweicht, die Reihen sich niemals theilen und zersplittern dürfen ... Der Heerführer muß auch erforschen, ob ein Ort in der Nähe ist, in den das Heer flüchten kann, wenn es vom Feinde geschlagen werden sollte."

War die Schlacht beschlossen, so wurden zunächst die Truppen in Schlachthaufen eingetheilt, in denen sie zu fechten hatten. In einem solchen Körper waren gewöhnlich sowohl Ritter als Fußsoldaten vereinigt, bisweilen bestanden sie aber auch bloß aus Reitern oder Fußvolk. Eine solche Abtheilung hieß bei den Deutschen Rotte oder Schaar; jede hatte ihren besondern Befehlshaber.

Ueber die Taktik der mittelalterlichen Heerführer sind wir nur mangelhaft unterrichtet. „Am Tage der Schlacht bei Arsuf (7. September 1191) führten (nach dem Itinerarium regis Ricardi) die erste Schaar des Kreuzfahrerheeres die Templer. Nach ihnen marschirten reihenweise geordnet die Briten und die von Anjou, und hinter diesen kam in dritter Schaar der König Guido mit den Leuten aus Poitou. Die vierte Abtheilung bildeten die Normannen und Engländer, welche das königliche Banner trugen, und den Schluß machte die Schaar der Hospitaliter. Die letzte bestand aus erlesenen Rittern, war in Schwadronen gegliedert und ritt so dicht geschlossen, daß bei ihr kein Apfel zur Erde gekonnt hätte. Vom Heere der Sarazenen reichte das christliche bis an das Meer ... Der Graf Heinrich von der Champagne hielt mit Fußvolk auf der Bergseite Wacht. Die allerletzten waren die Bogen- und Armbrustschützen. Die Packthiere und die Wagen zogen auf dem Wege zwischen der See und dem Heere hin, damit sie nicht von den Feinden angegriffen würden. So rückte das Heer allmählich vorwärts, immer darauf achtend, daß es im Zusammenhange blieb;

denn minder dicht geschlossene Schlachtreihen taugen weniger zum Widerstande. Der König Richard und der Herzog von Burgund sprengten mit einem Gefolge erlesener Ritter hierhin und dahin, beobachteten auf allen Seiten, zur Rechten und zur Linken, und erwogen sorgsam die Gewohnheiten der Türken und ihre Lage, um, je nachdem es förderlich erschien, den Vormarsch des Heeres zu beschleunigen." Wie in der nun folgenden Schlacht die Stellung der Christen war, erfahren wir nicht.

Auch aus Aegidius Colonna ist über die Taktik seiner Zeit nicht viel zu lernen. Er meint, die quadratische Schlachtordnung dürfe nur angewendet werden, wenn das Terrain sie verlange. Zur Vertheidigung sei die runde am besten geeignet, und zwar seien bei ihr die tüchtigsten Krieger in die erste Reihe zu stellen. Sei der Feind an Zahl schwach, so müsse man sich ihm gegenüber zangen- oder hufeisenförmig aufstellen, weil er dann leicht zu umfassen sei. Für den Angriff sei die pyramidale Ordnung die beste. Die Zahl der Schlachthaufen müsse sich nach derjenigen der Soldaten richten, über welche man verfüge, tüchtige und erprobte Leute seien an die Ecken der Schaaren und wo sonst die Gefahr am größten sei, einzureihen. Endlich müsse man bei jeder Schaar einige ausgezeichnete Ritter für Nothfälle in Reserve halten.

Den Mittelpunkt der ganzen Aufstellung bildete die Hauptfahne oder der Fahnenwagen. Hierher wurden die Kranken, die während der Schlacht verwundeten und die in derselben gefallenen vornehmen Krieger gebracht.

Am Abend vor dem Kampfe beichteten die Ritter und Soldaten, verfügten für den Fall, daß sie blieben, über ihr Besitzthum, prüften die Harnische noch einmal sorgfältig und legten sich die Waffen und ihren Kriegsschmuck zurecht. Brach dann der Tag der Schlacht an, so hatte man es gern, wenn das Wetter hell und der Himmel blau war. Die Wahlstatt sollte möglichst eben gestaltet und ohne Buschwerk, Thäler und Hügel sein. Früh wurde eine Messe gelesen, und wer das Bedürfniß empfand, empfing noch das Abendmahl. Dann rief ein dreifaches Hornsignal die Krieger auf, sich für den Kampf in Bereitschaft zu setzen. Der Fürst oder Feldherr feuerte seine Leute durch eine Ansprache an, in welcher er den Siegern reiche Belohnung verhieß oder sie an ihre Damen erinnerte und sie aufforderte, denselben Ehre zu machen. Darauf rückten die Schaaren in die Schlachtordnung ein, und zwar so dicht geschlossen, daß, wie es bei Guiart heißt, „ein auf sie geworfener Handschuh nicht zur Erde gefallen wäre und ein Ball von einer Truppe zur andern hätte geworfen werden können." Voran marschirte das Fußvolk, welches die Schlacht zu eröffnen bestimmt war. Dann folgten mit eingelegten Lanzen die Ritter, die an der Spitze die „Avantbataille" hatten. Zu Anfange des 14. Jahrhunderts hatte man auch schon eine Art Artillerie in der Schlacht, die schwere Steine schleudernden

Petrarien und die leichtern Epringales, mit denen große Pfeile abgeschossen wurden.

Vor der Schlacht auf dem Marchfelde sprach der Bischof von Basel mit lauter Stimme das kurze Gebet:

Sant Marei, Mutter und Maid,
Alle unsre Noth sei dir gechlait (geklagt).

Die Czechen aber riefen: „Gospodina pomiloido!" (Herr, erbarme dich!) Denselben Vers wie der Bischof singen 1190 die Christen bei einem Ausfalle aus Akka, und 1298 wird er in der Schlacht bei Gellheim angestimmt. Vor der Schlacht bei Bouvines, 1214, herrscht zunächst Stille, nur die Herolde rufen „Harou!" und beklagen die unvermeidliche Metzelei, dann ziehen sie sich zurück.

Noch ist Zeit zur Vorbereitung, und die Ritter können noch einmal absteigen und die Sättel fester gurten. Sind beide Gegner zum Gefechte bereit, so stimmen die Krieger ihren Schlachtgesang, das „Wicliet," an, das Zeichen zum Angriffe wird gegeben, die Fahnenträger senken die Lanzen, und die Schlacht beginnt. Die Normannen singen bei Hastings das Rolandslied, welches ihnen der Ritter Taillefer vorsingt. Ist der Gesang mehr erbaulicher Natur, wiederholt sich darin namentlich der Ruf: „Kyrie eleison" öfters, so heißt das ganze Lied „Leis." In der Schlacht bei Gellheim stimmen die Soldaten den Leis: „In Gottes Namen fahren wir" an. Desgleichen thun die lustigen Gesellen in „der Wiener Meerfahrt," die so lange gezecht haben, bis sie auf einem Kreuzzuge zu sein vermeinen. Ein Bruchstück aus einem Kreuzfahrer-Leis, das im „Herzog Ernst" erhalten ist, lautet:

Nu helf uns das heilige Grab
Und der sich durch uns darin gab
Mit sinen herren Wunden,
Das wir zu Jerusalem funden
Werden frohliche
Und in dem Himmelriche
Gott gebe uns der werden Lohn
Und singen: Kyrie eleison.

Mit lautem Kriegsgeschrei dringen darauf die Schaaren auf einander ein. Die Franzosen rufen: Monjoie, Saint Denis!*), die Normannen Dex aïe! (Gott helfe), der deutsche Kaiser hat das Kriegsgeschrei „Rom," andere Schlachthaufen sammeln sich, indem sie den Namen ihres Heimatslandes oder ihrer Hauptstadt schreien, der Schlachtruf der Kreuzfahrer ist: „Hilf uns, heiliges Grab!" oder: „Saint sepulcre aïe!" Auch den Sarazenen und Türken, die, wie

*) Dies wird lateinisch bald mit Montis gaudium, bald mit Meum gaudium wiedergegeben und soll das Königsbanner bedeuten.

wir wissen, ihre Angriffe gleichfalls mit lautem Geschrei begleiteten, legen unsere Dichter solche Rufe in den Mund. Der Pfaffe Konrad läßt die Heiden des Königs Paligan den Namen von dessen Säbel „Preciosa“ als Feldgeschrei gebrauchen, andere Dichter berichten, die arabischen Schaaren hätten „Machemet“ oder gar „Jupiter“ gerufen. Solche Kriegsrufe haben den Zweck, die Angreifenden zu ermuthigen, die Gegner zu schrecken, während des Kampfes das Signal zum Sammeln zu geben und in der Noth die Freunde herbeizurufen. Wenn die Fahnen verloren waren, so blieb dem Heere im gemeinsamen Kriegsgeschrei das letzte Mittel, sich immer wieder zusammenzufinden.

Zu diesem Stimmendonner von beiden Seiten schmettern die Trompeten, hallen die Posaunen, dröhnen Trommeln und Pauken. Den Angriff eröffnen Fußsoldaten. Dann entspinnt sich ein leichtes Scharmützel zwischen den Vortruppen der Heere, und es werden Einzelkämpfe ausgefochten. Nach diesen Einleitungen beginnt das entscheidende Ringen, welches den Angreifenden von dem Heere, welches sich in der Defensive halten will, dadurch erschwert wird, daß man vor der Front Lanzen, deren Spitzen schräg nach vorn gerichtet sind, in die Erde gegraben und dazwischen Fußangeln herumgestreut hat. Der Führer der angreifenden Hauptschaar reitet derselben einen Bogenschuß weit voraus. Gelingt es, die ersten Glieder der Feinde zu werfen, so stürmt man bald auf die zweiten Schlachthaufen los. Endlich bilden die geschlagenen Abtheilungen nur noch eine zusammengedrängte Masse, die nach hartem Kampfe ebenfalls zersprengt wird.

Das Kriegsgeschrei wiederholend, sich gegenseitig ermunternd, tapfer drauf zu schlagen, brausen mit eingelegten Lanzen die Reitergeschwader über das Blachfeld hin und auf einander los. Gelingt es einem der Helden an der Spitze, in den feindlichen Schlachthaufen einzudringen, so drängt ihm die Schaar der Freunde nach. Die Fürsten greifen wie ihre Ritter thätig in den Kampf ein. Richard Löwenherz verrichtet Wunder persönlicher Tapferkeit, selbst Kirchenfürsten verschmähen es nicht, mit ins Getümmel zu gehen und Schwert und Streitaxt zuschwingen. Der Erzbischof von Mainz, Christian, Legat des apostolischen Stuhles, jagt in einer Schlacht gegen die Bologneser hoch zu Rosse, über dem Harnisch die hyacinthfarbene Tunica, in der Faust die Streitaxt, mitten in die Feinde hinein und tödtet mit eigner Hand neun Mann derselben. Ein anderer Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, bewährt sich bei der Belagerung von Braunschweig, 1189, gleichermaßen als gewaltiger Kriegsmann.

Eigenthümlich ist die Auffassung, daß ein König zwar am Kampfe theilnehmen darf, daß es aber Frevel ist, die Hand gegen den Gesalbten des Herrn zu erheben. In der Schlacht bei Bremule, am 20. August 1119, thut der Ritter Guilelmus Crispinus einen Streich gegen den fliehenden Franzosenkönig

Ludwig VI., er wird gefangen genommen und entgeht mit Mühe der Hinrichtung. Später war man zwar der Meinung, ein Ritter könne selbst einem Kaiser als gleichberechtigter Kämpfer entgegentreten, aber im Nibelungenliede wird das alte Herkommen noch erwähnt, und im Biterolf darf der Dienstmann zwar drei Schläge gegen den König führen, aber bei Verlust des Lebens und der Ehre keinen weitern.

„Fröhlich" that in der Schlacht jeder seine Schuldigkeit. Wer sattellos gemacht war, suchte sich zu einem andern Pferde zu verhelfen, der Ermüdete entwand sich dem Getümmel, ruhte aus und kehrte dann ins Gefecht zurück. Beispiele feiger Gesinnung kamen nicht vor, wenigstens wird nichts der Art berichtet. Heftig wogte der Kampf, Feuerfunken sprühten von den getroffenen Helmen und Rüstungen, eine gewaltige Staubwolke schwebte über den Rotten und Geschwadern, bis drei Meilen weit konnte man das Getöse hören. Endlich gewann die eine Partei die Oberhand, der Führer ihrer Gegner ließ das Signal zum Rückzuge geben, oder das Heer desselben floh in Unordnung, nachdem die Hauptstandarte gefallen war. Der Sieger dankte Gott für den glücklichen Ausgang des Kampfes. Vom Besiegten galt das Wort: „Wer verliert, der muß allerwegen Spott zu dem Schaden han."

Eine besonders lebhafte und wirksame Verfolgung des geschlagenen Feindes scheint der mittelalterlichen Kriegführung fremd gewesen zu sein. Dagegen legte man Gewicht auf die Behauptung des gewonnenen Schlachtfeldes. Wilhelm der Eroberer läßt sein Zelt auf der Wahlstatt von Hastings an der Stelle aufschlagen, wo die Hauptfahne des besiegten Sachsenkönigs gestanden hat. Deutsche wie französische Dichter erzählen, daß die Helden auf dem erkämpften Felde lagern. Der Stricker meint sogar, man müsse drei Tage lang dort verweilen, wenn man sich des Sieges rühmen wolle. Albrecht von Oesterreich blieb nach der Schlacht bei Gellheim nicht weniger als sieben Tage an der Stelle, wo er sie gewonnen hatte. Ehe man sich der Siegesfreude hingab, rief das Heerhorn die eignen Krieger wieder zusammen, man zählte die Helme und Schilde derselben, suchte auf der Wahlstatt die vermißten Freunde, schaffte die Verwundeten zu den Aerzten und hielt bei den Gefallenen die Todtenwacht. Die Verluste der Armeen erfahren wir nur in seltenen Fällen. 1170 besiegt der Graf Balduin von Hennegau mit 3000 Mann den Herzog Gottfried von Löwen, der 30000 befehligt und 2000 Todte und 6000 Gefangene verliert. In der Schlacht bei Tusculum, 1167, schlägt der Erzbischof Reinold von Köln, der nur 140 Ritter und 500 andere Krieger bei sich hat, die Römer, die 42000 Mann stark sind, und von denen 9000 niedergehauen und 15000 zu Gefangenen gemacht werden. Wir zweifeln an diesen Angaben einigermaßen. Ebenfalls verdächtig klingt der Bericht des Chronicon Montis Sereni, nach welchem am 7. Mai

1190 von den 100000 Türken, die das kaiserliche Lager angriffen, 12000 getödtet worden seien, während die Kreuzfahrer nur drei Knechte verloren hätten. Wahrscheinlicher ist die Mittheilung des Itinerarium regis Ricardi, der zufolge in der Schlacht bei Arsuf die Türken 7000, darunter 32 Anführer, die Christen 700 Mann auf dem Platze gelassen hätten. Wieder sehr unwahrscheinlich klingt es, wenn in der Schlacht bei Bouvines Kaiser Otto IV. 30000 Todte und Gefangene eingebüßt, Philipp August dagegen nur einen Ritter und einen Knecht verloren haben soll.

Der Sieg wurde durch Gelage gefeiert, die bei Kerzenlicht bis tief in die Nacht hinein dauerten, und bei denen Musikanten lustige Weisen aufspielten. Doch wurden auch die Verwundeten nicht vergessen. Die Aerzte entfernten mit Zangen und Messern die Pfeil- oder Lanzenspitzen, wuschen die Wunden mit Oel und Wein, bestrichen sie mit guter Salbe und verbanden sie mit „Wimplin," d. h. Charpie. Sie kannten auch schmerzstillende Tränke. Sonst wußten sie nicht viel zu helfen. Am 26. December 1194 brach der Herzog Leopold von Oesterreich bei einem Turnier den Unterschenkel, sodaß die Knochensplitter eine Spanne lang aus der Haut hervorragten. Die herbeigerufenen Aerzte verordneten allerlei, amputirten den Fuß aber nicht. Am nächsten Tage war derselbe schwarz geworden, und jetzt wollte man ihn zwar abnehmen, wagte es aber nicht. Da setzte der Herzog selbst ein Beil auf das Schienbein, und sein Kämmerer schlug mit einem Hammer dreimal darauf, sodaß das kranke Glied abfiel. Die Aerzte verbanden die Wunde, aber am 30. December starb der Fürst daran. Selbst Verwundete vom höchsten Range hatten also von den damaligen Aesculapsjüngern wenig zu hoffen, und so werden die Massen blessirter Soldaten noch schlimmer daran gewesen sein.

Ebenso wenig beneidenswerth waren die Gefangnen in den Kriegen des Mittelalters, die nach altem Brauche dem Kriegsherrn gehörten, während ihre Rüstung denen zufiel, welche sie bezwungen hatten. Friedrich der Rothbart ließ 1161 sechs gefangnen Mailändern das eine Auge, sechs andern beide ausreißen und wieder sechs andern die Nase abschneiden und ein Auge ausstechen. Richard Löwenherz befahl 1198, als bei einem Gefechte fünfzehn französische Ritter in seine Gewalt gerathen waren, vierzehn auf beiden Augen, den fünfzehnten aber nur auf dem einen zu blenden. Der Einäugige mußte dann seine Kameraden ins französische Lager geleiten, wo man sofort Rache nahm, indem fünfzehn englische Ritter der Augen beraubt wurden. 1170 ließ der englische Ritter Raymund le Gros nach einem Gefecht mit den Iren 70 Gefangne durch ein Mädchen enthaupten. Solche Nichtswürdigkeiten kamen wahrscheinlich nicht oft vor. Aber von einer guten Behandlung der Gefangenen wird nirgends berichtet. Man zog ihnen die Rüstung und ihre besten Kleider aus, band ihnen

die Hände auf den Rücken und die Beine unter dem Bauche des Pferdes zusammen und transportirte sie fort wie Räuber. Oft verband man ihnen auch die Augen und steckte ihnen einen Knebel in den Mund. Die Kerker, in die sie gebracht wurden, waren entsetzlich beschaffen. Vornehme Gefangne legte man in Ketten, geringe Leute wurden paarweise zusammengeschlossen; sie trugen schlechte graue Kittel und Schuhe von Rindsleder. Im Meleranz heißt es von der Lage der Kriegsgefangnen: „Je zwölf sind an eine Kette gefesselt und stehen unter einem Aufseher; ihr Essen müssen sie sich erbetteln, und man verwendet sie zu schweren Arbeiten, zum Brechen von Bausteinen u. dergl.“ Gräßlich ist, was unsere Schrift von der Art und Weise erzählt, wie die Cremonesen 1250 die in ihre Hände gefallnen Parmesen quälten.

Die feindlichen Heere erlösten einen Theil ihrer in Gefangenschaft gerathenen Leute durch Auswechselung, wobei ein Fürst, ein großer Herr nur gegen eine Anzahl minder bedeutender Krieger freigegeben wurde. Andere Gefangne boten Lösegeld, wobei der Sieger die betreffende Geldsumme festsetzte. Die letztere ist oft sehr beträchtlich. So wurden 1270 die Westfalen des Bischofs von Paderborn bei Fritzlar von den Hessen geschlagen, wobei sie 130 Gefangne verloren. Einer der letztern, Cuno von Barberg kaufte sich mit 1500 Mark, nach heutigem Geldwerthe 60000 Reichsmark frei.

Hatten die Herren so, durch die Lösegelder der Gefangnen und die erbeuteten Waffen, erheblichen Vortheil von einer gewonnenen Schlacht, so fanden auch die Soldaten auf der Wahlstatt Gelegenheit, sich zu bereichern, indem sie die Todten ausplünderten, was indeß als für einen Ritter nicht anständig angesehen wurde. Fiel nun gar das Lager des Besiegten oder dessen Train in die Hände der Sieger, so konnte mancher arme Teufel zum wohlhabenden Manne werden. So erbeutet nach der Schlacht bei Westcapel, 1253, der König Wilhelm von Holland das Silbergeschirr der Gräfin von Flandern. Allein die Becher und Schüsseln werden auf 30000 Mark (1200000 Reichsmark) geschätzt. Was die Soldaten übrig ließen, das eigneten sich die Umwohner des Schlachtfeldes an. Nach der Schlacht auf dem Marchfelde, 1278, erschienen von drei Meilen im Umkreise her Männer und Weiber, um mit Rechen und Haken die Todten aus dem Flusse zu fischen und sie auszuplündern. Sie wurden dadurch so wohlhabend, daß man die Nachwirkungen noch lange nachher bemerkte.

Nach der Schlacht, in welcher die Straßburger am 8. März 1263 ihren Bischof Walther besiegten, gingen dieselben, wie Richerius Senonensis berichtet, „am nächsten Tage auf die Wahlstatt, um die Leichen der Gefallnen auszuplündern. Als sie aber über das Leichenfeld schwärmten, da fand einer von ihnen einen am Boden liegenden Ritter, der kostbar gewappnet war. Und als

er näher kam, bemerkte er, daß noch Leben in ihm war, und fragte ihn: ‚Wer bist du?‘ der Ritter erwiederte: ‚Ich bin der Bruder des Bischofs von Speier, genannt der Landvogt des Elsasses,‘ und fügte hinzu: ‚Wenn du mich an einen sichern Ort führen willst, so will ich dich mit allen Gütern begaben.‘ Jener aber sprach: ‚Lieber möchte ich hier sterben als dich am Leben lassen,‘ und er erschlug ihn. Als er ihn dann der Waffen beraubte und ihm die Rüstung, mit der er bekleidet war, bis zu den Händen auszog, fand er, daß sie, wie das bei Rittern Brauch ist, mit Kettchen festgebunden war. Er befürchtete, daß längeres Verweilen ihm Schaden bringen könnte, und so hieb er dem Ritter beide Hände mit der Rüstung ab, ließ den Verstümmelten liegen und nahm des Ritters Hände sammt den Waffen mit sich in die Stadt.“

Noch blieb den Siegern, bevor sie weiter marschirten, die Pflicht der Bestattung ihrer Todten übrig. Mancher der letztern hatte schwer gerungen, bevor der Tod ihn erlöst, und was ihm die Sterbestunde besonders schwer gemacht, war der Gedanke, ohne Beichte und Communion scheiden zu müssen. Doch fand sich zuweilen ein Auskunftsmittel. War ein Freund zur Hand, so konnte der das Glaubensbekenntniß des Verscheidenden und seine Beichte hören und ihm statt der fehlenden Hostie ein Blatt in den Mund stecken. Andernfalls verzehrte der Sterbende drei Halme Gras, das er sich noch ausgerauft, und glaubte so wenigstens ein Surrogat für die Hostie genossen zu haben. Die Todten wurden auf Schilden zusammengetragen, worauf man die fremden verbrannte, während man die Freunde auf dem nächsten Kirchhofe bestattete. War kein solcher vorhanden, so begrub man die Leichen unter Hörnerschall in einem großen Massengrabe, worauf die das Heer begleitenden Geistlichen über die Stelle den Segen sprachen. Vornehme Leute bestattete man nicht gern in fremdem Lande. Man zog es vor, ihre letzte Ruhestätte in geweihter Erde, an der Seite ihrer Vorfahren und Angehörigen zu bereiten. Die Leichen einzubalsamiren mangelte es bei einem Feldzuge an Zeit und Mitteln, und so zerstückte man sie, kochte sie in Hirschhäute gewickelt mit Wasser und Wein, bis das Fleisch sich von den Knochen löste, und brachte dann die mit Specereien parfümirten Gebeine nach der Heimat, während man das Fleisch in der Nähe des Schlachtfeldes eingrub. So geschah es mit der Leiche Landgraf Ludwigs III. von Thüringen in Cypern, mit seinem Nachfolger Ludwig IV. in Otranto, mit dem heiligen Ludwig in Karthago und ähnlich mit Friedrich Barbarossa, der in Antiochia „gesotten“ wurde; das Fleisch setzte man in der dortigen Kathedrale bei, die Gebeine brachte man einstweilen nach Tyrus, von wo sie später, wenn Jerusalem gefallen sein würde, in dieser Stadt ihren Platz erhalten sollten.

Zum Andenken an die Gefallnen gründete man zuweilen auf der Wahlstatt ein Kloster. So thaten nach dem Kudrunliede die Hegelinge, welche die

Schlacht auf dem Wülpensande gewonnen hatten. Das war gewissermaßen ein Siegesdenkmal und zugleich eine fromme Stiftung; denn die Insassen des Klosters waren verpflichtet, für die armen Seelen der Erschlagnen zu beten.

Das geschlagene Heer zog sich möglichst rasch zurück. Wer die Verwundeten in Sicherheit brachte, konnte auf gute Belohnung rechnen. Wer in der Schlacht seine Pflicht vergessen hatte, wurde vom Kriegsgerichte streng bestraft. Beim dritten Kreuzzuge Ludwigs VII. von Frankreich war dem Gaufridus de Rancone und dem Oheim des Königs, dem Grafen von Maurienne, ein Befehl ertheilt worden, den sie nicht befolgten. Dadurch kam das Heer in arge Bedrängniß und erlitt durch die Türken schwere Verluste. Im Lager wurde dann Gaufridus für des Galgens werth gehalten, und nur der Umstand, daß den Oheim des Königs gleiche Schuld traf, bewahrte ihn vor schimpflichem Tode. Im Walliserkriege von 1157 hatte Heinrich von Essex das Heerbanner weggeworfen, den Tod König Heinrichs II. verkündet und so beinahe die Niederlage der Engländer herbeigeführt. 1163 warf ihm Robert von Montfort dies als Feigheit vor, der Angeschuldigte leugnete, und die Sache wurde durch Zweikampf ausgetragen. Heinrich blieb dabei für todt auf dem Platze und sollte auf Bitten seiner Freunde im nahen Kloster Reading ein ehrliches Begräbniß erhalten. Da kam er wieder zu sich und genas, wurde aber Mönch; denn man erklärte ihn jetzt für ehrlos und seines Erbes verlustig.

Literatur.

Lexikon deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser. Herausgegeben von Otto Freiherr Grote. Erste Lieferung. Osterwieck a. H., A. W. Zickfeldt.

Das erste Heft des vorliegenden verdienstlichen Werkes umfaßt die geistlichen Stifter, Klöster und Ordenshäuser von Aachen bis Brüggen. Der Verfasser giebt kurz die Namen der Ordensgründungen, und zwar nach den Wandlungen, welche dieselben im Laufe der Jahrhunderte erlebten, die Lage, die Diöcese, den Patron, das Jahr der Stiftung, die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte, die Namen der Güter und eventuell das Jahr der Säcularisation. Am Schlusse jedes Abschnittes folgt die einschlägige Literatur. Wir behalten uns eine ausführliche Beurtheilung des Lexikons, welches die erste Zusammenstellung dieser Art für ganz Deutschland ist, also eine Lücke ausfüllt und ein brauchbares Handbuch zu werden entspricht, bis zur Vollendung desselben vor.

Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande von Max Nordau. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer), 1881.

Der Verfasser dieses Buches geht darauf aus, ein Bild des geistigen Lebens im heutigen Paris zu malen und vor allem den Einfluß nachzuweisen, welchen die republikanisch-demokratischen Ideen während der zehn Jahre seit dem Sturze des Kaiserreichs auf die Literatur, die Kunst, das sociale Leben und die politischen Ideale der Franzosen gehabt haben. Ein entschiedener Bewunderer der jetzigen Zustände in Frankreich, verfolgt er mit wärmster Theilnahme den langsam sich vollziehenden Umgestaltungsproceß der französischen Gesellschaft, „weil er darin einen großen menschheitlichen Zug spürt, weil er in den heutigen Zuständen Frankreichs ein Bild der nähern oder entferntern Zukunft aller übrigen Culturvölker ahnt und weil er die Ueberzeugung hat, daß die Ideen, die hier allmählich zum Durchbruche gelangen, bestimmt sind, über kurz oder lang die Welt zu beherrschen." Nach unserm Dafürhalten sind die besten Abschnitte des Buches die Porträts berühmter politischer und literarischer Größen: Jules Grévy, Léon Gambetta, Victor Hugo, Zola und Alfons Daudet. Das sind keine Bilder von „photographischer" Treue, keine verwaschenen oder typischen Umrißzeichnungen, die Bilder, die Nordau giebt, sind scharf individualisiert, kräftig gefärbt, eigenartig, und wenn vielleicht Einzelheiten verzeichnet oder nicht genug hervorgehoben sind, die Grundzüge der einzelnen Charaktere sind gewiß richtig aufgefaßt und treten mit plastischer Deutlichkeit hervor. Köstlich sind zum größten Theile die „Stereoskop-Bilder" und der Abschnitt „Unter den Arkaden des Odeons." Außerdem möchten wir besonders hervorheben die Capitel: „Der Müssiggang in Paris," „Die Première," „Die Bouquinisten" und „Zwei Revolutionäre."

Nordau ist ein scharfer, gebildeter und unterrichteter Beobachter, schreibt eine gewandte Feder, und, was er schreibt, ist meist witzig und geistreich, immer aber packend, zum Widerspruch oder zur Zustimmung herausfordernd und im besten Sinne des Wortes unterhaltend.

Stille Geschichten. Von Karl Emil Franzos. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, 1881.

In seinen „Stillen Geschichten" verläßt Karl Emil Franzos den Boden Halbasiens, auf dem seine Erstlingserzählungen sich durchaus bewegten, und verzichtet auf die Unterstützung, die ihm der eigenthümliche farbenreiche Hintergrund der Bukowina, der polnisch-ruthenischen Länder und Rumäniens gewährt. Die neuen Erzählungen sind durchgehends keine Alltagswaare, „Die Locken der heiligen Agathe" und „Sophie" durch eine tiefere Empfindung ausgezeichnet, als wir bisher bei dem begabten und energisch realistischen Autor wahrnahmen. In den übrigen Geschichten des Buchs, „Friedrich von Schiller", „Der Hiob von Unterach", „Es liegt in der Luft" und „Unser Hans", herrscht ein stark feuilletonistisches Element, sie halten den Ton der rein poetischen Darstellung immer nur für wenige Seiten fest und unterbrechen ihn bald mit ernsten Reflexionen, bald mit einer scherzhaften Philippika gegen die „Dichteritis", die lyrische Kinderkrankheit. Immerhin sind es aus dem Leben geschöpfte, frisch geschriebne kleine Arbeiten, die in der guten Unterhaltungsliteratur ein Plätzchen beanspruchen dürfen. Daß der Autor besseres vermag und wir besseres von ihm zu erwarten haben, wollen wir nicht bezweifeln.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Die Reformationen in der christlichen Welt.

Man hat allen Grund, von Reformationen in der Mehrzahl zu reden. Denn ihr Wesen besteht ja darin, daß im Laufe der Jahrhunderte oftmals da und dort angestrebt und bewirkt worden ist, die christliche Kirche aus entarteten Zuständen wieder herzustellen und sie auf den Stand und Zweck zurückzuführen, den man sich jeweilig als den echt christlichen dachte. Dies ist aber bekanntlich wiederholt geschehen, nicht allein von der Kirche im ganzen und großen, sondern auch von einzelnen Secten und hervorragenden Persönlichkeiten. Darnach könnte es freilich scheinen, als gebühre diese Bezeichnung einer großen Anzahl kirchengeschichtlicher Vorgänge, vor allem auch denjenigen, durch welche in alter oder neuer Zeit die Glaubensbekenntnisse so oder so officiell normirt worden sind. Der Sprachgebrauch hat sich aber mit Recht dahin entschieden, daß man von Reformation nur in dem Falle redet, wenn durch solche Bestrebungen zugleich eine weltgeschichtliche Kirchengestaltung ins Dasein getreten ist und sich als lebenskräftig erwiesen hat. Sehen wir hier ab von der am Ende des 5. Jahrhunderts beginnenden und im 9. (862) vollendeten Scheidung der allgemeinen Kirche in die orientalische und occidentalische, sowie von etwaigen Reformen auf dem Boden der erstern, der griechisch-katholischen Kirche, so lassen sich seit der völlig entschiedenen Constituirung der römisch-katholischen Kirchengemeinschaft vornehmlich vier Erscheinungen als Reformationen in der christlichen Welt des Abendlandes bezeichnen, die wiederum einestheils als gewordene, anderntheils

als werdende zu gelten haben; zwei hat die Kirche erlebt, zwei stehen, so Gott will, zu hoffen.

Es ist das Verdienst der neuern, zumeist deutschen Geschichtswissenschaft, in erster Linie zweier evangelischen Historiker, Ludens und Hases, daß man der einflußreichsten und größten Persönlichkeit, welche im Mittelalter den Stuhl Petri eingenommen hat, auch von protestantischer Seite vollkommen gerecht geworden ist. Das aus beschränkter Anschauung geflossene Witzwort „Hildebrand Höllenbrand" hat der Anerkennung Platz gemacht, daß wir in Gregor VII. eine Gestalt zu erblicken haben, „in der sich, mit Hase zu reden, ein ganzes Zeitalter darstellt, und Gedanken, die fast ein Jahrtausend lang die Völker beschäftigt haben, zu einem hohen persönlichen Abschluß gelangt sind." Eine Reformation der Kirche, welche bereits mit der Gründung des Klosters Clugny in Burgund im Stillen begonnen, hatten schon vor ihm, jedoch schon sichtlich unter seinem Einflusse, vier würdige Päpste geplant; fertig gebracht ist sie erst durch ihn worden, freilich nicht als eine zum Urquell des Christenthums zurückgehende Wiedergeburt, aber doch als „eine Wiederherstellung aus sittlicher Verweltlichung." Die Kirche war durch Verkauf der Kirchenämter bis zum Papstthum hinauf im 10. Jahrhundert eine feile Marktwaare geworden, die Sitten ihrer Priester aufs tiefste gesunken. Gregor hat durch Vernichtung der Simonie mit eiserner Consequenz die Kirchenämter auf ihren kirchlichen Zweck zurückgeführt und so unstreitig eine Reformation, aber freilich mitunter durch sehr verwerfliche Mittel, zu Stande gebracht. Und weil diese Reformation des 11. Jahrhunderts in ihrem letzten Grunde, sofern sie Gottes Willen in seinem Stellvertreter als höchstes Gesetz des Völkerlebens promulgirte, eine Protestation des Geistes des — obschon nach damaligen Begriffen theilweise entstellten — Christenthums selbst war, ist sie gelungen und ein bleibendes Gut der christlichen Welt geworden.

Allein nach Ablauf von drei Jahrhunderten war die Waffe, welche Gregor so scharf geschliffen hatte, wiederum stumpf geworden. Das oberste Kirchenamt, das Papstthum selbst, handelte jetzt mehr und mehr mit den kirchlichen Würden, verkaufte oder verschenkte sie an unwürdige Günstlinge. Die Völker sehnten sich, Dank auch dem in Italien wieder aufkebenden Humanismus, nach einer nochmaligen Reformation, sie verlangten und erwarteten sie aber nicht mehr vom Papst, sondern am Papst, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, die Wiederherstellung einer würdigen Vertretung und Besorgung des geistlichen Amtes in allen seinen Ständen. Im Gegensatze zu der souveränen und monarchischen Form der Kirchenleitung, die durch abermalige Verweltlichung und noch mehr durch Vertheilung auf drei um die Tiara sich streitende Päpste sich selbst um Ansehen und Macht gebracht hatte, sollte eine Repräsentation der

gesammten Kirche das demokratische Element der christlichen Gemeinde in ihren Vertretern zu Geltung bringen und die ersehnte Erneuerung schaffen. Und sie erfolgte, diese zweite Reformation, wenigstens auf dem Papiere, durch die Beschlüsse zweier ökumenischen Concile des 15. Jahrhunderts. Als Ergebniß fünfjähriger Verhandlungen erklärte das Concil zu Constanz: In Sachen des Glaubens, der Kirchenleitung und der Reformation ist jede kirchliche Würde, auch die päpstliche, schuldig, einem allgemeinen Concil zu gehorchen, und alle zehn Jahre soll ein solches Concil gehalten werden. Ganz ebenso sprach sich zwanzig Jahre darnach die Synode von Basel in ihrer Mehrheit für die Freiheit der kirchlichen Wahlen und für die Verwaltung der Kirche durch ein von unten aufsteigendes Synodalsystem aus, an dessen Spitze nicht der Papst, sondern ein ökumenisches Concil stehe. Aber durch List ward statt dieses Beschlusses das Decret der Minderheit, welches die Uebersiedlung des Concils nach Italien enthielt, untergeschoben und damit der Sieg für das Papalsystem erschlichen. So ist diese zweite Reformation, welche eine Wiederherstellung aus römischer Verpäpstlichung und die Zurückführung der Kirche auf ihr ursprüngliches demokratisches Fundament in Aussicht nahm und zu verwirklichen schien, nicht nur nicht zum Ziele gelangt, sondern geradezu in ihr Gegentheil umgeschlagen. Von da an ist der Papst der Inhaber aller Kirchengewalt und eigentlicher Ordinarius aller Kirchenämter, der unumschränkte Herr der römisch-katholischen Kirche geworden und geblieben bis auf diesen Tag. Ja das neunzehnte Jahrhundert hat diese Frucht des fünfzehnten vollends gezeitigt; das neueste vaticanische Concil hat die Vereitelung jener zweiten Reformation besiegelt. Dessenungeachtet darf dieselbe als Reformation bezeichnet werden, nicht als eine gewordene und thatsächlich schon zur Welt gekommene, wohl aber als eine im Geiste geborene, eine nur gewollte, nein sogar als eine werdende Reformation der christlichen Welt. Denn das dazumal in Basel niedergelegte Saatkorn ist mit nichten erstorben und erstickt. Es hat seit drei Jahrhunderten seine Keimkraft bewährt. Wie die christliche Kirche selbst im Unterliegen immer mehr zum Siege gelangt ist, so haben jene Constanz-Basler Beschlüsse, allen Jesuiten und päpstlichen Machtsprüchen gegenüber, bis zur Stunde niemals aufgehört in der katholischen Kirche ihre Stimmen zu erheben. Zwar sind dieselben aus dem Munde der Deutsch-katholiken und Altkatholiken nur in halben Tönen erklungen, sind heute noch übertäubt, weil die Zeit noch nicht erfüllt ist; aber kommen wird der Tag, wo sie als Schlacht- und Triumphruf der wahren katholischen Kirche in vollerer und reinerer Kraft ertönen und ihre reformatorischen Hoffnungen nicht mehr werden getäuscht werden. So großartig und nothwendig der Bau des Papstthums für die Sache des Christenthums in den finstern Zeiten des Mittelalters war, so wenig kann er auf die Länge mehr Stand halten in einem Jahrhundert,

welchem die geschichtliche Wahrheit, diese unerbittliche Richterin der morschen Säulen seines Ursprungs und Bestands, über alles geht, und welches anfängt, dem Grundsatz: magis amica veritas selbst in der Politik, wie viel mehr in der Wissenschaft und in der Kirche die Ehre zu geben, die ihm unter Völkern, welche Christen heißen, gebührt.

Doch die „böhmische Gans, welche der Fanatismus auf dem Scheiterhaufen zu Constanz gebraten hatte," ist gerade ein Jahrhundert darnach als Schwan wieder auferstanden. Die deutsche Reformation hat die Kirche aus der Obmacht des Papstes und selbsterwählter Menschensatzungen befreit, sie zurückgeführt auf das Fundament des christlichen Gewissens und des Wortes Gottes in der Schrift, sie wahrhaftiglich erneuert durch das Losungswort, daß einzig der Glaube selig mache, d. h. die Hingabe des Herzens an den in Christus geoffenbarten Gott. Und weil damit wiederum eine Protestation des Geistes des Christenthums selbst ausgesprochen, eine ewige Wahrheit den Völkern der Neuzeit geboten worden ist, hat auch diese dritte Reformation, wie die erste, als gelungene und gewordene, als ein nicht mehr verlierbares Gut der christlichen Welt zu gelten.

Allein das errungene Kleinod ward alsbald von den Nachgebornen nicht bloß durch schlechte Fassung, sondern in seinem Kerne selbst entstellt und in den Staub menschlicher Engherzigkeit und Leidenschaft herabgezogen. Die in den Tagen der Reformation mit dem freien Geiste eines Christenmenschen gehandhabte Werthschätzung der Heiligen Schrift erstarrte in ängstlichem Buchstabendienst, der allein seligmachende Glaube in blinder Annahme der von der alten und neuen Kirche aufgestellten Glaubensformeln; an der Stelle des römischen Papstes ward ein papierner auf den Thron gesetzt, durch Ueberspannung theils des Begriffs von der Göttlichkeit der Bibel bis ins Einzelnste und Kleinste hinaus, theils der Bedeutung der alten und neuen Glaubensbekenntnisse; endlich ging in dem fürstlichen Herrscherrecht auch das gesunde demokratische Element des evangelischen Glaubens für das christliche Volk, aus dem doch die Reformation hervorgegangen war, verloren. Noch bevor das 16. Jahrhundert zur Neige ging, war die lebensfrische Gestalt der protestantischen Kirche zu einem blutarmen, flügellahmen und verknöcherten Gerippe geworden. Das Vaterland der Reformation erscholl von häßlichem Gezänke seiner Theologen und mußte unter anderm das Blut eines verdienten Staatsmannes trinken, den ein Glaubensgericht zu zehnjährigem Gefängniß und zum Tode verurtheilte, weil er sich weigerte, die calvinistische Lehre zu verfluchen und die Einheitsformel zu unterschreiben, diese formula concordiae oder vielmehr discordiae, deren dreihundertjährige Jubelfeier man (o sancta simplicitas!) im Jahre 1880 im Schwabenlande zu begehen sich

unterfangen hat. Als ob wir noch Zeit- und Gesinnungsgenossen jenes Diakonus wären, der aus hoher Verehrung dieser Bekenntnißschrift von den zwei ihm gebornen Töchterchen das eine Formula, das andere Concordia getauft haben soll. Eher wäre ja das Jahr 1580 mit seinem Symbol, durch welches die Trennung der zwei evangelischen Schwesterkirchen besiegelt worden ist, mit einem Trauerfeste zu feiern. Denn hiermit ward auch der Sieg der alten Kirche unter dem Banner der Jesuiten und das Ende des Wachsthums unserer Kirche verbrieft. „Der Protestantismus wird ja, wie Hase sagt, sogleich machtlos, sobald er seiner selbst vergißt."

Doch ganz und gar seiner selbst vergessen hat er nicht. Freilich ließ die schwere Zeit des dreißigjährigen Kriegs und das Jahrhundert nach demselben die schöpferischen Kräfte der germanischen Nation, der Mutter der zweiten und dritten Reformation, nahezu ersterben. Fast nur im geistlichen Liede erhielt sich das in bessern Tagen geschaffene, obschon die Oede der damaligen evangelischen Orthodoxie selbst einen der begabtesten Dichter dieser Art, den Angelus Silesius (gest. 1677), in das Lager der andern Kirche getrieben hat. Allein das im fünfzehnten Jahrhundert begonnene Werk trug so kräftige weitere Lebenskeime in sich, daß es, so unfertig es geblieben und so geistesarm es geworden war, dennoch gerade durch seine Mängel und Lücken zur fernern Vollendung drängte. Mit innerer Nothwendigkeit mußte es zu einer nochmaligen Erneuerung, zu einer vierten Reformation kommen.

In Luthers Wesen und Werk erscheinen für jede tiefer eindringende Beobachtung zwei scheinbar widersprechende und in der That nicht zu völligem Einklange gekommene Elemente: ein protestirendes, negirendes, kritisches und ein ponirendes, mystisches, das vornehmlich in dem zähen Festhalten des Geheimnißvollen im Abendmahle gegenüber dem Schweizer Reformator, aber auch sonst vielfach, bei ihm nicht zu verkennen ist. Nun gerade dieser doppelte, auch seiner Kirche einverleibte Sinn und Trieb trat in den zwei einflußreichsten, gleichfalls ganz entgegengesetzten Erscheinungen derselben im 18. Jahrhundert, im Pietismus und Rationalismus, zu Tage.

So gewiß diese zwei Richtungen der evangelischen Kirche in Wissenschaft und Leben in direktem Gegensatze stehen, wie denn die Geister derselben beiderseits oft genug scharf auf einander geplatzt sind, ebenso gewiß ist es, daß unsere Kirche nur dann erst eine erfreuliche Wiedergeburt feiern und wiederum eine anziehende und imponirende Gestalt gewinnen wird, wenn sie die Berechtigung dieser ihrer zwei Lebenselemente anerkennt, wenn das eine wie das andere seine Kraft in ihr entfalten und bewähren darf, sie sich gegenseitig achten lernen und auch im Streite jedes unter dem Visir des andern die Bruderzüge zu erkennen vermag. Die neue Reformation muß in der Diagonale dieser beiden Kräfte

liegen. Darauf weist mit Nothwendigkeit eine folgerichtige denkende Betrachtung der Sachlage hin. Doch nicht genug. Es ist dies keineswegs bloß ein schöner erhebender Gedanke und Traum einer hoffenden Phantasie. Nein, er ist schon mehr als einmal thatsächlich in einzelnen Erscheinungen und Persönlichkeiten verwirklicht worden. Es sei nur daran erinnert, wie es innerhalb der katholischen und evangelischen Kirche nicht an philosophisch denkenden Männern gefehlt hat, die dennoch auf christlichem Grunde standen, an Paskal und Wessenberg, an Leibnitz, Herder, Novalis und Schelling, sowie an die schönen Freundschaftskreise von Katholiken und Protestanten zu Anfange unsers Jahrhunderts. Doch in keinem andern hat der Ausgleich dieser beiden Gegensätze eine so feste und einflußreiche Gestalt gewonnen als in Fr. Schleiermacher, unserm großen Theologen, der den Spinoza heilig genannt und doch zugleich nie und nimmermehr seine Verwandtschaft mit herrnhuterischen Frömmigkeit verleugnet hat.

Allein gleichwie die reformatorische Bewegung in der katholischen Kirche, welche der in manchem Betracht höchst achtungswerthe Deutschkatholicismus und Altkatholicismus darstellt, doch etwas Halbes und Unreifes ist, so war auch die durch Schleiermacher begonnene Erneuerung unserer Kirche keine allseitig reife und befriedigende Frucht. Zwar hatten hier Pietismus und Rationalismus einen Bund geschlossen, aber das Fundament desselben war zwar psychologisch, aber historisch nicht tief genug, war nicht auf dem geschichtlichen Felsengrunde der gegebenen Offenbarung aufgebaut. Die Zeit war und ist in dem Sinne noch nicht erfüllt, daß wir von einer gewordenen vierten Reformation in der christlichen Welt reden dürften. Um so entschiedener und zuversichtlicher glauben wir an eine begonnene, werdende, in schönem Aufblühen begriffene. Weit entfernt, daß das Gerede von einer Selbstauflösung des Protestantismus irgend welche Berechtigung hat, und daß, wer Augen hat zu sehen, heutigen Tags begründeten Anlaß findet, unserer Kirche den Rücken zu wenden, keimt und sproßt und knospet es vielmehr, ob auch vielfach hintangehalten, in unserer Mitte allenthalben, die Gegensätze beginnen sich mehr und mehr auszugleichen, wir haben allen Grund, wo nicht uns ältern, so doch unsern Söhnen und Enkeln die Zukunft einer Kirche in Aussicht zu stellen, an der die christliche Welt, nicht die protestantische bloß, sich wird erfreuen, aufrichten und auferbauen dürfen. Um Beweise für diesen zuversichtlichen Glauben sind wir nicht verlegen und lassen uns ebensowenig bange machen durch Scheingründe, durch welche man denselben erschüttern zu können meint.

Wenn man von etlichen unliebsamen, diese fröhliche Hoffnung herabstimmenden Erscheinungen auf dem Gebiete unsers kirchlichen Lebens, von denen nachher noch kurz die Rede sein wird, zunächst absieht, so liefert die theologi-

sche, wissenschaftliche und erbauliche Literatur der letzten Jahrzehnte Beispiele in Menge, daß selbst die entschiedensten Vertreter und Verfechter des sogenannten gläubigen Standpunkts schon eine gute Weile aufgehört haben, die Berechtigung einer mit ehrlichen Waffen auftretenden Kritik sowie einer geistigeren Fassung der Lehre von der Göttlichkeit der Heiligen Schrift so schroff abzuweisen, wie es früher auf der ganzen Linie dieser rechten und conservativen Partei gäng und gäbe war. Und auch wo auf Festhaltung der Fundamentalartikel des christlichen Glaubens strenge bestanden wird, hütet man sich auf Kanzel und Katheder wohl, die Spitzfindigkeiten der alten Glaubenslehre irgendwie eingehend zu behandeln und zu behaupten oder auf stricter Annahme sämmtlicher Glaubensbekenntnisse als bindender Normen selbst für die Geistlichen zu bestehen. Orthodoxie und Symbolzwang im Sinne früherer Zeiten existiren nicht mehr und sind in unserm kirchlichen Leben außer Curs gesetzt. Wenn sich Rechtgläubigkeit nicht zugleich thatsächlich erweist und bewährt, hat sie auch in ihren eigenen Kreisen keinen Werth mehr und darf keinen Anspruch auf Achtung, kaum Beachtung, mehr erheben. Mit größter Entschiedenheit dagegen fordert und bethätigt man eben in diesen Kreisen einen in Liebe thätigen Glauben, im umfassendsten Maße und mit aufopferndster Hingabe. Wir meinen die kräftigen Lebensäußerungen, welche unsere Kirche in neuester Zeit, die mit Fug und Recht das Jahrhundert der äußern und innern Mission heißen kann, und zwar unstreitig gerade von dem genannten Centrum aus, durch Fürsorge für Arme, Verwahrloste, für Heiden innerhalb und außerhalb der Kirche, für Bibelverbreitung u. a. entfaltet.

Beweise ähnlicher Art für diese unsere gute Zuversicht liefert aber auch die entgegengesetzte Seite des kirchlichen Hauses, die des liberalen Protestantismus, von dem der Protestantenverein eine beachtenswerthe Fraction bildet. Zwar stehen den von den Anhängern des Alten zähe festgehaltenen Forderungen hier ebenso entschiedene Postulate gegenüber. Man verlangt, daß anerkannt werde, eine die edle Gottesgabe der Vernunft und Wissenschaft verachtende Theologie sei ein Unding; man nimmt die Berechtigung zur historischen Kritik des alten und neuen Testaments sowie zur wissenschaftlichen Fassung der Glaubens- und Sittenlehre in vollem Maße in Anspruch; man erklärt den alten Inspirationsbegriff für eine biblisch unbegründete Menschensatzung, welche im Grunde schon unsere Reformatoren thatsächlich nicht anerkannt haben und welche sie, wenn sie heute vom Grabe erstünden, so gut als die päpstlichen Satzungen ihrer Zeit für abgethan erklären würden. Daß dem evangelischen Glauben nicht zugemuthet werden dürfe, alle in der Bibel erzählten Wunder buchstäblich und als wirkliche Thatsachen anzunehmen, daß davon so wenig als von der Stellung zu den in den Bekenntnissen niedergelegten Glaubenswahrheiten als solchen der Werth des

Christenmenschen abhängig gemacht werden dürfe, daß endlich überhaupt das Beseligende des Christenglaubens nur bestehe in der theoretischen und praktischen Anerkennung der göttlichen Offenbarung in Christus und der christlichen Weltordnung — das alles wird mit aller Bestimmtheit behauptet, als unanfechtbare Position und Forderung aufgestellt. Und welcher denkende Christ wird auch einem dieser Sätze die seit einem Jahrhundert unter vielen Kämpfen errungene Berechtigung bestreiten?

Allein andererseits wird zugegeben, daß in alle Wege in der Bibel, freilich auch in andern Schriften alter und neuer Zeit, das Wort Gottes enthalten sei, daß göttliche Manifestationen und Inspirationen darin berichtet seien und in diesen und jenen Persönlichkeiten, Anstalten und Wahrheiten thatsächlich vorliegen, daß der Werth eines Menschen allerdings einzig nach seiner Stellung zu diesen sittlich-religiösen Wahrheiten zu bemessen und um so höher zu achten sei, je mehr dieselben in seinem Thun und Lassen sich ausprägen. Noch mehr: es wird laut oder leise eingestanden, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gebe, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, denen wir nur mit einem Ignoramus gegenüberstehen, ja daß der Mensch bei diesem Nichtwissen sich denn doch unmöglich beruhigt fühlen, vom Standpunkte des Erkennens und Wissens aus zu einer völlig richtigen und befriedigenden Weltanschauung nicht gelangen könne, daß es also neben dem Wissen ein geistiges Lebensgebiet, ein Glauben, ein religiöses Fühlen, Wollen und Streben gebe, das einen wesentlichen Bestandtheil der menschlichen Natur, ein unabweisliches Postulat auch der Vernunft und auch die stärkste Lebensmacht, den „Sonntag", wie Hegel sagt, in der Geschichte fast aller Culturvölker bilde, daß insbesondere der Gott der christlichen Offenbarung und der Glaube an ihn eine Triebkraft zu einem menschenwürdigen sittlichen Leben besitze, wie sie stärker und reiner kaum gedacht werden könne, jedenfalls nirgends sonst in gleichem Grade geboten sei. Und endlich stellt kein billig denkender, wenn er auch der sogenannten Orthodoxie noch so ferne steht, in Abrede, daß einer Menge echt humaner Bestrebungen und Liebeswerke, welche gerade auf dem Boden des alten Glaubens ganz besonders in unsern Tagen erwachsen sind, volle Achtung und Nachachtung gebühre.

Dutzende von Schriften nur aus dem letzten Jahrzehnt ließen sich zum Beleg für die eben zusammengestellten Sätze anführen, und zwar keineswegs nur vom freisinnigen Theologen, sondern von Philosophen, Naturforschern und Staatsmännern verfaßt und sämmtlich dem Zwecke dienend, in dem Streite zwischen Wissen und Glauben, zwischen moderner Cultur und christlicher Weltanschauung das lösende Friedenswort zu sprechen.

Zeugnisse dafür, wie falsch die Meinung ist, daß in der allgemeinen Richtung der Zeit nur eine der vollen Erfassung des Christenthums feindliche Strö-

mung herrsche und die wirklich gebildeten sich gründlich und ganz von den alten Quellen ihres innersten und besten Lebens abgekehrt haben, liegen von außertheologischen Kreisen in Menge vor. Daß aber vollends die theologische und biblische Wissenschaft in der Auslegung und in der Glaubens- und Sittenlehre, theilweise selbst die erbauliche Literatur, vor allem auf deutschem Boden, aber auch auf englischem (Kingsley), in einer großen Zahl umfassender und tiefgründiger Schriftwerke unsers Jahrhunderts Glaube und Wissen zu vermitteln und unter Festhaltung der Grundwahrheiten des Christenthums allen Ansprüchen des Denkens zu genügen bemüht ist, weiß jeder Sachkundige.

Sollten wir angesichts dieser Thatsachen nicht mit vollem Rechte behaupten dürfen, daß die im 16. Jahrhundert begonnene, aber unterbrochene Reformation in unsern Tagen mit allen Kräften wieder aufgenommen, rüstig fortgesetzt und einem erwünschten Abschlusse näher gebracht sei? Ja, die Gegenwart darf mit aller Zuversicht von einer werdenden Wiedergeburt der evangelischen Kirche reden. Dies schon deshalb, weil die einander entgegengesetzten Parteien derselben sichtlich und mit Erfolg auf gegenseitige Verständigung hinarbeiten und sich durchweg, wo mit ehrlichen Waffen gekämpft wird, als ebenbürtige Gegner, ja als Streiter für dieselbe Sache anerkennen. Darin aber in der That eine im Werden begriffene Reformation zu erkennen, ist man vor allem darum berechtigt, weil gerade die zwei genannten sich entgegenstehenden Elemente, das negirende und das ponirende, der Pietismus und der Rationalismus es sind, welche in den Bestrebungen und Leistungen unsrer Wissenschaft wie unsrer Kirche in Einklang zu kommen, einander die Hände zu reichen sich anschicken.

Es könnte freilich scheinen, gerade die allerneueste Zeit berechtige weit weniger als etwa die vor fünfzig Jahren zu solcher hoffnungsvollen Zuversicht; damals sei eine Friedensstimmung und Friedensstimme der Art eher am Platze gewesen als in diesen Tagen des Syllabus, der Encyclika und des Vaticanums, der Wunder von Lourdes und Marpingen auf der einen und der letzten Berliner Generalsynode auf der andern Seite. Da und dort ist ja auf die bereits schön aufblühende Saat der werdenden Reformation ein böser Frühlingsfrost gefallen. Die Geister eines Sailer, Wessenberg und Boos, ja selbst noch eines Fr. L. Stolberg hatten im katholischen, die frühere Berliner Generalsynode im evangelischen Lager die besten Hoffnungen erweckt, dazumal durfte man eine auf festem urwüchsigem Grunde sich aufbauende katholische, eine hinter die Glaubensbekenntnisse aller Confessionen zurückgehende evangelische, ja selbst eine allgemeine deutsche Nationalkirche in Aussicht nehmen. Jetzt dagegen scheint wie der römische so der papierne Papst wieder in voller Machtfülle auf den Thron gesetzt zu sein. Auch ist sehr bedauerlich, wie in unsern Tagen die Ultras rechts und links oftmals die dargebotene Vermittlung schnöde

zurückweisen und mit dem Satze sich gegenseitig entgegentreten: Timeo Danaos et dona ferentes. Es fehlt auf beiden Seiten vielfach an der ersten Bedingung eines gesunden Friedens: dem Vertrauen zum ehrlichen guten Wollen und Meinen des Andern. Und zu alledem ist der Abfall vom kirchlichen wie von allem religiösen Glauben größer, qualitativ und quantitativ viel bedeutender als zu den Zeiten unsrer Väter und Großväter; die Gemeinde, die zu dem neuen Glauben von D. Fr. Strauß schwört, ist an manchen Stätten, wo die Durchschnittscultur das große Wort führt, um ein Gutes zahlreicher als die Schaaren, die unter den, sei es liberalen, sei es orthodoxen, Lehr- oder Predigerkanzeln sich zusammenfinden. Wer unter solchen Umständen in unsern Tagen von einer werdenden und zum Abschluß kommenden Reformation zu reden wagt, ist wahrlich, so scheint es, der Lügenpropheten einer, die da rufen Friede, Friede, und ist doch kein Friede.

Allein durch alle diese unliebsamen Erscheinungen der neuesten Gegenwart läßt sich derjenige, der auf einer höhern Warte steht und an die unwiderstehliche, siegreiche Macht der echt christlichen Wahrheit glaubt, seine frohe Zuversicht nimmermehr verkümmern und erschüttern, geschweige rauben und ertödten. Wohl hat die römisch-katholische Kirche jetzt erst mit eiserner Consequenz ihren mittelalterlichen Riesenbau mit seinen festgefugten Steinen bis unter das Dach fertig gebracht und eine scheinbar unzerstörbare Zwingburg aufgeführt, und desselben Erfolgs wähnt die Reaction in der evangelischen Kirche sich rühmen und erfreuen zu dürfen. Aber wenn irgendwo wird sich in beiden Fällen das Sprichwort bewahrheiten, daß der Bogen bricht, wenn er zu stark gespannt wird.

Die Brüche an beiden Bogen sind allerwärts so augenscheinlich und so drohend, daß ein Umschwung, wo nicht eine Katastrophe nicht ausbleiben kann. So viel ist jedenfalls gewiß, daß die denkenden Christen aller Confessionen es satt haben, sich an die Wand drücken und durch Machtsprüche einer engherzigen Minderheit — denn die im sittlich religiösen Urtheil ungebildete Plebs ist nicht zu rechnen — ihre Existenzberechtigung in der Kirche decretiren zu lassen. Sie sind und wollen sein und bleiben Glieder ihrer religiösen Gemeinschaft, wollen Sitz und Stimme in ihr haben. Sie lassen die Todten ihre Todten begraben, für sich selbst aber fordern sie Licht und Luft in dem Bau ihrer Kirche, das will sagen, ein von Symbolen zwangfreies, auf klaren und einfachen Schriftworten beruhendes Glaubensbekenntniß, etwa in der Art und Formulirung, wie sie von der frühern Generalsynode in Berlin festgestellt war. Denn eine Gemeinde erfordert das Christenthum, und ohne Glaubensbekenntniß ist der Bestand einer Gemeinde nicht denkbar.

So wenig aber als die neumodische Reaction in der katholischen und evangelischen Kirche lassen wir uns bange machen durch den scheinbaren Sieg

des modernen Unglaubens. So gewiß Strauß theilweise Recht hatte, den alten Glauben, wie wenigstens er ihn darstellte, für nicht mehr vorhanden zu erklären, so wenig hat er mit seinem neuen Glauben den Beifall und Anhang sich gewonnen, den er sich und andern in Aussicht gestellt hatte. Vielmehr ist durch zahlreiche Beispiele und Auslassungen in Wort und Schrift erwiesen, daß durch diese seine letzte Schrift vielen die Augen geöffnet worden und sie seitdem hinter ihn zurückgegangen sind. Das Wiederspruchsvolle und Ungenügende dieses Fanatismus der Logik in den höchsten Dingen konnte jedem Tieferblickenden sich nicht verbergen. Auch ist die Durchschnittscultur der Halbgebildeten unserer Gegenwart in sich selbst so streitend und voll von Widersprüchen, daß schon diese innere Haltlosigkeit eine Rückkehr zu der alten Bedeutung der christlichen Wahrheit für die europäische Gesammtcultur hoffen läßt, sobald diese Wahrheit in ihrer von Menschenmeinungen und -Satzungen gereinigten Gestalt vor die Augen gestellt und den Geistern annehmbar gemacht werden wird. Daß diese vierte Reformation des 19. Jahrhunderts zum Abschlusse zu kommen sich anschickt, steht uns fest. Wie aber und wann es geschehen wird, wer möchte das zu bestimmen wagen!

Anfang und Ende einer Gemäldegalerie des vorigen Jahrhunderts.

Von Karl Woermann.

Unser Jahrhundert hat die Geschichte mancher Wissenschaft geschrieben. Auch die der Archäologie und damit diejenige unserer Kunde der antiken Kunst. Daß wir noch keine Geschichte der gesammten Kunstgeschichte besitzen, darf uns nicht wundern, weil diese fast die jüngste der Wissenschaften ist. Eine zukünftige Geschichte der Kunstgeschichte aber dürfte nicht vergessen, die Sammlungen zu verzeichnen, welche den Forschern jeder Epoche zu Gebote gestanden haben. Sie würde sich einer retrospectiven Museographie nicht entziehen können. Die Geschichte ehemaliger Gemäldegalerien würde zu ihren wesentlichen Bestandtheilen gehören.

Eine wirkliche, abschließende Geschichte ist jedoch von Institutionen wie von

Völkern und Menschen erst möglich, wenn sie aufgehört haben zu existiren. In diesem Sinne könnte erst von sehr wenigen Museen der Welt eine endgiltige Geschichte geschrieben werden, von allen in der Neuzeit berühmten öffentlichen Gemäldesammlungen vielleicht nur von der ehemaligen Düsseldorfer Bildergalerie. Denn die berühmten alten Gemäldesammlungen Kaiser Rudolfs II. und König Karls I. von England zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren doch noch keine für die Bildung und Belehrung der Oeffentlichkeit bestimmten Sammlungen; in Paris war es noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die stete Klage, daß die Gemäldeschätze des Königs nur als Mobiliar seiner Gemächer angesehen würden; ja die Mehrzahl der heute berühmtesten öffentlichen Sammlungen Europas verdankt erst dem neunzehnten Jahrhundert ihre Entstehung, wenngleich ihr Kern natürlich längst als kurfürstliche Kunstkammer oder königliches Kunstcabinet im Privatbesitze der Monarchen existirt hat. So sind z. B. die großen Galerien von London, Petersburg, Madrid und Berlin eigentlich erst Schöpfungen unsers Jahrhunderts, und selbst die Louvre-Galerie ist als solche erst seit der französischen Revolution constituirt worden. Im vorigen Jahrhundert aber wurden nördlich von den Alpen nur drei Gemäldegalerien als Sammlungen ersten Ranges anerkannt und als solche von allen Reisenden aufgesucht, die Wiener, die Dresdener und die Düsseldorfer Galerie. Als Sammlungen zweiten Ranges wurden daneben die Münchener, Casseler u. a. gepriesen. Alle diese Sammlungen des vorigen Jahrhunderts existiren aber auch heute noch, vielfach verändert und erweitert, doch unversehrt in ihrem alten Kerne; nur die Düsseldorfer Galerie ist als solche, d. h. überhaupt als zusammenhängende Sammlung, bereits wieder vom Erdboden verschwunden. Gerade ihre Geschichte läßt sich daher schon jetzt von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende verfolgen; und es ist kein uninteressantes Stückchen Museumsgeschichte, es ist zugleich ein Stückchen deutscher Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts, welches wir durch sie kennen lernen.

Daß Düsseldorf heutzutage zu den hervorragendsten deutschen Kunst- und Künstlerstädten gehört, weiß alle Welt; daß dasselbe aber schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts der Fall war, daß damals schon eine Reihe der berühmtesten Maler der Zeit sich in Düsseldorf versammelten, ist in weitern Kreisen wenig oder gar nicht bekannt. Nur der Ruhm der alten Düsseldorfer Bildergalerie lebt als Tradition noch heute im Bewußtsein der Kunstfreunde fort. An die Thatsache dieses Ruhms braucht hier daher nur kurz erinnert zu werden.

Das alte Düsseldorf war an sich keine anziehende Stadt, und seine Umgebung war ehemals so wenig reizvoll wie heute. Albrecht Dürer berichtet im Tagebuche seiner niederländischen Reise von 1521 nichts weiter über die Stadt, als: „Darnach fuhren wir nach Düsseldorf, einem Städtchen; verzehrte zwei

Weißpfennige, von dannen nach Kaiserswerth." Erst als Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz sich hier mit einem Hofstaate von Künstlern umgab und seine große Gemäldegalerie gründete, fing Düsseldorf allmählich an, eine berühmte Stadt und ein Reiseziel aller Kunstliebhaber zu werden. Ihrer Galerie wegen zog die kleine Rhein- und Düsselstadt während des ganzen vorigen Jahrhunderts so viele distingnirte Reisende an, wie sie es seitdem, abgesehen vom vorigen Ausstellungsjahre, noch nie wieder gethan hat. So heißt es z. B. in einem Berichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf Sir Josuah Reynolds, den englischen Großmaler der damaligen Zeit: „Es vergehen wenige Jahre, wo nicht der große Reynolds von Zeit zu Zeit die Düsseldorfer Galerie besucht, um seinem Geiste an diesen ältern Kunstwerken Nahrung zu gewähren." London besaß eben damals noch keine öffentliche Galerie. Bekannt ist Goethes Besuch in Düsseldorf und sein Lob der Galerie in „Dichtung und Wahrheit." Viel wärmer aber noch schrieb er am 21. Juli 1774 in Düsseldorf selbst an Helene Elisabeth Jacobi: „Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat." Auch andere unsrer classischen Schriftsteller reden mit Entzücken von ihren Besuchen der ehemaligen großen rheinischen Sammlung. Die eigentliche Reiseliteratur des vorigen Jahrhunderts erstreckte sich hauptsächlich ihretwegen auf den Niederrhein. Es könnte hier z. B. an Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein" und an J. G. Langs „Reise auf dem Rhein" erinnert werden. In manchen Beziehungen interessanter jedoch als diese Berichte vom Ende des 18. Jahrhunderts ist die vom Anfange desselben stammende Reisebeschreibung des französischen Emigrirten de Blainville. Dieser vielseitige und geistreiche Beobachter machte in den Jahren 1705—1707 eine Reise durch Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien. Das Tagebuch derselben, welches später zunächst in englischer, dann auch in deutscher Sprache herausgegeben wurde, enthält eine eingehende Beschreibung des Düsseldorfer Hof- und Kunstlebens jener Tage. In seinen Bemerkungen über die Gemäldegalerie, die damals gerade im Entstehen begriffen war, und über seinen Führer durch dieselbe, den berühmten Maler Adr. van der Werff, zeigt er sich als feinen Kenner. Trotz seiner Dankbarkeit gegen van der Werff kann er sich nicht enthalten, über ihn zu bemerken: „Dieser hat zwar durch seine Werke großen Ruhm erworben; aber sie sind mit einer erzwungenen Sorgfältigkeit ausgeführt, welche Michel Angelo, Raphael, die Caracci und Tizian verabscheuten." Auch daß er zu zwei Gemälden Luca Giordanos, des bekannten Meisters Fa presto, erwähnt, man halte diese Bilder in Düsseldorf für seine Hauptwerke, er habe aber im Palaste des Königs von Spanien mehr als hundert Gemälde Lucas gesehen, die nicht schlechter seien, zeigt den erfahrenen Beobachter. Für die Bilder der Sammlung, die wir noch

heute als die besten ansehen würden, ist auch er voller Bewunderung. Gegen Ende des Jahrhunderts zeichnete dann die deutsche Encyklopädie (Frankfurt a. M. Bd. 11, 1786) die Düsseldorfer Galerie durch das Prädicat „die seltene" aus, während sie die Dresdener „die reichste", die Wiener „die eklektische" titulirte. In den ersten Jahren unseres Jahrhunderts endlich, kurz vor ihrer Entführung und Zerstreuung, bildete die Beschreibung der Düsseldorfer Galerie alljährlich den Hauptinhalt des „Niederrheinischen Taschenbuches für Liebhaber des Schönen und Guten," dessen Kupfer fast lediglich Nachbildungen ihrer Werke waren. Am deutlichsten spiegelt der Ruhm der alten Düsseldorfer Galerie sich jedoch vielleicht in der Thatsache wieder, daß im vorigen Jahrhundert in Basel und in London Kupferwerke über sie herausgegeben wurden. Das Baseler Werk, welches alle Wände der Galerie mit allen an denselben hängenden Gemälden wiedergiebt (1778, gestochen unter Chr. Mechels Leitung) ist der Bilderatlas zu Pigages großem Catalogue raisonné. Das sehr selten gewordene Londoner Werk dagegen (1793 von V. Green herausgegeben) soll eine Anzahl größerer und werthvollerer Stiche nach den besten Gemälden der Sammlung enthalten.

Der Gründer der Düsseldorfer Galerie war, wie schon erwähnt, der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, Pfalzgraf zu Neuburg, Herzog zu Jülich und Berg, der so verschieden beurtheilte Herrscher, der von den einen als „edler deutscher Patriot, Fürst und Landesvater, als liebenswürdige, volksthümliche Gestalt" gefeiert wird, während andere ihn — in politischer Beziehung mit größerem Rechte — als eiteln, ehrgeizigen Nachahmer des Versailler Hofes, als verschlagenen Jesuitenzögling und sinnlosen Verschwender brandmarken. Am 19. April 1658 im Schlosse zu Düsseldorf geboren, war er in seiner Vaterstadt aufgewachsen, hatte dann aber als junger Mann vom 4. December 1674 bis zum 7. März 1677 zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch alle Hauptländer Europas unternommen. Zwei Jahre nach seiner Heimkehr wurde ihm, dem Erbprinzen, von seinem Vater die Regentschaft der Herzogthümer Jülich und Berg übergeben, und in die Zeit dieser Regentschaft fällt sein erstes Ehebündniß mit der Halbschwester des Kaisers, der Erzherzogin Anna Maria Josepha, welche 1689 starb. Im folgenden Jahre verschied auch sein Vater. Johann Wilhelm wurde selbst Kurfürst und vermählte sich zum zweiten Male mit Anna Maria Loisia, der Tochter des Großherzogs Cosmo III. von Toscana. Mit dieser Mediceerin zog ungemessene Festfreude in Düsseldorf ein. Prachtliebend war Johann Wilhelm freilich von jeher gewesen oder auf seiner Jugendreise geworden. Der Reichthum seiner mediceischen Gemahlin aber gab dieser Neigung nur neue Nahrung. Die Medici hatten von jeher die Kunstliebe als die beste Seite der Prachtliebe angesehen; und wenn man auch nicht sagen kann, daß

Düsseldorf vor der Ankunft der toscanischen Fürstin alles Kunstlebens bar gewesen sei, so liegt es doch nahe, anzunehmen, daß Johann Wilhelm erst durch ihren Einfluß veranlaßt worden, sich in größerm Maßstabe mit Künstlern und Kunstwerken zu umgeben. Sicher that er es erst nach ihrer Heimholung.

Indessen hatten schon sein Vater und sein Großvater Bilder erworben. Der letztere, Herzog Wolfgang Wilhelm, war mit Rubens befreundet gewesen, und der in Düsseldorf geborene Maler Johann Spilberg, der in Amsterdam bei Rembrandts Nachfolger Gov. Flinck gelernt hatte, hatte nacheinander bei Großvater, Vater und Sohn die Stelle eines Hofmalers bekleidet. Insofern hatte Johann Wilhelm schon ein Stückchen Kunstliebe von seinen Vorfahren geerbt, und mit ihr zugleich einen nicht unheblichen Bilderschatz, den er, als er Kurfürst geworden war, im Düsseldorfer Schlosse vereinigen ließ.

Ein erster, nicht unwesentlicher Theil der Düsseldorfer Galerie bestand also aus dem Grundstock einer Gemäldesammlung, in dessen Besitze Johann Wilhelm sich bereits bei seinem Regierungsantritte sah. Einen zweiten, erheblichen, hauptsächlich aus Italienern bestehenden Theil scheint die mediceische Kurfürstin aus Florenz mitgebracht und, als sie 1717, nach dem Tode Johann Wilhelms, dorthin zurückkehrte, ihrer zweiten Vaterstadt und der Galerie hinterlassen zu haben. Von Rafaels Madonna Cangiani z. B. ist dies sicher. Einen dritten Hauptbestandtheil seiner Sammlung ließ der Kurfürst mit Aufwendung enormer Summen in allen Ländern, namentlich in den Niederlanden, ankaufen, und zu diesen Ankäufen bediente er sich in der Regel des seiner Zeit sehr berühmten Malers Jan Frans van Douven, der schon 1682, als Johann Wilhelm noch Prinzregent war, in seine Dienste getreten war. Einen vierten und keineswegs unbedeutenden Bestandtheil der neugegründeten Düsseldorfer Galerie bildeten endlich die Gemälde, welche Johann Wilhelm in Düsseldorf selbst von den Malern anfertigen ließ, die er eigens zu diesem Zwecke berufen hatte. Dies führt uns zu jener Künstler-Colonie, welche Düsseldorf schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zu einer eigentlichen Kunststadt machte, und bei welcher wir einen Augenblick verweilen müssen. Die archivarischen Nachrichten über die Düsseldorfer Künstler jener Tage hat der Notar K. Strauven schon 1862 in einer besondern Abhandlung „Ueber künstlerisches Leben und Wirken in Düsseldorf" verwerthet.

Zur Würdigung des Düsseldorfer Kunstlebens unter Johann Wilhelm dürfen wir vor allen Dingen nicht vergessen, daß der Anfang des 18. Jahrhunderts in ganz Europa keine sonderliche Blüthezeit der Kunst war. Höchstens Frankreich erlebte damals unter Watteau eine eigenartige, frische Entfaltung der Malerei. In den Niederlanden zehrte man von der Nachfolge der Großmeister des 17. Jahrhunderts. In Italien herrschten die Epigonen jener eklektischen

Schule des 17. Jahrhunderts, die selbst schon eine Epigonenschule war. Deutschland hatte sich immer noch nicht so weit wieder von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges erholt, um sich selbständig an dem Kunstschaffen der Völker betheiligen zu können. Daß deutsche Fürsten jener Tage, wie vor allen Dingen Johann Wilhelm, sich mit Künstlern umgaben, verdient unter diesen Umständen alle Anerkennung. Daß sich Meister unter diesen Künstlern befinden, deren Namen noch heute einen guten Klang in der allgemeinen Kunstgeschichte haben, könnte uns sogar beinahe wundern. Daß diese Meister aber keine Deutschen, sondern Italiener oder Niederländer waren, ist selbstverständlich.

Von den Italienern, die damals in Düsseldorf malten, kann man freilich kaum sagen, daß ihr Nachruhm dem Ruhme, dessen sie sich bei ihren Zeitgenossen erfreuten, entspreche. Wegen ihrer unbedeutenden und unselbständigen Individualität übergeht sie die allgemeine Kunstgeschichte in der Regel. Dies gilt selbst von dem Venezianer Antonio Belucci, dem nachmaligen Wiener Hofmaler, welcher in Düsseldorf und Bensberg eine Reihe von Gemälden schuf, von denen drei, nämlich die beiden Gegenstücke „Venus auf den Wellen mit Amor als Lenker des Segels" und „Psyche, den schlafenden Liebesgott mit der Lampe betrachtend," sowie „Danae, den goldnen Regen empfangend," sich in der Galerie befanden, Bilder, denen man ein wenigstens halbwegs erfolgreiches Streben in den Bahnen den großen Paolo Veronese ansah. Dasselbe gilt von dem recht äußerlichen Decorationsmaler Antonio Pellegrini, einem gebornen Paduaner, der nach und nach an den meisten europäischen Höfen auftauchte, um 1733, lange nach Johann Wilhelms Tode, Akademiker in Paris zu werden und schließlich nach Italien zurückzukehren. Einige seiner Decorationsstücke befinden sich noch heute in Düsseldorf. Dasselbe gilt ferner von Domenico Zanetti, einem Meister, dessen Lebensschicksale unbekannt sind, der aber lange in Düsseldorf gemalt, auch für die Galerie vier Bilder, Heiligenbilder mit lebensgroßen Figuren, geschaffen hat, die jetzt von etwaigen Liebhabern conventioneller Kunst in München und Schleißheim studirt werden können. Ja selbst der bedeutendste Bildhauer Joh. Wilhelms, Grupello, der Schöpfer des immerhin wirksamen großen bronzenen Reiterbildnisses des Kurfürsten, welches noch heute den Düsseldorfer Marktplatz beherrscht, wird in unserm trefflichen einzigen Handbuche der Geschichte der Plastik nicht erwähnt.

In weit höherm Maße hat die Nachwelt den Ruhm der niederländischen Meister, die unter Johann Wilhelm in Düsseldorf malten, anerkannt. Schon die beiden belgischen Großmaler des Kurfürsten, eben jener als Porträtmaler wirklich nicht verdienstlose Chevalier van Douven, dem man nachgerechnet hat, daß er in seinem Leben drei Kaiser, ebenso viele Kaiserinnen, fünf Könige, sieben Königinnen und zahllose andere Fürsten — unter ihnen natürlich auch den

Kurfürsten Johann Wilhelm — porträtirt hat, sowie der durch den Rubensschüler Erasmus Quellinus gebildete Ant. Schoonjans, der sieben Bilder, nämlich drei biblische Scenen, eine mythologische Darstellung und drei Bildnisse — unter letztern dasjenige der italienischen Kurfürstin — für Johann Wilhelm gemalt hat, schon diese Belgier haben sich bis heute ein gewisses Ansehen zu bewahren gewußt. Vor allen Dingen aber sind die Namen der damals in Düsseldorf lebenden Holländer in die Kunstgeschichte übergegangen. Wer kennt nicht Adriaen van der Werff, dem man, wie man sonst auch über seine kleinliche und geleckte Manier, große Gegenstände zu behandeln, denken mag, doch lassen muß, daß er den Ton der Zeit, die der Wucht und Breite müde war, in selbständiger Weise zu treffen wußte? Adriaen van der Werff war aber, obgleich er nur die eine Hälfte des Jahres in Düsseldorf zubrachte, neben van Douven der einflußreichste Künstler am Hofe. Die Galerie besaß 25 Bilder seiner Hand. Wer, der sich mit Kunstgeschichte beschäftigt hat, kennt nicht Gottfried Schalken, den vielseitigen Schüler Gerard Dows, dessen Genrebilder bei Kerzen- oder Lampenlicht fast in allen Sammlungen zu finden sind? Wer kennt nicht die Rachel Ruysch, deren Namen unter den Blumen- und Fruchtmalern und Malerinnen der ganzen Welt zu den berühmtesten gehört? Wer kennt nicht Jan Weenix, den trefflichen, halblandschaftlichen Stilllebenmaler, der im Schlosse Bensberg einen großen decorativen Hauptcyklus von Jagdstücken für Johann Wilhelm gemalt hatte? Und selbst Eglon van der Neer, der Sohn des berühmten Mondscheinmalers A. van der Neer, selbst dieser in Düsseldorf gestorbene Meister, dem man es zum Verdienste anrechnen muß, daß er, anstatt seinen großen Vater nachzuahmen, eigene, damals modernere Wege ging, gehört noch heute zu den gern gesehenen Gästen unsrer Galerien. Auch Hermann van der Myn, der Frucht- und Blumenmaler, wird noch mit Anerkennung von den Handbüchern der Geschichte der Malerei genannt; ja sogar der Vedutenmaler Jan van Nickelen wird von ihnen nicht übergangen. Alle diese Maler aber lebten kürzere oder längere Zeit in Düsseldorf und malten im Auftrage Johann Wilhelms für dessen Sammlung, welche schon am Anfange des Jahrhunderts ziemlich vollständig war. Der genannte Herr de Blainville sah sie bereits in einem Galeriegebäude. Er sagt: „Die Galerie ist ziemlich lang, aber viel zu niedrig. Man baut jedoch eine neue, höhere, welche nach dem Entwurfe, den man mir zeigte, eine prächtige werden wird." Einige Jahre später, 1710, war dieses neue Gebäude fertig. Es war wohl das früheste, eigens für eine Gemäldegalerie errichtete Gebäude in Deutschland. Die Dresdner Sammlung wurde erst 1722 als „Galerie" constituirt und in besondern Räumen, aber auch dann noch nicht in einem eigens für den Zweck errichteten Gebäude untergebracht. Das Düsseldorfer Galeriegebäude von 1710 steht übrigens

noch heute. In unserm Jahrhunderte theils zur Landesbibliothek ausgebaut, theils zur Akademie geschlagen, war es der einzige Theil der letztern, den der Brand des Jahres 1872 verschonte. Jetzt harrt es einer andern Bestimmung. Prächtig war es nun eben nicht, aber praktisch und geräumig; und doch wurde es bereits ziemlich vollständig gefüllt, als die Gemäldesammlung 1710 in dasselbe übersiedelte. So war die gesammte Galerie, Bau wie Inhalt, im wesentlichen die alleinige Schöpfung Johann Wilhelms, und als nach dessen Tode (1716) das ganze heitere Düsseldorfer Kunstleben plötzlich wie ein Faschingstreiben zerstob, ist die Sammlung kaum noch um das eine oder andere Bild bereichert worden. Der Zutritt wurde allen Fremden bereitwillig gegen Karten gestattet, welche das Hofmarschallamt austheilte. Nur einheimische Adliche, Beamte und Künstler scheinen ohne weiteres Einlaß gefunden zu haben.

Das Galeriegebäude lag unmittelbar neben dem (1872 gänzlich abgebrannten) Schlosse. Mit drei Seiten umschloß es einen Hof, in dessen Mitte später das jetzt noch stehende unbedeutende Marmorstandbild Johann Wilhelms aufgestellt wurde. Die Gemäldesammlung befand sich im ersten Stockwerke. Jede der drei rechtwinklig aufeinanderstoßenden Seiten enthielt einen langen großen Hauptsaal, dessen mächtige oben abgerundete Fenster dem Hofe zugekehrt waren. An den beiden Ecken, wo jene Seiten sich berührten, wurden außerdem noch zwei kleine quadratische Säle gebildet, deren Fenster nach außen gingen. Im ganzen waren es also fünf Säle. Jeder der drei großen Hauptsäle enthielt, den fünf Fenstern gegenüber, eine große, geschlossene, weder von Fenstern noch von Thüren unterbrochne Hauptwand. Die lichtlosen Zwischenwände zwischen den Fenstern wurden nicht mit Gemälden behängt, doch wurden hier neben den Fenstern bewegliche Flügel angebracht, welche als kleine, leicht ins rechte Licht zu rückende Bilderwände dienten. Der Eingang zum Treppenhause lag im Hofe. Das Treppenhaus, welches noch heute durch die gelb in gelb gemalten, garstigen großen allegorisch-mythologischen Gemälde Joseph Karschs verunstaltet wird, lag an der Rheinseite.

Von diesem Treppenhause aus betrat man den ersten großen Hauptsaal. Er wurde der „Saal der vlämischen Meister" genannt, unter welchen man nach italienischem Sprachgebrauche — die italienische Sprache war schon vor der Ankunft der mediceischen Kurfürstin Hofsprache in Düsseldorf gewesen — die Holländer mit verstand. Allerdings dominirten wirklich die vlämischen Meister in diesem Saale. Indem wir uns die Anordnung der Gemälde in den einzelnen Sälen kurz vergegenwärtigen wollen, müssen wir uns freilich erinnern, daß die Anordnung, welche wir kennen, erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter Carl Theodor geschaffen wurde; diese aber war vortrefflich. Die kleinen Cabinetsstücke hingen unten, die großen

decorativen Bilder oben. An den einzelnen Wänden waren die Gemälde nach Gesetzen der Responsion und Symmetrie vertheilt. In diesem ersten Hauptsaale hing über der großen Flügelthür der Eingangswand das Reiterbildniß Johann Wilhelms, von dem schon genannten Chevalier van Douven gemalt, ein Bild, welches sich heute in der Münchener Pinakothek befindet. Die Mitte der langen Hauptwand nahm eins der Riesenbilder Caspar de Crayers ein, des Meisters, den Rubens hochschätzte, obgleich er uns heute als ein flauer, verwässerter Rubens erscheint; übrigens eine großartige Composition: hochthronend Maria mit dem Kinde, zahlreiche Heilige auf den mächtigen Stufen der Himmelshalle gruppirt. Wo kein Gemälde von Rubens neben ihm hängt, ist Caspar de Crayer wohl zu würdigen, und wohlweislich hatte man in der That alle Werke von Rubens aus diesem Saale verbannt. Dagegen schmückten einige vorzügliche Bildnisse und religiöse oder mythologische Darstellungen A. van Dycks und anderer Rubensschüler — auch J. Jordaens' großes Bohnenfest — dieselbe Hauptwand, und später hingen hier auch die prächtigen Jagdstücke Jan Fyts, welche Carl Theodor erst 1767 auf seiner niederrheinischen Reise von den Klingenfabrikanten Solingens geschenkt erhielt.

Der zweite Saal war der erste der kleinern quadratischen Eckfäle. Er hieß der „Gerard Dow-Saal", weil er eins der berühmtesten Bilder dieses berühmten holländischen Genremalers enthielt. Das Bild, welches den Marktschreier auf der Dorfstraße darstellt, hing gleich rechts neben der Eingangsthür; jetzt befindet es sich ebenfalls in einem der Cabinete der Münchener Pinakothek. Im übrigen enthielt dieses Zimmer ein ziemlich buntes Gemisch vlämischer, holländischer und italienischer Meister.

Der eigentliche „Italienische Saal" aber war der dritte Saal, der große mittlere Hauptsaal, der größte von allen, dessen Fensterwand in der Mitte nach dem Hofe zu noch einen Ausbau zeigte. Die beiden schmalen Seitenwände dieses Risalits hatten das beste Licht; und hier hingen einige Gemälde, auf welche man — leider mit Unrecht — ein Hauptgewicht legte: eine kleine heilige Familie, angeblich vom großen Michelangelo, aber ganz unecht; ein Eccehomo, angeblich von Correggio, aber wohl nur von einem Enkelschüler desselben, jetzt in der Münchener Pinakothek wenig beachtet; ein angeblicher Lionardo da Vinci, jetzt in Schleißheim, weder gekannt noch anerkannt; endlich sogar ein angeblicher Rafael, eine Wiederholung des Johannes in der Wüste. An der Hauptwand dieses Saales aber hing ein echtes Bild Rafaels, jene Madonna des Hauses Cangiani, welche die Kurfürstin aus Florenz mitgebracht hatte, die bekannte symmetrische Composition: Elisabeth und Maria knieen einander gegenüber und führen zwischen sich ihre Knäblein einander zu; Joseph steht dahinter und

schließt die Gruppe pyramidal ab. Auch der liebenswürdige florentinische Colorist Andrea del Sarto war hier wenigstens mit einem Hauptbilde vertreten. Im übrigen war von den großen Cinquecentisten nicht viel die Rede. Aber die Eklektiker des 17. Jahrhunderts, die Caracci mit ihrem Gefolge von Guido Reni, Guercino, Domenichino, Lanfranco u. s. w. waren hier zu Hause, und mehr noch die Italiener, welche den Uebergang ins 18. Jahrhundert bilden, wie der Conte Carlo Cignani (1628—1714), dessen große „Himmelfahrt Mariä" die Mitte der Hauptwand dieses großen Mittelsaales und somit den Mittelpunkt der ganzen Galerie einnahm.

Der vierte Saal, der zweite quadratische Eckſaal, hieß der „Saal van der Werffs." Hier hingen jene zahlreichen Gemälde dieses Meisters, welche damals einen Modestolz Düsseldorfs bildeten und heute ein Cabinet der Münchener Pinakothek füllen, aber auch die berühmten Rembrandts, jene herrlichen sechs Passionsbilder, welche für alle Zeiten ein dauernder Stolz jeder Sammlung sein werden, die sie besitzt.

Endlich gelangte man in den großen fünften Saal, welcher heute in die Landesbibliothek verbaut ist, den in seiner Art einzigen „Rubens-Saal", welcher mit 46 zum Theil sehr großen Bildern des Antwerpener Malerfürsten geschmückt war. Unter ihnen befand sich eine Reihe seiner berühmtesten und köstlichsten Werke. Die Schmalwand, in welcher die Eingangsthür lag, trug elf, die gegenüberliegende Schlußwand sieben Tafeln. In der Mitte der letztern prangte das große jüngste Gericht, welches in der Düsseldorfer Jesuitenkirche gewesen war. Oben auf den Wolken thront Christus als Weltrichter zwischen Engeln und Heiligen; unten auf der Erde entsteigen die Todten bei den Klängen der Posaunen ihren Gräbern. Rechts vom Erlöser schweben die Seligen gen Himmel oder werden von den Erzengeln hinangezogen; links werden die Verdammten in wilden Knäueln zur Hölle hinabgedonnert. Welches Gedränge kolossaler menschlicher Formen, welche Fülle von Licht und Farbe, welche Mannichfaltigkeit verklärten und entsetzten Ausdrucks! Rechts neben diesem großen hing das kleine jüngste Gericht, welches denselben Gegenstand weniger michelangelesk, aber origineller rubensch, weniger plastisch, aber einheitlicher malerisch darstellt. Links neben jenem großen Bilde aber hing das Doppelbildniß des Künstlers und seiner ersten Gemahlin Isabella Brant. Im Schatten einer Geisblattlaube sitzt das glückliche Paar. Sie ruht zu seinen Füßen und legt ihre Rechte zutraulich auf die seine; heiter und selbstzufrieden blicken uns große, bedeutende Augen an. Endlich die 28 Gemälde an der großen Langwand dieses Rubenssaales: die prächtige Amazonenschlacht, die guirlandenschleppenden nackten Kindergestalten, die Landschaft mit dem Regenbogen, der Sturz der Verdammten, Christus und die Sünder, die große Himmelfahrt Mariä, welche noch heute

in Düsseldorf hängt, und wie viele andere blendende und packende Werke des immer blendenden und packenden Meisters!

Den Ruhm Rubens' immer wieder und immer weiter zu verbreiten war im vorigen Jahrhunderte recht eigentlich eine Mission der Düsseldorfer Galerie. Fassen wir im übrigen ihre Bedeutung zusammen, so fällt uns freilich sofort auf, daß sie, wie alle Institutionen aller Zeiten, durchaus ein Kind ihrer Zeit war. Der historische Sinn war noch nicht erwacht. Von den großen niederländischen und italienischen Meistern des 15. Jahrhunderts, die heute z. B. den Stolz der Berliner Galerie bilden, besaß die Düsseldorfer Sammlung kein einziges Bild. Man hielt diese Meister damals für veraltet oder barbarisch. Selbst das 16. Jahrhundert war, obgleich Rafael und Andrea del Sarto nicht fehlten, äußerst mangelhaft vertreten: Correggio, Lionardo und Michel Angelo nur mit unechten Bildern, von den deutschen Hauptmeistern Hans Holbein und Lucas Cranach gar nicht, Albrecht Dürer nur mit einer alten Copie seiner Wiener „Marter der Zehntausend." In Düsseldorf hielt man damals diese Copie natürlich für das Original. Der Katalog aber besprach das Bild trotzdem in einem sauersüßen Tone, welcher den völligsten Mangel an Verständniß für Dürers Eigenart zeigte. Die Stärke der Düsseldorfer Galerie lag in den damals modernen, wenn auch in den letzten 50 Jahren verstorbenen, und in den damals modernsten Meistern, vor allen in den Großmeistern des 17. Jahrhunderts, und da wir in diesen heute wieder die malerischen Maler κατ' ἐξοχήν verehren, so folgt daraus, daß wir den Ruhm der Düsseldorfer Galerie auch heute im vollsten Maße nachempfinden würden; wir würden dies um so mehr thun, als heute am ganzen Rheinufer von Basel bis Nymwegen keine einzige Galerie steht, die sich auch nur annähernd an Bedeutung mit ihr messen könnte.

Ihre weitere Geschichte im 18. Jahrhundert verläuft glatt und ruhig, um im Anfang unseres Jahrhunderts tragisch zu enden. Johann Wilhelms Nachfolger Carl Philipp verlegte die Residenz nach Mannheim und gründete dort eine neue Galerie, die, nebenbei bemerkt, später das Schicksal der Düsseldorfer Galerie, verschleppt zu werden, theilte, den Mannheimern aber unter dem Großherzoge Karl Friedrich durch eine neue Sammlung alter Bilder ersetzt wurde. Unter Carl Philipp geschah nichts für die Düsseldorfer Galerie, deren damaliger Director jener Joseph Karsch war, welcher die Grisaillen des Treppenhauses malte. Carl Theodor, der 1782 folgte, residirte zwar auch nicht in Düsseldorf, aber er besuchte die Stadt doch einige Male und wandte ihr einige Bilder zu. Unter ihm fand durch den Nachfolger Karschs, den 1756 aus Rom berufenen Director Lambert Krahe, die Neuordnung der Sammlung statt, welche wir kennen gelernt haben. Derselbe Lambert Krahe wurde dann 1767 zum Director der neugeschaffenen Düsseldorfer Kunstakademie bestellt, welche sozusagen wegen der Galerie,

für sie und auf sie hin gegründet worden war. Trotzdem legte er neben der großen Bildergalerie noch eine besondere Akademiesammlung an, wie andrerseits auch im Schlosse eine große Anzahl von Bildern hing, welche keinen Platz in der Galerie gefunden hatten, ohne rechtlich von ihr getrennt zu sein. Die Akademiesammlung, die noch besteht, hat später einige gute Bilder erhalten; ihre alten 65 Gemälde bedeuteten nicht viel; um so mehr freilich ihre große, durch die Landstände für 30 000 Thaler vom Director Krahe erworbene Sammlung von über 14 000 Handzeichnungen alter Meister und über 23 000 Kupferstichen.

Aber bleiben wir bei der eigentlichen großen Gemäldegalerie. Schon unter Carl Theodor war sie zweimal wegen Kriegsunruhen aus Düsseldorf geflüchtet worden. Ihre erste Flüchtung hatte sie 1758 nach Mannheim geführt, von wo sie 1764 nach Düsseldorf zurückkehrte. Das zweite Mal, 1794, wurde sie über Bremen nach Glückstadt gebracht, von wo sie nach dem Lüneviller Frieden 1801 abermals ihrer rheinischen Geburtsstadt zurückgegeben wurde. Inzwischen war 1799 Maximilian Josef von Baiern Herzog von Jülich und Berg geworden. Dieser ließ die Galerie, als im Jahre 1805 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, zum dritten Male entführen und unter dem Vorwande, sie vor den Preußen zu schützen, nach München bringen. Die bergischen Stände protestirten, wurden aber vertröstet; von einer dauernden Entfernung der Galerie war auch jetzt, wenigstens anfangs, so wenig die Rede als in den frühern Fällen. Als aber im folgenden Jahre auch der damalige Director der Galerie und der Akademie, Johann Peter Langer, nach München übersiedelte, war hinfort auch von einer Rückgabe der Galerie keine Rede mehr. Als Düsseldorf französisch wurde, wiederholten die Stände ihren Protest. Die französische Regierung aber lehnte eine Einmischung als „inopportun" ab. Als Düsseldorf preußisch geworden war, wurde die Agitation für die Rückgewinnung der Galerie wieder aufgenommen. Aber erst 1866 entschloß sich Preußen, dem Friedensvertrage mit Baiern einen Paragraphen einzufügen, nach welchem die Rechtsfrage, ob Maximilian Joseph berechtigt gewesen, die Galerie dauernd aus Düsseldorf zu entfernen, durch den Spruch eines deutschen Appellationsgerichts entschieden werden sollte. In den Jahren zwischen 1866 und 1870 wurde ein erbitterter Zeitungskrieg über diese Frage zwischen München und Düsseldorf geführt. Hüben wie drüben wurde mit der größten Zuversicht behauptet, man habe das Recht auf seiner Seite. Auf diese Rechtsfrage soll hier nicht eingegangen werden; es ist das auch nicht mehr nothwendig, weil sie ihre praktische Bedeutung verloren hat; denn als Baiern 1870 an Preußens Seite siegte, ließ letzteres den Rechtsstreit fallen. Das preußische Abgeordnetenhaus aber bewilligte der Stadt Düsseldorf eine Entschädigung, welche sie zwar nicht in den Stand setzte, eine neue Galerie alter Meister anzuschaffen, wohl aber ihrer städtischen Sammlung moderner

Meister ein hübsches und zweckmäßiges, von Giese in Dresden entworfenes neues Haus zu bauen. Das ist geschehen, und wenn Düsseldorf, wenn Preußen ein Recht gehabt, so ist dieses auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden.

Kunstgeschichtlich ist jetzt nur noch die Frage interessant, was in Baiern aus den 358 Bildern der ehemaligen Düsseldorfer Galerie geworden. Die landläufige Ansicht des halbunterrichteten Publicums geht dahin, die Düsseldorfer Galerie sei in die Münchener Pinakothek aufgegangen, ja bilde wohl gar deren wichtigsten und größten Bestandtheil. Diese Ansicht ist ungenau. In der Münchener Pinakothek hängen über 1400 Bilder. Von diesen stammen höchstens 200 aus der alten Düsseldorfer Galerie, und umgekehrt befindet sich nicht viel mehr als die Hälfte der ehemaligen Düsseldorfer Bilder in München. Was ist aus den übrigen geworden?

Hier gilt es zunächst eine Behauptung zu widerlegen, welche von allen Düsseldorfer Schriftstellern über diese Angelegenheit aufrecht erhalten wird, die Behauptung, 15 oder gar 22 Bilder der alten Sammlung seien von Maximilian Joseph dem Kaiser Napoleon zum Geschenke gemacht worden und befänden sich bis auf den heutigen Tag in der Pariser Sammlung. Diese Behauptung wurde 1815, als es sich um die Herausgabe des französischen Kunstraubes handelte, sogar officiell in Paris geltend gemacht, und obgleich damals von dem französischen Beamten formell und officiell in Abrede gestellt wurde, daß sich irgend ein Düsseldorfer Bild in Paris befinde, so hielten die Düsseldorfer doch an ihrer Ansicht fest. Sie behaupteten, der französische Beamte habe sich sophistisch dahinter versteckt, daß man irriger Weise 22 Bilder in Paris vermuthet habe, obgleich es, wie sich nachträglich herausgestellt habe, nur 15 gewesen seien. Mit dem Pariser und Düsseldorfer Katalog in der Hand machte man diese 15 Bilder sogar einzeln namhaft: 2 sollten von Rubens sein, 5 von Van Dyck, 2 von Jordaens, je eins von Jan Steen, Teniers, Snyders, Fr. Albani und Paolo Veronese. Aber warum zog man außer dem Pariser und dem Düsseldorfer nicht auch den Münchener Katalog zu Rathe? Man würde seinen Irrthum dann sofort eingesehen haben. Alle jene Meister haben ähnliche Darstellungen öfter gemalt, oder diese sind in ihren Ateliers wiederholt oder später copirt worden. Die Behauptung ist in Bezug auf die 15 Bilder ebenso irrig als in Bezug auf die früher gemeinten 22. Wer die Bilder kennt, begreift es gar nicht, daß diese irrige Behauptung, welche zuerst 1818 in einer Broschüre von Theodor von Haupt auftauchte, noch 1868 von A. V. Hardung weitläufig ausgenützt, ja sogar noch 1876 in einer Broschüre von A. Fahne öffentlich als ausgemachte Thatsache wiederholt werden konnte. Wir können versichern, daß sicher 12, wahrscheinlich sogar 14 jener namhaft gemachten 15 Bilder wohlbekannte Werke der Münchener Pinakothek sind. Die Behauptung

z. B., daß Rubens' berühmte „Landschaft mit dem Regenbogen" in Paris sei, wird dem Eingeweihten ebenso lächerlich vorkommen, wie die Ansicht, das Pariser Bild des Bohnenfestes von Jordaens sei das ehemalige Düsseldorfer Exemplar. Das Pariser Bild ist unbezeichnet, das Münchener aber trägt die Bezeichnung Jor. fec. 1646, welche bereits der alte Düsseldorfer Katalog demselben giebt. Das 15. Bild aber, welches in Paris sein soll, Rubens' „Diogenes, mit seiner Laterne Menschen suchend," übrigens nur ein Schulbild, befindet sich in Schleißheim. Das Inventar der dortigen Galerie bemerkt ausdrücklich, daß dieses Bild aus Düsseldorf stamme.*) Die ganze Sache ist für den Kenner so evident, daß es unnöthig erscheinen könnte, überhaupt auf sie einzugehen. Da jene Behauptung aber noch 1876 mit Nachdruck öffentlich betont worden ist, so ist es wirklich nicht überflüssig, sie auch einmal mit Nachdruck öffentlich zu widerlegen.

Schwerlich ist jemals eins der alten Düsseldorfer Bilder wieder aus Baiern herausgekommen; aber in Baiern sind sie, bei dem gewaltigen Bilderschatze, den dieses Land besitzt, in den Gesammtvorrath vertheilt worden. Obgleich niemand daran denken wird, Baiern einen Vorwurf daraus zu machen, muß doch hervorgehoben werden, daß erst diese Thatsache das definitive Ende der Düsseldorfer Galerie als solcher bezeichnet, die Thatsache, daß sie in Baiern auseinandergerissen und über das ganze Land zerstreut worden ist. Den Löwenantheil freilich hat München erklärlicherweise für sich behalten. Die meisten, besten und berühmtesten Bilder der Düsseldorfer Galerie befinden sich allerdings in der dortigen Pinakothek, etwa 200*); die Schleißheimer Galerie besitzt ungefähr 100, darunter manches vortreffliche Werk, wie eine „Trinkstube" von A. Brouwer, ein „Urtheil Salomonis" von A. van der Werff, einen „Aufzug im Freien" von Seb. Vranx, ein „Stillleben" von F. Snyders, eine „Landschaft" von Eglon van der Neer, außerdem eine große Anzahl der Jagdstücke, die Jan Weenix für das Bensberger Schloß gemalt hatte.

Die interessante kleine Augsburger Galerie besitzt mindestens 24 Bilder, die früher in Düsseldorf waren, und selbst Bamberg, Würzburg und Speyer haben ihren Antheil erhalten. In Düsseldorf selbst aber sind nur zwei Bilder seiner ehemaligen berühmten Galerie zurückgeblieben; das eine unzweifelhaft, weil es, auf Holz gemalt, zu groß und zu schwer war, um transportirt zu werden: Rubens' herrliche „Himmelfahrt Mariae," das gewaltigste Kunstwerk, welches

*) Nach gütiger Mittheilung des gegenwärtigen Directors der Schleißheimer Galerie, des Herrn Bayersdorffer.

*) Ich selbst konnte nur 187 nachweisen; aber Herr Director Bayersdorffer hat mir gütigst mitgetheilt, daß vor einiger Zeit ein Dutzend der ehemaligen Düsseldorfer Bilder von Schleißheim nach München gesandt worden sind, um der Pinakothek einverleibt zu werden.

Düsseldorf gegenwärtig besitzt; ein anderes aber wahrscheinlich, weil es zu schlecht war: nämlich „Samson durch Delila den Philistern überantwortet“ von Joost van Winghen, einem vorrubensschen, vor 1550 in Brüssel gebornen Meister, der zu jenen langweiligen Niederländern der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört, die ihren nationalen Stil zu Gunsten einer Nachahmung der Italiener aufgegeben hatten, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, die Formensprache der Italiener zu erlernen.

Das ist das Schicksal einer Gemäldegalerie, welche im vorigen Jahrhundert am Ufer des Rheins stand und in der ganzen Welt berühmt war. Ihr Andenken wird die Kunstgeschichte immer in Ehren halten.

Chr. Gottfried Körner und J. G. Göschen.

Von Adolf Stern.

(Schluß.)

Das Ende des Jahres 1786 und der Anfang des folgenden müssen für Körner nicht die erquicklichsten Zeiten gewesen sein. Als er im December und Januar in Leipzig verweilte, gab es offenbar mannichfache Auseinandersetzungen mit dem Geschäftsfreunde. Am Silvester 1786 schrieb Körner an Schiller, welcher in Körners Wohnung in Dresden zurückgeblieben war: „Suche doch die Papiere, die meine Verhältnisse mit Göschen betreffen, in meinem Pulte; sie stecken in einem Foliobogen von Kunzes Hand beschrieben. Schicke sie mir mit der ersten Post.“ (Schiller-Körnerscher Briefwechsel.) Was aber auch bei den damaligen persönlichen Begegnungen zwischen beiden verhandelt worden sein mag, der Oberconsistorialrath ließ es zur Ostermesse des Jahres 1787 nicht an den von ihm erwarteten Summen fehlen. Die Herbeischaffung erwies sich diesmal besonders schwer; der Geldjude Beit, dessen intimere Bekanntschaft auch „Rath Schiller“ zu seinem spätern Leidwesen in dieser kritischen Zeit machte, mußte mehrfach hilfreich eingreifen. Dies veranlaßte Körner, der bei allem Sanguinismus und aller Gutherzigkeit doch eben ein guter Haushalter, ein pflichttreuer, ernster Mann war, zu einem ersten Besinnen über die wunderliche Natur seiner

Verbindung mit Göschen und über die Consequenzen weitrer Betheiligung am Verlagsbuchhandel. Als Resultat seines Nachdenkens erscheint folgender charakteristische Brief, den er noch während der Jubilatemesse an den Leipziger Socius richtete:

Dresden, den 11. Mai 87.*)

Hoffentlich werden Sie, lieber Freund, nunmehr für diese Messe befriedigt seyn. Bassenge wird Ihnen 600 und Beit 200 Thaler gegeben haben und Schiller wird Sie über 150 Thlr. quittiren, ohne daß Sie seinen Wechsel einzulösen haben. Aber nunmehr lassen Sie mich Halte machen. Ich weiß, daß Sie zu keinen andern Unternehmungen Geld von mir verlangen werden als die Sie auch für mich vortheilhaft glauben. Aber mich in meiner jetzigen Lage weiter darauf einzulassen, fängt mir an bedenklich zu werden. Unglücklicher Weise kommt mich die Aussaat immer etwas hoch zu stehen. Ich habe noch Schulden abzuzahlen, die ich zu 5 proc. verzinsen muß, während daß meine meisten Capitale sich zu 4 proc. verintereſſiren. Alle bisher eingegangnen Gelder, die ich zu Tilgung dieser Schulden hätte verwenden können, habe ich für die Handlung hergegeben. Und was das schlimmste war, so traf sichs immer, daß sie nicht pünktlich die Zahlwoche eingingen, sondern 8 Tage oder mehrere Wochen später. So wars besonders dießmal. Sie konnten nicht warten. Was blieb mir da übrig, als mir ein halb Dutzend Körbe zu holen und am Ende für 20 proc. bey den Juden Geld aufzunehmen. Wenn das nicht Studentenwirthschaft ist —

Verstehen Sie mich recht. Ich bin weit entfernt Ihnen Vorwürfe zu machen. Aber ich fürchte mich vor einem neuen Projekte, wenn Sie mit dem Göthe fertig sind und deswegen muß ich über diese Sache so offenherzig schreiben. Glauben Sie, daß es mir schwer wird mich zurückzuhalten und daß Ihr Hang zu Unternehmungen nicht größer seyn kann, als der meinige. Nur in meiner jetzigen Lage *muß* ich mir Gränzen setzen. Es bleibt also bey unsrer Abrede. Die 4000 Thlr. bleiben in der Handlung, aber die 1500 Thlr. für den Göthe, erwarte ich nach und nach, sowie er sich kostenfrey gemacht hat, zurück!

Dieser in mehr als einem Betracht interessante Brief konnte begreiflicherweise Göschen nicht sonderlich erfreuen. Für alle Literaturfreunde ist es ein interessantes Document der Mühen und Nöthe, welche mit dem Zustandekommen der ersten Gesammtausgabe der Werke unsers größten Dichters verknüpft waren. Hoffnungsvollen national-ökonomischen Schriftstellern, welche eine Vertheidigung des Wuchers beabsichtigen, kann das Actenstück nicht dringend genug empfohlen werden. Da Göschens Geldbedürfnisse hauptsächlich durch die im Gange befindliche Goetheausgabe veranlaßt waren, Körner um seinen Socius zu befriedigen von dem vortrefflichen Beit zu unchristlichen Zinsen Summen aufnehmen

*) Die mit * bezeichneten Briefe, deren Originale die Dresdner Bibliothek besitzt, sind unsers Wissens bisher ungedruckt.

mußte, so ist es leicht, wie folgt zu schließen: Hätte Göschen die Honorarzahlungen an den in Italien seiner künstlerischen Vollendung lebenden Goethe nicht pünktlich leisten können, wäre, um Göschen dazu in Stand zu setzen, der wackere Geldmann Beit dem Oberconsistorialrath Körner nicht gegen einen mäßigen und erlaubten Vortheil beigesprungen, so hätte es wohl gar kommen können, daß Goethe seine italienische Reise früher abbrechen mußte. Hieraus geht hervor, von wie wohlthätigen, einer ganzen Nation bis in die spätesten Zeiten zu Gute kommenden Wirkungen unter Umständen der sogenannte „Wucher“ sein kann u. s. f. mit Grazie in infinitum!

Scherz bei Seite — dem guten Körner war es damals nicht eben scherzhaft zu Muthe. Im Frühjahr 1787 war es, wo er mit Schiller und Huber bei Sala in Dresden ein paarmal „englisch Bier“ trank und sich mit den Herzensfreunden darüber verständigte, daß eine größere Klarheit in alle ihre Verhältnisse, Lebensbeziehungen und Ziele kommen müsse. Gegenüber Schiller bezogen sich die Verständigungen wohl hauptsächlich auf dessen sinnverwirrende und seine poetische Arbeitskraft lähmende Leidenschaft für das schöne und coquette Fräulein von Arnim. Aber natürlich kamen auch die materiellen Fragen ins Spiel — Körner erschrak begreiflicher und berechtigter Weise vor der Möglichkeit, daß ihrer aller Beziehungen zum „Kaufmann Beit“ noch engere werden und sich fortsetzen könnten. Auch mit seinen eignen Illusionen über die Ergiebigkeit der Handlung hatte er jetzt abzurechnen. Und da Schiller im Hochsommer Dresden verließ und nach Weimar ging, so betrachtete dies Körner mit Recht als einen entscheidenden Lebensabschnitt und entschied sich, gewiß erst nach manchem innern Kampfe, auf seine unmittelbare Thätigkeit als Verleger, auf den Gewinn, der ihm daraus erwachsen könne, weise Verzicht zu leisten und dem Sperling in der Hand vor der Taube auf dem Dache den Vorzug zu geben. Mit sorgfältiger Schonung der Interessen und der zur Zeit noch einigermaßen kritischen Lage seines Socius schlug der besonnene Haushalter die Trennung der seitherigen Verbindung in nachstehenden Briefe vor:

Dresden, den 28. Juli 87.*

Es scheint nicht, lieber Freund, als ob ich bald das Vergnügen haben würde Sie bey uns zu sehen. Ich muß Ihnen also schriftlich einen Vorschlag eröffnen, der mir nach reifer Ueberlegung für uns beyde der heilsamste scheint. Je mehr ich über die Societät nachdenke, wie wir sie uns ausgeklügelt hatten, je mehr stoße ich auf Schwierigkeiten in Auseinandersetzung unserer gegenseitigen Erwartungen und sehe in der Zukunft eine Menge Unannehmlichkeiten für uns beyde voraus. Lassen Sie uns bey dem einzigen stehen bleiben, daß unsere Absichten eigentlich ganz verschiedene sind. Ihnen ist es darum zu thun ein dauerhaftes Werk für die Zukunft zu gründen und für die Entbehrung des gegenwärtigen Gewinnes, halten Sie sich

durch vortheilhafte Aussichten schadlos. Mir ist daran gelegen mein Capital jetzt so gut als möglich zu nutzen, weil ich jetzt hauptsächlich von Interessen leben muß. Eine entfernte Aussicht, bey der ich mich jetzt häufigen Geldverlegenheiten ausgesetzt sehe, kann für mich wenig Reitz haben, da ich ohnehin an Aussichten zu einträglicheren Besoldungen und beträchtlichen Erbschaften keinen Mangel habe. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir vom Buchhandel einen unrichtigen Begriff gemacht habe, der mich eine frühere Ernte hoffen ließ. Sie haben dabey keine Schuld, aber jetzt ist es noch Zeit unser Verhältniß auf einen Fuß zu setzen, der uns beyde befriedigt. Wie wäre es wenn wir annähmen ich hätte Ihnen ein Capital zu 5 proc. in Ihre Handlung geborgt. Ich entsagte allem Antheil an der Handlung, wenn Sie mir das Capital von der Zeit, da Sie es empfangen haben, verzinseten. Sie können mir abschläglich, doch nicht unter 100 Thlr. wiederbezahlen, soviel und wenn Sie wollen. Vor Ablauf eines größeren Termines kann ich das Capital nicht aufkündigen. Alsdann aber kann ich auf alle Ostermessen 500 Thlr. fordern. Bis dahin haben wir gar keine Abrechnung miteinander als nach der Ostermesse, da Sie mir jedesmal die jährigen Interessen zahlen und mir, was ich an Büchern genommen habe, verrechnen. Ich habe nach dieser Idee einen Entwurf zu einer Verschreibung gemacht, den ich beylege. Haben Sie nichts dawider einzuwenden, so schicken Sie mir das Dokument vollzogen zurück. Wegen der Interessen von 85 will ich nicht in Sie dringen. Ich bin zufrieden, wenn ich Sie künftige Ostern bekomme oder vielmehr was Sie mir von Michael bezahlen können nehmen wir als Interessen von 85 und als dann können wir nach und nach in Ordnung kommen, daß ich jede Ostern gewiß auf den Eingang der jährigen Interessen rechnen kann. Auf diese Art können Sie ganz mit der Handlung schalten und walten, ersparen sich die mühsame und gewiß sehr verwickelte Berechnung der Billanz und haben mich bloß als Ihren Gläubiger anzusehen. Ich habe den gewissen gegenwärtigen Vortheil, anstatt eines größeren, der entfernt und ungewiß ist. Sie haben die Aussicht binnen wenigen Jahren, wenn Sie glücklich sind, sich eine Handlung ganz zu eigen erwerben zu können. Kurz wir befinden uns gewiß besser dabey. Ich erwarte Ihre Gedanken hierüber und bin wie immer

Der Ihrige
Körner.

Der Entwurf eines Schuldscheines, in dem sich Göschen zum Empfang eines mit 5 Procent zu verzinsenden Darlehens von 5500 Thalern bekannte, lag diesem klaren, ruhigen und sicher nicht unfreundschaftlichen Briefe bei.

Wie besorgt um die Zufriedenheit des seitherigen Compagnons sich aber Körner zeigen und wie bald Göschen erkennen mochte, daß auch für ihn die vorgeschlagene neue Gestaltung der Dinge mancherlei und sehr wesentliche Vortheile in sich schließe, für den Augenblick ward Göschen über den plötzlichen Rücktritt seines Handlungsgenossen doch bestürzt und verstimmt. Er hatte freilich den Gewinn der Handlung künftig allein zu erwarten, aber mit diesem Gewinne sah es zunächst doch noch recht mißlich aus. Ein Capital, das an Gewinn und Verlust in seinen Händen gewesen, über das er bisher schon ziem-

lich so frei disponirt hatte, als es in Zukunft nur irgend der Fall sein konnte, verwandelte sich in eine zu verzinsende und abzutragende Schuld. Und was die Hauptsache war, Körner ließ nicht den leisesten Zweifel darüber, daß er künftighin nicht geneigt sein würde, seine übrigen Capitalien — auf die Göschen für gewisse Eventualitäten und günstige Anerbietungen immerhin gerechnet haben mochte — dem schwankenden Glücke des Buchhandels anzuvertrauen. Es war natürlich und verzeihlich, daß er sich vom Unmuthe zu bittern Bemerkungen hinreißen ließ; auch an Schiller scheinen dergleichen gelangt zu sein, wenigstens bemerkt dieser in seinem von Weimar den 8. August 1787 datirten Briefe an Körner etwas trocken: „Dein Arrangement mit Göschen kann sehr recht gewesen sein, es hat mich ein wenig befremdet." Körner selbst, der immer liebenswürdige, prächtige, wackere Körner trug Sorge, linderndes Oel auf Göschens Wunde zu träufeln. Er ließ ein kurzes, aber herzliches Billet an den Freund abgehen, das nöthigenfalls verrieth, daß er keineswegs unbedingt auf seiner Forderung bestehe, sondern andern, entgegenkommenden Vorschlägen Göschens geneigt sei:

Dresden, 13. August 1787.*

Bertuch hat mir gesagt, daß Sie wirklich Willens gewesen wären uns zu besuchen. Machen Sie es noch wahr und vergessen Sie meinen letzten Brief. Prenez que je n'ai rien dit. Wir sind die Alten, sobald Sie der Alte sind.

Inzwischen aber hatte sich der tüchtige Göschen gefaßt und die andere Seite der Angelegenheit in Betracht gezogen. Er ließ (wie ein Brief Körners vom 19. August an Schiller in Weimar mittheilt) durchblicken, daß ihm selbst die buchhändlerische Societät mit dem Oberconsistorialrath drückend gewesen sei und sprach einen wohlgesetzten und, wie wir nicht zweifeln, wahrhaft empfundenen Dank für Körners Uneigennützigkeit und freundschaftliche Rücksichtnahme in den Festsetzungen bezüglich der Rückzahlung des Capitals aus. Dem Dresdner Freunde aber fiel ein Stein vom Herzen, daß die Angelegenheit sich friedlich und freundlich zu lösen begann. Umgehend schrieb er an Göschen:

Dresden, 17. August 1787.*

Ich bin nunmehr vollkommen beruhigt, lieber Freund und es freut mich sehr, daß mein Vorschlag mit Ihren Wünschen übereintrifft. So uneigennützig bin ich übrigens nicht, als Sie mich schildern. Es war allerdings Rücksicht auf meine Lage, was mich zu meinem Vorschlage veranlaßte, aber freylich war mir daran gelegen, daß Sie dabey keinen Nachtheil haben sollten. Alle Mißverständnisse sind nun unter uns vorbey und Sie werden mir verzeihen, wenn mir bisher in einigen meiner Briefe weniger freundschaftliche Aeußerungen entfahren sind.

In der That gestaltete sich das neue Verhältniß der bisherigen Handlungsgenossen durchaus so, wie es der innern Tüchtigkeit und ehrenhaften Gesinnung beider

Männer angemessen war. Die spätern, aus mehr als hundert längern und kürzern Schreiben bestehenden Briefe Körners an Göschen zeigen, in wie lebhaftem literarischem Verkehre die Freunde blieben. Göschen besorgte Körners nicht unbedeutenden Bücherbedarf, und Körner bat ihn nach wie vor um die Ordnung seiner Geldangelegenheiten in Leipzig, wozu sich Göschen jederzeit liebenswürdig bereit zeigte. Die Verzinsung des Körnerschen Capitals, das zunächst in der Handlung stehen blieb, verursachte keine Schwierigkeiten, seit 1788 gedieh Göschens Glück als Buchhändler besser und besser, zwischen 1790 und 1800 durfte er schon den hervorragendsten wie den intelligentesten Verlegern nicht nur Leipzigs, sondern Deutschlands zugezählt werden. Die Rückzahlungen des Capitals selbst begannen schon in der Jubilatemesse 1789, wo Körner 600 Thaler empfing. Die einzelnen Posten der allmählichen Abtragung durch Göschen haben natürlich kein allgemeineres Interesse. Am 1. December 1800 waren 5300 Thaler sammt allen Zinsen an Körner zurückerstattet, am 1. März 1801 empfing der längst als Appellationsrath zu einem auskömmlichen Amte gelangte die letzte Zahlung von 100 Thalern.

Wichtiger und interessanter als die fernern geschäftlichen Auseinandersetzungen über die ehemals in die Handlung eingeschossenen Gelder sind die Unterhandlungen, welche Körner von Zeit zu Zeit als Autor mit dem Verleger Göschen anknüpfte. Schon bei Errichtung der „Societät" war es Körners geheimster Wunsch gewesen, als Mitbesitzer der Buchhandlung Gelegenheit zu haben, auch die Producte seiner für die Zukunft beabsichtigten literarischen Thätigkeit leichter ins Publicum zu bringen. Er hatte freilich seitdem Jahre verstreichen lassen, bald Uebersetzungen, bald philosophische Abhandlungen geplant und doch nur vereinzelte Anläufe zu beiden genommen. Aber der alte Wunsch war in ihm lebendig geblieben, und als er im Jahre 1792 eine bittere Enttäuschung erfuhr, insofern ihm der im Briefwechsel mit Schiller viel erwähnte Erbonkel Ayrer in Zerbst statt der geträumten 12 000 Thaler nur 3000 testamentarisch vermachte, nahm er wieder einmal einen energischen Anlauf, seine feine, bequem aufnehmende und genießende Natur zu anhaltender literarischer Thätigkeit und — literarischem Erwerbe zu spornen. Da erging denn natürlich eine Anfrage an Freund Göschen in Leipzig:

Dresden, 28. September 1792.*

Unter der Voraussetzung lieber Freund, daß Sie von Ihrer Reise zurück sind, frage ich bey Ihnen an, ob Sie mir etwa für den nächsten Winter eine einträgliche Schriftstellerarbeit verschaffen können? Nach dem Betrage des Ayrerschen Vermächtnisses darf ich nicht länger von meinen Capitalien zehren, sondern muß ernstlich darauf denken, was mir zu meinen Bedürfnissen an Einkünften mangelt durch Arbeit zu ersetzen, bis ich eine bessere Stelle bekomme. Aber diese letztere Aussicht ist verloren, sobald mein Name bey einer Autorschaft von großem Umfange bekannt wird.

Die Schlußwendung dieses Briefes wirft ein sehr helles Licht auf die damaligen Dresdner Verhältnisse. Körner würde einen guten Theil seiner Beliebtheit und vermuthlich seine ganze „politische Wichtigkeit" eingebüßt haben, wenn man ihn als Autor eines vortrefflichen Buches gekannt und erkannt hätte. Einzelne da und dort verstreute Aufsätze konnten als Dilettantenarbeit betrachtet und demgemäß verziehen werden. Uebrigens aber war wenig Gefahr, daß für Göschens Freund eine so schlimme Möglichkeit hätte eintreten sollen. Der Verlagsbuchhändler beeilte sich zwar, den Wünschen Körners entgegenzukommen, und bot ihm die Fortsetzung des historischen Damenkalenders und die Bearbeitung einer Geschichte der Reformation für denselben an. Allein sowie Göschen Ernst machte, trat Körner zurück und beeilte sich am 10. November für das gezeigte Vertrauen bestens dankend die Arbeit zurückzuweisen: „Ihren Vorschlag lieber Freund erkenne ich mit Dank theils als einen Beweis Ihres Zutrauens, theils als die Wirkung Ihrer Bereitwilligkeit meine ökonomischen Wünsche zu befriedigen. Aber ich habe nicht Zutrauen genug zu mir selbst, um eine solche Unternehmung zu wagen."

Fünf Jahre später erneuert sich die kleine Komödie; diesmal war es aber Körner, der von vornherein mit einer gewissen Selbstironie seine Verlagsvorschläge an Göschen brachte. Er schrieb ihm:

Dresden, 1. October 1797.*

Sie werden sich wundern, wieder einmal einen Brief mit schriftstellerischen Anträgen von mir zu bekommen, da Sie schon mehrere Erfahrungen haben, wie wenig bey mir fertig wird. Indessen wollen wir den nochmaligen Versuch auf eine Art machen, daß Sie auf keinen Fall dabey Gefahr laufen. Meine Vorschläge sind folgende.

Ich habe Materialien zu
einer Philosophie für Frauen,
einer Schrift über die Hoffnungen der Menschheit und
einer Abhandlung über die Grenzen des Zweifels.

Zum Ausarbeiten bedarf es bey mir eines äußeren Stoßes und dieser ist da. Ich brauche Geld. Was ich zu liefern habe, paßt eigentlich nicht für die Horen, auch weiß ich nicht, ob sie im künftigen Jahre noch fortgesetzt werden. Lieber wär mirs diese Dinge einzeln erscheinen zu lassen, aber ohne meinen Namen zu nennen. Mit der Philosophie für Frauen möchte ich am liebsten anfangen. Sie kann ungefähr ein mäßiges Octavbändchen ausmachen. In einigen Wochen hoffe ich Ihnen eine Probe schicken zu können, die einen Begriff von dem Ganzen geben wird — und vielleicht könnte ich zur Ostermesse fertig werden. Inmittelst aber möchte ich gern erndten, ehe die Saat aufgegangen ist. Es wäre mir daher ein Gefalle, wenn Sie mir vor Weihnachten hundert Thaler schicken könnten. Haben Sie mir auf Ostern

nichts für ein Manuscript zu bezahlen, so wird diese Summe von meinem Capital abgerechnet. Ich bitte um baldige Antwort über Ihre Entschließung.

Minna und Dora grüßen schönstens. Leben Sie wohl! Körner.

Göschen schickte schleunig die gewünschten hundert Thaler und hat dieselben wahrscheinlich schmunzelnd als Capitalzahlung an Appellationsrath Körner gebucht. Daß die „Philosophie für Frauen" nicht vollendet, sondern nur allerhand „Gesammelei" (um Körners bezeichnenden Ausdruck zu brauchen, der im Briefwechsel mit Schiller ein paar Mal wiederkehrt) angefangen wurde, bedarf keines Wortes.

Dennoch sollte Göschen, zur Belohnung langer Geduld, am Ende noch Körners Verleger werden. Nach dem Tode seines großen Freundes Schiller, in den Jahren der Fremdherrschaft, wo es galt, sich um jeden Preis über das Elend des Tages zu erheben, entwickelte Körner eine gewisse literarische Productivität. 1808 konnte Göschen von ihm die „Aesthetischen Ansichten" drucken. In den nächstfolgenden Jahren erschienen im Göschenschen Verlag drei politische Broschüren, die den Uebergang Körners zur politischen Thätigkeit signalisiren. Die anonym erschienenen „Briefe über das Großherzogthum Warschau," „Die Hilfsquellen Sachsens" und „Die Wünsche eines Geschäftsmannes" werden uns vielleicht später Anlaß zu einem weitern Aufsatze geben.

Körner blieb sich durch den ganzen weitern Verlauf seines Lebens in Bezug auf seine Bereitwilligkeit, Männern von Talent zu helfen, vollständig gleich. In einem seiner letzten Briefe an Göschen vom 17. Februar 1807 trägt er dem Freunde den „Amphitryon" des unglücklichen Heinrich von Kleist an. „Der Verfasser ist jetzt als Gefangener in eine französische Provinz gebracht worden und seine Freunde wünschen das Manuscript an einen gutdenkenden Verleger zu bringen, um ihm eine Unterstützung in seiner bedrängten Lage zu verschaffen." Kleist war damals von den Franzosen in Chalons an der Marne internirt. Man fühlt sich unwillkürlich in die Tage von 1785 zurückversetzt, wo Körner so eifrig Schiller beigesprungen war; leider war der Ausgang hier ein minder glücklicher.

Im Jahre 1810 hatte Körner den eignen Sohn unter die Fittiche seiner Protection zu nehmen. Er trug Freund Göschen die Sammlung von Theodor Körners Jugendgedichten „Knospen" an, zu deren Uebernahme sich Göschen bereit finden ließ. So gönnte das Schicksal dem stattlichen Verleger die Freude, dem einstigen Mitgenossen seiner Handlung, dem hilfreichen Freunde der schweren Anfangsjahre, sich in einer Weise erkenntlich zu zeigen, die Körner zu jenen letzten reinen Lebensfreuden verhalf, welche ihm noch durch das aufblühende Talent seines Sohnes zu Theil wurden, bevor auch für ihn die Tage kamen, von denen er sagen mußte: sie gefallen mir nicht.

Die destructiven Elemente im Staate.

Von Cuno Stommel.

(Fortsetzung.)

ie Veranlassung zum Auftreten destructiver Ideen in Rußland ist eine völlig andere als in Italien. In Italien war es die Schwäche des Staats, welche die Gesetzlosigkeit großzog, in Rußland seine alles erdrückende Uebermacht. Dort Beamtenohnmacht, hier Beamtenallmacht. Das Recht des einzelnen, wider das Unrecht aufzustehen und vom Staate gesetzliche Abhilfe zu verlangen, scheiterte in Italien an dem Unvermögen des Staats, in Rußland an dem bösen Willen eines verdorbenen Beamtenthums, welches mächtiger war als das Gesetz des Staates selbst. Der politischen Zerissenheit des italienischen Reichs stand die „Einheit des heiligen Rußlands," der Bosheit und dem egoistischen Sonderinteresse der italienischen Fürsten und Republiken, welche an alles andere als an große staatliche Aufgaben und an Fürsorge für ihre Unterthanen dachten, stand in Rußland seit Peter dem Großen eine feste, einheitliche, fürsorgliche Staatsregierung gegenüber, welche im großen und ganzen vom besten Willen, ihre Herrscherpflichten zu erfüllen, beseelt war. Trotzdem sind die im Nihilismus zu Tage getretenen destructiven Tendenzen zum Theil zurückzuführen auf in gutem Glauben durchgeführte irrige Maßregeln der russischen Regierung, welche die Idee des Rechts verletzten. Die nikolaische Staatsdoctrin degradirte den Unterthan zur Maschine, für welche der Staat handelt und denkt. Gegen diesen Irrthum revoltirte die sittliche Vernunft. Aber es wäre schwerlich zu so traurigen Ausbrüchen des verletzten Rechtsgefühls gekommen, wenn nicht die Irrthümer der Staatsleitung durch ein Beamtenheer zur Ausführung gekommen wären, welches das Unrecht und die Willkür in die gehässigsten Formen brachte. Rußland giebt uns Gelegenheit durch Beispiele zu zeigen, wie in einem schlechten Beamtenthum die gefährlichsten Zündstoffe destructiver Tendenzen liegen. Bezeichnend ist eine russische Anecdote. Ein Enkel sagt: „Großpapa, du sagst, der Teufel sei gar schlecht und bös, was ist denn der Teufel?" — „Mein Kind, der Teufel ist der oberste aller Tschinowniks (Beamten)."

Die Beamtenwillkür stand unter Nikolaus I. in ihrer höchsten Blüthe und wurzelte in der einseitigen Anwendung des autokratischen und centralistischen Systems, in der verderblichen Illusion, daß das Volk ein Mechanismus und

zur Regierung nichts anderes nöthig sei, als ein tüchtiger, zielbewußter, oberster Meister mit dem Korporalstock. Nichts ist trauriger, als zu sehen, wie ein gewiß rechtlicher und ehrbarer Fürst sich und sein Volk halsstarrig in die verhängnißvollsten Irrthümer stürzt. Der Despotismus der nikolaischen Zeit, très occupé a ne rien faire, ewig beschäftigt, absolute Gleichförmigkeit in einem Staatswesen zu erzwingen, das durch seine buntscheckige Länder- und Völkerzusammenwürfelung aller Gleichförmigkeit spottete, schonungslos revolutionär, um conservativ zu sein, kam doch nie an sein Ziel.*) Grimmige politische Verfolgungssucht, Organisation einer geheimen Ueberwachungsbehörde mit dem farblosen Titel „Sr. Kaiserlichen Majestät höchsteigene Canzlei, dritte Abtheilung", religiöse Unduldsamkeit, Preß- und Censurzwang, schroffste Scheidung der Gesellschaftsklassen, complete Absperrung nach außen, Beschränkung jedweder Bildung — das waren die Kundgebungen jenes Regiments. Die Polizei, welche als das einzige Triebrad des erstarrten Staatswesens am Leben geblieben war, wandelte das ungeheure Reich in ein geweißtes Grab um. Stumm und bewegungslos waren die productiven Klassen gezwungen worden, sich der vollen Verkümmerung und der Beraubung zu Gunsten eines doch auch wieder verkommenen und schließlich selbst wieder vernachlässigten Militärs und einer noch viel gründlicher verdorbenen Bureaukratie zu unterwerfen, während die Aristokratie, um den Souverän und seine Werkzeuge geschaart, das Gefühl ihres Nichts in wahnwitzigen Orgien zu ersticken suchte. Die Nichtigkeit des Petersburger Lebens wurde sprichwörtlich. Einmal war das Spielen mit Seifenblasen salonfähig und der Erfinder der Held des Tages; ein anderes Mal spaltete sich die ganze vornehme Gesellschaft in zwei feindliche Lager über die Frage, ob dem kaukasischen Armeecorps zugetheilte Gardeoffiziere in der Hauptstadt Mützen oder Hüte zu tragen hätten, eine Frage, die schließlich der Kaiser entscheiden mußte. Am beklagenswerthesten war das Schicksal der denkenden Köpfe, Schriftsteller und Docenten. Im Ministerrath äußerte der Chef öffentlich: Tout litérateur est un conspirateur né! Die Bedrückungen der Censur waren unglaublich. Nero und Caligula, besonders aber der schreckliche Zar Iwan IV. durften ja nicht Tyrannen heißen. In einem Schulbuche hieß es: Die Römer hatten in einer Republik gelebt, weil sie noch nicht glücklich genug gewesen, die wohlthätige Macht der Autokratie eines einzigen Herrschers zu kennen. Ein Censor machte Schwierigkeiten, in einem Buche drucken zu lassen, daß im siebenjährigen Kriege die russische Armee über den König von Preußen einen Sieg erfochten habe, und zwar aus dem genialen Grunde, weil das königliche Haus in Preußen dem kaiserlichen verbündet sei. Noch im Jahre

*) Wir folgen hier J. J. Honeggers „Russischer Literatur und Cultur."

1859 konnten Circulare mit folgenden fast unglaublichen Bestimmungen erlassen werden: Es sei jedermann verboten in Rußland zu reisen, um statistische oder ethnographische Erkundigungen einzuziehen, es sei denn mit specieller Autorisation der Regierung. Ein ministerielles Schreiben machte folgende geistreiche Betrachtung: „Die Regierung findet die Oeffentlichkeit völlig unnütz und würde ihrer Würde etwas zu vergeben glauben, wenn sie den durch die Presse aufgebrachten Klagen gegen Mißbräuche die geringste Aufmerksamkeit schenken wollte.“ Seit dem ungarischen Kriege durfte von Erweiterung des Eisenbahnnetzes nicht mehr die Rede sein, das Prohibitivsystem gegen das Ausland überschritt von 1848—54 alles Maß; 90 Procent aller westländischen Preßorgane, fast die gesammte Literatur war ausgeschlossen; das Reisen ins Ausland erforderte directe kaiserliche Erlaubniß nebst Erlegung von 500 Rubel Silber jährlich; Wissenschaft und Bildung wurden als Producte der gottlosen Ideen des Westens offen verfolgt und verhöhnt. Die kahle Oede des zarischen Despotismus lag wie ein Leichentuch über dem ganzen Lande ausgebreitet. Schon zu Anfange der fünfziger Jahre war so gründlich aufgeräumt, daß nach unten vollkommene Todtenstille entstand, nach oben schrankenlose Willkür und Selbstbetrug. Der hochsinnige Geschichtsprofessor Granowski schrieb 1850: „Den Priestern ist anbefohlen, den Cadetten zu lehren, daß die Größe Christi vorzüglich in seiner Ergebenheit gegen die herrschende Macht bestand; er soll dargestellt werden als ein Vorbild des Gehorsams und der Disciplin. Die Lehrer der Geschichte müssen die alten Republiken des Flittergoldes der Tugend entkleiden und die von den Historikern unverstandene Größe des römischen Kaiserthums beweisen, welches nur den einen Fehler hatte: es kannte die Erbfolge nicht.“ Welche Früchte der Thorheit und Stupidität des autokratischen Systems strictester Observanz, die Vernichtung des eignen Selbst, die Lossagung vom individuellen Wollen und Denken, gegenüber dem übermüthigen Drucke jedes Höhergestellten trug, hat Herzen drastisch dargestellt. „Der Gutsbesitzer pflegt seinem Diener zu sagen: ‚Schweig, ich dulde keine Antworten‘. Ein Departementschef wird blaß, wenn einer seiner Untergebenen ihm Einwendungen macht, und sagt ihm: ‚Sie vergessen sich, wissen Sie wohl, mit wem Sie reden?‘ Der Kaiser verweist für „Meinungen“ nach Sibirien, quält Menschen wegen ein paar Versen in den Casematten zu Tode. Und alle drei sind eher bereit, Diebstahl, Bestechung, Raub und Mord zu verzeihen, als die Freiheit der menschlichen Würde und die Dreistigkeit freier Rede.“ Bulgarin schrieb unter Nikolaus, außer andern Vortheilen, welche die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau gewähre, sei einer, an den man nicht ohne Rührung denken könne: daß von nun an ein und dieselbe Person würde des Morgens ein Tedeum für die Gesundheit des Kaisers in der Kathedrale von Kasan hören können und

des Abends eins in der Kathedrale Ascension in Moskau. Diese brutale Kriecherei wurde noch übertölpelt von jenem Moskauer Professor, welcher, die tausende von Müssiggängern überblickend, die sich versammelt hatten, um den Zaren ankommen zu sehen, meinte: „Ich bin sicher, daß auf ein Zeichen von des Kaisers Hand alle diese tausende sich mit Freuden in den Fluß stürzen würden." Das schien doch auch dem Censor zu stark und zu dumm, und es wurde gestrichen. Kaum zu Byzanz verstand man so zu wedeln.

Die Autokratie im russischen Charakter ist noch ein Rest des alten Byzantinerthums, in welchem Bureaukratie und Kronswesen die tiefsten Wurzeln gefaßt hatten, ein förmlicher Cultus wird mit dem Staatsdienerthum getrieben, so daß der ganze Mensch im Beamten aufgeht wie sonst nirgends in Europa. Daher auch die ruinirende Einwirkung dieses meist grundverdorbenen Beamtenthums auf den Volksgeist. Von diesem Dienstgeiste sagt Wigel: „Staatsdienst und Leben sind im heutigen Rußland gleichbedeutende Begriffe. Die Verabschiedung wird bei uns wie ein dunkles Grab angesehen." Das ganze Tschinownikthum mit seinen einzelnen Rangklassen kann füglich mit Wesen und Formalität der chinesischen Mandarinenhierarchie verglichen werden. Es ist übrigens gut russisch, wenn ein Doctor der Philosophie, der in die achte Klasse eingereiht ist, den Rang eines Majors bekleidete, wogegen des Kaisers Kutscher den Rang eines Obersten hatte. Die Beamtengrade sind der Hemmschuh, welcher das Aufkommen jedes Geistes in dieser verknöcherten und verdorbenen Welt hindert. Um eine Stelle einzunehmen, muß man sich zu dem entsprechenden Grade hinaufgedient haben. Findet der Souverän für eine Function den ehrenwerthen und geeigneten Mann — er kann ihn nicht berufen, wenn ihm der geforderte Rang in der Beamtenleiter fehlt. Diese Errichtung ist die festeste Stütze der Nullität und der Kriecherei, der Mittelmäßigkeit und der Käuflichkeit. Der Chef einer Behörde kann seinen Untergebenen ohne weiteres des Dienstes entlassen, indem er ihn einfach als „unzuverlässig" bezeichnet. Wigel meint vom gewöhnlichen Tschinownik: „Heilig ist ihm nichts auf dieser Welt, er ist ein civilisirter Räuber, der nicht den gehörigen Muth, hat sein Gewerbe auf offener Straße zu betreiben." Der Zar Nikolaus hatte so Unrecht nicht, wenn er sagte, er habe nur einen ehrlichen Diener in seinem Reiche, und das sei er selber. Dieser Ausspruch beweist besser als lange Citate die Machtlosigkeit eines fälschlich so oft als allmächtig vorgestellten Zaren gegenüber der überwuchernden Omnipotenz des Beamtenpersonals. Ein Beispiel aus tausenden: Ein Statsbeamter in Petersburg bestahl lange Jahre hindurch die ihm anvertraute Kasse bis auf mehrere Millionen, blieb aber als Freund und Partner eines der obersten Polizeibeamten unentdeckt, bis ein Zufall die Dieberei dem Kaiser Nikolaus enthüllte. Die Polizei hatte constant berichtet, alle gegen den Beamten vorgebrachten

Anklagen seien Verleumdungen. Zu Alexanders I. Zeit meinte ein Staatsmann: „Unsere Verfassung ist der Despotismus, beschränkt durch den Meuchelmord", und als man einen der Mörder Peters III., den Fürsten Bariatinski fragte, wie er sich zu einer solchen That habe entschließen können, antwortete er: Que voulez vous mon cher, j'avais tant de dettes.

Aber die Geister der Wahrheit und Gerechtigkeit lassen sich nicht verspotten! Jedem Russen muß das Herz bluten, wenn er sieht, wieviel Menschenglück, Kraft und Geisteines großen Volkes während dreißig Jahren durch eine Atmosphäre erstickt wurde, die nur für die Mittelmäßigkeit Lebensluft übrig ließ. Um nichts geopfert die eminentesten Geister, welche der Genius des russischen Volkes seit lange hervorgebracht! Puschkin, der erste große Nationaldichter seines Volkes, 37 Jahre alt, Lermontow, sein ihm mindestens ebenbürtiger Nachfolger, 29 Jahre alt, fallen im Duell; erstern tödtete eine gemeine Intrigue; letzterer wurde wegen seines großartigen, politisch völlig harmlosen Gedichtes auf den Tod Puschkins aus der Garde entlassen und in den Kaukasus verbannt. Sein Schwanengesang lautet in erschütternder Tragik:

Es lebt ein ewiger gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Flehn in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle neuer Lieder,
Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
Zum zweiten Mal send' ich euch keinen wieder!

Gribojedow, der große Sittenmaler, verdächtigt, verbannt, starb durch Meuchelmord, 34 Jahre alt; Polelajew, Bestuschew, Barätinski starben in der Verbannung; drei Brüder Bestuschews wurden in die gleiche Anklage verwickelt und nach Sibirien geschickt. Bestuschews Freund, der Dichter Rylejew, wurde hingerichtet; Kolzow, der naive Volksdichter, 33 Jahre alt, und Wenjewitinow gingen in der Erbärmlichkeit der Verhältnisse zu Grunde; Gogol, der geniale Humorist, starb halbverhungert im Irrsinn, Herzen, der gewaltige Journalist, flieht das Land seiner Geburt für immer, selbst der größte Erzähler des Jahrhunderts Turjeniew entzieht sich dem Vaterlande. Wahrlich Herzen hat Recht, wenn er klagend ausruft: „Die Geschichte unserer Literatur ist ein Verzeichniß von Märtyrern!" Und das Gesagte gilt nur für die schöne Literatur. Was mag an selbständigen, wahrheitsliebenden, unerschrockenen Geistern in den übrigen Ständen trostlos zu Grunde gegangen sein!

Was war nun das Resultat einer dreißigjährigen eisernen Fesselung der Geister? Auf der einen Seite eine bornirte Polizei, die in dem Wahne, jedweden Geist abgethan zu haben, selbstgefällig Tag für Tag berichtete, „daß alles

zum besten bestellt sei", auf der andern Seite Bruch mit der ganzen Vergangenheit und Umsturz aller gesetzlich bestehenden Ordnung. Nothwendiger Weise mußte das Princip der absoluten Unterdrückung des Einzelwillens, selbst wenn dieser sich in gesetzlichen Formen gegen die Mißstände erhob, schließlich den Gegensatz des absoluten und gesetzlosen Radicalismus hervorrufen. Als das allgemeine Unglück des Krimkrieges vor dem ganzen Volke das Selbstlob der Regierung öffentlich Lügen strafte, fiel Nicolaus' System wie ein Kartenhaus zusammen. Selbst den besten Köpfen galt Negation alles des bis dahin bestehenden als das einzige Heil. Und warum waren alle destructiven Elemente im Staate gegen die Regierung entfesselt? Weil der Staat aus Verblendung das Auftreten der Zersetzungselemente überhaupt unterdrücken wollte.

Wir sind davon ausgegangen, daß der Staat ein Organismus sei, der sich wie der menschliche Körper immer von neuem zersetzt und wieder aufbaut. Die Tendenz der Zersetzung innerhalb gesetzlicher Formen ist ein Zeichen der höchsten Kraft des Staats und seiner Bürger, nur die Negation dieses gesetzlichen Vorgangs ist die Destruction. Die destructiven Elemente werden erzeugt, wenn das Unrecht sich mit der Verzweiflung an Recht und Wahrheit verbündet. So war es in Rußland. „Wach auf Rußland!" rief eins der hunderte von anonymen Pamphleten aus, „von den äußern Feinden zerrissen, durch die Sclaverei ruinirt, schmählich unter der Dummheit der Tschinowniks und Spione niedergedrückt, wach auf, aus dem langen Schlafe der Unwissenheit und Nichtigkeit! Wir sind lange genug durch die Nachfolger der tartarischen Chans geknechtet worden. Erhebe dich! Richte dich ruhig auf vor dem Throne des Despoten und verlange Rechnung von ihm für das nationale Unheil! Sag ihm keck, daß sein Thron nicht der Altar Gottes ist, und daß Gott uns nicht dazu verurtheilt hat, ewig Sclaven zu bleiben. Rußland, o Zar, hatte dir die oberste Gewalt anvertraut, und du warst wie ein Gott auf Erden. Und was hast du gethan? Verblendet durch Leidenschaft und Unwissenheit hast du nur nach Macht verlangt, du hast das Land vergessen. Du hast dein Leben damit aufgezehrt, Gesetzentwürfe von unwissenden Charlatans zu unterzeichnen. Du hast die verächtliche Rasse der Preßcensoren geschaffen, um in Frieden zu schlafen und die Bedürfnisse nicht zu kennen, das Murren deines Volkes nicht zu hören, und die Stimme der Wahrheit nicht zu vernehmen. Die Wahrheit hast du begraben und einen schweren Stein auf die Thür ihres Begräbnisses gewälzt, eine starke Wache vor ihr Grab gestellt, und in dem Jubel deines Herzens hast du gesagt: Für sie giebt es kein Auferstehen! Nun, am dritten Tage ist sie auferstanden, die Wahrheit, von den Todten erstanden. Tritt hervor Zar, erscheine vor dem Richterstuhle Gottes und der Geschichte! Du hast die Wahrheit mit Füßen getreten, die Freiheit erdrückt, und warst doch nur der Sclave deiner Leiden-

schaften. Dein Hochmuth und deine Halsstarrigkeit haben Rußland erschöpft, die Welt gegen dasselbe gewaffnet. Beuge dich vor deinen Brüdern; fleh um Verzeihung an, frage um Rath, wirf dich in die Arme deines Volkes, es giebt kein ander Heil für dich."

Der Menschenfreund mag es tief beklagen, daß die Saat des Unrechts und der Willkür grade unter der Regierung des humansten Herrschers Alexanders II. in den verbrecherischen Früchten des Nihilismus zur Reife kam, aber es ist die Tragik der Welt, daß die Schuld und der Irrthum an den unsterblichen Ideen des Rechts und der Wahrheit, unbekümmert um Personen, ihre Sühnung verlangen. Auch die Wissenschaft, welche nach dem Grunde der Erscheinungen fragt, weiß sehr wohl, daß die Ereignisse einer Zeit fast nie direct und vollständig aus den Personen und den Umständen eben dieser Zeit zu erklären sind. Viel persönlich gutes und ehrenhaftes mag zur Entschuldigung des Zaren Nikolaus I. mit Recht gesagt werden, unser Ergebniß wird dadurch nicht wesentlich verändert. Nikolaus befand sich in dem Wahne, daß es kein angestammtes Menschenrecht der Kritik, der Controle, der Mitarbeit an dem Ausbau der Staatsgesetze seitens aller Unterthanen gäbe; hieraus floß das Unrecht, welches seine Regierung beging. Es haben Fürsten größere Irrthümer begangen als Nikolaus und doch bei weitem nicht soviel Unrecht und Willkür erzeugt als das nikolaische System. Dies liegt in der verderblichen Uebertragung der Grundsätze dieses Systems auf das Beamtenheer. Alle modernen Staaten haben die Tendenz, ihre Beamten in überwältigender Progression zu vermehren, alle haben die Gefahren zu berücksichtigen, welche dadurch entstehen, daß die Quellen des möglichen Machtmißbrauchs durch die Beamtenheere ins Unermeßliche vergrößert werden. Das System des Zaren Nikolaus, von pflichttreuen, redlichen Beamten ausgeführt, hätte trotz seiner Widersinnigkeit niemals den Nihilismus erzeugt, vielleicht hätte es einen politischen Stillstand von einem Menschenalter bedeutet und wäre dann einer friedlichen Correctur verfallen, niemals aber hätte es die Volksseele bis in ihre tiefsten Abgründe aufgeregt. Daß dies geschehen ist, war nicht des Zaren Schuld, sondern größtentheils die seiner verdorbenen Beamten, welche das Unrecht und den Irrthum der obersten Staatsleitung vertausendfachten und in die kleinste Hütte trugen. Ein Beamtenthum, welches keiner Kritik, keiner Controle unterworfen ist, gegen dessen Allmacht und Unrecht der Bedrückte keinen gesetzlichen Widerstand leisten kann, muß jeden Staat an den Rand des Abgrundes führen.

Mit Recht sagt der Volksmund, daß der große Despotismus erträglich, der kleine aber unerträglich sei. Die Härten des erstern werden vor allem dadurch gemildert, daß sie nicht vom einzelnen, sondern von allen gemeinsam getragen werden müssen. Meistens ist auch der große Despotismus von oben her aus

guten, wenn auch manchmal irrthümlichen Absichten entsprungen; auch wird wenigstens die Illusion einer solchen guten Absicht im Volksgemüthe nicht leicht zerstört. Neben dem großen Despotismus kann wirkliche Sittlichkeit, Volksglück und Fortschritt bestehen. Wenn er nicht die höchsten staatsmännischen Ideale befriedigen kann, so ist er andrerseits oft nöthig und völlig am Platze, wo diese Ideale im Volke noch ohne jedes Verständniß bleiben würden. Anders ist es mit dem kleinen Despotismus der Beamtenwillkür. Auch der dümmste Bauer begreift das Unrecht eines bestechlichen Beamten, wenn dieser ihm Unbill zugefügt hat. Die Willkür des Beamten kann nie aus sittlichen Motiven hervorgehen. Das singuläre Unrecht, wie der dadurch erzeugte Haß, nimmt stets concrete Gestalt an und wird persönlich. Die gemeinen Motive der Willkür enthüllen sich ohne Schwierigkeit dem Auge des Bedrückten. Ein ungerechter, herrschsüchtiger oder bestechlicher Richter, zumal an hoher Stelle, zerstört mehr Menschenglück, zerrüttet mehr Treu und Glauben, verbittert und empört mehr die Volksgeister als eine ganze Reihe von Verfassungsbrüchen, zumal bei einem Volke von primitivem politischen Verständniß. In dem neuen Fürstenthum Bulgarien kam es bei den ersten Wahlen zu dem ergötzlichen Unsinn, daß der Fürst in seiner eignen Hauptstadt als Deputirter gewählt wurde; aber auf den betreffenden Wahlzetteln stand zu lesen: „Fürst, wir wählen dich, damit du uns gute Polizeioffiziere giebst." Fürwahr für dieses Land ein ganzes Verfassungsgesetzbuch in zwei Zeilen. Der große Despotismus des Freihandels hat Deutschland Milliarden gekostet; wäre nur der hundertste Theil dem Volke durch blutsaugerische russische Beamte genommen worden, so würde das ganze Volk gegen diesen kleinen Despotismus revoltiren, während es den großen geduldig ertragen und kaum bemerkt hat. Sobald die Beamtenwillkür wie in Rußland größere Dimensionen angenommen hat, muß sie naturgemäß zur Coterie werden, d. h. zu einem System gegenseitigen Schutzes innerhalb der Kaste oder Clique; so lernt das Volk die Träger der Staatsidee als eine gegen sich verbündete feindliche Macht kennen, und was das Entsetzlichste ist, es lernt tagtäglich einsehen, wie das Unrecht durch das Staatskleid zum Rechte gemacht wird. Das russische Unterthanenauge sieht in seinen Beamten eine mit der Mafia und Camorra in Italien zum Verwechseln ähnliche Verschwörung wider sich; denn ob mich die Camorra brandschatzt und einschüchtert oder der eigene Staatsbeamte, kommt auf eins heraus, nur daß das letztere den Vorwurf der Heuchelei noch außerdem tragen muß. Gegen die Lüge solcher Zustände würde jedes thatkräftige Volk revoltiren. Ist es zu verwundern, daß dies mit den Mitteln des Nihilismus geschah in einem Lande, das von seinen Beamten 30 Jahre lang nur Willkür, Gewalt und Gesetzlosigkeit gesehen hatte? Daß sich die verbrecherische Explosion dieser Gewalten gegen die Person des Kaisers

wandte, auch dies ist erklärlich. Das Volk hoffte vom Tschinownikthum nichts, aber es hoffte vom Kaiser, den es für das Geschehene verantwortlich glaubte, Remedur. Und das hat seine historische Begründung.

Die Autokratie ist eine Regierungsform, wie sie für lange Zeit noch dem Geiste des russischen Volkes gemäß sein wird, aber nicht die Autokratie des Egoismus und der Willkür der Beamten, sondern der aufgeklärte Despotismus seiner Kaiser. Ihm verdankt Rußland seit vielen Generationen alles, was diesen Staat ebenbürtig in den Wettkampf europäischer Civilisation gestellt hat. Das Beamtenthum wäre dem Volke die Negation der Staatsidee geworden, das Zarenthum war ihm der Staat. Und dies Vertrauen hatte seinen guten Grund. Als Peter der Große — diese glänzende Verkörperung der Staatsidee — 1717 in Paris Richelieus marmornes Grabmal sah, rief er aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könntest du mich die andere regieren lehren!“ Die westländische Civilisation war für Peter die Autorität, vor welcher er sich selbst beugte. Der Schiffszimmermann in Zaandam vermittelte sich zunächst selber, nach dem eigenthümlichen Genius seines russisch-nationalen Verständnisses, das fremde Culturmaterial, so weit es ihm zusagte, und verpflanzte dies dann autokratisch in sein Land. Aber der Autokrat Peter besaß noch etwas anderes, das seinem Ichbegriffe versöhnend und heiligend zur Seite stand. Es war der Geist eines Allgemeinen, das in ihm lebte — die Idee des Staates. Peter wollte nicht seinen Egoismus, seinen Ehrgeiz, seine Ländersucht befriedigen, alles, was er that, geschah aus den Motiven der Arbeit für den Staat, er war das Fleisch und Blut gewordene Rußland selbst, und mit Recht trägt er den Namen des „Vaters des Vaterlandes.“ Den „Staat“ Rußland in modernem Sinne hat Peter eigentlich erst begründet, vor ihm war es mehr ein Strelitzen- und Nomadenreich. In der Wirklichkeit um sich her sah Peter den Barbarenstaat, Schmutz, Faulheit, Gewalt, Knechtschaft, Verschwörung, einen Staat, den er nur mit den Mitteln eines „genialen Barbaren“ regieren konnte, aber in seinem Geiste sah er noch einen zweiten Staat, den Staat der Zukunft, das Weltreich Rußland, Schweden, Polen, Türken besiegt und sein Volk und seine Beamten von seinem eignen Geiste inspirirt und sittlich befähigt durch die Liebe zum Vaterlande. Nur ein völlig kenntnißloser kann in die vulgäre Phrase einstimmen, daß in Rußland der „Staat“ nicht zu finden gewesen sei. Im Gegentheil, die Erhebung eines Kolossalreiches wie Rußland und sein Eintritt in das Concert der europäischen Culturstaaten seit Peters Zeit ist in der Geschichte beispiellos. Große Länderlappen vorübergehend zusammenzuflicken, das hat auch Alexander der Große, das hat Timur, Tamerlan, das hat Napoleon Bonaparte verstanden; Peter der Große aber hat mehr gethan. Wenn 150 Jahre nach dem Tode des großen Stifters durch mehr als 70 Millionen Menschen die Ahnung hindurchgeht, daß auch sie berufen sind,

an der Cultur theilzunehmen, nicht nach französischen oder deutschen Recepten, sondern im Geiste ihrer eigenartigen nationalen russischen Einheit, so sind das die Consequenzen der Ideen Peters des Großen und der Nachfolger in seinem Geiste. Zu diesen gehören außer Katharina II. und Alexander I. besonders der jetzige Kaiser Alexander II. Daß der jetzige Kaiser ein Wohlthäter seines Volkes, daß er von den besten und lautersten Absichten eines Regenten beseelt war, das wird die Geschichte rückhaltlos anzuerkennen haben. Und doch hat die Regierung dieses Monarchen wie unter einem Fluche gestanden. Dieser Fluch war das Tschinownikthum, und dies eine Folge des Systems des Zaren Nikolaus, welches wieder die Folge der gänzlichen Verkennung der Ideen des großen Peter war.

Peter hatte seinen Nachfolgern drei Punkte zum Ausbau hinterlassen: die Autokratie des Herrschers, die Unterwerfung unter die westländische Cultur und den Geist der Vermittlung dieser Cultur. Dieser Geist war in Peter selbst personificirt; aber der Kaiser kann in einem Kolossalreiche nicht überall persönlich sein. Den väterlichen Geist des Zaren, den Geist jener Vermittlung in das Heer der Beamten auszugießen, bleibt die Aufgabe der russischen Staatskunst, die bis heute noch nicht gelöst ist. Nikolaus I. hat diese Aufgabe völlig mißverstanden; er sah einzig das autokratische Element, welches bei Peter nur Mittel zum Zwecke war. Nikolaus war Autokrat, ähnlich wie der Kaiser Paul, der zu einem französischen Emigranten sagte: Monsieur il n'y a ici de grand seigneur que l'homme à qui je parle et pendant le temps que je lui parle. Das war nicht kaiserlich gesprochen. Ein solcher autokratischer Geist der Gunst und Willkür wurde das Evangelium und das tägliche Brevier des russischen Beamtenthums. Es war derselbe Geist, welcher in Frankreich die Proclamirung der Menschenrechte heraufbeschworen hat und in Rußland den Nihilismus. Der Staatsmann, welcher das Beamtenthum in Rußland einseitig stärken zu müssen glaubt, führt den Staat in byzantinische Sklaverei zurück; nur derjenige handelt im Geiste des großen Peter, welcher in einer neuen Autorität der Herrschsucht und dem autokratischen Egoismus des Tschinownikthums Schranken setzt. Diese neue Autorität braucht nicht, wie das bei Peter der Fall war, nur in der westländischen Bildung zu bestehen, sie kann vielmehr im eignen Volkswillen gesucht und gefunden werden.

Die deutsche Rasse ist die Rasse des Individualismus, die russische ist die der Corporation, der Genossenschaft; überall, wo man sie schalten und walten läßt, setzt sie eine Corporation als Autorität ein und fügt sich blindlings ihren Weisungen, der Wille der Corporation beschränkt den Eigenwillen des Individuums, insbesondere das im russischen Charakter liegende autokratische Element. Früher gab es in dem Kolossalreiche nur eine Autorität, den Zaren; denn die corporative und associative Autorität der Gemeinde hat ihre Macht von ihm

in der That abgeleitet. Was sein soll, um den Willen der Individuen zu befruchten, mußte die höchste Autorität, der Kaiser, dem Volke zuerst vormachen, sowie es der große Peter in der That gethan hat. Die väterliche Gewalt des Zaren hat nun schon einen Theil ihrer Autokratie an die Gemeinden abgegeben, warum sollte sie die Autoritäten der Corporationen nicht benutzen, um die Willkür der Beamten in Schranken zu halten, da dies der Zar, der nicht überall sein kann, erfahrungsmäßig nicht vermag? In der Unterwerfung des russischen Individualwillens unter die Autorität der Corporation liegt in der That die Remedur, welche den Beamtenstand allmählich zum liebevollen Verständniß des Volkswillens bringen und auch in dem herrschsüchtigsten Beamten durch den Zwang der Corporationsaufsicht einen Theil jenes versöhnenden Allgemeinen wachzurufen im Stande sein wird, welches Peter den Großen zu einem so wohlthätigen Reformer machte. Beamtenwahl durch die Corporationen und Controle der niedern Beamten durch diese Verbände ist das Schema einer zukünftigen Reform. Statt eines Nationalparlamentes, mit dem Rußland zur Zeit kaum etwas Nützliches beginnen könnte, bedarf das Reich tausend neuer ständischer corporativer Verbände, nicht um sich mit hoher Politik oder dem Budgetbewilligungsrechte zu befassen, sondern um die Wahl und die Controle über das Beamtenheer in öffentlichem Verfahren zu besorgen. Dadurch sind Einschränkungen durch Candidaten-Präsentation, durch Bestätigung seitens des Kaisers, durch Gebundensein an Staatsprüfungen nicht ausgeschlossen. Selbstverständlich würde ein Theil der Beamten unabhängig von der Controle der Verbände, aber unter besondern Disciplinargerichtshöfen im Sinne einer strengen Centralisation verbleiben können. Centralisation und Decentralisation würden sich die Hand reichen, und die Verbände eine innige Vermittlung zwischen Krone und Volk herbeiführen. Nur das Muster des lateinischen Imperialismus, das Nikolaus ohne Verständniß copirte, ist für Rußland gründlich antinational und verderblich, denn ein Beamtenstaat ist nur nach langjähriger Cultur, bei einer reichen Menge fähiger Beamten und nur bei einer freien Verfassung, welche Kritik und Controle der Beamten durch die öffentlichen Organe zuläßt, niemals aber bei einer rein autokratischen Verfassung und ohne durchgreifend strenge Disciplinargesetze möglich; im andern Falle erzeugt er die Hydra der Beamtenwillkür, und diese bedeutet, gleichwie die Mafia und Camorra in Italien, die Negation des Staats oder, mit den Mitteln eines Naturvolkes ausgedrückt, den Nihilismus. (Schluß folgt.)

Literatur.

Bilder aus dem Leben in England. Von Ludwig Freiherrn v. Ompteda. Breslau, Schottländer, 1881.

Der Verfasser dieses Buches ist ein warmer Freund des englischen Volkes. Er bewundert an demselben „den klarsichtigen, unbefangenen, praktischen Nationalegoismus, den zuversichtlichen Respect vor sich selbst und die daraus kategorisch folgende ungeschminkte Einfachheit, Geradheit und Wahrheit im geselligen wie im geschäftlichen Verkehr, die ruhige stetige Umbildung aller Zustände durch den unzerrissenen Zusammenhang von Neu und Alt, den gesunden Conservatismus in der Sitte und in den äußern Lebensformen, die freie Behandlung und stetige Ausscheidung des Abgestorbenen und zwar ohne jede doctrinäre Systemmacherei, ohne alle springende Hast, die gesunde Abwesenheit aller kosmopolitischen Verschwommenheit und aller confessionellen Vaterlandslosigkeit, endlich die organisirte Selbsthilfe, welche alle allgemeinen Mißstände, die Mängel der Gesetzgebung wie die Schäden der nationalen Moral mit Zähigkeit und mit meist langsamem aber desto nachhaltigerm Erfolge bekämpft."

In seinen „Bildern aus dem Leben in England," einer Reihe von Aufsätzen, die, zum Theil schon in der Monatsschrift „Nord und Süd" erschienen, nun in geschlossener, überarbeiteter und vervollständigter Reihenfolge vorliegen, führt uns der Verfasser gerade auf jene Gebiete, auf welchen der Engländer seine besten Eigenschaften zeigt und uns Bewunderung abnöthigt. Er schildert ihn in seinem Daheim auf dem Lande und giebt uns Gelegenheit, die liebenswürdigen Seiten an ihm zu entdecken, die er sonst hinter einem tüchtigen, aber ungelenken und abweisenden Aeußern verbirgt „Denn nur hier öffnet sich diese spröde, verschlossene Natur in echter Höflichkeit und herzlicher Gastfreiheit." Wir lernen Hatfield House, den Landsitz des Marquis von Salisbury, kennen, die Dell, eine Cottage des Barons Henry Schröder, Windsor Castle mit seinen Gärten, Woburn Abbey, das großartige Besitzthum der Russels. Aber auf dem Wege zu jenen Palästen wird unser Blick auch auf einfachere Landhäuser gelenkt. Bei aller Verschiedenheit des Vermögens sind alle Eigenthümer von Landbesitz in einem Punkte sich gleich. Jeder will sein ländliches Daheim mit allem Comfort und aller Cultur ausstatten, die der Boden und das Klima entwickelt haben. Das giebt dem Verfasser Gelegenheit, uns mit der Gärtnerei, welche hier zu einer eigenthümlichen und hochentwickelten Luxusindustrie sich gesteigert hat, bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke geleitet er uns in die botanischen Gärten von Kew, in Handelsgärtnereien, endlich in die Blumenausstellungen.

Im folgenden berührt der Verfasser eine dunkle Seite des englischen Volkslebens, die Trinkkrankheit, zugleich aber schildert er die bewundernswerthe, riesenhafte Propaganda, die in unzähligen Vereinen, durch Zeitungen, Schriften, Lieder, Versammlungen und mit englischem Wohlthätigkeitssinn gegen diese Krankheit auftritt und schon erheblich an Boden gewonnen hat. Ansprechend ist auch der letzte größere Artikel „London und Oxford," in welchem das akademische Leben und die Erziehung behandelt werden.

Ompteda ist ein wohlunterrichteter Schriftsteller. Er hat nicht seine ersten flüchtigen Eindrücke wiedergegeben, sondern fleißig sein Material gesammelt und zu abgerundeten Skizzen verarbeitet. Dabei giebt die Lust zum Dialogisiren der Darstellung Beweglichkeit, und die Neigung zum Humor verleiht ihr eine behagliche Stimmung.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Das Arbeiterversicherungs-Gesetz.

Bei der ersten Lesung des Socialistengesetzes, am 17. September 1878, erklärte der Reichskanzler, er sei entschlossen, seine frühern Bestrebungen zur Verbesserung des Looses der Arbeiter, wegen deren man ihn vonfortschrittlicher Seite getadelt, sobald er Zeit und Möglichkeit dazu habe und seine Ressortverhältnisse das erlaubten, fortzusetzen und rechne sich das zur Ehre. Drei Wochen später bemerkte er, daß er positive Vorschläge in dieser Richtung zu fördern gedenke und selbst vor dem Anspruch auf Staatshilfe nicht zurückschrecken werde. Jetzt ist mit dem Entwurfe eines Arbeiterversicherungs-Gesetzes, der dem Bundesrathe zugegangen ist, um später dem Reichstage vorgelegt zu werden, dieser Weg betreten worden.

Der Plan geht in seinen Hauptzügen auf die Errichtung einer Reichsversicherungsanstalt in Berlin, bei welcher alle in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen, Hüttenwerken, Werften, Bauhöfen und Fabriken beschäftigten Arbeiter und Betriebsbeamte, deren jährliches Einkommen 2000 Mark nicht übersteigt, versichert werden sollen. Ihre Organisation und Verwaltung soll durch ein vom Kaiser mit Zustimmung des Bundesraths zu erlassendes Reglement bestimmt, die Tarife und Versicherungsbedingungen sollen durch den letztern festgestellt werden. Gegenstand der Versicherung ist der Ersatz des Schadens, welcher durch eine körperliche Verletzung, die den von ihr betroffnen für länger als vier Wochen erwerbungsunfähig macht, oder durch Tödtung desselben entsteht. Der Ersatz soll bei Verletzungen in Zahlung der Kosten für die Heilung und einer Rente für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit bestehen, die bei vollständiger Erwerbsunfähigkeit 66 $^2/_3$, bei nur theilweise eingetretner 25 bis 50

Procent des Arbeitsverdienstes betragen soll. Bei Tödtung sollen 10 Procent des Jahresverdienstes für die Beerdigungskosten und eine Rente von 20 Procent desselben für die Wittwe, sowie eine solche von 10 Procent für jedes Kind unter 15 Jahren gezahlt werden. Für jeden Betrieb hat eine Collectivversicherung gegen feste Prämien stattzufinden, deren Sätze so zu bemessen sind, daß aus denselben die Entschädigungen und die Verwaltungskosten gedeckt werden können, und die so aufgebracht werden sollen, daß bei Versicherten bis zu 750 Mark Jahresverdienst zwei Drittel vom Unternehmer und ein Drittel vom Landarmenverbande, bei den übrigen die eine Hälfte vom Unternehmer und die andere vom Versicherten zu entrichten ist. Von jedem Unfalle, der tödtlich verläuft oder mehr als vier Wochen arbeitsunfähig macht, muß der Unternehmer binnen zwei Tagen der Ortspolizeibehörde Anzeige erstatten. Ist ein Unfall durch grobes Verschulden des Unternehmers oder seines Vertreters herbeigeführt worden, so haftet er der Reichsversicherungsanstalt für alle Ausgaben.

Die Liberalen, namentlich die von Manchester geschulten, die von einer Mitwirkung des Staates bei der Regelung der wirthschaftlichen Verhältnisse nichts wissen wollen, werden diesen Vorschlägen Widerstand leisten, und schon hat die Weisheit ihrer Presse dieselben theils in Bausch und Bogen, theils wenigstens zum großen Theil verwerfen zu müssen geglaubt.

Wir sind andrer Meinung. Wir erblicken in dem Plane des Reichskanzlers den ersten praktischen Versuch, die sociale Frage aus der Welt zu schaffen, indem unser wirthschaftliches Leben, wie es sich durch die neueste Entwicklung der Verhältnisse gebildet hat, einer organischen Umgestaltung unterzogen wird. Je weiter mit jedem Jahrzehnt die Kluft zwischen dem Großcapital und dem Proletariat wurde, desto gebieterischer wurde die Pflicht für die staatliche Gesetzgebung, nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen und Capital und Arbeit zu versöhnen. Der Staat muß die Schwächern unter seinen Bürgern, die Unbemittelten, durch Eingreifen in den schrankenlosen Erwerbskampf schützen und unterstützen. Es ist gegen alle Billigkeit, den Invaliden der Arbeit ins alte Eisen zu werfen und ihn nach einem Leben voll Mühe in Noth versinken zu lassen. So entstand die Idee der staatlichen Versicherung des Arbeiterstandes für Unfälle. Es kam darauf an, an die Stelle des jetzigen Almosengebens eine rationelle Organisation zu setzen. Dies war nicht bloß Erfüllung einer Pflicht gegen die unbemittelten arbeitenden Klassen, sondern dem Staate zugleich durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten. Keine Principienreiterei der Freihändler stößt diese Forderungen um. Als im Jahre 1878 das Socialistengesetz berathen wurde, das der äußern Ausbreitung und Thätigkeit einer staatsgefährlichen Demagogie ein Ende machte, erklärte die Regierung, daß sie darin nur einen

dem Lande aufgenöthigten Waffenstillstand erblicke, während dessen die Bekämpfung des Feindes durch Reformen, also auf positivem Wege zu versuchen sein werde. Dieses Wort wird jetzt durch das neue Gesetz in großartiger Weise eingelöst, und statt zu kritteln und zu nergeln, sollte man stolz darauf sein, daß für Deutschland ein Bau aufgeführt werden soll, wie ihn in der Geschichte des Wirthschaftslebens noch kein Volk der Erde gesehen hat.

Die neunmal klugen Herren aus der Manchesterschule nennen die Vorschläge des Reichskanzlers, wo sie dieselben nicht ganz und gar verurtheilen, unzureichend. Diese Vorschläge streifen, wie sie sagen, kaum das Wesen der socialen Frage, sie sorgen nur für gewisse Kategorien der Bedürfnißfälle, während andere unbeachtet bleiben. „Das ideale Verhältniß würde darin bestehen, daß die wirthschaftliche Persönlichkeit jedes einzelnen gestärkt und er dadurch in den Stand gesetzt werde, nach allen Seiten hin und ganz nach Maßgabe seiner persönlichen Lage den andringenden ungünstigen Umständen Widerstand zu leisten.“ Das klingt recht logisch, wem aber, so hat man mit Recht bemerkt, soll diese Weisheit nützen? Wissen die Herren, die sie vorbringen, gesetzgeberische Maßregeln auch nur anzudeuten, welche die Folge haben könnten, die „wirthschaftliche Persönlichkeit“ des Arbeiters derartig zu kräftigen, daß er die Versicherung entbehren kann? Oder wollen sie etwa die Schwere und Allgemeinheit des Bedürfnisses, welches zur Versicherung gegen Unfälle, Krankheit und Invalidität treibt, hinwegleugnen? Und wenn sie das nicht wollen und jenes nicht wissen, welchen Zweck und Werth hat dann ein Gerede wie das angeführte? Wir sehen keinen andern als den, das Interesse an der Arbeiterversicherung abzuschwächen und an die Stelle von etwas Greifbarem nebelhafte Vorstellungen von viel wirksamern und gründlichern Mitteln zu setzen, die — vielleicht ergriffen werden könnten.

Auf alle Fälle sind wir dem Reichskanzler Dank schuldig, daß er diese Sache angeregt und in Fluß gebracht hat. Das eine und das andre an seinen Vorschlägen kann möglicherweise verbessert, der ganze Plan kann vielleicht erweitert, manches darin vielleicht auch beseitigt werden. Er wird sich, wie wir ihn kennen, praktischen Gegenvorschlägen nicht verschließen, gegen gute Gründe sich nicht sträuben. Aber es mußte einmal ein Anfang gemacht werden mit der Versöhnung der Arbeiter mit dem Staate. Wer Aussicht auf eine Pension für das Alter oder die Invalidität hat, sie sei auch klein, der fühlt sich weit wohler und zufriedener mit seinem Schicksale, der ist viel leichter zu behandeln als der, welcher in eine ungewisse Zukunft blickt. Man beachte den Unterschied zwischen einem Privatdiener und einem Canzleidiener oder einem Hofbedienten; die letztern werden sich weit mehr bieten lassen, viel mehr Anhänglichkeit an

ihren Dienst haben als jener; denn sie haben Pension zu erwarten. In Frankreich sorgt auch der kleine Mann, wenn er rechtschaffen denkt und irgend etwas zurückzulegen im Stande ist, für seine Zukunft, indem er Rente kauft. Etwas ähnliches soll für unsere Arbeiter eingerichtet werden.

Man nennt das Staatssocialismus und denkt die Sache damit abgethan zu haben. Als ob mit einem Worte, einer Phrase aus dem Jargon der Manchesterleute ein großer Gedanke zu den Todten zu werfen wäre! Mag er wirklich Staatssocialismus sein, dieser Gedanke, er war einem dringenden Bedürfnisse entsprungen, er war nothwendig, und was sind denn die jetzigen Einrichtungen mit dem Unterstützungswohnsitz? Gemeindesocialismus, dächten wir.

Man wirft ein, das Gesetz werde zu seiner Ausführung große Summen erfordern, wenigstens hundert Millionen Mark, wahrscheinlich aber doppelt so viel. Aber auch dreihundert Millionen würden, wie wir zu glauben Ursache haben, den Reichskanzler nicht abschrecken. Es müssen die Mittel beschafft werden, staatlich freigebig zu sein gegen die Armuth. Die Zufriedenheit der besitzlosen Classen, der „Enterbten", ist auch mit einer sehr großen Summe nicht zu theuer erkauft. „Sie müssen einsehen lernen, daß der Staat auch nützlich ist," daß er nicht bloß verlangt, sondern auch giebt. Und wenn dieser die Angelegenheit in die Hand nimmt, der Staat, der nichts verdienen will, der keine Verzinsung und keine Dividenden erstrebt, so wird es schon gehen.

Man könnte ja schlimmsten Falls das Tabaksmonopol dazu verwenden. Dasselbe „würde dann gestatten, für die Armen eine Fideicommiß-Rente zu schaffen." Wir brauchen aber das Monopol nicht in den Vordergrund zu stellen, es ist nur das äußerste, der höchste Trumpf. Den Armen kann schon durch höhere Besteuerung von Genußmitteln wie Tabak, Bier und Branntwein ein kleines Erbe verschafft und die Zukunft lichter gestaltet werden. Die Engländer, die Amerikaner, die Russen haben kein Monopol, und doch gewinnen sie aus höherer Besteuerung jener Genußmittel sehr erhebliche Summen. Wir können als das gegenwärtig niedrigst besteuerte Volk in dieser Beziehung viel vertragen, und wenn wir das Ergebniß zur Sicherung der Zukunft unsrer Arbeiter verwenden, deren Ungewißheit den Hauptgrund zu ihrem Hasse gegen den Staat bildet, so ist das Geld gut angelegt: wir beugen damit einer socialen Revolution vor, die in fünfzig, aber auch schon in zehn Jahren ausbrechen kann, und die auch bei nur kurzdauerndem Erfolge ganz andre Summen verschlingen würde als das jetzt aufs Tapet gebrachte Vorbeugungsmittel.

Die Liberalen sehen auch zum Theil im Stillen die Vernünftigkeit dieser Vorschläge ein, gönnen es aber dem Manne nicht, der sie macht, wollen es selber besorgen, um populär zu werden oder zu bleiben. Sie werden die Sache

vielleicht in der Commission begraben, wie sie es in den letzten Jahren mit mehreren nützlichen Entwürfen gehalten haben. Es muß aber bald etwas geschehen, und es wäre möglich, daß sie diesmal anders verführen und dem Gesetze im großen und ganzen ihre Zustimmung zu Theil werden ließen; denn sie haben an die Wahlen zu denken, die vor der Thür sind.

Der Parlamentarismus in England.

1.

Vor kurzem erschien in London der Roman „Endymion", eine Schöpfung d'Israeli-Beaconsfields, des Exministers, der die unfreiwillige Muße, welche ihm Gladstone und die Radicalen verschafft, benutzt hatte, sich wieder einmal für einige Zeit schöngeistigen Bestrebungen zu widmen. Viel ist dabei, wenn wir den ästhetischen Maßstab anlegen, nicht herausgekommen. Kaum kann man den Roman ein Kunstwerk nennen. Die Sprache ist unschön, die Composition leidet vielfach an Unübersichtlichkeit, der Held wird nur gezogen und geschoben, nicht durch sich selbst etwas, und mit den übrigen Personen der Erzählung kann man meist auch wenig Sympathie empfinden, ja einige derselben sind geradezu widerwärtige Geschöpfe. Anders ist über das Buch zu urtheilen, wenn man es als das betrachtet, was es offenbar eigentlich sein will, als eine Reihe von Sittenbildern, bestimmt, uns in gewissen Personen und Situationen die Schwäche und Misère der parlamentarischen Regierung vorzuführen.

Die englischen Kritiker sehen begreiflicherweise davon ab. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Vermuthungen über die wirklichen Menschen, die mit den Hauptfiguren des Romans gemeint sind. Das hat auch sein Interesse, und es ist amüsant, herauszufinden, daß der Verfasser uns mit Lord Roehampton Palmerston, mit Mr. Neuchatel den großen Bankier Baring, mit Prinz Florestan Napoleon den Dritten, mit dem Fabrikanten Thornberry den Manchestermann Cobden, mit dem katholisch gewordenen Puseyiten Nigel Penruddock den Cardinal Wiseman und mit dem Grafen Ferrol Bismarck zu zeichnen versucht hat.

Das ist aber augenscheinlich nicht die Hauptsache. Diese liegt vielmehr darin, daß uns hier ein Kenner und Mitwirkender Blicke in das Treiben thun läßt, welches man das parlamentarische Leben Englands genannt hat. Dieses Leben ist von den deutschen Liberalen viel gepriesen und als Muster behandelt worden, dem wir nachzustreben hätten. Hier aber werden wir gewahr, daß der Parlamentarismus, wie er sich in den letzten Jahrhunderten jenseits des Kanals entwickelt hat, jenes Lob sehr wenig verdient. Er und die sich auf seinem Gebiet und mit seinen Apparaten bekämpfenden Parteien riechen merklich nach Fäulniß. Es wird einem beim Durchlesen der Episoden des Buches nicht selten zu Muthe, als ob man den Anfang zu einer Wiederholung der politischen und Cultnrzustände der römischen Kaisergeschichte vor sich hätte, nur ist der Verfasser der Schilderungen kein Tacitus, vielmehr scheint er das, was er erzählt, für natürlich und selbstverständlich zu betrachten. Von Anfang bis zu Ende und fast überall, wohin wir dem Romane folgen, kaum eine Spur von patriotischem Geist und Streben, fast nirgends ein ideales Ziel, allenthalben nackter, kalter Egoismus, in allen Beziehungen Patronage, Cliquenwesen, Nepotismus, Protection der ärgsten Art, Humbug und Heuchelei der häßlichsten Sorte, Jagd nach materiellem Gewinn, Ehrgeiz ohne ein anderes Princip als das, den Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, und unter den bewegenden Elementen dieser corrupten Welt eine Weiberherrschaft, die in vielen Beziehungen die Hauptrolle spielt und ebenso greuelhaft als lächerlich ist.

Manche werden an der Wahrheit dieses Bildes zweifeln, manche davon überrascht sein. Wir empfinden weder Zweifel noch Ueberraschung. Es ist ein Roman, der uns das alles schildert und erzählt, aber er beruht auf Wahrheit, er führt nur aus und ergänzt, was uns Lothar Bucher schon vor fünfundzwanzig Jahren in seiner Schrift: „Der Parlamentarismus, wie er ist“ mit anatomischer Deutlichkeit und einer Fülle von Beispielen in glänzender Weise auseinandergesetzt hat. Das Buch war eine Entgegnung auf die unbedingten Lobpreisungen, die damals die englische Gesetzgebung und Verwaltung fast in allen Kreisen der deutschen Politiker erfuhr, und die sich mit der ebenso unbedingten Forderung verband, dieselben unsern Verhältnissen und Zuständen aufzupfropfen. Es war insofern ein zeitgemäßes Unternehmen, und es hat mit seinem zwingenden Scharfsinn und seiner ehrlichen Gründlichkeit, mit denen sich der Verfasser den ersten politischen Schriftstellern der Neuzeit anreihte, offenbar gewirkt und bei denen, die lernen wollten, manches Vorurtheil zerstört. Aber bis heute noch blieben mehr als genug Leute übrig, die von der Mode gewordenen Anbetung vor dem fremden Götzen nicht lassen konnten und immer und immer wieder ihre Sehnsucht nach Beglückung mit seiner Herrschaft äußerten,

und so ist es Pflicht, die Veranlassung, die eine neue vermehrte und verbesserte Auflage des Buches giebt,*) zu benutzen, um durch Hervorhebung einiger Hauptpunkte desselben darauf hinzuweisen, welch eine reiche Quelle gesunder Belehrung und Aufklärung wir in ihm vor uns haben.

England hat sich seit dem Erscheinen der ersten Auflage von Buchers Schrift weniger geändert als Deutschland, und insofern treffen die Urtheile der letztern im wesentlichen noch heute zu. Hat er inzwischen hinzuzulernen und manches von der andern Seite zu sehen Gelegenheit gehabt, gleichwohl aber nicht Zeit gefunden, die betreffenden Stellen umzuarbeiten, so ist das zwar zu bedauern, thut dem Werthe der neuen Auflage aber keinen sehr erheblichen Eintrag, da es sich beinahe nur um Nebensächliches handelt.

Das Buch zerfällt in eine Einleitung und zehn Capitel: common Law, Statute Law, das Parlament, die Parteien, Gesetzfabrikation, richterliche Gewalt, Selfgovernement und Centralisation, auswärtige Politik, Presse und öffentliche Meinung, Schlußbemerkungen, endlich einen Anhang, der die Bill of Rights und die Beschlüsse der Chartistenconferenz von 1851 enthält. Wir geben im nachstehenden die Quintessenz der fünf ersten Capitel, einige Bemerkungen des Abschnittes über die auswärtige Politik und die Hauptgedanken des Verfassers über die Presse und schalten dabei einige Stellen aus Beaconsfields Roman, wo wir frappanter Uebereinstimmung desselben mit Buchers Behauptungen begegnen, sowie etliche charakteristische Aeußerungen Kinglakes ein.

Die Rechtsgewohnheiten der Angelsachsen bilden noch jetzt das Common Law, das gemeine Recht von England. Dieses enthält aber nicht wie bei uns bloß das Privatrecht, die Normen für Mein und Dein, für das Verhältniß zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, sondern auch die für die Besorgung aller gemeinsamen Angelegenheiten, für die ganze Staatsgesellschaft. Es umfaßt in wenigen einfachen Sätzen, die aber einer unendlichen Entwicklung fähig sind, die Grundzüge des Staatsrechts, der Rechtspflege, der Verwaltung, des Heerwesens und der Vertretung des Volkes nach außen hin und dazu die Organe zur richtigen Entwicklung und zur Bewahrung der Harmonie des Ganzen. Das gemeine Recht Englands ist ein lebendiger Organismus. „Die Organe wirken auf das Volk, und das Volk schafft sich die Organe in unablässiger stetiger Wechselwirkung, wie die Organe des thierischen Körpers der Ernährung dienen und die Ernährung die Organe schafft."

„Das gemeine Recht oder, was dasselbe ist, die angelsächsische Verfassung ist wirthschaftlich, aus dem Bedürfniß erwachsen. Die Einheit des Staates ist

*) Dieselbe ist in Stuttgart bei Karl Krabbe soeben erschienen.

die wirthschaftliche Gruppe, die Gemeinde." Als diese Einheit ist die Shire, die Grafschaft, zu betrachten, die in mehrere Hundreds zerlegt war. Jeder dieser großen und kleinen Bezirke berieth über seine Angelegenheiten in einer Versammlung, die aller vier Wochen stattfand und zu der alle Freien nicht bloß berechtigt, sondern bei Strafe verpflichtet waren, und hatte einen selbstgewählten Vorsteher, Reeve. Diese Versammlung konnte für das Verhalten des Hundred Regeln aufstellen, die entweder für immer oder bloß für den concreten vorliegenden Fall galten und mit dem gemeinen Rechte im Einklange sein mußten. „Die Rechtsquellen weisen darauf, daß Beschlüsse über den einzelnen Fall unendlich häufiger gewesen sind. Aus einer Reihe solcher Beschlüsse wurde allmählich eine Regel." Die Thätigkeit der Versammlung war richterlich und verwaltend zugleich wie nach dem alten deutschen Rechte des Stammlandes der Angelsachsen. Noch 1721 erklärte die Minorität des Oberhauses in einem Proteste: „Es ist das Gebnrtsrecht der Peers, wie bei dem Erlasse von Gesetzen mitzuwirken, so auch nachzuforschen, ob sie beobachtet werden." Die Versammlung des Hundred urtheilte auch über Criminalsachen ab. Erst allmählich wurde zunächst die Voruntersuchung, dann auch die Entscheidung an Ausschüsse „geschworner Männer" verwiesen, woraus die Jury entstand. Konnte die Versammlung des Hundred sich nicht einigen, so brachte man die betreffende Sache vor die Versammlung der Shire, die zweimal des Jahres zusammentrat, um das, was die ganze Grafschaft anging, „zu berathen, zu untersuchen und zu ordnen." Derselben stand ein von ihr gewählter Shire-Reeve, Sheriff, vor, der bei ungehörigem Verhalten auch von ihr abgesetzt werden konnte, und sie bestand wie die Versammlung des Hundred aus allen im Bezirke wohnenden Haushaltern, nicht bloß aus den Eigenthümern.

Die Städte und Flecken standen nach gemeinem Rechte den Grafschaften gleich und waren ähnlich organisirt. Die Städte zerfielen in Wards, Pflegen, und hatten Borough-Reeves, Port-Reeves oder Mayors zu Vorständen. Das Ward in den Städten und das Hundred auf dem Lande theilten sich in Kirchspiele, deren Mitglieder sich in der Vestry versammelten, um Kirchenvorsteher zu wählen, welche das Kirchengebäude in Ordnung zu halten, die Kirchenstener auszuschreiben, den Pfarrer zu beaufsichtigen und andere Pflichten der Art zu erfüllen hatten.

Dies ist eine Skizze des altenglischen localen Selfgovernements, das, wie man sieht, indem es nur Urversammlungen, keine Repräsentanten, keine Gemeinderäthe u. dgl. kannte, den modernen Theorien über das Selfgovernement nicht entsprach. Man fand aber dabei trotzdem seine Rechnung. Wichtiger jedoch war die Seele dieses Organismus, das lebendige Bewußtsein der Gemeinschaft-

lichkeit, der allseitigen Verantwortlichkeit, der untrennbaren Verbindung zwischen politischem Recht und politischer Pflicht, das alle diese Kreise durchdrang und die ängstliche Berechnung des persönlichen Vortheils bei jeder Pflichtleistung, an der die modernen Staaten kranken, gar nicht aufkommen ließ. „Das Hundert wie das Borough waren auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsverbände. Jeder männliche Einwohner legte bei Erreichung eines gewissen Alters das Peace-pledge ab, das Versprechen, den Frieden zu bewahren an sich und andern. Die Erhaltung des Friedens, die Sicherheitspolizei nach modernem Sprachgebrauche, war die Pflicht und Ehre aller."

Die Grafschaften bildeten, als die sieben oder acht angelsächsischen Königreiche sich zu einem Staate vereinigt, das Reich, Common-wealth. Erst im Verkehre der Grafschaften mit einander sehen wir Repräsentanten auftreten. Die Vorsteher der einzelnen Gruppen bildeten die „große Rathsversammlung des Landes", die später Parlament genannt wurde, und übten in Angelegenheiten, die über den Kreis der Grafschaften hinausreichten, dieselben Functionen aus wie die Grafschaftsversammlungen: sie fanden Recht, wendeten die Regel auf den concreten Fall an, waren richterlich, administrativ, diplomatisch, dagegen nur selten gesetzgeberisch thätig. Das ganze Parlament, nicht bloß wie jetzt das Oberhaus, war zu richterlichen Functionen befugt, und das dauerte fort bis ins vorige Jahrhundert. Noch 1724 wurde ein Bischof vom Unterhause durch eine Bill, die alle Stadien eines Gesetzes durchlief und die Zustimmung des Königs erhielt, wegen Hochverraths verurtheilt.

Den Vorsitz in der Landesversammlung führte der König. Er wurde gewählt, wie es das alte deutsche Recht verlangte, aber auf Lebenszeit. Noch die vier ersten Fürsten der normännischen Dynastie bestiegen durch Wahl den Thron. Er durfte keine Gesetze geben, sondern war nur der oberste Wächter von Recht und Gesetz. Er befahl, aber nur das, was gesetzmäßig war, denn er hatte geschworen, „aufrecht zu halten die Gesetze und Gewohnheiten, die das Volk sich erwählt." Nicht bloß staatsrechtliche Schriftsteller, sondern auch das Parlament und die Könige faßten die Sache so auf. Als unter Karl I. die Petition of Rights berathen wurde und eine Botschaft des Königs das Unterhaus mit dessen lebhaftem Gerechtigkeitssinn beruhigen sollte, erhob sich Coke, der Patriarch der englischen Jurisprudenz, und sprach u. a.: „Ist es je erhört, daß allgemeine Erklärungen als hinreichende Genugthuungen für specielle Beschwerden betrachtet werden? Sind Beschwerden vorhanden, so ist das Parlament da, ihnen abzuhelfen. Des Königs Antwort ist sehr gnädig, aber die Frage ist: was ist das Landesrecht? Ich hege kein Mißtrauen gegen S. Majestät. Aber es gebührt sich, daß der König durch eine Urkunde und durch specielle

Erklärungen spricht, nicht durch allgemeine Versicherungen. Liebesbotschaften sind bisher nie ins Parlament gelangt. Laßt uns eine Petition unsrer Rechte aufsetzen."

In dem Comité, das zu diesem Zwecke ernannt wurde, wollten zwei Mitglieder eine Klausel zur Wahrung der „souveränen Gewalt" eingeschoben wissen, die übrigen aber antworteten: „Der König hat keine souveräne Gewalt oder Prärogative seinen Unterthanen das Geburtsrecht und Erbtheil zu nehmen oder zu bestreiten, das sie an ihren Freiheiten haben kraft des gemeinen Rechts und den nur declaratorischen Statuten.... Die souveräne Gewalt, die dem Könige anvertraut ist, ist nur zum Schutze, zur Sicherheit und zur Wohlfahrt seines Volkes da, nämlich zur Bewahrung dieses ihm innewohnenden Geburtsrechts, des Erbtheils von Freiheiten und Freiheit und der Gesetze und Statuten, in denen dieselben verbrieft und ausgesprochen sind." Und als sich auch im Unterhause Stimmen wie die der beiden Lords äußerten, nahm Coke noch einmal das Wort und sprach: „Souveräne Gewalt ist kein parlamentarischer Ausdruck. Er verstößt gegen die Magna Charta und alle unsere Statuten. Fügen wir ihn jetzt hinzu, so zerstören wir die Grundlage alles Rechts, und das Gebäude muß zusammenstürzen. Magna Charta ist ein Gesell, der keine souveräne Gewalt über sich leidet." Die Klausel blieb weg, und Karl erkannte an, daß die Petition of Rights das Recht des Landes enthielt.

In diesem Bilde der englischen Urverfassung ist, wie Bucher versichert, nichts verschönert. Nur entsprach die Ausführung nicht immer der Theorie. Aber gegen die spätere Zeit „findet der wichtige Unterschied statt, daß in einem Staate organisirt wie der sächsische eine Rechtsverletzung von allen, die sie berührt, als das empfunden wird, was sie ist, also vom ganzen Volke, wenn sie an der höchsten Stelle begangen ist, und daß nur physische Gewalt die Werkzeuge vor der Verantwortlichkeit schützen kann."

Drei Feinde, das normannische, das kanonische, das römische Recht, stürmten im Laufe der Zeit gegen das gemeine Recht, den deutschen Staat in England, an. Sie richteten nichts aus. Ein vierter, in seinem Busen aufgewachsen, das Statute Law, das geschriebene, nicht unmittelbar vom Volke, sondern von dessen Vertretern geschaffene Recht, hat es allmählich zerfressen und überwachsen.

Die Geschichte des Statute Law ist die des Parlaments. Nach dem Obigen ist diese Körperschaft wie alle ähnlichen in England ein Institut des gemeinen Rechtes; ihre Gewalt stammt vom Volke, ihre Mitglieder sind Mandatare, und das gemeine Recht sollte bei einem Conflicte mit dem geschriebenen den Vorrang haben. Wenn jenes ein Organ schuf, welches das Recht finden und Gesetze geben sollte, so versteht es sich von selbst, daß diese Function nur zur

Entwicklung der großen einfachen Principien, des gemeinen Rechtes, nicht zu deren Zerstörung zu dienen bestimmt war. Das Parlament aber empfand gleich allen delegirten Gewalten die Neigung, seinen Auftrag in ein selbständiges Recht zu verwandeln und seine Interessen über die des Volkes zu stellen. Wenn die Entwicklung nach dieser Richtung langsam gegangen ist und sich erst jetzt vollendet, so erklärt sich das aus den Vorkehrungen, die das gemeine Recht gegen diese Gefahr getroffen hatte. Die bezeichnete Neigung ist immer vorhanden gewesen, und die innere wie die äußere Geschichte Englands war ein steter Kampf des Parlaments gegen das gemeine Recht. „Auch die Geschichte der Krone liegt in der Definition: ihr Kampf, bald mit dem gemeinen Rechte gegen das Parlament, bald mit dem Parlamente gegen das gemeine Recht, ihr Sieg, gefeiert durch den Despotismus Elisabeths, ihre Niederlage, vollendet durch den verunglückten Emancipatinsversuch Georgs III., die verhängnißvolle Wahl, vor der sie jetzt vielleicht schon nicht mehr steht, nach ihrem alten Recht und ihrer alten Pflicht als Wächterin der Rechte aller zurückzugreifen oder sich im Stillen zur Rettung der Gesellschaft zu rüsten."

Wie sich das Parlamentsrecht zum gemeinen verhält, ist in England eine offene Frage. Blackstone gab jenem den Vorrang, meinte aber doch, daß Parlamentsbeschlüsse, die gegen die Vernunft oder das Naturrecht verstießen, nichtig seien. Der Oberrichter Holt sagte auf der Richterbank, eine Parlamentsacte, die verordne, daß jemand Richter und Partei in einer Person sein könne, würde ungiltig sein. Coke wollte ein Statut nur dann für giltig angesehen wissen, wenn es unter Zustimmung des ganzen Reiches und zu dessen gemeinem Besten gemacht sei. Fälle, daß die Gerichte die Anerkennung eines Parlamentsbeschlusses verweigerten, weil es dem gemeinen Rechte zuwiderlaufe, sind in älterer Zeit wiederholt vorgekommen. Heute aber giebt es Parlamentsmitglieder, die „für ein Gesetz halten, was vom Drucker der Königin gedruckt ist," und Richter, die wenigstens darnach verfahren.

Das älteste Statut Englands ist die Magna Charta von 1215, ein Friedensschluß zwischen Krone und Volk, das Gelöbniß des Königs Johann, eine Reihe von Gesetzen, die er gebrochen, nicht wieder zu brechen. „Schon der Titel Charter zeigt, daß man sich das Document, das erstaunlich reichen und concreten Inhalts ist und für alle Klassen sorgt, als eine Aufzeichnung von Gesetzen dachte, die das Volk sich gegeben und der König als oberster Wächter des Rechtes richtig befunden und ausgefertigt habe. Alle spätern Zeiten haben diese Charte als Erneuerung des Bundes zwischen Krone und Volk und als authentisches Zeugniß für das gemeine Recht, also als etwas anderes betrachtet als ein gewöhnliches Gesetz. Es war in den Schutz der Kirche gestellt, deren

Bischöfe diejenigen mit Excommunication bedrohten, welche irgendwie dagegen verstoßen würden. Coke sagt: „Jedes Statut, das gegen die Magna Charta gemacht wird, soll für nichts gelten.“ Sogar Lord Brougham ist als Schriftsteller der Ansicht, daß Verletzung der Magna Charta illegal und ein Bruch des Grundgesetzes des Landes sei, nur verfuhr er als Gesetzgeber nicht darnach. „Wenn aber Mitglieder des Parlaments, das durchaus gegen das Recht des Landes zusammengesetzt ist und handelt, wenn vollends Minister mit ernsthaftem Gesichte von der großen Charta sprechen, so ist das ein Stück des riesigen Humbugs, den das englische Volk treibt und mit sich treiben läßt.“

Die Beschlüsse der ältesten Parlamente waren Friedensverträge zwischen den verbündeten Gruppen, welche den Staat bildeten und eine stete Revision und Erneuerung der Schutz- und Trutzbündnisse aller Freien. Das Parlament kam damals oft zusammen, vertrat jeden Einwohner und beschäftigte sich weniger mit dem Gesetzgeben als mit Wachen über die Beobachtung des Gesetzes. Außerdem übte es Gerichtsbarkeit, auch über Verwaltungssachen und besonders über die Verhandlungen mit auswärtigen Staaten. Die normännische Eroberung brachte einige Veränderungen, die sich aber mehr auf Personen als auf Institutionen bezogen. Unter Heinrich III. scheint die Berufung der Stadt- und Grafschaftsvertreter außer Uebung gekommen zu sein. Andrerseits begannen unter diesem König allerlei Kämpfe der Großen mit der Krone, die sich bis zum Tode Eduards II. hinzogen und zu verschiedenen Vereinbarungen führten. Die Großen erreichten dabei für sich allein nichts. Die Krone dagegen hatte sich nicht bloß die Besetzung der hohen Aemter bewahrt, sondern auch die Ernennung der Sheriffs an sich gerissen. Zwischen den beiden Parteien aber hatte sich das Parlament zu der Gestalt entwickelt, die es im wesentlichen noch jetzt hat, und das altsächsische Recht wieder durchgefochten, nach welchem die Krone keine Steuer erheben durfte, die nicht von den Vertretern der Zahlenden bewilligt war. Das Oberhaus war zusammengesetzt wie heute noch. Zum Unterhause schickte jede Grafschaft zwei Ritter und jede Stadt zwei Bürger, doch suchten die Städte oft um diese Pflicht herumzukommen, weil Diäten zu zahlen waren und diese ihnen zu schwer fielen. Wähler war jeder Haushalter. Zu jedem Parlament wurde neu gewählt und zwar in den regelmäßigen Gemeindeversammlungen. Auch wenn der König kein Ausschreiben geschickt, fanden spätestens, wenn drei Jahre nach dem letzten Parlamente verflossen waren, die Neuwahlen statt. Erst unter Karl II. erging eine königliche Declaration, nach welcher der König mindestens alle drei Jahre neue Wahlen anordnen sollte, die aber nichts für den Fall bestimmte, daß er dies versäume. Die Ausschreiben waren entweder general, wenn nur die laufenden Geschäfte vorlagen, oder

special, wenn es sich um eine außergewöhnliche Angelegenheit, eine internationale Verhandlung oder Bewilligung einer Steuer handelte. Jahrhunderte vergingen, ehe sich die Meinung festsetzte, daß der Abgeordnete nicht der Mandatar seiner Wähler sei.

Der Staatshaushalt war sehr einfach. Der König hatte die Einkünfte von den Domänen und einige andere Gefälle. Davon bestritt er die gewöhnlichen Kosten der Regierung und die Besoldung der hohen Staatsämter. Brauchte er zu einem Kriege oder andern außerordentlichen Unternehmungen Geld, so mußte er das Parlament darum angehen, und dieses konnte die Bewilligung des Ansuchens nur in einer Sitzung beschließen, zu der alle Mitglieder erschienen waren. Ferner verlangten Gesetz und Gewohnheit, daß das Parlament in solchen Fällen erklärte, es betrachte die Finanzlage des Königs mit Theilnahme und werde ihm gern helfen, nur wage es dies nicht ohne vorherige Rücksprache mit den Grafschaften.

Während des Kriegs der beiden Rosen wurde das Recht oft gebrochen, aber nicht wesentlich geändert. Heinrich VII. berief das Parlament selten, da mancherlei Mißbräuche seinen Schatz in gutem Stande erhielten. Heinrich VIII. war ein Despot, welcher neben einer Landesvertretung herrschte, die dem byzantinischen Grundsatze huldigte: Geheimrathsbefehle sind Gesetz, und der sich, wo einmal Opposition zu erwarten war, durch Drohungen zu den von ihm verlangten Geldmitteln verhalf. Was bei ihm Laune war, wurde bei Elisabeth System; sie verletzte fast alle Grundsätze der Verfassung. „Nur unterschied sich diese Anarchie mit Ruhe und Ordnung wesentlich dadurch von ähnlichen Erscheinungen der Gegenwart, daß sie neben dem Rechte existirte. Parlamente und Geheimrath erfanden neue Verbrechen, die im gemeinen Rechte nicht vorgesehen', und bestellten besondere Gerichtshöfe. Durch die Sternkammer oder durch Kriegsrecht erzwang die Regierung sich Gehorsam. Schon die Classificirung des angeblichen Vergehens und der Gerichtsstand, vor dem es verfolgt wurde, der Name der neuen Abgabe und die Art ihrer Beitreibung erhielten das Bewußtsein wach, daß dieses alles gegen das gemeine Recht des Landes sei, aber niemand hatte den Muth, letzteres zu handhaben oder auch nur anzurufen." Jakob der „britische Salomo", wie seine Schmeichler ihn nannten, „der weiseste Narr in Europa", wie Sully ihn bezeichnete, erklärte, „der Vater seiner Völker zu sein", und stellte die Theorie auf, daß das englische Volk durch die normannische Eroberung jedes Recht eingebüßt und nur noch Geschenke aus der königlichen Gnadenfülle zu empfangen habe. Die Antwort auf diese Anmaßung erhielt sein Nachfolger in der Resolution des Unterhauses von 1648: „Wir können uns ein Volk ohne König, aber keinen König ohne Volk denken," und

in deren praktischer Ausführung im Januar des nächsten Jahres. Karl I. dachte ähnlich, wenn auch nicht ganz so thöricht wie sein Vater. Er hielt nicht, was er in seinem Consens zu der Petition of right versprochen, er sagte dem Oberhause, daß er „für seine Handlungen Gott allein verantwortlich sei," er regierte zwölf Jahre lang ohne Parlament. Der Widerstand gegen ihn war Anfangs, indem man nur Aufrechthaltung des alten Rechts und Reinigung des Statute Law von Gesetzen, die gegen das gemeine Recht verstießen, forderte und eine Reihe von Verwaltungsmaßregeln für nicht legal erklärte, höchst conservativ und ausschließlich in den Händen von Juristen. Später wurde es anders. „Die Masse des Volkes hatte des gemeinen Rechts vergessen und das Vertrauen verloren, daß die Rückkehr zu den Gesetzen der Vorfahren die Beschwerden und Leiden der Gegenwart heben könne. Milton suchte in den Schriften des Alterthums nach der besten Staatsform. Die mißhandelten Dissenter hielten den Geheimrathsbefehlen die republicanischen Offenbarungen des Alten Testaments entgegen. Diese drei Strömungen erzeugten den Strudel, der die Monarchie verschlang."

Als Monk Karl II. zurückgeführt, waren die Schöpfungen der Zwischenzeit wie weggewischt und außer der von Karl I. eingeführten, vom langen Parlamente beibehaltnen indirecten Steuer aus dem großen Kampfe nur das Wort Vertrauen übrig geblieben, aus dem der Constitutionalismus erwachsen ist. Vertrauen kann eine Zuversicht, die auf einem Urtheil, aber auch eine solche bezeichnen, die auf dem Gefühle beruht. Aus dem Vertrauen des Gefühls, das nichts mit Wissen und Thatsachen zu thun hat, sondern ein bloßer unklarer Glaube ist, haben die Theologen ihren Begriff von Vertrauen abdestillirt. Karl I. übertrug ihn auf staatliche Verhältnisse. Vor ihm war im Parlamente nie von Vertrauen, oft dagegen von Argwohn gesprochen worden. Jetzt hörte man das Wort vom Könige häufig. Habt Vertrauen! lautete seine Antwort gewöhnlich, wenn Volk und Parlament über Rechtsbrüche und missethäterische Minister klagten, und jenes Wort begann in der natürlichen Trägheit zu wuchern. Auch das Parlament eignete sich dasselbe an, indem es wiederholt erklärte: „Wir können kein Vertrauen zu E. M. Ministern haben," wenn es bei solchen Aeußerungen auch nur eine zarte Umschreibung dafür war: „Wir mißtrauen E. M."

Einmal in den Sprachgebrauch des Parlaments übergegangen, blieb diese Phrase und wurde zuletzt das Wort, mit dem die regierenden Klassen einander von der Regierung ablösten. So ist's noch heute. „Das Rechtsverhältniß, die Verantwortlichkeit ist zerstört. Man klagt die Minister nicht mehr an, wenn sie Verbrechen begangen, man entzieht ihnen, wenn sie ungeschickt sind,

das Vertrauen des Hauses oder, wie man der Höflichkeit halber sagt, des Landes. Das Mißtrauensvotum wirkt, denn es besteht die stillschweigende Verabredung, daß es wirken soll. Es heißt: Stehen Sie gefälligst von der Ministerbank auf, bis Sie wieder an die Reihe kommen. Die Phrase ist doppelt glücklich. Sie beseitigt die Verantwortlichkeit und bringt dem Volke die Vorstellung bei, daß es Vertrauen — und zwar ohne Gründe — haben müsse, so lange das Mißtrauen nicht ausgesprochen worden . . . Das Vertrauen verwandelte die Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten vor dem jedermann bekannten Gesetze in eine von der Laune und den Cliqueninteressen des Parlaments dictirte Phrase . . . Wenn jetzt ein Minister aufsteht und von seiner Verantwortlichkeit redet, so muß man die Herrschaft bewundern, die allerseits über die Lachmuskeln bewahrt wird."

„Nachdem die Controle des Parlaments durch das Volk und die durch den Strafrichter beseitigt war, blieb noch eine dritte übrig, die durch die Krone. Auch sie wurde zerstört durch die zweite Revolution von 1688 . . . Nach der alten Verfassung konnte der König seine Minister wählen und entlassen, wie er wollte, gleichviel, ob sie das Vertrauen des Parlaments hatten, und das Parlament sollte sie für Rechtsverletzung strafen, gleichviel, ob sie das Vertrauen des Königs genossen. Den Whigs gefiel es besser, nicht von dem Könige ernannt und nicht vom Parlamente zur Rechenschaft gezogen zu werden. Das Mittel, durch welches sie den doppelten Zweck erreichten, war das Cabinet."

Karl I. berieth sich nicht mit dem Geheimrathe, der Versammlung aller hohen Beamten, sondern mit einem kleinen Kreise von Vertrauten, die er in sein Cabinet berief — angeblich, weil das Geheimniß so besser gewahrt blieb, in Wahrheit, weil er Dinge trieb, die das Licht scheuten. Unter Wilhelm III. wurde dies Regel, obgleich es im Parlament nicht an Widerspruch fehlte. Das Bestreben der hannoverschen Dynastie, sich nur mit ihren Anhängern zu umgeben, und der hilflose Zustand der beiden ersten George befestigten die Stellung des Cabinets und drückten den Geheimrath immer mehr zu einer leeren Form herab. Aber das Cabinet steht ebenso außer dem gemeinen Rechte wie der Unfug, der in der Bill of rights für ungesetzlich erklärt wurde.

Das Veto der Krone, das ursprünglich Nichtbestätigung eines gegen das gemeine Recht verstoßenden Parlamentsbeschlusses war, ist seit 1692 nicht mehr ausgeübt worden.

Der König konnte jeden an seinen Hof berufen, der ihm gefiel, er konnte zuweilen den Fall seiner Lieblinge auf kurze Zeit verzögern, auch ein Individuum, das er nicht mochte, dauernd ausschließen. Das war aber so ziemlich

alles. „Georgs III. Versuch, eine andere Stellung zu gewinnen, mißlang, weil die unumschränkte Gewalt, nach der er strebte, ebenso verfassungswidrig wie die Stellung des Cabinets war. Anstatt zu dem Geheimrath zurückzukehren, dessen Befugnisse durch kein Gesetz aufgehoben sind, wollte er das Cabinet zu einem Werkzeuge des Despotismus machen." Die beiden folgenden Könige dachten nicht daran, die Prärogative der Krone wiederherzustellen. Die Königin Victoria aber nahm den Kampf wieder auf und hatte, als Bucher schrieb, schon zwei Siege erfochten: sie hatte ihre Weigerung durchgesetzt, die Hofdamen mit dem Ministerium zu wechseln, und sie hatte 1851 Lord Palmerston aus dem Ministerium entfernt. Sie ist überhaupt einflußreicher gewesen, als mancher glaubt. Wer den Deutschen die englische Verfassung und die den Liberalen begehrenswerthe Omnipotenz des Parlaments rühmen will, der sollte „Das Leben des Prinzen-Gemahls" von Martin gelesen haben, und wer seit dem Erscheinen des dritten Bandes dieses Werks noch des Glaubens lebt, daß der englische Souverän eine Puppe oder ein Petschaft in der Hand der Minister sei, der macht sich einfach lächerlich.

Sobald das Parlament die Controle des Volks und der Krone abgeschüttelt, entwickelte es seine Polypennatur sehr schnell. Es nahm die Befugniß in Anspruch, jedes Gesetz zu ändern, stellte sich also über das Gesetz, und das Mandatsverhältniß trat immer mehr zurück gegen das eigne Interesse. Die Lehre von der Allgewalt des Parlaments kam auf, und dasselbe war jetzt um so weniger geneigt, den Kreis der Berechtigten, der Wählbaren und der Wähler, zu erweitern. Für die Grafschaften hatte eine Acte von 1430 das allgemeine Wahlrecht auf die Freeholder mit wenigstens 40 Shilling Einkommen beschränkt, deren Zahl sich — 1685 noch etwa 160,000 — vorzüglich durch die Neigung der Großgrundbesitzer, sich abzurunden, fortwährend verringerte. „An die Stelle der ausgekauften Eigenthümer traten Pächter, die kein Wahlrecht hatten." In den Städten wiederholte sich im kleinen, was das Parlament im großen that. „Die Gemeindevertretungen sperrten sich ab. Statute Law überwucherte das gemeine Recht. Die Gewalt concentrirte sich in Zünften und andern Cliquen. Die Klassen der Wahlberechtigten sanken durch die Veränderung der wirthschaftlichen Verhältnisse, und neu entstandene Klassen waren ausgeschlossen. Die Regel, daß der König jede Stadt durch Vertreter am Parlament theilnehmen lassen konnte, war längst außer Uebung gekommen. . . Das Unterhaus vertrat weder Personen, noch Flächen, noch wirthschaftliche Gruppen, noch Vermögen, sondern ein barockes Durcheinander von zufälligen Interessen, in denen der Grundbesitz überwog." Vor der Reformbill hatten die 144 Peers der drei Königreiche 300, das Ministerium 16 Plätze im Unterhause zu ver-

geben, und nur 171 Wahlkreise waren unabhängig. 11 Parlamentssitze wurden vererbt und verkauft wie Kirchenstühle."

Eine Volksvertretung nach der alten deutschen Rechtsidee darf keinen passiven Census kennen, weil er eine Beschränkung des Mandanten ist. Nur das ist zu verlangen, daß der Vertreter die Bedürfnisse seines Wahlkreises kennen, also Einwohner desselben sein muß, und das gemeine Recht verlangte das in der That. Das Parlament aber dispensirte sich davon, wobei ihm die weder im gemeinen Rechte noch in einem Statut begründete revolutionäre Doctrin zu Hilfe kam, die nicht eine Vertretung der wirthschaftlichen Gruppen, sondern des „Volkes" wollte und den Wahlkreis nicht als den Vollmachtgeber, sondern nur als einen Wahlapparat betrachtete — eine Auffassung, welche den wichtigsten Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Repräsentativsysteme bildete. Ferner wurde die alte Bestimmung, nach welcher der Abgeordnete eine gewisse Einnahme aus Grundbesitz haben mußte, vor etwa 25 Jahren aufgehoben. Die Diäten kamen ab, aber wenige Parlamentsmitglieder dienen ganz umsonst. Jeder hat Aussicht auf eine Anstellung, wenn seine Partei ans Ruder kommt, und jeder hat herkömmlich die Patronage aller in seinem Wahlbezirke vacant werdenden niedern Regierungsämter, d. h. die Regierung stellt die von ihm für diese empfohlenen an. Sehr einträgliche Stellen fallen in diese Kategorie, und es kam vor, daß irische Mitglieder mit denselben förmlichen Handel trieben. Etwas ganz gewöhnliches endlich ist es, daß Parlamentsmitglieder sich, wenn ihre Partei an der Regierung ist, für ihre Verwandten Anstellungen oder Beförderungen in der Verwaltung, in den Colonien, in der Kirche, im Heere und auf der Flotte auswirken. Selbst Hume sah darin nichts Unrechtes.

Gegen diese und andere Mißbräuche entwickelte sich schon vor zweihundert Jahren eine Reformbewegung, deren früheste Stadien wir hier übergehen müssen. Pitt bezeichnete es 1770 als wünschenswerth, daß die Vertretung einzelner Grafschaften verstärkt werde, „um ein Gegengewicht gegen verschiedene verderbte und käufliche Wahlflecken zu gewinnen." Wilkes verlangte 1776 Wahlrecht für jeden Selbständigen und Ausrottung der „faulen Boroughs." Der Herzog von Richmond beantragte 1780 im Oberhause allgemeines Stimmrecht. Pitt befürwortete 1783 und 1785 Reformen des Wahlrechts, mit denen es ihm aber nicht Ernst war, Grey 1793, 1797 und 1800. „Die französische Revolution machte die höhern Klassen der Reform abwendig, und der Krieg gegen Napoleon zog die Aufmerksamkeit von den innern Zuständen ab. Der Friede, die Handelskrisen und die Ungeduld der Whigs, endlich wieder einmal ins Amt zu kommen, dazu der Wohlstand der Mittelklassen und die Vermehrung

des beweglichen Vermögens brachten es zu der Reformbill." (Vgl. Endymion I, 42.) „Dieselbe führte für alle Städte einen gleichmäßigen Census von 10 Pfd. Miethe ein. Auf dem Lande behielten die Freeholder ihr Wahlrecht. Für andere sollte ein sehr complicirter Census gelten . . . Der bloße Miether oder Pächter sollte nur Wähler sein, wenn er mindestens 50 Pfd. Miethe zahlte . . . (Endymion I, 43.) An dem Ideal einer Verfassung gemessen, ist die Reformbill eine Ausgeburt von Willkür und roher Empirie, ganz abgesehen von der groben Parteilichkeit, mit der die faulen Flecken der Tories zerstört, die der Whigs erhalten wurden . . . Daß man sich mit Zahlen behelfen mußte, während man Qualitäten haben wollte, daß man 10 oder 50 Pfd. Miethe als Kennzeichen staatsbürgerlicher Tüchtigkeit ansah, war ein Beweis, daß das Recht seine organische Natur verloren hatte."

Russell, der Urheber der Reformbill, besaß nicht die Phantasie, die zum großen Gesetzgeber gehört, nicht das Vermögen, in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen das Einfache zu sehen, sich Leben zu vergegenwärtigen. Nach zwanzig Jahren wollte er das Werk, das er 1832 für endgiltig erklärt hatte, weiter führen, aber seine Entwürfe von 1852 und 1854 waren todtgeborene Kinder, Abschlagszahlungen auf die Forderungen des Chartismus, der sich rasch im Sande verlief, als die Noth der Arbeitermassen leidlichem Wohlbefinden gewichen war.

Auch die spätern Reformen haben den Charakter des Parlaments nicht wesentlich geändert, das alte Recht nicht entfernt wieder zur Geltung gebracht. Auch sie sind nur Experimente. Dies gilt auch von der lex Disraeli, die 1867 von den Tories dem Parlamente vorgelegt wurde. Dieselbe kannte ursprünglich nur ein Haushalter-Wahlrecht mit Hindernissen. Indem aber die Whigs wie die Tories, um populärer zu werden, einander im Befürworten eines Wahlrechts der Householder ohne alle Verkümmerung überboten, fiel eine Beschränkung nach der andern. Als dann jedoch das neue Wahlgesetz zum ersten Male zur Anwendung kam, gebar es wie der kreisende Berg nur eine Maus. Unter den 658 Parlamentsmitgliedern befanden sich 267 Söhne aristokratischer Familien. Von dem Reste fielen auf die Eisenbahndirectoren nicht weniger als 121 und auf den Handelsstand 116 Plätze. Die übrigen Mandate waren Juristen oder Glückskindern vom gestrigen Tage zugefallen; die letztern pflegen sich die Würde eines Member zu erkaufen, weil sie ihrem Reichthum einen bessern Geruch verleiht. Staatsmänner von Beruf waren kaum vier Dutzend darunter, zünftige Denker konnte man an den Fingern herzählen (was beiläufig kein sehr großes Unglück war), und die Arbeiter glänzten durch ihre gänzliche Abwesenheit — sie hatten eben das zum Gewähltwerden erforderliche Geld, das

sich für jede einzelne Wahl auf mindestens hunderttausend Mark beläuft, nicht aufzutreiben vermocht.

Die Geschichte des Wahlrechts bis 1855 ist, wie Bucher sie nach dem vorhergehenden kurz zusammenfaßt, folgende: „Wirthschaftliche Gruppen schicken Beauftragte, von allen Selbständigen gewählt, mit Information und Anweisung zu einem Congresse, der über die alle Gruppen angehenden Fragen berath. Veränderungen des Wirthschaftsbetriebes in den Grafschaften, der gewerblichen Verhältnisse in den Städten, Verknöcherung des Rechts überall verwandeln das Recht und die Pflicht zu wählen in ein Privilegium einzelner Localitäten und Klassen. Gleichzeitig entwickelt sich die Vorstellung, daß ein Parlamentsmitglied nicht Beauftragter einer einzelnen Gruppe, sondern Vertreter des ganzen Volkes, und daß nicht das Recht des Landes, sondern das Parlament der Souverän sei. Das Parlament und die Klassen, aus denen es erwächst, werden zu einem Staat im Staate. Die Philosophie, das Gewicht der industriellen Klassen, die Noth der Arbeitenden, die Sehnsucht der Whigs, wieder einmal an die Gewalt zu kommen und die Inlirevolution*) — alle diese Ursachen vereinigt bringen es zur Reformacte. Diese führt einen ganz willkürlichen Census ein, der dem siebenten großjährigen Manne das Wahlrecht giebt. Sie nimmt den gar zu kleinen Ortschaften die besondere Vertretung und verleiht sie den gar zu großen, nimmt das Princip einer Vertretung der Kopfzahl an, führt es aber nicht durch. Die beiden Grundsätze, Vertretung der Zahl und Abmessung der staatsbürgerlichen Tüchtigkeit nach der Einnahme oder nach dem Aufwande, sind nicht englisch, sondern französisch. Nach zwanzig Jahren ist das Parlament darüber einig, daß es auf einem Sumpfe von Corruption gewachsen ist, und thut, als wolle sichs am Zopfe herausziehen. Es ereifert sich und gesetzgebert gegen die Bestochnen, will aber den Bestechern nicht die eidesstattliche Verpflichtung auferlegen, nicht zu bestechen. Alle Welt meint, es müsse eine neue Reformacte kommen, aber niemand kümmert sich einen Strohhalm darum. Die Fluth von Reformprojecten hat sich gerade in dem Augenblicke verlaufen, da die Auswahl geschehen sollte."

*) „Auf den Pariser Barrikaden wurde die Reformbill gewonnen," erklärte Lord Brougham, und Beaconsfield sagt im „Endymion" (I. S. 39), der Herzog von Wellington, der Führer des Torycabinets, würde bei der damaligen Wahlcampagne gesiegt haben, wenn die französische Revolution nicht dazwischen gekommen wäre. „Die Whigs ersahen ihre Gelegenheit und ergriffen sie. Der triumphirende Aufruhr in Paris wurde zur Würde der ‚drei glorreichen Tage' erhoben, und die drei glorreichen Tage wurden allgemein als der Sieg bürgerlicher und religiöser Freiheit anerkannt. Die Namen Polignac und Wellington wurden geschickt mit einander verbunden, und die Phrase von einer Parlamentsreform begann in Umlauf zu kommen."

„Daran ist viel zu lernen, aber schwerlich etwas nachzuahmen. Zu lernen vor allem dies, daß die Stätigkeit der englischen Zustände, die dem entfernten Beobachter, und die Zufriedenheit des Volkes, die in Zeiten der Prosperität den Besucher mit Bewunderung und Neid erfüllt, auf andern Grundlagen beruhen muß als auf dem Parlamente. Wäre das Unterhaus das, was es nach der Ansicht der Chartisten und ihrer Vorläufer sein sollte, und was die französische Nationalversammlung zu sein versuchte, das Gehirn oder der Magen des Staatskörpers, so hätte der verkrüppelte Zustand, in dem es sich Jahrhunderte hindurch befand, und die Quacksalberei, mit der es an sich selbst herumcurirt, schon ganz andere Zuckungen in den Gliedern und ganz andere Rückschläge auf das Haupt hervorgerufen."

Gino Capponi.

Von Otto Speyer.

Es war an einem heißen Sommernachmittage des Jahre 1850, als ich mit dem Ritter G.....i, einem Freunde Gino Capponis von meiner Wohnung im Palast Pandolfini in Via San Gallo nach der nahen Via San Sebastiano fuhr, wo sich das schloßartige Wohnhaus der Familie Capponi erhebt, im Rococostil erbaut und an bequemer Pracht nur von dem Palast Corsini am Lung' Arno, an Größe vielleicht nur von dem Palast Pitti übertroffen. Der Eigenthümer selbst bewohnte nur einen Winkel des mächtigen Gebäudes, dessen Besitz er als eine Last betrachtete. Treffliche Federzeichnungen von Sabatelli bildeten den einzigen Schmuck des einfach altväterisch möblirten Arbeitszimmers. Die Fenster waren dicht verhangen, wohl nur um die sengende Gluth der florentinischen Mittagssonne abzuhalten, deren Licht die überdies hinter dunkelfarbigen Gläsern verborgenen Augen des Eigenthümers nicht mehr zu blenden vermochte. Es herrschte eine so tiefe Dämmerung in dem Gemache, daß ich nur allmählich die Züge des Mannes zu erkennen vermochte, der sich aus seinem Lehnstuhl erhob und uns mit freundlichem Ernste begrüßte. Gino Capponi zählte noch nicht 60 Jahre, aber er erschien mir älter: das Antlitz zeigte tiefe Furchen, die hohe

kräftige Gestalt schien gebeugt; ich hätte damals nicht geglaubt, daß er noch über ein Vierteljahrhundert lang in ungeschwächter Geisteskraft leben würde. Als ich ihm sagte, wie lebhaft ich gewünscht, die persönliche Bekanntschaft des Mannes zu machen, den man auch in meinem Vaterlande als den edelsten Vertreter des liberalen Patriotismus, als den Benjamin Constant Italiens verehre, schüttelte er den Kopf und erwiederte: „Ich weiß das; aber ich weiß nicht, wie ich zu diesem Rufe gekommen bin — mein Verdienst ist es sicherlich nicht.“ Als ich dagegen remonstriren und die Berechtigung der öffentlichen Meinung in Bezug auf seine Person nachzuweisen versuchen wollte, unterbrach er mich: „Lassen wir das; ich habe mit der Politik abgeschlossen und lebe nur noch der Wissenschaft.“ Vergeblich suchte ich, der gleichartigen Schicksale der deutschen und der italienischen Bewegung von 1848 gedenkend, seine Ansicht über die Zukunft seines Vaterlandes zu erforschen: er blieb zurückhaltend und einsilbig. Erst als ich seines kurz vorher verstorbenen Freundes Giusti erwähnte und mein Interesse für diesen liebenswürdigen toscanischen Nationaldichter kundgab, wurde er lebhaft und hielt dem Verstorbenen, der so oft verkannt und einseitig nur als Satiriker aufgefaßt werde, eine warme Lobrede, die allmählich mit verändertem Tone, gleichsam als ob er unsere Anwesenheit vergessen hätte, wie in einen Monolog überging. Als er geendet hatte, lehnte er sich zurück und stützte den Kopf in die Hand; mein Begleiter gab mir einen Wink, wir verabschiedeten uns, und ich habe später nur noch einmal Gelegenheit gehabt, mit dem verehrten Manne einige Worte zu wechseln. Desto öfter sah ich ihn am Arme eines Begleiters durch die Straßen der Arnostadt wandeln, fast von allen Vorübergehenden ehrfurchtsvoll begrüßt. Als ich dann nach 23jähriger Abwesenheit die mächtige Kuppel Brunelleschis und den herrlichen Campanile Giottos, die Warzeichen von Florenz wieder erblickte, hatte man den Vierundachtzigjährigen kurz zuvor hinausgetragen zur ewigen Ruhe.

Zwei persönliche Freunde haben dem Verstorbenen seither würdige literarische Denkmale gesetzt, ein italienischer und ein deutscher Gelehrter, Marco Tabarrini*) und Alfred von Reumont.**) Gleich in ihren Zielen, mit dem Lebensbilde ihres Helden zugleich ein Bild seiner Zeit, ihrer politischen, socialen und literarischen Bestrebungen zu liefern, weichen sie in ihren Mitteln und mehr noch in ihrem nur theilweise durch die Verschiedenheit der nationalen Anschauung

*) Gino Capponi. I suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Firenze, 1879.

**) Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild. Gotha 1880. — Kleinere Schriften über ihn wurden veröffentlicht von Aurelio Gotti, Matteo Ricci, Silorata, Cäsar Causi, de Gubernatis (in der Rivista Europea) und Cäsar Guasti (in den Verhandlungen der Akademie della Crusca).

bedingten kirchlichen und politischen Standpunkte von einander ab. Der Diplomat Remmont hat durch seine sociale Stellung als langjähriger Vertreter des preußischen Staates in Rom und Florenz wie durch seine weitverzweigten wissenschaftlichen Verbindungen den weitern Horizont für sich, so lange derselbe nicht durch den vielfach durchschimmernden, wenn auch nie sich absichtlich vordrängenden ultramontan-legitimistischen Standpunkt beengt wird; Tabarrini erscheint begünstigt durch seine Nationalität, seine langjährige Vertrautheit mit allen persönlichen Verhältnissen, endlich durch die ihm offenstehende Benutzung des Familienarchivs. So bieten beide Biographien, sich gegenseitig ergänzend, eigenthümliche Vorzüge. Unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir, neben den Schriften Capponis selbst beide gewissenhaft benutzend, ihnen in kurzen Strichen ein Bild des bedeutenden Mannes zu zeichnen versuchen, dessen Andenken sie gewidmet sind.

Keine andere Stadt des mittelalterlichen und modernen Europas hat eine gleiche Zahl vornehmer Patriciergeschlechter aufzuweisen, deren Name und Ruf auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst so weit hinaustönt über die engen Grenzen ihrer Mauern, wie die alte Welfenrepublik und spätere Mediceerresidenz am Arno. Zu den angesehensten derselben gehörig, können die Capponi ihre Ahnenreihe rückwärts verfolgen bis zu den Zeiten der Hohenstaufen, wo sie unter Kaiser Friedrich dem Zweiten von Lucca her eingewandert sein sollen. Der erste derselben, dessen Namen uns die Geschichte überliefert hat, ein gewisser Neri di Rocco Capponi, verhalf in den Unruhen des Jahres 1343 der Volkspartei zum Siege gegen die Optimaten; sein Sohn, ebenfalls ein Gino, war der Historiker des berühmten tumulto de' ciompi (der Wollkratzer-Revolution), jener Empörung des politisch rechtlosen vierten Standes, welche 1378 dem alten Regimente der bevorrechteten Stände und der gemäßigt demokratischen Verfassung, die Florenz groß gemacht hatte, ein Ende bereitete, den ehrgeizigen Bestrebungen weniger Optimatenfamilien den Boden ebnete und so den Uebergang zur Herrschaft einer einzigen vermittelte. Dieser Gino Capponi verwaltete später als Commissar der Republik nach dem definitiven Sturze der unglücklichen Ghibellinenstadt 1406 das eroberte Pisa mit Weisheit und Milde. Sein Sohn Neri, ein so feiner und beim Volke beliebter Politiker, daß er sogar neben Cosimo de' Medici eine bedeutende Rolle zu spielen vermochte, hat uns Commentarien hinterlassen, die zu den wichtigsten historischen Documenten über jene Zeit gehören. Mit Stolz nennt ferner jeder Schulknabe in Florenz den Namen seines Enkels, jenes Piero Capponi, der 1494 Karl VIII. von Frankreich den unwürdigen Vertrag, den der König den Florentinern aufnöthigen wollte, zerrissen vor die Füße werfend, ausrief: Suonate le vostre trombe, noi

suoneremo le nostre campane. (Blast eure Trompeten, wir werden unsere Glocken läuten.) Als der Stern der florentinischen Republik zum letzten Male aufleuchtete, nach der Vertreibung der Medici 1527, berief das Vertrauen seiner Mitbürger Pieros Sohn, Niccolò, an die Spitze der Verwaltung, „einen Mann, der um seiner Sittenreinheit, Unbestechlichkeit und Mäßigung halber von der ganzen Stadt verehrt war.“*) Die Thaten dieser großen Capponi des 15. und 16. Jahrhunderts, die man nicht mit Unrecht die Scipionen von Florenz genannt hat, schmücken in schönen Fresken die Wände des Saales im alten Palaste der Capponi in der Nähe der Dreifaltigkeitsbrücke.

Nach dem definitiven Falle der Republik, als selbständige Charaktere und Staatsmänner von unabhängiger Gesinnung nicht mehr am Platze waren, treten auch die Capponi in das Dunkel des Privatlebens zurück: ein vornehmes und reiches Adelsgeschlecht ohne hervorragende Persönlichkeiten, unter ihnen Senatoren, Hofleute, hohe Kleriker, Gelehrte und Literaten.

Die Kindheit unsers Gino Capponi (geb. 1792) fiel in die Kriegswirren der napoleonischen Zeit. Sein Vater, der Marchese Roberto, war ein wackerer Edelmann und treuer Diener seines Fürsten ohne geistige Bedeutung; die Mutter, klug und männlichen Geistes, führte das Regiment des Hauses. Von 1799 bis 1803 lebte Gino mit den Eltern, die dem Großherzog in die Verbannung gefolgt waren, in Wien; dann kehrte die Familie nach Florenz zurück. Nach italienischer Patriciersitte nicht in öffentlichen Schulen, sondern theils von Privatgelehrten meist geistlichen Standes unterrichtet, theils selbständig seine Lectüre wählend, nahm der lernbegierige Knabe mit spielender Leichtigkeit eine Masse des mannichfaltigsten Stoffes in sich auf. Freie Selbständigkeit des Urtheils und Klarheit des Denkens bewahrten ihn vor der Gefahr, den Vorurtheilen der Lehrer oder des Standes wie oberflächlicher Polyhistorie zu verfallen. Zahlreiche literarische Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten bezeugen die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Bildung, welche die classische, mittelalterliche und moderne Literatur, Patrologie, Kirchen- und Profangeschichte, Sprachkunde**) und Volkswirthschaftslehre umfaßte. Mit lebhafter Freude an der Kunst verband er einen feinen Sinn für das Schöne, ein geläutertes ästhetisches Urtheil, dem auch bedeutende Künstler mit Achtung horchten.

Schon als neunzehnjähriger Jüngling und nach florentinischer Adelssitte gewissermaßen ohne sein Zuthun mit der um 2 Jahre ältern Giulia aus dem jetzt ausgestorbenen Geschlechte der Riccardi vermählt, verlor er die wenn nicht

* Moisè, Storia della Toscana. 2a ediz., S. 200.

**) Außer den beiden classischen Sprachen verstand und sprach er deutsch, französisch und englisch.

geliebte, doch hochgeschätzte Gattin nach der Geburt der zweiten Tochter schon 1814 und blieb Witwer bis an sein Lebensende.

Im Herbste 1813 ging Capponi mit andern als Deputirter „der guten Stadt Florenz“ nach Paris, um der Regentin Marie Luise eine Ergebenheitsadresse zu überbringen. Inzwischen waren die entscheidenden Würfel bei Leipzig gefallen; die Deputation fand den Kaiser, dessen Erscheinung auf den jungen Toscaner durchaus keinen günstigen Eindruck machte, schon in Paris. Wenige Monate nachher war die Restauration auch in Toscana eine vollendete Thatsache. Den Mann, der damals unter zwei Großherzogen sein Heimatland regierte und dieser Epoche der Geschichte desselben seinen Stempel aufdrückte, Vittorio Fossombroni „mit dem hochbegabten Geiste und dem vertrockneten Herzen, gleichgiltig gegen gut und böse“, den Repräsentanten des milden Willkürregiments, dessen Regierung, vielfach an die Aufklärungs-Minister der vorrevolutionären Periode, die Pombal und Aranda, die Kaunitz und Tanucci erinnernd, nach der materiellen Seite hin seinem Lande eben so viele Wohlthaten erzeigt hat, wie sie es in geistiger und sittlicher Beziehung schädigte, hat uns Capponi mit lebhaften Farben geschildert. Er selbst nahm keinen Theil an dem öffentlichen Leben seines Heimatlandes während der Restaurationsepoche, mit so lebhaftem Interesse er auch die Geschicke desselben verfolgte. Der Gedanke, in den Dienst der Fossombroni'schen Regierung zu treten, war seiner innersten Natur ebenso zuwider wie der, im Dunkel der Geheimbünde, der „Secten“, für revolutionäre Zwecke zu wirken. Für einen selbständigen, überzeugungstreuen Patrioten aber gab es damals so wenig einen politischen Wirkungskreis, wie für eine legale und gemäßigte Opposition im Volke Boden und Verständniß vorhanden war. In Toscana schien ihm nichts zu thun zu sein, was ihm hätte Befriedigung gewähren können und etwas anderes als Halbwerk gewesen wäre. „So kam es — sagt er selbst —, daß ich zu dem geringen Antheil, den ich an bürgerlichen Dingen nahm, immer noch genöthigt werden mußte .... Florenz erschien mir damals mehr wie das Sybaris als wie das Athen Italiens.“

Die Gründe dieser Theilnahmlosigkeit an den öffentlichen Dingen waren jedoch keineswegs bloß persönlicher Art. Der toscanische Adel war nicht wie der piemontesische durch große historische und militärische Erinnerungen mit der Dynastie verbunden. Theils war derselbe schon unter der Mediceerherrschaft entartet und verweichlicht, theils betrachteten die Lothringer voll engherzigen Mißtrauens die eingebornen Patricierfamilien wohl nach bourbonischem Muster als einen Schmuck des Hofes und der Krone, nicht aber als die natürlichen Leiter des Staates und die Führer des Heeres. Die eigne Unabhängigkeit von

der Hofgunst bekundete Capponi unzweideutig genug, indem er dem Großherzoge, als dessen Regierung in kleinlicher Besorgniß vor einer mißliebigen Demonstration die feierliche Einholung des zurückkehrenden Regenten verboten hatte, den Kammerherrnschlüssel zurücksandte. Als ihm dagegen sein Freund Libri, der bekannte Mathematiker, nach der Pariser Julirevolution den Plan mittheilte, den Großherzog durch einen Theaterputsch zur Verleihung einer Constitution zu nöthigen, warnte er die Anstifter, darunter jenen Guerrazzi, der später ihm und Toscana so verhängnißvoll werden sollte, dringend und erfolgreich vor dieser „verbrecherischen Thorheit."

Unbefriedigt von den öffentlichen Zuständen der Heimat wie von dem eignen thatlosen und unfruchtbaren Dasein suchte Capponi erst auf längern Reisen während der Jahre 1816—20, dann in wissenschaftlichen Studien Ersatz für die versagte staatsbürgerliche Thätigkeit. Ausgerüstet mit durchdringendem Scharfblick und trefflicher Beobachtungsgabe, studirte er die physischen wie die socialen und politischen Zustände der durchreisten Länder und knüpfte, durch seine gesellschaftliche Stellung begünstigt, Verbindungen mit den hervorragendsten Staatsmännern wie mit den bedeutendsten Gelehrten des In- und Auslandes an. Sein erstes Ziel war ein in Italien nicht häufiges: eine gründliche Kenntniß des eignen Vaterlandes bis in seine entlegensten Winkel. In Rom, das ihn immer von neuem anzog und entzückte, so wenig er auch mit dem weltlichen Papstthum und dessen Regierungsresultaten einverstanden war, verweilte er den Winter von 1816—17. Im Frühling ging er nach Neapel, durchforschte von hier aus den Süden der Halbinsel, selbst das unwirthliche Calabrien, erklomm den schneeumgürteten Kegel des Aetna, von dem uns seine „Erinnerungen" ein ebenso anschauliches wie farbenreiches Bild entrollen, und gewann so eine Kenntniß Italiens aus eigner Anschauung, wie sich ihrer nur höchst wenige seiner Landsleute rühmen können. Bald nach der Rückkehr in die Heimat brach er nach Frankreich auf und verweilte zweimal längere Zeit in Paris, fühlte sich aber von den dortigen politischen und socialen Zuständen, die er in seinen Reiseerinnerungen in klaren und scharfen Umrissen darstellt, wenig befriedigt. Dagegen brachte er gleich Camillo Cavour von seinem achtmonatlichen Aufenthalte in Großbritannien eine Vorliebe für dies Land zurück, die sich bis an sein Lebensende nie verleugnete. Das britische Volk erschien ihm stets als das glücklichste und physisch wie moralisch gesundeste, seine Institutionen als die besten und weisesten in Europa.

Sein Rückweg führte ihn durch Westdeutschland; in Mannheim langte er gerade rechtzeitig an, um der Hinrichtung Sands beizuwohnen. Aber während ihm einerseits die damals jenseits der Alpen allgemein herrschende Antipathie

gegen Deutschland, das die Italiener begreiflicherweise noch nicht von dem metternichschen Oesterreich, welches wie ein Alp auf den nach nationaler Existenz und Unabhängigkeit verlangenden Patrioten lastete, vollständig zu scheiden vermochten, zu tief in die Seele geflößt war, als daß das officielle Deutschland des Bundestages und der Karlsbader Beschlüsse von dem jungen, für Freiheit und Selbstbestimmung der Völker begeisterten Fremden eine wohlwollende Beurtheilung seiner traurigen politischen Zustände hätte erwarten dürfen, so war andererseits „der unklare, wilde Mysticismus" der damaligen burschenschaftlichen Bestrebungen seiner ganzen Natur viel zu sehr zuwider, als daß er ein volles Verständniß dafür haben oder gar lebhafte Sympathie für dieselben hätte empfinden können.

Nach Hause zurückgekehrt, fühlte er sich zunächst wieder sehr unglücklich und fand nur allmählich in wissenschaftlichen Arbeiten Trost, wenn auch nie volle Befriedigung. Hielt er sich übrigens in dieser Zeit geflissentlich von dem politischen Gebiete fern, so bewies er doch bei mehr als einer Gelegenheit, wie sehr ihm das Wohl der geliebten Heimat am Herzen lag. So setzte er gegen die Opposition der Geistlichkeit und eines Theiles des Hofes mit Hilfe der Großherzogin Marie Luise, einer bairischen Prinzessin, die Gründung des ersten Laien-Erziehungsinstituts für Mädchen durch, gründete (1829) die erste Sparcasse in Toscana und unterstützte den unermüdlichen Peter Vieusseux bei der Gründung der bedeutendsten literarisch-wissenschaftlichen Zeitschrift des damaligen Italiens, der Antologia, zu der er selbst namhafte Beiträge lieferte. In den Sitzungen des Vereins der Georgofili (Freunde der Landwirthschaft) hielt er eine Reihe trefflicher, tief durchdachter Vorträge, in denen er das Toscana eigenthümliche System der mezzeria colonica, das auf einer Theilung der Ernte zwischen dem Grundeigenthümer und dem Bebauer des Bodens beruht, für sein Heimatland, wenn nicht für ganz Italien als das beste nachzuweisen suchte, ein System, zu dem er später auch nicht ohne Erfolg den bei ihm weilenden Cobden zu bekehren unternahm. In seinen 1845 veröffentlichten Fragmenten über die Erziehung, die zwar in ihren Sätzen und Folgerungen sehr anfechtbar sind, aber doch von ernster, tiefgehender Beschäftigung mit den einschlagenden Fragen zeugen, kämpfte er gegen die zu große moderne Mechanisirung des Unterrichts und die physische wie moralische Verweichlichung der Zöglinge. Sein hauptsächliches Interesse aber concentrirte er mehr und mehr auf historische Studien. Er begann eine Geschichte Peter Leopolds, des toscanischen Reformators und spätern Kaisers Leopolds II., und sammelte zugleich eifrig Materalien zu einer Storia civile della chiesa (Bürgerliche Geschichte der Kirche), in der er die Einwirkung des Christenthums auf die sociale und staat-

liche Entwicklung der modernen Menschheit nachweisen wollte. Theils in seiner geistigen Eigenthümlichkeit liegende Gründe, auf die wir noch später zurückkommen werden, theils seine frühe Erblindung ließen beide vielversprechende Werke nicht zur Vollendung gelangen.

Schon in der Mitte der dreißiger Jahre zeigten sich bei ihm die Spuren eines allmählich immer bedenklicher werdenden Augenleidens. Als er, zugleich leberkrank, im Sommer 1837 Carlsbad besuchen und von hier nach Berlin reisen wollte, um Verbindungen mit deutschen Gelehrten zur Förderung seiner historischen Studien anzuknüpfen, verweigerte ihm die österreichische Polizei die Ueberschreitung der Grenze: er stand zu seiner eignen Verwunderung allzusehr im Geruche eines verdächtigen Liberalen. Erst im Frühling 1841 kam er wieder nach Deutschland, wo er bei Walter in München Hilfe für sein weit vorgeschrittenes Augenleiden suchte und mit den namhaftesten Gelehrten, wie Schelling und Görres, Thiersch und Döllinger verkehrte. Aber die Hoffnung, daß es der Kunst der deutschen Aerzte gelingen würde, ihm die schwindende Sehkraft wiederzugeben oder doch den vorhandenen Rest zu erhalten, wurde getäuscht. Mehr und mehr verdichtete sich die ihn umgebende Finsterniß, im Jahre 1844 erlosch ihm der letzte Schimmer des Lichtes. So lange irgend eine Möglichkeit vorhanden war, lehnte er, zuweilen nicht ohne Gefahr und schwere Sorge für die Seinen, jede Unterstützung und Führung ab. Die endliche Ergebung in äußere Abhängigkeit war seiner durchaus auf äußere wie innere Selbstständigkeit angelegten Natur eine furchtbar schwere, nie ganz rein gelöste Aufgabe. Und doch war er vor den meisten von gleichem Unglück betroffenen hoch bevorzugt durch sein wunderbares Gedächtniß, das ihm nicht nur den reichen Vorrath des geistig erworbenen bis an sein Lebensende bewahrte, sondern ihm auch gestattete, durch Vorgelesenes und Erzähltes seinen Wissensschatz unablässig dauernd zu bereichern.

Häusliche Unglücksfälle, der Tod der geliebten Mutter und einer der beiden Töchter, die schwere Krankheit der andern, trugen dazu bei, sein Gemüth noch mehr zu verdüstern. Da erschienen in der Mitte der vierziger Jahre die ersten Vorzeichen einer neuen Zeit am politischen Horizonte Italiens. Balbos „Hoffnungen Italiens“, Giobertis Buch „von dem bürgerlichen und moralischen Primat der Italiener“, des Anonimo lombardo (Luigi Torelli) „Gedanken über Italien“, welche verkündeten, daß der nationale Gedanke in den edelsten Patrioten neue Kraft und Gestalt gewinne, und zugleich die ersten Zeichen waren, daß sich zwischen den revolutionären und republicanisch gesinnten Sectirern einerseits, den reactionären und antinationalen Regierungen andererseits eine neue Partei bilde, erregten ungeheures Aufsehen; jede dieser Schriften war ein Er-

eigniß. Berchets feurige Lieder, Giustis satirische Gedichte mit ihren allen verständlichen Anspielungen, Niccolinis gewaltige Tragödie „Arnold von Brescia“ entzündeten die Gemüther des leichtbeweglichen Volkes. In Florenz ging die Anregung zu der neuen Parteibildung besonders von dem Capponi eng befreundeten trefflichen Massimo d'Azeglio aus, dessen epochemachende Schrift über die Insurrection in der Romagna*) unter seinen Augen entstand und von ihm vor dem Drucke revidirt wurde. Er nahm den lebhaftesten Antheil an dieser hoffnungsvollen Bewegung der Geister und erklärte in einem trefflichen Artikel in der zu Paris unter der Aegide der bekannten Patriotin Fürstin Belgiojoso erscheinenden Zeitschrift l'Italiano seine volle Zustimmung zu dem Programme der neuen nationalliberalen Partei. Die erlesensten Patrioten Toscanas sammelten sich in seinem Hause zu Besprechungen und Berathungen. Mit der Richtung freilich, die in dem berühmten Drama seines Jugendfreundes und Studiengenossen Niccolini zu Tage trat, konnte er sich nicht befremden. Niccolini war Papstfeind und Ghibelline, Capponi schloß sich dagegen der neuguelfischen Partei an, welche auf einen Papst harrte, der „alle göttlichen Kräfte in der Kirche anzuregen“ und dadurch auch auf das bürgerliche und sociale Leben befruchtend und reformirend einzuwirken verstehe.

In einer eignen Schrift über den Aufstand in der Romagna 1843—45 sprach er sich entschieden für die weltliche Souveränetät des Papstes aus, allerdings nach dem Thiersschen Recepte: Le pape règne, mais il ne gouverne pas. „Die Zeiten haben dem Papste die Herrschaft gegeben, und mit der Tradition soll man nicht brechen.“ Seine Hoffnungen und Wünsche schienen der Erfüllung nahe zu sein, als der 16. Juni 1846 Pius IX. auf den Stuhl Petri erhoben hatte; er begrüßte den neu aufgehenden Tag mit heller Freude. Aber bald erkannte er das Uebertriebene der Erwartungen, die man, und wohl auch er selbst von einem reformirenden Papste gehegt hatte, die schweren Gefahren des kindisch ungeduldigen Drängens von Reform zu Reform. „Die großen Kinder verderben mir Pius IX.“ Im Geiste erblickte er bereits das Gespenst der nahen Revolution und Reaction. Die Regierungen, ohne alle Sympathie für die nationale wie für die liberale Bewegung, aber ohne alle Energie des Widerstandes, ohne Vertrauen in die eigne Kraft, ließen sich von Schritt zu Schritt willenlos fortreißen. Der Beginn des Jahres 1848 brachte die Constitutionen für Neapel und Sardinien, Toscana mußte folgen. Der ursprüngliche Entwurf der zur Ausarbeitung der Verfassung niedergesetzten Commission, welcher auch Capponi angehörte, war auf den Gedanken einer Vertretung der Gemeinden

*) Degli ultimi casi di Romagna. Lugano, 1846.

basirt, wurde aber durch die Ereigniſſe überholt. In der von Capponi verfaßten Einleitung zu dem statuto vom Februar 1848 wird dasſelbe ausdrücklich in hiſtoriſchen Zuſammenhang mit den Beſtrebungen Leopolds I. und Ferdinands III. gebracht. Die Volksſouveränetät, auf die andere es ſtützen wollten, war für Capponi „eine legale Lüge und ein leerer Name.“

In immer beſchleunigterm Tempo entwickelten ſich die Ereigniſſe. Die Pariſer Februarrevolution hatte den Nationalkrieg gegen Oeſterreich zur unmittelbaren Folge. Im Juli fiel auf die Botſchaft von der entſcheidenden Niederlage des italieniſchen Heeres bei Cuſtozza und dem Rückzuge auf Mailand das gemäßigte Miniſterium Ridolfi in Florenz. Gino Capponi ließ ſich durch die Bitten des Großherzogs und das Drängen der Freunde bewegen, ein neues zu bilden, eine bald ſchwer bereute Thorheit für den Blinden, dem überdies zu einem Regenten in ſolch wildbewegter Zeit die raſche Thatkraft und die Stahlhärte des Charakters mangelten. Er hat uns jene Epoche in ſeiner Schrift: „Ein Miniſterium von 70 Tagen“ ſelbſt wahrheitsgetreu geſchildert. Seine Hauptidee war: ſchleuniger Friedensſchluß mit Oeſterreich und Bildung eines italieniſchen Staatenbundes mit Verſtärkung Piemonts. Vergeblich ſchickte er zu ihrer Verwirklichung Specialgeſandte an alle Höfe Italiens wie der Großmächte. Weder die äußere noch die innere Lage waren dieſem Projecte günſtig. Ueberall in Italien erhob ſich, von den Radicalen ausgehend, von dem politiſch kindiſchen Volke millionenſtimmig wiederholt, das Geſchrei über den Verrath an der nationalen Sache. Ueberall ſiegte die extreme Partei.

An ihrer Spitze ſtand in Toscana der livorneſiſche Demagog Domenico Guerrazzi, ein Mann von ſcharfem Verſtande, bei dem ſich fanatiſche Leidenſchaft unter äußerer Ruhe, glühender, unerſättlicher Ehrgeiz unter vaterländiſcher Begeiſterung verſteckten, nicht ohne einen Anflug von Myſticismus, wie ſeine bekannten Romane beweiſen, dabei doppelzüngig, ohne Glauben an Menſchheit und Gottheit, das Volk, das er doch trefflich zu leiten und aufzuregen verſtand, nicht nur im Innern tief verachtend, ſondern ſogar in ſeinen Anſprachen oft mit wegwerfender Ironie behandelnd. „Was willſt Du?“ ſagte er einſt zu dem ihm früher befreundeten Capponi, „meine Mutter hat mich nie geliebt, mein Vater mir nie von Gott geſprochen — wie konnte ich da ein anderer werden, als ich geworden bin?“

In Verbindung mit dem Profeſſor Montanelli von Piſa, einem eiteln, ſentimentalen Phantaſten, der damals als „der Verwundete von Curtatone“ der toscaniſche Volksabgott war, ſtürzte Guerrazzi das Miniſterium Capponi, und Gino zog ſich in das Privatleben zurück voll ſchwerer Sorgen um das Geſchick des Vaterlands wie der engern Heimat, wenn auch innerlich froh,

der unfruchtbaren Plage und drückenden Verantwortlichkeit seines Amtes enthoben zu sein. Wenige Monate später nöthigte das demokratische Ministerium Guerrazzi-Montanelli den Großherzog durch seine Zumuthung, in die Wahlen zu einer constituirenden Nationalversammlung in Rom zu willigen, zur Flucht nach San Stefano und weiter nach Gaëta. Die Machthaber in Florenz waren rathlos; im Lande herrschte, dem Charakter des Volkes entsprechend, „eine milde Anarchie." Nach der Schlacht bei Novara plante Guerrazzi selbst die Restauration des Großherzogs; aber am 11. April 1849 trieben die empörten Bürger der Hauptstadt die livorneſischen Rotten, gewissermaßen die Leibgarde des Dictators Guerrazzi, unter dem Rufe: „Wir wollen ehrliche Leute!" aus den Thoren. Die Stadtbehörden übernahmen die Regierung unter Hinzuziehung hervorragender Bürger. Der erste auf der Liste war Gino Capponi. Er vermochte wenig zu thun. Die Entscheidung lag bei dem Großherzoge, der schon mit den Oesterreichern in Unterhandlung stand; doch gelang es ihm wenigstens, Guerrazzi, dessen Leben schwer bedroht war, zu retten. Nachdem der großherzogliche Commissar Serristori die Regierung übernommen hatte, schloß er sich dem Proteste gegen den Einmarsch der Oesterreicher an und zog sich, als derselbe resultatlos blieb, vollständig von den öffentlichen Dingen zurück.

Während des folgenden Jahrzehnts der Reaction, die übrigens in Toscana, der Tradition entsprechend, einen milden und humanen Charakter trug, trat er nie aus dem Privatleben hervor. Dagegen war sein Palast in Florenz wie seine Lieblingsvilla zu Varramista im untern Arnothale ein steter Sammelplatz nicht nur in- und ausländischer Gelehrten, denen hier die liebenswürdigste Gastfreundschaft geboten ward, sondern auch der bedeutendsten Patrioten, welche sich um die neue Fahne schaarten. Seine durch das eigene Leiden wie durch die Täuschung seiner patriotischen Hoffnungen schwer gedrückte Stimmung wurde in dieser Zeit durch den Tod alter treuer Freunde noch mehr getrübt. Im Jahre 1850 starb in seinen Armen auf Varramista Giuseppe Giusti, dessen Gedichte Paul Heyses unübertreffliche Uebertragung jetzt auch in Deutschland populär gemacht hat, dem großen Publicum in Italien nur als scharfer und witziger Satiriker und politischer Caricaturenzeichner bekannt, doch in der That ein echter Humorist, der von seinen eignen Dichtungen sagen durfte: „Ein Lächeln scheint's und ist ein Zug des Schmerzes." Gino Capponi setzte dem Freunde, der auf dem marmorgleißenden Kirchhofe neben der alten Basilica von San Miniato ruht, die Grabschrift: „Der Anmuth unserer lebendigen Sprache entlockte er eine vor ihm von keinem versuchte Form der Poesie, und indem er mit geistvollem Witze das Laster züchtigte, ohne den Glauben an die Tugend zu schwächen, erhob er seine Mitmenschen zum Cultus edler Empfin-

dungen und ruhmvollen Wirkens.“ Später gab er, da ihm der dankbare Vater alle hinterlassenen Manuscripte des Sohnes übergeben hatte, eine von dem Freunde angelegte, von ihm selbst reich vermehrte Sprichwörtersammlung heraus, fügte jedoch erst einer zweiten abermals bereicherten Ausgabe seinen Namen bei. Im folgenden Jahre schieden von näher befreundeten der Astronom Inghirami, der um die Geschichte und Topographie Toscanas hochverdiente Repetti, der bekannte Mailändische Gelehrte und Patriot Herzog Pompro Litta aus dem Leben; 1853 folgten der Turiner Staatsmann und Historiker Cäsar Balbo und der Literarhistoriker Rosini in Pisa, auch in Deutschland bekannt als Verfasser des historischen Romans „Luisa Strozzi.“ Dagegen knüpfte sich ein engeres Freundschaftsverhältniß zwischen Gino Capponi und Alessandro Manzoni, der, als Dichter seit 30 Jahren verstummt, jetzt mit gewohnter Energie das Studium der Muttersprache betrieb, deren classische Quelle er vor allem in dem Florentiner Volksdialecte erblickte. So verweilte er oft längere Zeit bei dem Freunde in der Arnostadt. Bei dem Wörterbuche, das er herauszugeben begann, stand ihm Capponi hilfreich zur Seite, während er zugleich selbst als Präsident der Akademie della Crusca mit einer neuen Ausgabe ihres berühmten Lexikons und zugleich mit mannigfaltigen historischen Arbeiten über die Geschichte seiner Heimat, die Langobardenherrschaft in Italien u. a. beschäftigt war. Dabei unterhielt er die mannigfachsten Beziehungen zu auswärtigen Staatsmännern und Gelehrten. Wie er in frühren Jahren Lamartine, Chateaubriand und dem jetzigen Reichskanzler Gortschakoff, damaligem Attaché der russischen Gesandtschaft in Florenz nahe gestanden hatte und durch Libri in Paris 1847 mit Guizot in Beziehung getreten war, so verkehrte er jetzt mit Lord John Russell, Lord Minto, Thiers, Reumont, Ampère, Karl Witte; auch jüngere deutsche Gelehrte, wie Dönniges und K. Hegel, fanden bei ihm freundliche Aufnahme und für ihre Arbeiten Rath und Unterstützung.

(Schluß folgt.)

P. K. Rosegger.

Es begegnet uns wohl, daß wir jemand, in dem wir später einen lieben Freund gewinnen, eine Zeit lang ausweichen, ohne uns eines klaren Grundes für unsre Abneigung bewußt zu sein. Ein zufälliger Umstand führt dann eine nähere Berührung herbei; wir erkennen sein wahres Wesen, fühlen uns zu ihm hingezogen, und an die Stelle des frühern Widerwillens tritt eine herzliche und dauernde Zuneigung.

So ging es uns mit Rosegger. Weshalb wir ihm aus dem Wege gegangen sind, könnten wir nicht sagen. Vielleicht hielt uns eine gewisse Scheu, die uns in gereiftern Jahren vor allem, was sich Dorfgeschichte nennt, zu überkommen pflegt und die uns hinter dem Aelpler einen Salontiroler befürchten ließ, davon ab, seine Bücher zur Hand zu nehmen; vielleicht hatten wir einmal eine Recension seiner Schriften gelesen, die, gutgemeint, etwas zu sehr nach der gewohnten Reclame schmeckte, mit welcher heutzutage jedermann seinen guten Freund in der willigen Presse herauszustreichen bestrebt ist, und waren von dieser abgeschreckt worden: oder wir hatten zufällig einmal ein Blatt seiner weniger gelungenen Erzählungen aufgeschlagen, welches ihn nicht von der rechten Seite zeigte, und deshalb nicht weiter geblättert — kurz, er war uns lange Zeit fremd geblieben. Da fanden wir kürzlich auf unserm Redactionstische einen Band mit dem Namen Rosegger und, was uns neben diesem Umstande besonders überraschte, aus einem Verlage, in den er uns absolut nicht zu gehören schien. Duncker und Humblot — Rosegger? Ein österreichischer Dorfgeschichtenschreiber in so ernster wissenschaftlicher Gesellschaft — da mußte wohl etwas besonderes dahinter sein! Wir blätterten in dem Buche — „Aus meinem Handwerkerleben“ war es betitelt — erst neugierig, aber bald gefesselt, haben es gelesen, genossen, wie man einen erfrischenden Trunk genießt, und — an seine Verleger geschrieben, sie möchten uns seine übrigen Werke schicken. Ein ganzer Haufe kam, mehr als zwanzig Bände, aber soviel ihrer waren, sie sind uns nicht wie dem guten Vetter Schmithofer, von dem Rosegger in seinem „Handwerkerleben“ erzählt, daß er das Pack seiner ersten Manuscripte im Buckelkorbe mühselig nach Graz getragen habe, eine Last geworden; wir haben sie hintereinander durch gelesen und wieder gelesen und sie waren uns eine wahre Erfrischung. Wie aus den Bergen, deren Leben sie schildern, weht uns eine

starke und gesunde Luft aus diesen Bänden entgegen, ein Mann mit klarem Blick und warmem Herzen spricht zu uns, und wir werden nicht müde, ihm zuzuhören. Verwunderlich war uns die Wahrnehmung, daß jedes seiner Werke noch in der editio princeps vorliegt. Zum Theil wird sich das daraus erklären, daß sie in schneller Aufeinanderfolge erschienen sind, das Neue dem Alten nicht Raum ließ, sich auszubreiten; wahrscheinlich ging es aber Roseggers Schriften wie so manchem Guten, das bei der Massenproduction des alles überwuchernden Mittelgutes sich nur Schritt für Schritt durchkämpfen kann. Jedenfalls haben sie noch lange nicht die Verbreitung gefunden, welche sie verdienen, und besonders bei uns, diesseits der österreichischen Grenze, scheinen sie noch zum größten Theile wenig bekannt zu sein. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, sie bei uns einzubürgern; sie sollten von jedermann gelesen werden.*)

Die Welt, die Rosegger uns schildert, ist klein und engumgrenzt. Die Leiden und Freuden, das Denken und Kämpfen von der großen Welt abgeschlossen lebender einfacher Menschen, die in einsamen Thälern und Wäldern hart um den Lebensunterhalt zu ringen haben, das sind in der Hauptsache seine Stoffe. Das „Genre" erscheint klein und einseitig genug, man meint, es sei ein dürftiges und bald erschöpftes Feld, welches er beackert. Aber welche Ausbeute gewährt es ihm! Es ist fast unbegreiflich, wie sich diese Reihe von Bänden füllen konnten, mit Genrebildern, die zum überwiegend größten Theil immer nur Variationen eines Themas sind, des Bauernlebens, und wie, statt daß sich nach und nach Erschöpfung zeigte, der Quell immer von neuem frisch und kräftig fließt, der letzte Band so reich und originell wieder ist, wie es der erste nur war. Für den wahren Künstler — und ein solcher ist Rosegger — ist eben kein Genre „klein"; Natur und Leben werden ihm, der sie mit offenem Auge und Herzen zu beobachten versteht, stets neue Reichthümer offenbaren.

---

*) Zither und Hackbret. Gedichte in obersteier. Mundart. Graz, Leykam-Josephsthal, 1869. 2. Aufl. 1874. Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande, ebenda 1870. Tannenharz und Fichtennadeln, ebenda. Wanderleben, Pest, Heckenast, 1871. Geschichten aus Steiermark, ebenda. In der Einöde, ebenda 1872. Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt, ebenda. Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten f. d. reifere Jugend, ebenda, 1873. Geschichten aus den Alpen, 2 Bde., ebenda. Das Volksleben in Steiermark, 2 Bde., Graz, L.-J., 1875. Aus Wäldern und Bergen, Braunschweig, Westermann, 1875. Die Schriften des Waldschulmeisters, Pest, Heckenast, 1875. Streit und Sieg, 2 Bde., ebenda, 1876. Sonderlinge, 3 Bde., ebenda, 1876. Waldheimat, ebenda, 1877. Lustige Geschichten, Wien, Manz, 1879. Mann und Weib, Liebesgeschichten, 2 Bde., ebenda. 1879. Aus meinem Handwerkerleben, Leipzig, Dunker und Humblot, 1880. Bilder von Defregger, Geschichten von Rosegger, Wien, Manz, 1880. (Ein elegant ausgestatteter Band, welcher neben einer Reihe Photographien nach Defreggerschen Bildern, einen begleitenden Text von Rosegger bringt.)

Gewiß ist nicht alles gleichwerthig, was Rosegger geschrieben hat. Schon die Menge seiner Schriften, die er in der kurzen Zeit von zehn Jahren veröffentlicht hat, läßt dies erwarten; sodann der Zweck, welchem viele der einzelnen Skizzen und Erzählungen zu dienen hatten — sie sind zum Theil für Zeitschriften und Kalender geschrieben und tragen oft die Spuren flüchtiger Arbeit an sich. Nicht alles ist abgeklärt und reif; in dem Bildungsgange des Mannes wird sich die Erklärung für manches Schwache und sogar Abgeschmackte finden, was durch die Bände verstreut ist. Dies wird aber weit überwogen durch den reichen Schatz des wirklich guten und vortrefflichen, dem man sich mit ungetrübtem Genusse hingeben kann.

Gesunder und kräftiger Realismus weht durch alles, was Rosegger schreibt, so lange er auf seiner eigentlichen Domäne, der Dorfgeschichte, bleibt. Auch in den meisten Sachen, welche ihm nicht ganz gelungen sind, macht sich dieser geltend und läßt uns über manche Absonderlichkeiten hinwegsehen. Seine Stärke ist das Vermögen, die ihn umgebende Welt voll in sein Inneres aufzunehmen, das unter der rauhen Hülle in der prosaischen Alltäglichkeit sich verbergende Gefühls- und Gedankenleben seiner einfachen Landsleute zu ergründen und zu begreifen; seine Kunst, das durch freundlichen Humor oder leidenschaftliches Mitfühlen verklärte einfach und drastisch darzustellen. Die überzeugende Naturtreue, mit der er seine Aelpler zeichnet, entspringt der Vertrautheit mit deren innerm und äußerm Leben, die ihm nur dadurch zu Theil werden konnte, daß er von Kindheit auf die gleiche Luft mit ihnen athmete, selbst ihrer einer war. Er ist in einem einsamen Bauernhofe Obersteiermarks geboren; fern von der „Welt", man kann wohl sagen mitten in der Wildniß ist er aufgewachsen, frei wie die Ziegen und Schafe, die er zu hüten hatte. Stundenweit war es bis zu dem nächsten Dorfe, zu weit, als daß er in die Schule hätte wandern können, denn auch seine kleinen Hände waren bei der harten Tagesarbeit nicht zu entbehren. Erst als ein armer brotloser Schulmeister in die Einöde verschlagen wurde, der von Haus zu Haus wandernd Unterricht gab, lernte er lesen und schreiben. Gewiß ein armes Leben, und doch fand die Muse auch in diesen fernen Waldwinkel den Weg. Seine Mutter war es, die in dem Kindesherzen die Phantasie erweckte, „mit den Liedern, die sie ihm sang, mit den Märchen, die sie ihm erzählte, wenn sie zusammen durch den Wald gingen, oder sie abends an seinem Bettchen saß." „Das beste in mir, ich habe es von ihr. Sie hatte in sich eine ganze Welt von Poesie." Man lese die beiden Bände, welche seine Jugendgeschichte enthalten: „Waldheimat" und „Aus meinem Handwerkerleben", lese, wie bei diesem harten Leben im Elternhause der poetische Schaffensdrang in ihm wach wurde, wie er, da er zum Bauern zu „kleber", zu schwach ist, zu einem Schneider in die Lehre

kommt und im Umgange mit den Leuten auf den einsamen Gehöften, in denen Meister und Lehrling umherwandernd ihr Werk verrichten, und in dem Spiegel der Seelen von einem Dutzend Schneidergesellen, die bei dem Meister Arbeit finden, die Welt kennen lernt, bis sich endlich sein Genius Bahn bricht, und er als schon gereifter Jüngling die Fesseln der engen Bauernconvenienz sprengt, um in die fremde Welt zu gehen und nach manchem Hinderniß seinen Künstlerweg zu finden — welch reiches Gemüth, welche scharfe Beobachtung offenbart sich in diesen köstlichen Schilderungen, deren liebenswürdiger Humor und ungesuchtes Pathos jedermanns Herz erwärmen und für den Dichter gefangen nehmen muß.

Rosegger hat seinen eigentlichen Bildungsgang erst begonnen in Jahren, in denen man, d. h. der gebildete Durchschnittsmensch, ihn wenigstens äußerlich gewöhnlich bereits vollendet hat. Als Zweiundzwanzigjähriger (1843 geboren) wurde er, der nichts, als gerade lesen, schreiben, dichten und — passabel schneidern konnte, aus seinen Hinterwäldern in die Welt gezogen, von Leuten, die seine Begabung erkannt hatten. Sein Weg war ihm vorgeschrieben: eine poetische Natur durch und durch, mußte er sich zum Schriftsteller aufschwingen; aber bis er es zu diesem brachte, war eine schwere Strecke harter und anhaltender Arbeit zurückzulegen. Es kann keine Kleinigkeit sein, sich aus der obscuren Tiefe eines bairischen Gebirgsschneiders zu den sonnigen Höhen des modernen Bildungsmenschen emporzuarbeiten, die ungelenken Finger einer erwachsenen Männerhand zu der Geschmeidigkeit zu zwingen, die nöthig ist, die Claviatur der Anschauungen und Ideen des neunzehnten Jahrhunderts zu beherrschen. Wie schwer diese Uebergangszeit für ihn war, geht daraus hervor, daß, während er in späterer Zeit immer und immer wieder aus dem Borne seiner Jugenderinnerungen schöpft und uns immer wieder neues aus seiner Kindheit erzählt, wir aus diesen Lehrjahren wenig erfahren; nur gelegentliche Andeutungen lassen auf unermüdliches Streben und hartes Ringen schließen. Es war die Zeit angespannter innerlicher Arbeit, in der er seinen Schaffensdrang zurückzudämmen hatte, die Eindrücke einer neuen Welt in sich verarbeiten mußte, die ihm fremd gegenüber stand und seine Phantasie nicht befruchten konnte. Als er dann 1870 mit seinen ersten Bänden hervortrat, waren es Dialektdichtungen — Lieder, Skizzen, Geschichtchen, mit denen er an seine Jugendzeit wieder anknüpfte. Das Herz des Oberländers war seinen Bergen treu geblieben: „überall in Stadt- und Weltgewühl haben mir vom Hochlande Zither und Hackbret ihre Lust und Sehnsucht zugeklungen — sie sind mein Trost und meine Labe gewesen!“ Die Welt seiner Jugend hielt ihn gefangen und blieb als seine wahre und reale Welt der Inhalt seiner Schöpfungen. Kein Mensch kommt wohl über das hinaus, was in der Jugend

sein Herz erfüllt hat; in seinem Besten greift er auf dies zurück, es bleibt der Quell und Kern seines Schaffens oder doch ein sonniger Traum im Gang und Thun des realen Lebens, wie es die Verhältnisse ihm gestalten, ein Traum, der immer wieder auftaucht. Auch Rosegger haben die Wanderjahre in der großen Welt nicht aus dem Ideenkreise geführt, in welchem er groß geworden ist; es konnte dies um so weniger geschehen, als er doch bereits ein fertiger Mensch war, da er aus der heimischen Welt trat.

Wie schon angedeutet, bewahrt nicht alles, was Rosegger veröffentlicht hat, die gleiche Haltung. Ueberblicken wir das von ihm geschaffene, wie es in seiner Gesammtheit in den bisher erschienenen Bänden vorliegt, so tritt uns eine nicht durchaus abgeklärte und harmonische Individualität entgegen. Die Entwicklung der Ideen und der Anschauungsweise des Dichters erscheint noch im Fluß, und aus der Folge der Bände scheint hervorzugehen, daß sein gesundes realistisches Gefühl erst nach und nach einen etwas romantisch sentimentalen Hang zu überwinden hatte, der ihm ferner liegende oder fremd gebliebene Gebiete des Gesellschaftslebens verzerrt erscheinen läßt und ihm einzelne Gestaltungen eingegeben hat, die weder gesund noch überhaupt natürlich und möglich sind, ja ihn manchmal zu recht starken Absurditäten hinreißt. Fast immer frisch und wohlthuend sind seine Schilderungen, wenn er aus dem Leben seiner Bauern schöpft, fast immer schief und ungeschickt, wenn er sich mit der sogenannten Gesellschaft befaßt und sie tendenziös neben jene stellt, und wenn er sich die Icarusflügel der Romantik anschnallt und einen Flug in Regionen versucht, welche ihm keine Lebensluft bieten, oder wenn er sich von allgemeinen großen und tönenden Maximen berauschen läßt und sie auf seine reale Welt übertragen will. Beides, das Tendenziöse und das Romantisch-Sentimentale, welches manchem, in den abgerundeteren Erzählungen namentlich, bei sonst großen Schönheiten einen unangenehmen Beigeschmack giebt oder ihm gelegentlich einen Wurf völlig mißlingen läßt, wird sich auf ein und dieselbe Ursache zurückführen lassen: eben auf seinen späten und unvermittelten Eintritt in die moderne Welt. Der in seiner äußern Entwicklung schon fertige Naturmensch mußte durch die Berührung mit ihr und ihren Ideen aus dem Gleichgewicht gebracht werden; er wird vieles, vieles anders gefunden haben, als es der unklare Nachhall, der von dem Geräusch dieser großen Welt sich in seine ferne Waldheimat verlor, ihn erwarten ließ, manche Illusion wird er verloren haben, und manche entdeckte Wahrheit wird ein bittrer Stachel für sein Herz gewesen sein. Und ebenso muß es ein hartes und oft verbitterndes Ringen gewesen sein, durch welches der sich seines innern Werthes bewußte Jüngling aus seiner Unbeholfenheit zu socialer Gleichberechtigung und Anerkennung in der „Gesellschaft," zu deren glatten Formen er sich in unvortheilhaftem und

unsicherm Gegenüber fühlen mußte, im Kampfe gegen mancherlei Hindernisse und Widerwärtigkeiten sich emporzuarbeiten hatte. So hatte man ihn zuerst zu einem Buchhändler in die Lehre gegeben — in die Lehre einen Mann, den man seines poetischen Talentes wegen seinen bäuerischen Verhältnissen entrissen hatte; er mußte sich erst selbst verzweifelnd wieder auf den Rückzug in seine Wälder begeben, ehe es seinen Mäcenen klar wurde, daß nicht ein Buchladen, sondern eine Schule die nöthige Bildungsanstalt für seinen dürstenden Geist sein konnte. Manches, was uns in seinen Schriften übertrieben und absurd erscheint, mag so einer berechtigten oder doch erklärlichen Gefühlsreaction entsprungen sein; es sind die erklärlichen Ausflüsse der Schwankungen, wie sie ein Entwicklungsstadium vorübergehend mit sich bringen kann, auch bei sonst kräftigen Naturen.

In dem Vorworte zu den „Gestalten" (1872) finden wir eine Stelle, welche das eben gesagte illustrirt: „Ich habe den Drang mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Verfeinerung abgestumpfte und träge gewordene Leben der großen Städte und sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte. Da war mir oft als sei dieses nicht das ernste, schöne gleichmäßige Leben, wie es uns Menschen zugedacht ist, und als sei die einzige Rettung für die im Genußtaumel hinrasende und siechende Menschheit die Rückkehr zur Natur" — d. h. der Natur der Gebirgsmenschen, zu denen er sich zurücksehnte und in die er sich dann „mit erweitertem Weltblick" hineinzuleben bestrebt war. Nun, seitdem wird sich sein Weltblick zu der Wahrnehmung erweitert haben, daß die Schäfer seines Arcadiens nicht minder taumeln und siechen, als die Leute in der großen Welt, und daß diese im allgemeinen doch nicht ganz so träge und abgestumpft ist wie vielleicht manche Einzelerscheinung, die ihm entgegengetreten sein mag, daß sie vielmehr auch recht hart arbeitet, edle Zwecke verfolgt und edle Ziele anstrebt, daß der Ueberfeinerung des Städters die Sittenroheit des Naturmenschen wohl als gleichstarke Unvollkommenheit gegenüber tritt, und daß, wenn der Naturzustand nicht vermag — er schildert es ja oft selbst! — den Menschen und die Menschheit in schönem Gleichgewicht zu halten, es vergebliche Liebesmüh wäre, sie wieder zum Naturzustande zurückzuführen. Was ist überhaupt „zur Natur zurückkehren?" Holzhacken allein macht wohl nicht glücklich. Die moderne, oder wie Rosegger sagt, sogenannte große Welt ist auch die Blüthe einer natürlichen Entwicklung und somit ein natürlicher Zustand. Wer recht in ihr steht und wirkt, ist der rechte Naturmensch. So ist Rosegger ein rechter Naturmensch, wenngleich er selbst nicht daran gedacht hat, die Feder wieder mit der Mistgabel zu vertauschen — ein wahres Glück, daß seine Schwärmerei nicht soweit ging! Nach einigen Irrfahrten hat er sich in seinen neuesten Bänden wieder auf dem Boden

eingefunden, von dem er ausgegangen war und auf dem allein er gesunde Früchte erzielen wird — auf dem Boden gesunder Realistik.

Solche Erzeugnisse, in denen Rosegger entweder im Ueberfluß von Gefühlsromantik oder mit unreifer und ungeschickter Satire verschwommene oder marionettenhafte Figuren zeichnet, finden sich durch eine Reihe von Bänden verstreut, oft neben durchaus kräftigem und sicher hingeworfenem. Rosegger hat nicht die löbliche Gewohnheit mancher andern Novellisten, seinen Erzählungen das Jahr ihrer Entstehung beizusetzen; so ist es nicht recht ersichtlich, ob die einzelnen Erzählungen, welche in den verschiedenen Sammlungen vereinigt sind, wirklich zu gleicher Zeit geschrieben wurden. Wir vermuthen, daß manches, was erst in spätern Sammlungen aufgenommen worden, einer frühern Schaffensperiode angehört. Daß die ersten Versuche etwas schwankend in der Haltung sind, ist erklärlich. So enthält der erste Band, welcher breitere und abgerundetere Erzählungen bringt, die „Geschichten aus Steiermark" (1871), neben einigem, was schon die volle Kraft und Anmuth des Dichters aufweist, anderes, was trotz vortrefflicher Einzelheiten an Ueberschwänglichkeit leidet. In den „Geschichten aus den Alpen" (1873) ist nur „Der Adel im Dorfe" mißlungen durch die carricaturenhaft verzeichnete adliche Gesellschaft, die „sogenannte große Welt", welche sich unter die Dörfler verirrt. Die am wenigsten erquicklichen oder geradezu unerquicklichen Sachen finden sich aber in den in den Jahren 1875 und 1876 veröffentlichten Bänden. „Alpenroth" und das abgeschmackt überschwängliche „Haus auf der Höhe" in der Sammlung „Aus Wäldern und Bergen" (1876), welche seltsam von dem übrigen frischen Inhalt des Bändchen abstechen, „Erich in der Wildniß" in den „Sonderlingen" (1876), bei vielen schönen Einzelheiten, „Johannes der Liebling" und „Der Waisenknabe" im zweiten Bande von „Streit und Sieg" (1876) — der ganze Band ist schwach —, sind solche verfehlte Erzeugnisse, die sich wunderlich neben dem übrigen ausnehmen. In manchen andern stören nur einzelne Verzeichnungen das Gesammtbild; hier wird in spätern Auflagen die verbessernde Hand leicht die Unebenheiten beseitigen.

Zwei Erzählungen, die sich gleichfalls von der Reihe der einfach realistischen durch eine romantische Färbung absondern, zeigen, was Rosegger in glücklicher Stunde auch auf anderm Gebiete vermag, die beiden historischen Novellen „Der Höllbart" und „Das Leben siegt" im ersten Bande von „Streit und Sieg", die eine ein farbenprächtiges, höchst dramatisches Gemälde, die andere ein graziöses Genrebildchen, welches fast aussieht, als wäre es aus der Schule Gottfried Kellers. Sie gehören zu dem Besten, was Rosegger geschrieben hat.

Die Mehrzahl seiner Schriften ist frisch und gesund. Wenn sie auch im Ton und in der Durcharbeitung sich nicht immer auf gleicher Höhe halten, so

ist ihnen doch allen die gleiche Lebendigkeit und Anschaulichkeit gemein. Das Darstellungsvermögen Roseggers ist eminent; alles sprüht von Leben und Naturwahrheit. Einfach und markig sind seine Figuren und Handlungen gezeichnet; die Detailmalerei, in der er Meister ist, drängt sich nie störend in den Vordergrund, so reich und farbig sie auch alles umrankt.

Nicht den geringsten Reiz haben die kleinern Studien und Skizzen, wie sie in den „Gestalten aus dem Volk" (1872), den „Sonderlingen" (1876), der schon erwähnten „Waldheimat" und dem „Wanderleben" gesammelt sind. Sie bergen einen in seiner Fülle bewundernswerthen Schatz feiner und humorvoller Beobachtungen. Der 1879 erschienene Band „Lustige Geschichten" allerdings sieht schon etwas darnach aus, als verdanke er seine Veröffentlichung der kleinen Schwäche, zu welcher die errungene Popularität verleitet: einmal geschriebenes nicht unterdrücken zu können. Sie sind wohl auf das Conto früherer Jahre zu schreiben und hätten nur zum geringen Theile einen nochmaligen Abdruck aus den Kalendern und Zeitschriften, in denen sie zuerst erschienen, verdient.

Wie sich diese Skizzen oft novellistisch abrunden, so sind häufig die in den Novellenbänden abgedruckten breitern Sachen mehr skizzenhafte Episoden als abgerundete Erzählungen, oder eine Reihe von Einzelbildern wird lose durch einen novellistischen Faden verbunden, wie in den „Schriften des Waldschulmeisters" (1875), denen wir trotz des leichten Gefüges, trotz der auch hier die Harmonie des Ganzen störenden, etwas unwahrscheinlichen und unnöthigen Romantik der persönlichen Geschichte des Helden oder vielmehr Erzählers — die „Schriften" des Schulmeisters sind sein Tagebuch, welches sein Leben und Wirken in dem entlegenen Waldwinkel schildert, in den er sich vor der Welt geflüchtet hat — den Preis unter den Roseggerschen Schriften zuerkennen möchten. Daneben findet sich in den frühern und spätern Bänden anderes, was sich durch den Gang der dargestellten Ereignisse oder den Gedanken, welchen die Erzählung illustriren soll, fest gliedert und künstlerisch abrundet.

Kampf und Streit ist das Loos aller Menschen, sagt Rosegger im Vorworte zu „Streit und Sieg"; der Kampf gegen das Elementare der äußern Natur und des heißen Blutes im Menschenherzen, der Kampf der Cultur gegen die rohe Gewalt, der Vernunft gegen die Beschränktheit, der Seelenhoheit gegen den Egoismus, des Lebens gegen die Starrniß. Seine Erzählungen wollen zeigen, „daß eine Kraft im Menschen liegt, vermittelst welcher er sich aus Zwiespalt und Dunkelheit emporzuringen vermag ins reine Licht des Sieges . . . Sendung der Kunst und Poesie ist es, den Menschen in seinem muthvollen Ringen das Leben in seiner schönen Entfaltung zu zeigen . . . Wessen Leben verbittert ist oder jemals getrübt war, der wird vielleicht dem Erzähler horchen,

welcher da zeigt, wie andere Menschen gestritten und schließlich gesiegt haben.“ Das ist der Grundton, welcher durch die meisten Erzählungen Roseggers klingt und ihnen einen ethischen Werth verleiht, der sie hoch über die reine Unterhaltungslectüre erhebt, sie zu wahren Volksbüchern macht. In diesen Worten drückt sich klar und schön das Treibende seines Schaffens und Wirkens aus, und spiegelt sich die Erfahrung des eignen Lebens, deren gereiftere Anschauung nicht bei dem unklaren und unausführbaren Postulat der oben citirten Stelle jenes ältern Vorworts stehen geblieben ist, daß die menschliche Gesellschaft zu einem Naturzustande zurückzukehren habe. Was ihn einst hinaustrieb aus den engen Verhältnissen, die ihn in seiner Jugend drückend umgaben, das Sehnen nach Befriedigung und Vollendung, ist der Inhalt seines Denkens, das Ziel seines Handelns geblieben. Es ist ein Zug, der fast durch alle Erzählungen Roseggers geht, ein immer wieder variirtes Thema, das Sehnen des Menschen nach harmonischer Befriedigung. Und ein andrer Zug, der sich häufig mit diesem verbindet, ist das Ergebniß der gewonnenen Weltklugheit, der Zug der Resignation. Aus der großen Welt hat sich Rosegger in die ursprünglichere kleine zurückgeflüchtet. Er hat Kampf und Unzulänglichkeit gefunden dort wie hier, hat gesehen, daß in großen wie in kleinen Verhältnissen, auf der Höhe der Bildung wie in der beschränkten Sphäre des Bauern dem Menschen Grenzen gezogen sind, die Entsagung von ihm fordern. Aber nicht die Resignation, welche muthlos die Hände in den Schooß legt, tritt uns in diesen Schriften entgegen; sie wollen durch die Schicksale, welche sie erzählen, lehren, wie man trotz Kampf und Entbehrung zu Glück und Zufriedenheit durchdringen kann, wie man trotz getäuschter Hoffnungen und vergeblichen Ringens Befriedigung erreichen kann, indem man die Leidenschaft des eignen Herzens niederkämpft, um sich dem Dienste des Nächsten zu weihen, und, wenn sie oft Weltflucht zu predigen scheinen, daß man die Welt, auch wenn sie uns Wunden schlägt, nur fliehen darf durch das Aufgeben äußerer Weltlichkeit für ein vertieftes inneres Leben. So tief schwermüthig manche der Erzählungen Roseggers sind, kaum eine hinterläßt ein bitteres Gefühl; es liegt ein versöhnender Hauch über ihnen, der uns das Buch mit gehobener Stimmung aus der Hand legen läßt.

Sein heimisches Gebiet darf Rosegger nicht verlassen. Solange er sich aber auf ihm natürlichen und vertrauten Boden bewegt, ist stets — was auch der Vorwurf seiner Erzählungen und Bilder sein mag — Zeichnung und Colorit mit sichrer Hand angelegt und die Wirkung kräftig und wohlthuend. Tragödie und Lustspiel reiht er in buntem Wechsel an einander, und überall fesselt und ergreift er uns, weiß er unser Herz in Mitleidenschaft zu ziehen und einen ernsten oder heitern Wiederhall in ihm zu erwecken. Ob er ein

erschütterndes Bild menschlichen Leidens und Kämpfens vor uns aufrollt und seinen Vortrag bis zu leidenschaftlichem Pathos steigert, oder ob er mit heiterm Humor die verschrobenen und seltsamen Gestalten, die so reichlich in seinen Thälern und Wäldern hausen und umherwandern, das Thun und Treiben dieser abgeschlossenen und beschränkten kleinen Welt und die Komik ihres Zusammentreffens und Zusammenstoßens mit der großen da draußen zeichnet, oder — und das ist ja sein Hauptthema — der ländlichen Liebe Lust und Leid schildert, wir fühlen, daß es wahr empfunden, daß es erlebt ist, daß Rosegger wirklich aus dem Leben schöpft.

Und über allem liegt der Zauber der Alpenwelt, die er darzustellen weiß wie kein zweiter. Sie ist der farbenprächtige Hintergrund der Handlungen, welche sich vor unsern Augen abspielen. Wir athmen ihre Luft, wir haben fortwährend und eindringlich das Gefühl ihrer Gegenwart, ihr Bild verläßt uns nie. Meisterhaft versteht es Rosegger, die Stimmung seiner Erzählungen oder einzelner Episoden durch seine Naturbilder anzudeuten oder wie durch eine Ouvertüre einzuleiten, aus deren Motiven sich das Ganze zu entwickeln scheint. Das Gepräge des Ortes, wie er ihn schildert, und die Begebnisse und Schicksale, denen dieser zum Schauplatze dient, scheinen in geheimnißvoller Beziehung zu einander zu stehen, seine Natur ist ein lebendiges Wesen, und ihr Leben spiegelt sich in dem seiner Menschen, ist eins mit ihm; es ist der gleiche Hauch, der beide beseelt. Diese Landschaftsbilder zeigen, wie innig Rosegger selbst mit seiner Heimat verwachsen ist, wie sie sein ganzes Herz erfüllt. Sie sind ein fortgesetzter Lobgesang auf die Schönheit, die Größe und Gewalt seiner Gebirgswelt in ihren wechselnden Erscheinungen. Mit sicherer Hand wirft er seine Skizzen hin; die Idylle der sonnigen Matten der Thäler, die Schwermuth der wildbachdurchrauschten Schluchten, der geheimnißvolle Schauer des Waldes, die grandiose Einsamkeit des Hochgebirges, alle Lebensäußerungen der ewig bauenden, ewig zerstörenden Natur im kleinsten und im größten sind ihm gleich vertraut, alle weiß sein Griffel mit gleicher Virtuosität wiederzugeben. Eine entzückende Kraft und Frische offenbart sich in diesen Schilderungen, in ihrer überzeugenden Treue liegt nicht zum wenigsten der Reiz, den Roseggers Schriften auf uns ausüben.

Die große Anzahl derselben macht es uns unmöglich, sie im einzelnen zu besprechen und zu analysiren. Auch würden wir hierdurch ihre Wirkung und den Genuß, welchen sie dem Leser bieten werden, beeinträchtigen. Auf ihre Vorzüge im großen und ganzen aufmerksam zu machen, sie unsern Lesern warm zu empfehlen, war unser Zweck. Wenn wir dabei auch einzelne Schwächen angedeutet und auf die Schriften hingewiesen haben, in welchen diese besonders

hervortreten, so war unsere Absicht, zu verhindern, daß sich diejenigen, welche zufällig die letztern zuerst aufschlagen möchten, etwa vom Weiterlesen abhalten lassen.

Wir wünschen Rosegger Leser in den weitesten Kreisen; sie werden gleich uns Freude und Erquickung schöpfen aus dem Schönen und Guten, das er uns in so reicher Fülle bietet.

Die letzte Congreßbotschaft des Präsidenten Hayes.

Die Jahresbotschaft des Präsidenten Hayes, mit welcher der jetzt tagende Congreß der Vereinigten Staaten am 6. December v. J. eröffnet wurde, enthält, wie von der „Times“ nicht mit Unrecht bemerkt wurde, allerdings einige Punkte, die darnach angethan sind, nicht nur den Neid eines einzelnen europäischen Staates, sondern den Neid von ganz Europa wachzurufen; andrerseits zeigen sich aber auch neben manchen Lichtpunkten verschiedene Schattenseiten, deren Abstellung im Interesse der Union zu wünschen und anzustreben wäre, wenn sie auch nicht so leicht zu erreichen sein dürfte.

Das in Rede stehende Actenstück zeichnet sich, wie fast alle Mittheilungen, welche Präsident Hayes der Bundesgesetzgebung der Vereinigten Staaten bisher zukommen ließ, durch einen gemäßigten, staatsmännischen Charakter aus, der sich frei hält von jedem einseitigen, verbissenen Parteistandpunkt; andrerseits sind aber doch auch darin diejenigen leitenden Grundsätze, zu deren Verwirklichung Herr Hayes s. Z. gewählt wurde und die auch in der letzten Präsidentenwahl von der Mehrheit des amerikanischen Volkes als für eine einheitliche und freie Nation durchaus nothwendig anerkannt wurden, mit größter Bestimmtheit festgehalten worden.

Gleich nach den einleitenden Worten, worin der Präsident sich und den Volksvertretern Glück wünscht zu der andauernd wachsenden Prosperität des Landes und zu den friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zum Auslande, hebt er scharf die Opposition hervor, welche noch immer in mehrern der frühern Sklavenstaaten gegen die Ausübung des durch die Landesgesetze gewährleisteten vollen Bürgerrechtes der farbigen Rasse gemacht wird. Diese Opposition, meint er, habe sich bei der letzten Präsidentenwahl vielleicht nicht so sehr in offnen Gewaltthätigkeiten, als vielmehr in „betrügerischen Manipulationen“ (fraudulent practices) am Stimmkasten gezeigt, indem man durch falsche Zählung der abgegebenen Stimmen das den befreiten Negern verliehene Stimmrecht illusorisch gemacht habe. Daß sich dies so verhält, wird sich, wie in jüngster Zeit aus Amerika berichtet wird, sehr bald im nächsten Congreß, der im März d. J. zusammentritt, zeigen, indem gegen die Wahlen verschiedener Repräsentanten aus den Staaten Alabama, Nord- und Südcarolina, Mississippi, Louisiana und Florida mit Erfolg Protest erhoben werden wird. Diese

Wahlen betreffen durchweg demokratische Abgeordnete. Bei dieser Gelegenheit berührt Präsident Hayes den sectionellen Particularismus, der bisher vorzugsweise von der Demokratie der Südstaaten gepflegt wurde, indem man den „einigen Süden" dem „einigen Norden" feindlich gegenüberzustellen bemüht war. „Es ist der klar und bestimmt ausgesprochene Wunsch aller guten Bürger der Union," heißt es, „daß jeder sectionelle Hader (sectionalism) in politischen Fragen schwinden soll. Jeder wahrhaft sein Vaterland liebende Bürger will, daß kein besonderer Landestheil sich in geschlossener Opposition (in solid opposition) einem andern Landestheile gegenüberstelle. Die Neigung, den Vorschriften der Constitution, die allen Bürgern, ohne Unterschied des Standes und der Farbe, gleiche Rechte vor dem Gesetze gewährt, nicht gern und freudig zu gehorchen, verhindert das Aufhören particularistischer Streitigkeiten. Die Errungenschaften des Bürgerkrieges, wie sie in den betreffenden Zusätzen zur Constitution Ausdruck gefunden haben, sollen und müssen aufrecht und in Kraft erhalten werden. Nur wenn dies geschieht, werden Regierung und Volksvertretung mit Erfolg die wichtigsten Fragen, welche sich auf die Verwaltung, das Zoll- und Steuerwesen, die Finanzen, die Erziehung und andre innere Angelegenheiten beziehen, lösen können." Ganz besonders betont der Präsident die hohe Bedeutung einer guten Volkserziehung. „Für Bildungs- und Erziehungszwecke," sagt er, „kann eine Regierung niemals genug thun. Mit einer rationellen Volkserziehung gehen Friede, Tugend, Ordnung, bürgerliche und religiöse Freiheit Hand in Hand." Es ist denn auch noch vor Schluß des letzten Jahres im Bundessenate eine Bill mit großer Stimmenmehrheit angenommen worden, die Vorkehrungen dafür trifft, daß namentlich in den frühern Sklavenstaaten mehr für Unterricht und Erziehung gethan werden kann, als dies bisher der Fall war.

Auf die vielbesprochene Civildienst-Reform übergehend, empfiehlt die Botschaft das bereits theilweise angewandte System der Examination der einzelnen Amtsbewerber, welches sich in größern Städten, z. B. in New-York, bei Anstellungen im Zollfache und im Postdienste, trefflich bewährt habe. Das schnelle Wachsen der Bevölkerung der Union (dieselbe zählt nach dem im Jahre 1880 aufgenommenen Census mehr als 51 000 000 Einwohner) macht eine Vermehrung der Unionsbeamten nothwendig. Dies ist ein neuer Grund, weshalb der Präsident auf eine bessere, die Corruption vermeidende Regulirung des öffentlichen Aemterwesens dringt. Mit größter Entschiedenheit verwirft er das seit der Administration des Präsidenten Jackson, also seit 1829 eingeführte sogenannte „Beutesystem", wonach bei einem jedesmaligen Präsidentenwechsel die Anhänger der besiegten Partei aus den öffentlichen Aemtern entlassen wurden und den Anhängern der siegreichen Partei Platz machen mußten. „Es giebt kein größeres Hinderniß," sagt Herr Hayes, „in der Verbesserung des Civildienstes, als das Beutesystem (the spoils system), unter dessen Herrschaft die Anstellungsgewalt in so großem Maße in die Hände der Congreßmitglieder gefallen ist. Der erste Schritt zu einer durchgreifenden Civildienst-Reform besteht darin, daß hinsichtlich der Aemterbesetzung die Rechte des Congresses und der Executivgewalt scharf von einander geschieden werden. Die verderblichste, der schlimmsten Corruption Vorschub leistende Lehre, daß dem Sieger die Beute gehöre, führt direct zur Congreßpatronage. Wie die Sachen jetzt liegen, herrscht bei den Aemtersuchenden und im Volke überhaupt die Ansicht, daß die Mitglieder des Repräsentantenhauses und des Bundessenates das Recht haben, über die in ihren Wahldistricten und Staaten zu besetzenden Bundesämter nach Belieben zu verfügen. Eine nähere Schilderung der Uebelstände, die hieraus hervorgehen, ist überflüssig. Nach den Vorschriften der Constitution

steht dem Präsidenten und den einzelnen Departementschefs das Recht zu, Beamte für Bundesämter in Vorschlag zu bringen oder zu ernennen. Der Bundessenat hat das Bestätigungsrecht, das Repräsentantenhaus das Recht, pflichtvergessene Unionsbeamte in Anklagezustand zu versetzen." In diesem Sinne empfiehlt Präsident Hayes mit Recht ein heilsames Zusammenwirken der Executive und der Legislative, denn den Volksvertretern mag ohne Schaden für das Gemeinwesen der Union das Bestätigungs- und das Anklagerecht zugestanden werden, aber niemals das imperative Besetzungsrecht öffentlicher Aemter.

Der nächste Punkt, den die Botschaft berührt, betrifft die Mormonenfrage. Da die politische Machtstellung der Mormonensecte in steter Zunahme begriffen sei und in die reichsten und wichtigsten Territorien (namentlich in das Territorium Idaho) eindringe, so müsse es seitens der Bundesgewalt mit dem Temporisiren und den halben Maßregeln ein Ende nehmen. Religionsfreiheit sei zwar eine der Grundbedingungen freier Institutionen, aber die Heiligkeit der Ehe und der Familienbande sei auch der Grundstein der amerikanischen Gesellschaft und der Civilisation überhaupt. Hiermit stehe die Polygamie der Mormonen in schneidendem Widerspruch. Da aber die Macht der Unionsregierung und des Congresses, angemessene Gesetze zum Schutze der Territorien zu geben, nach der Verfassung eine unbeschränkte sei, so sei es empfehlenswerth, daß durch Bundesbeschluß für die Verwaltung des Territoriums Utah eine Behörde eingesetzt werde, welche aus einem Gouverneur und Richtern oder Commissären bestehe, die mit Zustimmung des Senats vom Präsidenten ernannt würden, analog der provisorischen Regierung, welche durch die Ordinanz vom Jahre 1787 für das Territorium nordwestlich vom Ohioflusse ins Leben gerufen wurde. Wolle man jedoch die bisherige Form der Localregierung noch weiter bestehen lassen, so sei es durchaus rathsam, das politische Stimmrecht, das Recht, öffentliche Aemter zu bekleiden und als Geschworne im Territorium Utah zu dienen, auf diejenigen zu beschränken, welche weder das Institut der Polygamie selbst ausüben, noch es begünstigen und aufrechterhalten helfen. Durch solche oder ähnliche durchgreifende Maßregeln könnten die jetzigen Uebelstände in Utah sehr wohl gehoben und das Gebiet innerhalb weniger Jahre zu einem der blühendsten und kräftigsten der neuen Unionsstaaten gemacht werden.

Diese Vorschläge des Präsidenten Hayes sind gewiß wohlbegründet, und es wäre in der That an der Zeit, daß die Eifersüchteleien und Animositäten der beiden großen Parteien, der Republicaner und der Demokraten, bei Seite gesetzt würden, und daß der Congreß in Uebereinstimmung mit der Bundesregierung dem die Einheit und die Conformität der Union gefährdenden Mormonenunwesen gründlich ein Ende machte. Bis jetzt fanden die Mormonen noch immer einen geheimen Bundesgenossen an der demokratischen Partei, weil diese hoffte, wenn Utah mit der Mormonenwirthschaft ein Staat würde, in den Mormonen Parteifreunde zu gewinnen. Waren doch die Mormonen während des Bürgerkrieges der südlichen Rebellion eher zu- als abgeneigt.

Der vierte Punkt von allgemeiner Bedeutung, den Präsident Hayes in seiner Botschaft hervorhob, betrifft den projectirten Canal durch Centralamerika. Herr Hayes wiederholte hier seine schon in einer frühern Congreßbotschaft gethane Aeußerung, „daß es das Recht und die Pflicht der Vereinigten Staaten sei, die leitende Oberaufsicht (supervision and authority) über jeden interoceanischen Canal durch den Isthmus, der Nord- und Südamerika verbindet, in Anspruch zu nehmen und zu behaupten." Zur Begründung dieser seiner Ansicht wies er auf die Be-

stimmungen eines zwischen den Vereinigten Staaten und der Republik von Columbia abgeschlossenen Vertrages hin, wonach der nordamerikanischen Union als der bedeutendsten Handelsmacht der westlichen Hemisphäre die Berechtigung zustehe, die erwähnte Welthandelsstraße zu beaufsichtigen. Am 12. December kam diese Angelegenheit auch schon im Congresse zur Sprache, und die betreffende Bill, welche das Oberaufsichtsrecht der Vereinigten Staaten wahrt, wurde nach kurzer Debatte dem Ausschusse für äußere Angelegenheiten überwiesen. Die Hauptgegner des Lesseps'schen Planes sind in Amerika die Befürworter des Nicaraguacanals, zu denen in erster Linie der bei den amerikanischen Geldmännern in hohem Ansehen stehende Ex-Präsident Grant gehört. Am 14. December wurde auch im Repräsentantenhause des Congresses eine Bill von dem Abgeordneten Levi P. Morton eingebracht, welche die Incorporation der Nicaraguacanal-Compagnie bezweckt und dem Handelsausschusse überwiesen wurde. Nach neuern Nachrichten hat diese Bill, die vorzugsweise von den Vertretern der atlantischen und Golfstaaten in der Bundeslegislatur unterstützt wird, alle Aussicht auf baldige Annahme. Inzwischen bereist der durch seine Mississippi-Bauten rühmlichst bekannte und einflußreiche Ingenieur Eads aus Missouri den Isthmus von Tehuantepec, um dort einen passenden Weg für einen interoceanischen Canal zu finden. Somit liegen denn drei Projecte für einen solchen Canal vor, und man darf mit Recht gespannt sein, was das Endresultat dieser für den Welthandel so bedeutungsvollen Concurrenzunternehmungen sein wird.

Bezüglich der Finanzfrage, des Glanzpunkts der amerikanischen Politik, glaubt Präsident Hayes constatiren zu können, daß die Finanzlage der Vereinigten Staaten günstiger sei als die irgend eines andern Landes der Erde. Die Gesammtsumme der Einnahmen während des mit dem 30. Juni 1880 abschließenden Fiscaljahres war 333526610 Dollars, d. h. ein Mehrbetrag gegen das Vorjahr von 59699426 Dollars. Die Einnahmen des laufenden Finanzjahres werden auf 350000000 Dollars geschätzt und der Ueberschuß auf 90000000 Dollars. Die öffentliche Schuld der Vereinigten Staaten, mit Abzug des Baarbetrages im Schatzamte und der laufenden Zinsen, erreichte im August 1865 ihr Maximum mit 2756431571 Dollars; sie wurde seitdem auf 1886019504 Dollars reducirt. Im Jahre 1865 schuldeten die Vereinigten Staaten mit Ausnahme Großbritanniens mehr als irgend eine andere Nation der Welt; im Jahre 1880 dagegen schuldeten sie weniger als Frankreich, Rußland, Spanien, Oesterreich-Ungarn und Italien. Präsident Hayes empfiehlt nun im Einklange mit dem Finanzminister John Sherman dem Congreß, Vorkehrungen zu treffen, daß die Schulden der Union, welche demnächst (1881) fällig werden oder jetzt bereits fällig geworden sind, zu einem niedrigern Procentsatz (3,65 Procent) refundirt werden möchten; ebenso räth er zur Einziehung der sogenannten Legaltender-Noten, welche Zwangscours haben, und zur Prägung von einer nicht zu großen Anzahl von Silberdollars, die jedoch gleichwerthig mit dem Golddollar sein sollen, so daß sich die Union immer mehr der reinen Goldwährung nähern würde. Wie die Sachen jetzt liegen, haben die Bestrebungen der Silber- und Papiergeldleute, die bisher stark in der demokratischen Partei vertreten waren, wenig Aussicht auf Erfolg; die von der Partei der Republicaner stets festgehaltene Politik, prompt und gewissenhaft die Staatsschuld in vollgiltigem Gelde zu bezahlen, hat den Sieg davongetragen. Ob und in wie weit der erwähnte Refundirungsplan von dem jetzt tagenden Congresse angenommen werden wird, bleibt zweifelhaft; sollte der Congreß durch politische Parteizänkereien daran verhindert werden, in dieser Angelegenheit definitive Schritte zu thun, so

würde sich eine Extrasitzung des nächsten Congresses, in welchem die Republicaner im Repräsentantenhause die Mehrheit haben, nöthig machen, da die sechsprocentige Anleihe vom Februar 1861 im Betrage von 13 414 000 Dollars schon am 31. December 1880 zahlbar geworden ist.

Was den Handelsverkehr mit dem Auslande anlangt, so bemerkt die Botschaft, daß sich derselbe in beständiger Zunahme befinde. Ganz vortrefflich hat sich das von dem Staatssekretär Evarts in erweitertem Maße angewandte System der genauern Berichterstattung seitens der verschiedenen amerikanischen Consuln über die Handelszustände und die Bedürfnisse fremder Länder bewährt. Für die Veröffentlichung und weitere Ausdehnung solcher Berichte verlangt der Präsident die Bewilligung der nöthigen Geldmittel, die sich doppelt und dreifach verzinsen würden. Die Wichtigkeit der Handelsverbindungen mit Südamerika, Westindien und den Staaten am Golf von Mexiko, so wie mit Japan, China, Ostindien, Australien und den Inselgruppen im Stillen Meere verdienen die volle Würdigung des Congresses. Außerdem solle die Bundesgesetzgebung legislative Schritte thun zu Herstellung eines telegraphischen Kabels von San Francisco nach den Sandwichinseln und von dort nach Japan und Neuholland. Für die Hebung und Pflege der Handelsmarine müsse möglichst gesorgt werden. Für die Förderung öffentlicher Bauten im Interesse des Handels, für Canal-, Fluß- und Eisenbahnbauten, seien erfolgreiche Schritte geschehen, doch bleibe noch manches zu thun übrig.

Was die Justizpflege betrifft, empfiehlt die Botschaft namentlich die Anstellung mehrerer neuer Richter beim Oberbundesgerichte, da der höchste Gerichtshof der Union mit Arbeiten überbürdet sei. Auf den Rath des Kriegsministers verlangt der Präsident die nöthigen Geldmittel, um das stehende Bundesheer von 25 000 auf 30 000 Mann erhöhen zu können, ebenso räth er in Uebereinstimmung mit dem Marineminister in Anbetracht der weitausgedehnten Küsten der Vereinigten Staaten dringend zur Vermehrung der Kriegsflotte und zur bessern Befestigung mancher Seeplätze. Im Postdepartement hat sich ein Deficit von 3 630 757 Dollars herausgestellt, da verschiedene neue Postämter etablirt und neue Postrouten gegründet werden mußten. Zum bessern Verkehr mit Mexiko, Central- und Südamerika wird die Errichtung neuer Dampfer-Linien empfohlen.

Besonders wichtig und interessant ist der Bericht des Ministers des Innern, Karl Schurz, dem der Präsident sich in allen Hauptpunkten anschließt. Mit großer Genugthuung kann Herr Hayes hier constatiren, daß die Indianer-Angelegenheiten noch nie zuvor so günstig gestanden haben wie gegenwärtig. Die Indianer haben gute Fortschritte in der Landwirthschaft, der Viehzucht und der Erlernung von Handwerken gemacht; viele, die noch vor wenigen Jahren der Regierung feindlich gegenübergestanden, haben sich friedlich auf Farmen niedergelassen, auf denen sie Häuser gebaut haben und ein civilisirtes Leben führen. Der Ehrgeiz, sich durch ihrer Hände Arbeit selbst zu ernähren, ist gewachsen. Die Organisation eines aus Indianern bestehenden Polizeicorps hat viel zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem für die Rothhäute reservirten Ländereien beigetragen. Ein höchst günstiges Resultat ist durch die Errichtung von Indianerschulen, wo Mädchen und Knaben in der englischen Sprache, in Hausarbeiten, in der Ackerwirthschaft und in verschiedenen Handwerken unterrichtet werden, erzielt worden. Solche Schulen bestehen z. B. zu Hampton in Virginien, zu Carlisle in Pennsylvanien und zu Forest Grove in Oregon. Der Präsident empfiehlt, daß der Congreß größere Summen zu solchen Zwecken bewilligen möchte. Das letzte Jahr ist außergewöhnlich frei von Unruhen unter den Indianerstämmen gewesen. Was die Forstcultur

anlangt, so konnte leider wegen der geringen Geldbewilligungen nichts genügendes geschehen; die Verwüstung der öffentlichen Waldländereien dauert noch vielfach fort. Für Hebung des Ackerbaus ist manches gethan worden, so haben sich z. B. die Bemühungen um Production von Zucker und Thee gut belohnt. Das Schulwesen ist, so weit es Bundessache, thunlichst gehoben; auch sind die geologischen Forschungen in Bezug auf Mineralschätze erweitert worden. Der Verkauf von öffentlichen Ländereien an wirkliche Ansiedler hat eine große Zunahme gezeigt; ebenso ist dem Patentwesen die gebührende Aufmerksamkeit erwiesen worden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Präsident Hayes dem Congreß den Vorschlag gemacht hat, daß General Grant in Anbetracht seiner der Union im Bürgerkriege geleisteten außerordentlichen Dienste zum „General-Capitän" der amerikanischen Armee ernannt werde. R. D.

Politische Briefe.

3. Die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle in ihrem Berufe.

Mit dem Gesetzentwurfe, welchen für den obengenannten Zweck der Reichskanzler unterm 13. Januar dem Bundesrathe vorgelegt hat, ist ein Schritt geschehen, der vielleicht die ernsthafte Epoche der Socialpolitik einleitet, indem er den Uebergang bildet vom theoretischen Experimentiren auf diesem Felde zum wohldurchdachten praktischen Angriff. Es ist gewiß von Bedeutung, daß in der Begründung dieses Gesetzentwurfs der Staatssocialismus verkündigt wird, indem das Bedenken zurückgewiesen wird, in die Gesetzgebung ein socialistisches Element einzuführen. Der Staatssocialismus, der Socialismus der Gesetzgebung und folglich der Verwaltung, ist also nicht mehr verpönt. Lange hatte die deutsche Manchesterschule das Wort und mit dem Worte die Sache zu ächten gesucht. Der Reichskanzler durchbricht diesen Bann. Die Sache wird als richtig, als unumgänglich, als wohlthätig anerkannt, und die Sache soll sich nicht unter einem falschen Namen verbergen. In diesem Zuge tritt der Charakter des Reichskanzlers hervor.

Aber ist denn der Staatssocialismus nicht ebenso schlimm, beinahe so schlimm oder am Ende gar noch schlimmer als die Socialdemokratie, gegen die seit zwei Jahren schwere Ausnahmemaßregeln verhängt werden? Wir wollen den Unterschied beider angeben, der in einer Reihe entscheidender Eigenschaften besteht.

Die Socialdemokratie ist der verderbliche Wahn, das mühevollste Werk der Menschheit durch eine Revolution ins Leben rufen zu können. Auf den rauchenden, blutüberströmten Trümmern der bestehenden Gesellschaft soll sich der Palast der verjüngten Menschheit erheben, wo der vierte Stand die Güter der Gesellschaft zum gleichen Glück jedes Einzelnen verwaltet oder wo, nach andern, überhaupt nur noch der Arbeiterstand, bisher der vierte, nunmehr der einzige, wohnt und wo das Wunder verwirklicht ist, daß das unvergängliche Gefühl lange erduldeter Beschränktheit, verbunden mit dem ewig neuen Gefühle schrankenloser Macht, ein unvergängliches Glück bereitet. Einen kühnern und kindischeren Traum hat nie ein Märchendichter des Orients gehabt. Den schweren Ernst erbarmungsloser Wirklichkeit erfassen wir, wenn wir den Staatssocialismus nennen. Denn wie alle Erkenntniß nur entsteht, indem aus dem Bekannten das Unbekannte entwickelt wird, so schreitet alle Praxis nur vor, indem aus dem Gegebenen ein Neues, Höheres gebildet wird. Schrittweise rückt die Erkenntniß und schrittweise rückt die Praxis vor, und wie in den meisten Dingen der erste Schritt der schwerste ist, so muß oft erst eine Periode müssiger, aber aufregender Speculation vergehen, ehe der erste thatsächliche Schritt gethan, ehe aus dem Gegebenen das erste Neue entwickelt werden kann. So besteht der fundamentale Unterschied des Staatssocialismus von der Socialdemokratie zuerst in der Methode: hier Entwicklung, dort Revolution, hier Stetigkeit, dort ein rasender Sturz in den Abgrund und eine geträumte Erhebung aus demselben.

Aber mit der Methode ändert sich immer auch das Ziel, nicht dessen Idee, wohl aber seine Gestalt. Der Staatssocialismus, der eine sachgemäße Fortbildung des Gegebenen anstrebt, sagt nichts über die Grenze, wo diese Fortbildung ihr Ziel finden muß. Er geht nicht von der willkürlichen Voraussetzung aus: um die Leiden der Gesellschaft zu heilen, muß das Einzelleben von dem Gesammtleben verschlungen werden. Er überläßt es der Erfahrung, die Grenze zu entdecken, wo bei den gegebenen Mitteln der menschlichen Arbeit zum Wohle aller eine unmittelbare Thätigkeit des Ganzen auf das Einzelne oder nur ein Uebergreifen des erstern oder die Freilassung des Einzelnen stattfinden muß. Er weiß, daß das Ganze und das Einzelne die Pole des Lebens der Menschheit sind, und daß der eine Pol nie in dem andern verschwinden kann. Die Grenze der gegenseitigen Einwirkung der beiden Pole aber ist eine nach den Lebensbedingungen der Nationen sich verschiebende, und der Staatssocialismus unsrer Tage hat die Aufgabe, die für die Bedürfnisse der Gegenwart unrichtig gezogene Grenze zu Gunsten der Thätigkeit des Ganzen so weit vorzuschieben, als die lebendige Erfahrung dieses Vorschieben für zulässig und nützlich erkennen wird.

So viel vom Staatssocialismus. Nun von dem ersten Schritt, den wir in demselben zu thun im Begriff sind. Die Lehre der Manchesterschule, daß aus dem freien Spiel der wirthschaftlichen Atome sich die zuträglichsten Beziehungen der letztern und der beste Zustand der Gesellschaft ergeben, ist falsch, so blendende Vertheidigungen sie auch gefunden hat. Was bei diesem atomistischen Spiel herauskommt, ist die Verwandlung eines immer mehr zunehmenden Theiles der Nation in Schlacke, die Entwöhnung der Klassen, welche sich in Besitz und Gewinn behaupten, von allen socialen und humanen Pflichten außer einer äußerlichen Beobachtung der Rechtsordnung. Die Lohnarbeiter, heute durch steigende Nachfrage auf unsichere Zeit in die Fähigkeit der Befriedigung lange unterdrückter Bedürfnisse versetzt, morgen auf das Nichts angewiesen, müssen alle moralische Spannkraft mit der Hoffnung verlieren, aus solchen Existenzbedingungen etwas für ihr Leben dauerndes auch bei den geringsten Ansprüchen an individuelle Selbständigkeit und ehrbare Lebenshaltung aufzubauen. So entsteht Menschenschlacke im physischen und moralischen Sinn, und die Gewöhnung, dieses dem Untergange geweihte Material rücksichtslos als Werkzeug zu verbrauchen, wirkt ebenso zerstörend auf das sittliche Gefühl, auf den sittlichen Glauben der Unternehmer. Diesen schrecklichen Zersetzungsproceß gilt es aufzuhalten. Aber das Heilmittel, die sogenannte Organisation der Gesellschaft kann nie als ein fertiger Plan erdacht, kann nur Schritt für Schritt gefunden, versucht und erarbeitet werden. Es gilt, die Existenz des Lohnarbeiters Schritt für Schritt der Unsicherheit zu entheben, welche dieselbe zu einem Häufchen Sand im Sturm des wirthschaftlichen Lebens macht. Wo den Hebel ansetzen?

Es scheint ein praktischer, mit genialem Blicke auf den Kern der Sache dringender Gedanke, den Hebel beim Versicherungswesen anzusetzen. Freilich hat das Herausfinden des wahren Ansatzpunktes, wie so oft, einen lächerlichen Namensbruder gehabt in dem barocken Einfalle, die ganze Existenz des Arbeiters durch Prämien zu versichern, welche aus dem Arbeitslohne der paar Wochen gezahlt werden sollen, wo es ihm geglückt ist Beschäftigung zu finden. Es genügt, diesen Einfall zu erwähnen. Will man einer Sicherung der Arbeiterexistenz durch die Technik der Versicherungen nahe kommen, so muß man genau berechnen, welche Tragfähigkeit die vorhandenen Bedingungen der Arbeiterexistenz haben, um aus eigner Kraft einen Theil und welchen Theil ihrer Unsicherheit zu beseitigen. Wo gar keine solche Tragfähigkeit vorhanden ist, da muß der Eintritt andrer Elemente anstatt der ungenügenden Kraft des Arbeiters herbeigeführt werden, und es muß das Auge auf diejenigen Elemente fallen, deren Interesse mit der Entfernung gewisser Schädlichkeiten, welche die Arbeiterexistenz gefährden, zunächst zusammenfällt oder für welche eine Pflicht zur Bekämpfung

dieser Schädlichkeiten zu construiren ist. Genau nach diesen Gesichtspunkten ist der Plan zur Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle in ihrem Berufe gearbeitet.

Es ist zunächst diejenige Schädlichkeit zur Bekämpfung ausgewählt, welche die Existenz des Arbeiters nicht am häufigsten, aber am verheerendsten trifft, welche ferner ihren Grund weder in der Verschuldung des Arbeiters noch in den allgemeinen Schwankungen des wirthschaftlichen Lebens, sondern zumeist in den mangelhaften Einrichtungen der Unternehmer hat. Wo aber bei den Unfällen, welche den Arbeiter im Betriebe ereilen, Elemente walten, die niemals völlig zu beseitigen sind, da hat für den Arbeiter, der nicht aus Neigung sondern aus Noth einen gefährlichen Beruf erwählt, die Fürsorge des Ganzen einzutreten.

So gestaltet sich denn der Versicherungsplan gegen die körperliche Beschädigung der Arbeiter durch Betriebsunfälle folgendermaßen. Der Arbeiter, dessen Jahreslohn nur den Betrag von 750 Mark und darunter erreicht, gilt als zu schwach zur eignen Versicherung. Für ihn müssen die Unternehmer eintreten, soweit sie die Verschuldung durch mangelhafte Einrichtungen trifft. Aber diese Verschuldung wird nicht, wie bei dem Haftpflichtgesetz, durch eine peinliche, stets unzuverlässige Ermittlung im einzelnen Falle festgesetzt, sondern es werden dem Unternehmer zwei Drittheile der Versicherungsprämie für alle Arbeiter der erwähnten Lohnclasse auferlegt. Denn der Unternehmer *kann* das meiste zur Verhütung von Unfällen thun durch die Zweckmäßigkeit der Einrichtungen, welche die Technik darbietet, sowie durch die Auswahl und den pädagogischen Einfluß auf das beaufsichtigende wie das arbeitende Personal, das von ihm abhängt. Und der Unternehmer *soll* zu dieser Thätigkeit des Verhütens gezwungen werden. Der beste Zwang ist aber der indirecte durch die Versicherungsprämie, welche steigen muß, je mehr Nachlässigkeit bei dem Betriebe herrscht, welche fallen muß, je gewissenhafter und tüchtiger die Betriebe geleitet werden. Was aber an Unfällen durch keine Vorsorge abgewendet werden kann, dagegen hat die öffentliche Armenpflege dem verunglückten Arbeiter zu Hilfe zu kommen, und der Gesetzentwurf thut den glücklichen Griff, den Eintritt der Armenpflege wiederum nicht in den einzelnen Fällen anzuordnen, sondern so, daß die Armenpflege ein für alle mal ein Drittheil der Versicherungsprämie übernimmt.

Es läßt sich nun wohlfeil declamiren, wie die Fortschrittsblätter bereits hinreichend gethan, daß auf diese Weise der nachlässige und gewissenhafte Unternehmer, der sorglose und der sorgfältige Arbeiter nach demselben Maßstabe behandelt werden. Als ob das Mittel zur Lösung der socialen Frage im ganzen wie im einzelnen in etwas anderm bestehen könnte als in der Hebung der moralischen Kraft der Betheiligten durch die Solidarität und Selbstdisciplin der

Berufsgenossen! Diese Kraft gilt es überall zu wecken, zu erziehen, zu organisiren. Weil der neue Entwurf damit einen glücklichen, scharfsinnig und sachgemäß erdachten Anfang macht, ist er so viel versprechend. Die Unternehmer werden aufpassen lernen, welche Unternehmungen ihnen die Erhöhung der Prämientarife eintragen, und sie werden auf Mittel denken und solche finden, dergleichen Unternehmern Besserung auf- oder das Handwerk ganz zu legen. Ebenso werden die Arbeiter in den Betrieben auf Mittel denken, gegen den nachlässigen Genossen Disciplin zu üben, der ihnen den Antheil unverbrauchter Prämien, die man ihnen vielleicht zuweisen könnte, verkürzt. Letzteres ist allerdings ein Gedanke, der sich in dem Entwurfe noch nicht findet, der aber der Erwägung sehr werth scheint. Eine mögliche günstige Wirkung des Entwurfs ist auch die, daß die Unternehmer, gezwungen auf die Verminderung der Unfälle zu sinnen, anstatt hohe Prämientarife zu zahlen, lieber tüchtigere Arbeiter, also Arbeiter der höhern Lohnklasse engangiren, deren Umsicht die Gefahr der Unfälle auf das Minimum einschränkt.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu beweisen, wie glücklich die Spuren eines verheißungsvollen Weges gefunden sind. Das Absehen von der Verschuldung des Arbeiters, die Verpflichtung alleiniger Aufbringung der Entschädigung seitens des Unternehmers nur in Fällen schwerer Verschuldung und die Feststellung dieser Verschuldung nicht durch die Klage des Verunglückten, sondern der Reichsversicherungsanstalt, die Einführung einer solchen Anstalt überhaupt — diese Punkte sind, wie verlautet, eigene Gedanken des Reichskanzlers. Niemand ist wohl mehr als der Reichskanzler davon durchdrungen, daß hier nur ein Anfang vorliegt, dessen glückliche Durchführung die erste Stufe zu weitern Schritten sein muß. Auf den Schutz gegen die Verunglückungen muß zunächst der Schutz gegen die natürliche Invalidität folgen, der aber nur erreichbar ist durch eine immer größere Befestigung des Bandes zwischen den Unternehmungen und den bestimmten Persönlichkeiten der Arbeiter. In der sittlichen Hebung der Betheiligten und ihrer gegenseitigen Beziehungen liegt für alle auch die wirthschaftliche Besserung und Sicherung. Aber es fruchtet nicht, die sittliche Hebung immer nur den Einzelnen zu predigen und ihrem Entschlusse die Wahl der Mittel zu überlassen, welche zur praktischen Besserung führen. Hier muß das Allgemeine die Einzelnen führen, weil die Einzelnen nur durch Zusammenwirken etwas vermögen, und weil stetige Impulse zweckmäßigen Zusammenwirkens nur von dem Ganzen ausgehen können.

Die Kritik der Fortschrittsblätter gegen den Entwurf ist kleinlich, oberflächlich und zeigt nur Verlegenheit und Uebelwollen. Ein paar auf den ersten Blick gerechtfertigte Einwendungen wurden schon berührt. Nicht einmal den

Schein der Rechtfertigung aber zeigen Einwände wie folgende: daß der Arbeiter schlechter gestellt sei als nach dem Haftpflichtgesetz, weil er nicht mehr die volle Entschädigung erstreiten könne wie nach diesem Gesetz, wenn er die Schuld des Unternehmers nachweisen konnte, oder weil Arbeiter, deren Arbeitslohn über 750 Mark beträgt, die Hälfte ihrer Versicherungsprämie tragen sollen u. s. w. Charakteristisch ist der allerdings bis jetzt sehr vereinzelt gewagte Versuch, die Fortschrittspartei zur Ueberbietung der den Arbeitern durch den Entwurf gewährten Wohlthat oder wenigstens zum Versprechen dieser Ueberbietung zu ermuntern. Die Fortschrittspartei würde dann alle manchesterlichen Grundsätze verleugnen müssen. Außerdem würde sie wohl die Erfahrung machen, daß die Fälschung von Experimenten verderblich ist, deren, wie niemand leugnet, unsichere und gefährliche Natur die sorgfältigste Berechnung der Tragfähigkeit aller in Anspruch genommenen Elemente erfordert. Kann die Fortschrittspartei etwas Besseres vorschlagen, was haltbar und entwicklungsfähig ist, so möge sie nicht säumen. Hic Rhodus, hic salta!

Literatur.

Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins. Von Dr. Julius Tietz, Director der Stadttöchterschule I. zu Hannover. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1880.

Der Verfasser dieses Buches definirt das Nationalbewußtsein als die Freude der zu einem Volke zusammengeschlossenen Individuen an ihren eigenthümlichen Vorzügen vor anderen Völkern und ihr Bestreben, innerhalb des Völkerorganismus als schätzbares Glied anerkannt zu werden, und will nachweisen, welche Phasen diese Empfindung des deutschen Volks im Laufe der Jahrhunderte erlebt hat. Daß es ihm gelungen sei, seine Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen, können wir nicht finden. Was er uns giebt, ist nur ein kurzer Ueberblick über die deutsche Geschichte mit besondrer Hervorhebung der Zeiten, in denen das Nationalgefühl sich lebendiger regte, und derjenigen Männer, die auf die Erweckung desselben einwirkten. Geschrieben ist das Buch nicht ohne Geschick, mit patriotischem Sinne und unter Benutzung guter Hilfsmittel; doch macht es weder auf Selbständigkeit noch auf Tiefe irgend welche Ansprüche.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Leſſingſtudien.*)

Von Guſtav Buchholz.

In den Parteikämpfen unſrer Tage ertönt kein Name häufiger als der Leſſings. Sollen wir uns deſſen freuen, ſollen wir es bedauern? Viel geprieſen und viel geſchmäht zu werden war ja ſtets das Schickſal dieſes ſtreitbaren Mannes, zu ſeinen Lebzeiten ſo gut wie bei den nachfolgenden Geſchlechtern. Aber wenn jetzt der Säculartag ſeines Todes heranrückt und die Nation uneiniger als je findet in der Würdigung der Grundanſchauung ſeines Geiſtes, ſo iſt das im Intereſſe unſers Volkslebens tief zu beklagen. Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn ein Volk über dem Erbe ſeiner großen Männer hadert. Und wohin anders ſoll es führen, wenn ſich Stimmen unter uns erheben dürfen — glücklicher Weiſe bisher noch vereinzelt —, welche die Manen dieſes edlen Mannes aufs ſchimpflichſte beſudeln, und wenn man gar auf der andern Seite im Pathos ſittlicher Entrüſtung die hohe Phraſe vom „Vermächtniß Leſſings“ unter das Volk zu werfen wagt, um geiſtig unmündige zu ſchrecken, und Toleranz predigt in einem Tone, der aller Toleranz Hohn ſpricht? Da iſt es an der Zeit, ernſte Verwahrung einzulegen gegen den unerhörten Mißbrauch, der mit dem Namen Leſſings getrieben wird. Dieſer Name, den wir mit Stolz und mit Ehrfurcht zugleich ausſprechen, ſollen wir es dulden, daß er einem Theile unſerer Nation entfremdet, daß er zum Schiboleth einer Partei gemacht wird? Und mit welchem Rechte dazu gemacht wird?

*) Zur Säcularfeier von Leſſings Todestag, 15. Februar 1881.

„Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Nationen herrschen, so müssen beide gleichviel dazu beitragen." So rief der zwanzigjährige Lessing den Christen seines Zeitalters zu. Und es sollte seinem Geiste widersprechen, wenn den Juden von heute dieselben Worte mahnend ins Gedächtniß zurückgerufen werden? Ich wage zu behaupten, daß diejenigen Männer, welche sich der Nation gegenüber ohne Noth zu Hütern seines Vermächtnisses aufgeworfen haben, dem wahren Sinne eben dieses seines Vermächtnisses weit weniger nahe kommen als ihre Gegner. Das „beide gleichviel" setzte Lessing nie aus den Augen, und im Kampfe zweier Parteien hat ihn keine jemals unbedingt auf ihrer Seite gesehen. Seinen Freunden blieb es unvergessen, wie er während des siebenjährigen Krieges in Sachsen immer die Sache der Preußen und in Berlin die der Sachsen vertrat.

Es war nicht die bloße Freude an siegreicher Debatte oder am Widerspruch, wie seine Freunde meinten, die solchem Thun zu Grunde lag; nein, ein viel tieferer und edlerer Zug des Lessingschen Geistes kam hier zur Geltung: der klare und vorurtheilslose Sinn, der freie Blick, welcher aus den Schlagworten streitender Gegner immer den berechtigten Kern des Grundgedankens von der zufälligen Umhüllung des Parteistandpunktes abzulösen wußte und daher keinem Recht geben konnte, weil er jedem Recht gab.

In dieser Geistesrichtung sollten wir das bleibende Vermächtniß Lessings sehen, nicht in einem bestimmten Progamm. Denn Programme veralten, und die Anschauungsformen im geistigen Leben der Völker wandeln sich. Das abstracte Humanitätsideal, die reinste Blüthe des Lessingschen Geistes und der Epoche der Aufklärung, ist in seinem vollen Umfange heute schon nicht mehr giltig. Aber eins veraltet nie: das intellectuelle wie das ethische Grundprincip dieses herrlichen Charaktes, das unabläßige Streben nach Wahrheit und ausgleichender Gerechtigkeit.

Vergessen wir darum, wenn wir von Lessings Vermächtniß reden, nie des goldenen Wortes, welches er uns hinterlassen: „Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen" — und auch des andern nicht: „Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreinung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt." In solchen Worten hat Lessing sein Vermächtniß niedergelegt. Wenn wir redlich streben es uns zu eigen zu machen, so können wir hoffen die Feier seines Todestages in seinem Geiste zu begehen. Fern sei von diesem Tage das gleich vergebliche wie gefährliche Bemühen, den großen Mann in die Fesseln eigner beschränkter Parteimeinung zu legen. Hinausgehoben vielmehr über das Gewoge noch un-

geklärter Tagesfragen, werde er seinem eigensten Gebiete zurückgegeben, dem Theater, das er selbst einmal seine Kanzel nennt.

I. Lessings Lehre von der Wirkung des Trauerspiels.

Es ist ein bekanntes Axiom, daß sich Lessing nicht von dem moralisirenden Standpunkt, den sein Zeitalter bei der Würdigung der Poesie einnahm, freigemacht habe. Und wer möchte es leugnen: die volle, gesättigte Freude, mit der das Auge Goethes auf den Erzeugnissen des dichterischen Genies um ihrer selbst willen ruhte, die reine, formale Lust an der Schönheit, die nur um ihre künstlerische Wirkung bekümmert ist, war ihm noch nicht aufgegangen; wir Deutschen haben sie erst Goethe zu verdanken. Für Lessing stand noch hinter und über dem Dichtwerke selbst der Begriff des Zweckes, die Belehrung und die Besserung. Am kräftigsten hat er diese seine Anschauung an einer Stelle der „Hamburgischen Dramaturgie" (77. Stück) entwickelt. „Bessern — sagt er da — sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln." Und im 78. Stück folgt dann die berühmte Erklärung der aristotelischen Katharsis als einer Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, über die so oft gespottet worden ist.

Man muß Goethes Worte in derselben Frage daneben halten, um den ganzen tiefgreifenden Unterschied beider Kunstanschauungen mit einem Schlage zu überblicken. „Die Musik — sagt Goethe in einer zuerst von Jakob Bernays*) in diesem Zusammenhange citirten Stelle aus der Nachlese zu Aristoteles' Poetik (1826) — die Musik so wenig als irgend eine andere Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dies allein." Von „Tragödien und tragischen Romanen" behauptet er weiterhin, daß sie „den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das, was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen."

Dennoch thun diejenigen Lessing Unrecht, welche seine Tragödie als ein moralisches Correctionshaus verspotten. Die ungeheuerliche Plattheit, in dem Theater eine moralische Veranstaltung zu sehen, hat sich Lessing nie zu Schulden kommen lassen. Als lehrreichstes Zeugniß hierfür diene sein Verhalten zum Hamburger Theaterstreit des Jahres 1769. Es handelte sich dabei bekanntlich um die Frage, ob ein Geistlicher das Theater besuchen und selbst Stücke schreiben

*) Grundzüge der verlornen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. (Zuerst in den Abhandlungen der Historisch-philosophischen Gesellschaft in Breslau I.)

dürfe, und man weiß, welche verhängnißvolle Bedeutung für die Entwicklung unsers Theaters Goethe später diesem Streite beimaß. „Dieser Streit — schreibt er in dem Aufsatz über das deutsche Theater (1815) —, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen." Lessing hatte dem ganzen Verlaufe dieser literarischen Fehde schweigend zugesehen; ihm war damals kurz nach dem Zusammenbruche des Hamburgischen Theaters, der für ihn auch den Zusammenbruch einer der schönsten Hoffnungen seines Lebens bedeutete, alles, was mit der Bühne zusammenhing, so ekel, daß er es weit von sich stieß. Nur ganz gelegentlich und flüchtig — auf eine Anfrage, wie es scheint, von Mendelssohn — erwähnt er die Sache in einem Briefe an Nicolai (11. Oct. 1769), und da ist es denn interessant zu sehen, wie nahe er sich in seinen Anschauungen mit Goethe berührt. „Die elenden Vertheidiger des Theaters, — sagt er in diesem Briefe — die es mit aller Gewalt zu einer Tugendschule machen wollen, thun ihm mehr Schaden als zehn Goeze." Mit einem einfachen Achselzucken über Lessings platte Theatermoral wird man nach dieser Stelle dem großen Manne gegenüber nicht mehr auskommen.

Freilich, eins bleibt bestehen: eine „der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt" hat Lessing niemals im Theater gesehen, und es liegt mir fern, den Contrast zwischen seiner und Goethes Anschauung irgendwie verringern zu wollen. Wenn er trotzdem gegen den wohlgemeinten Versuch, aus der Bühne eine Tugendschule zu machen, protestirte, so that er das in einem Sinne, der sich mit seinem Glauben an die ethische Wirkung des Schauspiels recht wohl verträgt. „Das Drama — sagt er im 35. Stück der „Dramaturgie" — macht auf eine einzige, bestimmte, aus seiner Fabel fließende Lehre keinen Anspruch; es geht entweder auf die Leidenschaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen seiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend sind (d. i. nach Lessing die Tragödie), oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt (Komödie)."*)

Damit war ganz im Sinne Goethes die verhängnißvolle Meinung zurückgewiesen, als solle der dramatische Dichter bewußt durch die Fabel seines Stückes auf die Besserung seiner Zuschauer oder Leser hinarbeiten. Der moralische Endzweck der Tragödie — und um diese vornehmlich, weniger um die Komödie, handelte es sich bei Lessing — blieb aber doch gewahrt.

*) In gleichem Sinne äußerte er sich im 12. und 33. Stück.

In engem Anschluß an seine Auslegung der aristotelischen Definition von der Tragödie behauptet Lessing, daß die von Aristoteles geforderte Reinigung der Leidenschaften in der Seele des Zuschauers nicht eine Reinigung von den im Stück vorgestellten Leidenschaften bedeute. „Der vorgestellten? Also wenn der Held durch Neugierde oder Ehrgeiz oder Liebe oder Zorn unglücklich wird, so ist es unsere Neugierde, unser Ehrgeiz, unsere Liebe, unser Zorn, welchen die Tragödie reinigen soll? Das ist dem Aristoteles nie in den Sinn gekommen. τῶν τοιούτων παθημάτων sagt Aristoteles, und das heißt nicht: der vorgestellten Leidenschaften; das hätten sie übersetzen müssen durch: dieser und dergleichen oder der erweckten Leidenschaften. Das τοιούτων bezieht sich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie soll unser Mitleid und unsre Furcht erregen, bloß um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen“ (Dramaturgie, 77. Stück).

Das war denn freilich ein principieller Bruch mit der bisherigen Auffassung, ein solcher, der eine ganz neue Ansicht von der sittlichen Wirkung des Trauerspiels begründete. Es trägt für die Hauptsache nichts aus, daß Lessing in Folge unrichtiger Uebersetzung des τῶν τοιούτων durch: dieser und dergleichen anstatt durch: solcher den Begriff der gereinigten Affecte unnöthig erweiterte. Für das System war diese Concession an den mißverstandenen Aristoteles ohne jede Bedeutung. Der ethische Charakter der tragischen Bühne war erhalten, die banausische Ungeheuerlichkeit aber von ihrer unmittelbar pädagogischen Tendenz ausgeschlossen. Und nur dieser hätte man füglich nachsagen dürfen, daß sie das Theater in ein moralisches Correctionshaus verkehre.

Die Tragödie der Moralisten hatte nur eine zufällige, veränderliche, vom jedesmaligen Stoffe abhängige Moralwirkung im Auge, welche von jeder moralischen Erzählung oder Fabel ohne so viel Aufwand und viel gründlicher gelöst werden konnte.*) Lessings Reinigung der Leidenschaften ist eine stetige, im Wesen der Gattung begründete Eigenschaft der Tragödie, die dieser allein unter allen Dichtarten zukommt, sich aber auch stets vollkommen gleichartig wiederholt. „Ihrem Geschlechte nach ist sie die Nachahmung einer Handlung, so wie die Epopee und die Komödie; ihrer Gattung nach aber die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung“ (77. Stück). So hört die Moral auf, etwas von außen in die Tragödie hineingetragenes zu sein, der Dichter hat nicht um sie zu sorgen; das dichterisch vollkommenste Trauerspiel wird auch immer am geschicktesten sein, die höchste ethische Wirkung hervorzubringen.

Es berührt unsere Aufgabe nicht direct, doch ist es von Interesse hervorzuheben, daß die neuere Forschung über die Wirkung der Tragödie nach Ari-

*) Man vergleiche die classischen Worte am Anfange des 80. Stückes der Dramaturgie.

stoteles ganz im Gegensatze zu der geistvollen Abhandlung von Jakob Bernays aus dem Jahre 1857 zu dem Resultate gekommen ist, auch Aristoteles eine ethische Auffassung seiner vielbesprochnen Reinigung des Mitleids und der Furcht zuzuschreiben.*) Wenn die heutige Wissenschaft in der aristotelischen Katharsis, ohne diesem ursprünglich medicinischen Terminus Gewalt anzuthun, die Herstellung der Metriopathie, des richtigen Maßes im Empfinden, versteht, so kehrt sie damit im wesentlichen nur zu Lessings Erklärung zurück, freilich unter einer viel umfassendern Begründung als dieser sie geben konnte und in seiner Dramaturgie auch geben durfte. Denn nicht allein in der ethischen Auffassung der Katharsis überhaupt, sondern gerade auch in der speciellen Erläuterung des kathartischen Vorgangs war Lessing an der Hand des Aristoteles zu dem nämlichen Resultate gelangt. An eben dem Orte, wo er von der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten spricht (78. Stück), weist er darauf hin, daß nach Aristoteles bei jeder Tugend sich diesseits und jenseits ein Extrem finde, zwischen denen sie mitten inne stehe. „So muß — fährt er fort — auch die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen." Dennoch geht man wohl darin wieder zu weit, nunmehr jede wesentliche Verschiedenheit zwischen Lessings und Aristoteles' Anschauung zu bestreiten. Wenn dem griechischen Philosophen die ethische Wirkung der Tragödie nur eine momentane war — das ist wenigstens die heutige Auffassung —, so ist damit ein Punkt aufgedeckt, in welchem Lessing um ein Bedeutendes hinter Aristoteles zurückbleibt. Denn das läßt sich nicht hinwegdeuteln, daß Lessing mit seiner Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten eine dauernde Moralwirkung im Auge hatte.

So nahe sich aber auch Lessing im übrigen mit Aristoteles berührt, ja so sehr er in dieser Frage geradezu als sein Schüler bezeichnet werden darf, so weit entfernt er sich von Goethe. Zwischen beider Anschauungen eine Brücke zu schlagen ist unmöglich. Man hat, um eine Vermittlung zu versuchen, eine Stelle aus Goethes Gesprächen mit Eckermann citirt (III. 130 und 141—144. Ausgabe von 1848), in welcher er zugiebt, daß eine sittliche Wirkung unter Umständen auch aus dem Gegenstande selber hervorgehen könne. Aber einen solchen stofflichen Effect hatte Lessing wenn nicht geradezu als fehlerhaft so doch als der Tragödie nicht wesentlich zukommend bezeichnet, und Goethe selbst nennt

*) Vgl. H. Baumgart, Begriff der tragischen Katharsis (in Fleckeisens Jahrbüchern, Bd. III., S. 81 ff. [1875]); O. Weddigen, Lessings Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Controverse über die κάθαρσις τῶν παθημάτων (1876) und H. Baumgart, Aristoteles, Lessing und Goethe (1877).

im Verlaufe der oben aus der Nachlese zu Aristoteles' Poetik citirten Stelle derartige Erweckungen der Moral durch die Kunst rein zufällige, wie er sich ja auch aufs entschiedenste gegen diejenigen wandte, welche die didaktische Wirkung aus dem Stoffe als das Ziel der dramatischen Kunst hinstellten.

Wie ganz anders urtheilte Schiller! Hatte er im ersten Feuer seines jugendlichen Idealsinnes die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet — eine Abhandlung aus dem Jahre 1784 trägt eben diesen Titel —, so konnte er sich auch als gereifter Mann nicht entschließen, ihr, wie Goethe es that, jedweden Einfluß auf die Sittlichkeit abzusprechen. Vielmehr blieb es ihm stets ein Glaubenssatz seines künstlerischen Schaffens, daß die Kunst sittlich wirke, weil sie durch sittliche Mittel ergötze.*) „Es ist gewiß — sagt er in der Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen (1792) — es ist gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muß." Das Vergnügen, welches die Kunst hervorbringt, kann aber schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden, und die Kunst muß — um das Vergnügen zu erreichen — durch die Moralität ihren Weg nehmen. Dies thut sie, indem sie die moralische Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtsein bringt, und das Vergnügen an tragischen Gegenständen beruht eben darauf, daß wir uns über den Sieg der höhern moralischen Zweckmäßigkeit gegenüber der bloßen Naturzweckmäßigkeit ergötzen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Erklärung der genannten technischen Ausdrücke sowie überhaupt auf die tiefere Begründung der Schillerschen Lehre von der Wirkung der tragischen Kunst einzugehen. Es genügt vielmehr hervorzuheben, wie nahe sich Schiller sowohl in der Betonung wie in der Begründung des sittlichen Werthes der Tragödie mit Lessing berührt. In diesem einen Punkte stehen beide Dichter dem Goethischen Standpunkte gleich fern, und sie kommen auch darin wieder überein, daß sie die ethische Wirkung nicht aus dem jedesmaligen Stoffe, sondern aus dem Charakter der Gattung ableiten. Aber in einem sehr wesentlichen Punkte unterscheidet sich Schiller von Lessing. „Für die Natur — sagt er in der Abhandlung über die tragische Kunst — mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck sein; für die Kunst ist es der höchste." Zu der Höhe dieser rein ästhetischen Anschauung hat Lessing sich nie emporgerungen, er nähert sich ihr nur von ferne, wenn er zugiebt, daß Nutzen und Vergnügen beim Trauerspiel nicht zu trennen, ja daß die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens Vergnügen sei. (Lessing an Nicolai, 13. Nov. 1756.)

*) Vgl. seine Abhandlung über die tragische Kunst (1792).

Etwas andres aber ist es, das Vergnügen nur zum erfreulichen Begleiter des Nutzens zu machen, und etwas andres, es als höchsten und einzigen Zweck der Kunst hinzustellen, und sei es auch das auf moralischen Bedingungen beruhende „freie Vergnügen" Schillers. „Ist der Zweck selbst moralisch, sagt Schiller (Ueber den Grund des Vergnügens ꝛc.), so verliert die Kunst das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens."

Lessing bewährt sich hier als abhängig von den Strömungen einer Epoche, als deren edelsten und genialsten Vertreter wir ihn verehren, einer Epoche, deren geistigen Inhalt wir gewohnt sind unter der Bezeichnung des Rationalismus zusammenzufassen. Insofern ist es richtig, diesen seinen moralisirenden Standpunkt als einen Tribut zu bezeichnen, den er seinem Jahrhundert abtrug, aber man darf nicht vergessen, wie sehr diese Richtung in seiner ganzen persönlichen Anlage ihre tiefre Begründung fand. Stimmen genug erhoben sich schon damals, welche jede Verbindung der dramatischen Poesie mit der Moral verwarfen,*) und es verdient hervorgehoben zu werden, daß gerade Lessings Freund Nicolai, den Goethe später so grausam zum Urtypus des seichten moralisirenden Rationalismus stempelte, der erste war, welcher die Behauptung aufstellte, das Trauerspiel solle nur die Leidenschaften erregen. Er ging soweit vor, daß er dem Grundsatz, das Trauerspiel solle bessern, die Schuld an dem elenden Zustand der deutschen Bühne zuschrieb. (Nicolai an Lessing, 31. August 1756. Lessing an Nicolai, 13. November 1756.) Wenn Lessing in diesen Schlachtruf nicht einstimmte, nicht die ihm hier entgegengetragne Rolle des Reformators ergriff — war es doch sonst seine Lieblingsthätigkeit, alte Vorurtheile auszurotten — so zeugt diese Zurückhaltung von der Tiefe seines sittlichen Gefühls. Mit dem vollen Bewußtsein seines Gegensatzes zu Nicolais Anschauung verharrte er dabei, dem dramatischen Dichter eine hohe ethische Bedeutung zu vindiciren. Wer kennt sie nicht, jene beherzigenswerthen schönen Worte, welche Lessing einst seinem Bruder schrieb (28. Oct. 1768): „Studire fleißig Moral und cultivire deinen eignen Charakter; ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken!" Er irrte der edle Mann, indem er diese ethische Wirkung für das höchste und hauptsächlichste Ziel der tragischen Kunst erklärte. Seine Moral bleibt daher noch eine äußerliche, weil beabsichtigte und zwar als dauernde Wirkung beabsichtigte. Hier muthet er uns, die wir mit dem Geiste Goethes und Schillers getränkt sind, fremd und kaum noch verständlich an. Um so weniger dürfen wir den Fortschritt unterschätzen, den seine Auffassung gegenüber der moralisirenden Plattheit seiner Vorgänger

*) Vgl. Lessings eigne Worte hierüber im 77. Stück der Dramaturgie.

bezeichnet, dürfen wir vergessen, daß ihm die Moralwirkung nicht mehr eine zufällige stoffliche war, sondern daß er sie in das Wesen des Trauerspiels selbst zurückverlegte. Und in diesem Punkte steht ihm nicht bloß die Autorität seines griechischen Lehrmeisters zur Seite, sondern auch das Wort Schillers. Mit seiner Theorie von der Wirkung der Tragödie hat Lessing den Boden geebnet, auf dem sich die reinere ästhetische Auffassung Schillers und auch die Goethes erbauen konnte.

Das tragische Mitleid ist es, auf welches Lessing die ethische Wirkung des Trauerspiels zurückführt. „Die Tragödie — so definirt er im 77. Stück der Dramaturgie — ist ein Gedicht, welches Mitleid erregt.“ Und schon im Jahre 1756 schrieb er an Nicolai (13. Nov.): „Die ganze Kunst des tragischen Dichters geht auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleids.“ Dieser Anschauung ist Lessing sein ganzes Leben hindurch treu geblieben, sie hatte für ihn die Giltigkeit einer unfehlbaren Wahrheit. Die ethische Wirkung erschien ihm doch immer nur als das entferntere, wenn auch das höchste Ziel des Dichters, seine unmittelbare Absicht dagegen setzte er in die Erregung des Mitleids. Für uns handelt es sich darum, nachdem wir im vorigen Lessings Anschauung von der ethischen höhern Wirkung des Trauerspiels gewürdigt haben, nun auch seine Theorie von der primären Wirkung der Tragödie zu prüfen. Denn die eine ist ihm die Vorbedingung der andern. Auf das tragische Mitleid hat er seine ganze Lehre von der Tragödie aufgebaut. Hier ist der Angelpunkt seiner Lehre, und wer die Absicht des Trauerspiels auf das Mitleid mit Erfolg bestreitet, hebt das ganze Gebäude Lessings aus den Fugen.

Hermann Hettner ist meines Wissens der erste gewesen, der in seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ (1. Auflage 1864. III. 2. S. 550—556) Lessings Auffassung des tragischen Mitleids bei aller sonstigen sympathischen Würdigung der Verdienste des Dramatikers wie des Dramaturgen Lessing vom Standpunkt der heutigen Aesthetik aus einem scharfen Angriff unterzogen hat. Ehe wir uns aber seinen Einwendungen zuwenden, ist es nöthig, Lessings eigene Begründung zu hören, wie sie am zusammenhängendsten und übersichtlichsten, wenn auch noch nicht in allen Punkten abgeschlossen, in dem für seine Entwicklung auf diesem Gebiete so folgenreichen Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn (Ende 1756 und Anfang 1757) vorliegt.

Lessings Ausgangspunkt hier so gut wie in der Dramaturgie ist die im Anschluß an Aristoteles aufgestellte Behauptung, daß der Dichter zwar in seinen Personen alle Leidenschaften wirken lasse, die sich zur Würde des Stoffes schicken, nicht so aber in seinen Zuschauern. „Ich frage nicht ob ihn der Poet so weit bringt, daß er diese Leidenschaften in der spielenden Person billigt, sondern ob

er ihn soweit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst fühlt, und nicht bloß fühlt, ein anderer fühlte sie? Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden." (Lessing an Nicolai, 13. November 1756). Wie man sieht, ist das Mitleiden hier in seiner eigentlichen Bedeutung als die Bekümmerniß um andrer Leiden gefaßt; nur jenes fühlt der Zuschauer selbst und er allein, die dargestellten Leidenschaften fühlt er nur mit und nicht als wirkliche: ein Zustand der Seele, den Lessing in einem berühmt gewordenen Bilde dem Miterbeben der gleich gestimmten Saite vergleicht (Lessing an Mendelssohn 2. Februar 1757). „Dergleichen zweite Affecten aber — sagt er — die bei Erblickung solcher Affecten an andern, in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affecten; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affect bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn diesen Affect empfinden nicht die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht bloß, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns."

Aber soll die Tragödie nicht Schrecken, soll sie nicht Bewunderung erregen? „Schrecken und Bewunderung, antwortet Lessing (an Nicolai, 13. November 1756), sind keine Leidenschaften nach meinem Verstande." Der Schrecken in der Tragödie ist nichts weiter als das überraschte und unentwickelte Mitleid, die Bewunderung nichts anders als das entbehrlich gewordene Mitleid. „Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichsam zum Ruhepunkte desselben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erste Schreck aufmerksam macht, und das Mitleiden nützt sich ab, wenn es sich nicht in der Bewunderung erholen kann. . . Ein Trauerspiel voller Schrecken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner." „Wenn heldenmüthige Gesinnungen Bewunderung erregen sollen, so muß der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen." (Hamburgische Dramaturgie 1. Stück.) Der sterbende Cato eines Seneca und alle solche stoische, unempfindliche Helden sind „mehr als Menschen", sind „schöne Ungeheuer". (An Mendelssohn 28. November 1756.) Nacheiferungswerthe edle Thaten will Lessing nicht aus dem Trauerspiele verbannt wissen, vielmehr kann ohne sie nach seiner Meinung gar kein Trauerspiel bestehen, „weil man ohne sie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleids mein Mitleiden schwächt." Lessing verweist hier auf die Alten. „Um das Mitleid desto

gewisser zu machen, ward Oedipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet."

Wer erinnerte sich hier nicht des schreienden Laokoon, nicht des jammernden Philoktet und der schönen und kräftigen Worte, mit denen Lessing den mißverstandenen Heroismus, welchen er in dem Briefwechsel des Jahres 1756 von der Bühne verbannt hatte, zehn Jahre später im „Laokoon" nun auch überhaupt aus der Kunst hinauswies? Wahre Menschlichkeit war das Ziel, welches er ihren Darstellungen steckte. „Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen," lesen wir im ersten Capitel des „Laokoon" von den Helden Homers. Und mit einem Seitenblick auf das Trauerspiel heißt es: „Alles Stoische ist untheatralisch" und „die Bewunderung ist ein kalter Affect." Stets hat sich Lessing als einen unerbittlichen Gegner alles Unwahren und Ungesunden bezeigt: verächtlich und unwürdig erschien ihm daher auch in der Kunst jener hohle Prunk mit gemachten Empfindungen. „Ich bin ein Mensch und weine und lache gern," sagt der König im „Philotas." Hier war die reiche und unerschöpfliche Fundgrube gewiesen, aus deren bildsamem Thon der wahre Künstler seine Gestalten zu formen hat. Die ungeschminkte Sprache der Leidenschaft ist nicht immer groß und wohlredend, ja sie ist zuweilen niedrig, stets aber bleibt sie wahr und menschlich, stets dringt sie mit erschütternder Gewalt zum Herzen des Hörers. Und wenn sie ihm das Opfer des Mitleids abzwingt, dann hat die Tragödie ihr Ziel erreicht.

So dachte Lessing. Die neuere Aesthetik hat, wie gesagt, über diese Anschauung den Stab gebrochen. Sehen wir zu, mit welchem Rechte. Die Schranke Lessings auf dem Gebiete des Dramas sieht Hettner — und er kann in dieser Auffassung als der Vertreter der jetzt herrschenden Meinung gelten — darin, daß er die tiefe Bedeutung, welche in der modernen Tragödie seit Shakespeare der Begriff der tragischen Schuld hat, nicht gefühlt habe. Bei Shakespeare ist jeder seines Glückes Schmied, die Katastrophe quillt immer nur aus der Schuld; Lessings Ansicht von der Natur der tragischen Schuld war die einseitig aristotelische. Beide kennen die Schuld nur als Gegenmittel und Abwehr des Gräßlichen und Schrecklichen, nur als nebenherspielendes Verschulden, nur als Fehltritt. Einmal scheint freilich Lessing in einem Briefe an Mendelssohn die Nothwendigkeit der ursächlichen Verbindung von Schuld und Katastrophe aufzublitzen, aber er hat sich später nie wieder dieses keimkräftigen Gedankens erinnert. So ist ihm denn die tragische Verwicklung nichts als die Verwicklung der Intrigue oder des Zufalls, die Tragödie selbst nichts als die Darstellung einer rührenden und mitleidswürdigen Handlung.

Aristoteles also kennt nach Hettner eine ursächliche Verbindung der Kata-

strophe mit der von ihm geforderten ἁμαρτία nicht. Weshalb ist sie ihm denn aber doch „ein unverbrüchliches Bestandtheil dramatischer Charakterzeichnung?" „Einzig deshalb — antwortet Hettner — weil die Tragödie (des Aristoteles) nur mittlere und gemischte Charaktere gebrauchen kann, damit der Zuschauer in deren Geschick sich selbst erkenne und mit ihnen leide." Und wie kommt es, daß nur diese mittlern Charaktere fähig sind, die Wirkung des Mitleids auf den Zuschauer auszuüben, warum sind der vollendet tugendhafte wie der vollendete Bösewicht gleich wenig dazu im Stande? Weil das Unglück des Bösewichts nur unser Gerechtigkeitsgefühl*) befriedigt, das Unglück des Tugendhaften aber gräßlich ist. Weshalb erschien aber das Unglück des Tugendhaften dem Aristoteles gräßlich? Auf diese Frage sucht man bei Hettner vergebens nach einer Antwort, er hat sie sich offenbar nicht vorgelegt. Und doch ist klar, daß an ihr zuletzt die ganze Theorie des Aristoteles von der ἁμαρτία hängt.

Aristoteles selbst hat für diese Behauptung keinen Grund angegeben. Sie erschien ihm also offenbar selbstverständlich, und sie ergiebt sich auch mit völliger Sicherheit aus dem Zusammenhange. Den Satz nämlich, daß das Unglück des Bösewichts nur unser Gerechtigkeitsgefühl befriedige, nicht aber unser Mitleid und unsre Furcht erregen könne, hat Aristoteles zum Glück nicht unterlassen zu begründen. „Das Mitleid," sagt er, „verlange einen, der unverdient leide, die Furcht aber einen unsersgleichen." Man könnte versucht sein, in diesem „unverdient" einen Widerspruch mit dem μιαρόν zu sehen, welches nach Aristoteles gerade das Schicksal des Schuldlosen erregt. Aber nichts weniger als das. Beiden Behauptungen liegt vielmehr unausgesprochen der Satz zu Grunde, daß Schuld und Unglück in einem ganz bestimmten Verhältniß zu einander stehen müssen, wenn die Wirkung des Mitleids möglich sein soll. Beim völlig entarteten Bösewicht überwiegt die Schuld zu sehr das Unglück, beim ganz tugendhaften das Unglück zu sehr die Schuld, als daß in irgend einem dieser Fälle Mitleid entstehen könnte. Das Resultat ist: Schuld und Unglück müssen einander entsprechen, das Unglück des Helden im Trauerspiel darf weder größer noch kleiner sein als seine Schuld (eher jedoch größer als kleiner, fügt Aristoteles einschränkend hinzu), wenn wir Mitleid für ihn fühlen sollen. Ist das aber etwas andres als die Theorie von der tragischen Schuld, auf die unsre neure Aesthetik so stolz ist?

Wer noch Zweifel hegen sollte, ob mit dieser Auffassung wirklich der Sinn des alten Philosophen getroffen ist, ob ihm nicht vielleicht ein fremder Gedanke

*) So die Uebersetzung der Neuern. Hettner übersetzt mit Lessing das φιλάνθρωπον durch: erregt unsere menschliche Theilnahme.

untergeschoben worden sei, den verweise ich auf seine eignen Worte. Daß er seine ἁμαρτία nicht als ein nebenherspielendes Verschulden, sondern als die Ursache der Katastrophe ansieht, drückt er selbst im 13. Capitel seiner Poetik so aus: „So bleibt also nur ein mittlerer Charakter übrig, d. h. ein solcher, der sich weder durch Vollkommenheit und Gerechtigkeit auszeichnet, noch auch durch Laster und Bosheit ins Unglück stürzt, sondern nur durch einen bestimmten Fehler." Und einige Zeilen weiter macht er noch einmal darauf aufmerksam daß die Katastrophe nicht durch Bosheit verschuldet sein dürfe, ἀλλὰ δι' ἁμαρτίαν μεγάλην (sondern durch einen großen Fehler). Hier ist das ursächliche Verhältniß der Katastrophe zur Schuld aufs unzweideutigste betont, und nur darin unterscheidet sich Aristoteles von der Aesthetik unserer Tage, daß er diese Erkenntniß nicht unvermittelt in positiver Behauptung hinstellt, sondern daß er, wie das seine Gewohnheit ist, an der Hand der Erfahrung vorschreitet und nun in diesem Falle in Form eines kritischen Subtractionsexempels aus einer Reihe gedachter Fälle den einzig möglichen ausscheidet. Und darin handelte er vielleicht weiser als wir Neuern. Wenigstens ist die allgemeine Form, welche wir dem Satze von der tragischen Schuld gegeben haben, daß sie nämlich stets die nothwendige Ursache der Katastrophe sein müsse, sehr leicht einer großen Mißdeutung ausgesetzt. Wird nicht auch beim vollendeten Bösewicht die Katastrophe die unabwendbare Folge seiner Schuld sein? Und wer wird behaupten, daß der Bösewicht ein würdiger Gegenstand des tragischen Heldenthums sei? Aristoteles hat durch seine Fassung ein solches Mißverständniß ausgeschlossen.

Und Lessing? Ich glaube seine Sache nicht aus den Augen verloren zu haben, wenn ich für seinen großen Lehrmeister eine Lanze einlegte. Er folgt auch hier wie überall im Bereiche der Lehre von der Tragödie den Bahnen, welche Aristoteles vorgezeichnet hatte. Dennoch wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn wir auch auf seine Auffassung und Begründung des streitigen Punktes eingehen. Denn dieser Schüler steht seinem Meister mit voller geistiger Selbständigkeit gegenüber. Er ist nicht einer von denen, die auf Worte schwören. Jedermann kennt seinen Ausspruch: „Mit dem Ansehn des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte" (Dramaturgie, 74. Stück).

Lessing ist nicht gleich anfangs in das Verständniß dieser Stelle des Aristoteles eingedrungen. Aristoteles schien ihm eine falsche Erklärung des Mitleids zu Grunde gelegt zu haben. „Ist es wahr — schreibt er an Mendelssohn (18. December 1756) — daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleids sein, welches sie doch nicht sind." Indessen die

Forderung einer Schuld war Lessing damit nicht gewillt, aus der Theorie des Trauerspiels zu streichen. „Aber warum diese ἁμαρτία, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie vollkommen sein würde, und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzig richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken würden." In diesen Sätzen sind Irrthum und Wahrheit aufs seltsamste in einander geschlungen. Der Grund, aus welchem Aristoteles seine ἁμαρτία forderte, war Lessing nicht klar, von der Nothwendigkeit dieser Schuld war er aber trotzdem überzeugt. Er construirte daher aus sich selbst die, wie er glaubte, bei Aristoteles fehlende Ursache hinzu, und diese Ursache war — keine andre als der wahre Grund des Aristoteles. Gewiß kein geringes Zeugniß für die Giltigkeit dieses Satzes, daß bei seiner Begründung zwei solche Männer nicht bloß unabhängig von einander, sondern der eine, wie er glaubte, sogar im Gegensatz zu dem andern zu dem nämlichen Resultate gelangten. —

Dies ist der Brief, von welchem Hettner sagt, daß Lessing in ihm dem tiefern Schuldbegriffe der modernen Tragödie nahe komme. Er bedauert nur, daß Lessing später niemals wieder auf diesen Gedanken zurückgegriffen habe. So berechtigt die erste dieser Behauptungen ist, so grundlos ist die zweite. Lessing erkannte vielmehr später selbst, daß seine Ursache der tragischen Schuld und die des Aristoteles sich vollkommen deckten, daß eben deshalb das Unglück eines allzu tugendhaften Mannes Entsetzen und Abscheu erweckt, weil es mit seiner Schuld kein Ganzes ausmacht. Und woher die Berechtigung zu dieser Annahme? Sie liegt darin, daß Lessing, so oft er in der Dramaturgie auf das Unglück eines Schuldlosen im Trauerspiel zu sprechen kommt, niemals gegen die Ansicht des Aristoteles von dem μιαρόν, dem Gräßlichen, welches ein solches Schicksal errege, Verwahrung einlegt, sie vielmehr ausdrücklich zu der seinigen macht. Hettner selbst führt eine solche Stelle aus dem 82. Stücke der Dramaturgie an.

Doch daß man mich keines Sophismas beschuldigen könne! Es wäre ja eine Möglichkeit, daß Lessing seine frühere richtige Ansicht aufgegeben, daß er die irrige des griechischen Philosophen ergriffen hätte. Und dies ist offenbar Hettners Ansicht. Aber auch gegen diesen Einwurf glauben wir gewappnet zu sein. Gesetzt, Aristoteles kenne den ursächlichen Zusammenhang von Schuld und Katastrophe nicht, so ist damit für Lessings Sache noch nichts bewiesen. Es findet sich in der Dramaturgie eine Stelle (79. Stück), in der Lessing seine alte Ansicht, die er in jenem Briefe an Mendelssohn niedergelegt, aufs neue

vertritt, in der er behauptet, daß ohne den Fehler, der das Unglück über den Helden zieht, sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden. Lessing bespricht hier die Weißische Schauertragödie „Richard III.“ Er leugnet zunächst, daß dieser Richard, dieser „eingefleischte Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden,“ unser Mitleid erregen könne. Aber vielleicht heißt das Stück nur nach Richard, ist er gar nicht der Held, hat er nur Mittel sein sollen unser Mitleid für andre zu erregen. „Die Königin, Elisabeth, die Prinzen, erregen diese nicht Mitleid?“ „Um allem Wortstreite auszuweichen; ja,“ antwortet Lessing. „Aber was ist es für eine fremde, herbe Empfindung, die sich in mein Mitleid für diese Personen mischt?“ „Wer wird leugnen, daß sie unsern ganzen Jammer verdienen? Aber ist dieser Jammer... das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte?“ Lessing weist jetzt — und damit nähert er sich dem Kernpunkte der Frage — den Einwurf zurück, daß die dargestellten Gräuelthaten sich doch auf etwas gründeten, das wirklich geschehen sei. „Das wirklich geschehen ist? es sei: so wird es seinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eins aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen; und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und gestissentlich unsern Schauder darüber erregt?“

Ich sollte diesen herrlichen Worten, die dem Herzen Lessings ebenso viel Ehre machen wie seinem Verstande, nichts hinzusetzen. Denn ich muß fürchten, den tiefen und feierlichen Eindruck, den sie unmöglich auf den Leser zu machen verfehlen können, durch kahle Erklärungen störend zu unterbrechen. Was bedarf es auch noch eines Beweises, den sich nicht jeder selbst aus diesen Worten ableiten könnte? Alles, was jemals im Zusammenhange der Theorie von der tragischen Schuld, von dem Begriffe der absoluten Gerechtigkeit, von der sittlichen Erhebung und Versöhnung gesprochen ist, die im Untergange des Helden liegt, ja diese ganze Lehre, die uns aus den Tagen der Romantik überkommen ist: was gesundes an ihr ist, liegt in dieser Stelle der Hamburgischen Dramaturgie vorgebildet. Jetzt brauchen wir auch wohl kaum noch hervorzuheben,

daß es unmöglich ist, zwischen Lessing und Aristoteles einen Unterschied zu machen, unmöglich dem einen die Ansicht von der nothwendigen Verbindung der Schuld mit der Katastrophe zuzuschreiben und sie dem andern abzusprechen. Lessing wenigstens war sich eines solchen Unterschiedes nicht bewußt. Würde er sich sonst gerade im Zusammenhange unsrer Stelle auf das μιαρόν des Aristoteles berufen haben?

Noch eine Stelle mag angeführt werden, welche unsre Ansicht bestätigt. Sie findet sich in einem Briefe an Gerstenberg, den Dichter des „Ugolino" (25. Februar 1768), und ist schon deshalb interessant, weil sie fast gleichzeitig mit der angeführten Stelle in der Dramaturgie niedergeschrieben ist*) und daher als ihre authentische Erklärung angesehen werden kann. In diesem Briefe schreibt nun Lessing dem Verfasser des „Ugolino" über die Wirkung, die sein Stück auf ihn ausgeübt habe: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden, oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu sein, und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung." „Woher dieses? Ihre Personen leiden alle. Die mehresten derselben leiden völlig unschuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen. Die einzige Person, die vielleicht nicht ganz unschuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμάρτημα, welches völlig außer dem Stücke ist und von dem wir fast gar nichts erfahren." Diese Stelle ist, wenn auch nicht so tief gedacht wie die aus der Dramaturgie angeführte, so doch womöglich noch unzweideutiger in ihren Ausdrücken. Gerade der Tadel, daß Ugolino nicht „in Proportion seiner Schuld" leide, schneidet mit wünschenswerthester Klarheit alle fernern Versuche, Lessing die Erkenntniß der tragischen Schuld zu bestreiten, im voraus ab. Selbst der technische Ausdruck „Schuld" ist hier gebraucht, so daß uns Epigonen nicht einmal mehr der Ruhm ungeschmälert bleibt, unsre Kunstsprache mit einem neuen Worte bereichert zu haben.

Dennoch hieße es ungerecht, weil unhistorisch sein, wollte man verkennen, daß zwischen Lessing und der neuern Aesthetik in dieser Frage noch ein Unterschied vorhanden ist. In Lessing lag die Erkenntniß von der sittlichen Versöhnung durch die Tragödie vorgebildet, die volle Ausführung hat ihr erst Schiller gegeben. Von ihm stammt das bekannte Wort von dem „großen gigantischen Schicksale, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zer-

*) Das 79. Stück ist datirt vom 2. Februar 1768. Wenn auf dieses Datum auch bei dem unregelmäßigen Erscheinen der Dramaturgie kein Gewicht zu legen ist, so belehrt uns doch ein Brief Lessings an seinen Bruder Karl vom 9. Juni 1768, daß bis zu diesem Tage 82 Stücke erschienen waren. Das wahre Datum des 79. Stückes muß daher so gut wie der Brief an Gerstenberg in die erste Hälfte des Jahres 1768 fallen.

malmt." In der Abhandlung über die tragische Kunst stellt er die Forderung auf, daß im Trauerspiel die Unzufriedenheit mit dem Schicksale hinwegfalle und sich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtsein einer teleologischen Verknüpfung der Dinge einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliere. „Blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal, sagt er in einer ganz an Lessing erinnernden Wendung,*) ist immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen." Der neuern Kunst, glaubt er, sei es aufbehalten, die höchste Forderung zu erfüllen, den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Man sieht hier leicht, in welchem Punkte Schiller bei aller Uebereinstimmung mit Lessing über diesen hinausgeht, seine Lehre weiterbildet. Beide gründen die Wirkung der Tragödie auf das Mitleid. Aber während bei Lessing die Reinigung des Mitleids seine Verwandlung in eine tugendhafte Fertigkeit ist, hat Schiller es dieser moralisirenden Aeußerlichkeit entkleidet. Nach Schiller wird das Mitleid in der Tragödie geläutert, indem es in das lebendige Bewußtsein der moralischen Zweckmäßigkeit, der Erkenntniß einer sittlichen Weltordnung aufgeht. Es wird geläutert, aber es wird nicht aufgehoben. Jene Erkenntniß der vollkommenen Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur ist eben nach Schiller die reine Höhe tragischer Rührung.

Wäre doch die Aesthetik bei diesem Resultate stehen geblieben! Indem sie darüber hinausschritt, trat sie zugleich in Gegensatz nicht bloß zu Lessing, sondern auch zu Schiller. Dieser Punkt, in welchem Lessing wie Schiller gegenüber der modernen, von Hegel bedingten Aesthetik übereinstimmen, betrifft die Bedeutung, welche sie dem tragischen Mitleid und die, welche sie der tragischen Schuld beimessen. Soweit auch Schiller über Lessing hinausgehen mag, wenn er die höhere ethische Wirkung des Dramas definirt, so wenig weicht er in der Bestimmung der primären Wirkung von Lessing ab. Beide gründen auf das Mitleid die ganze Wirkung der Tragödie, beide sehen daher in der Schuld nur das nothwendige Erforderniß das Mitleid zu erregen. Nicht so die heutige Aesthetik. Ihr sind Mitleid und Furcht im Grunde nur noch schnörkelhafte Verzierungen des Gebäudes, die man aus früherer Zeit überkommen hat und aus Pietät nicht abstreifen zu dürfen glaubt; der Grundstein jedoch ist ihr die tragische Schuld, und der ganze Bau gipfelt im Triumphe der höhern Idee über das einseitige Streben des Helden. Es ist klar, daß auf diese Weise das Mitleid in den Hintergrund gedrängt werden muß und seine ursprüngliche Bedeutung völlig einbüßt. Wir trauern nicht mehr um den Helden wegen seines

*) Lessing: Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? (Dramaturgie, 79. Stück).

Unglücks und seiner Leiden, wir trauern nur noch über seine Schwäche oder seine Leidenschaft, die ihn zur verhängnißvollen That verleitet und die tragische Sühne der Schuld auf ihn herabzieht. Man mag dies Gefühl ein höheres nennen im Gegensatze zu dem mehr stofflichen Mitleid; dasjenige Mitleid, welches nach Lessing und Schiller die Tragödie erregen soll, ist es sicher nicht. Lessing hätte sich dieser Richtung gegenüber nur abwehrend verhalten können. Er würde geglaubt haben, daß man hier bemüht sei, sein Werk zu zerstören, daß man versuche, den falschen Götzen Heroismus wieder auf den Thron zu setzen, von dem er ihn einst hinunterstürzte, um seinen Platz der wahren Menschlichkeit einzuräumen. Er würde geglaubt haben, daß man an die Stelle des Mitleids wieder die Bewunderung setzen wolle.

Wenn man aber gegen Lessing einwenden wollte, daß ihm die Erkenntniß des Erhabnen abgegangen, weshalb ihm die Tragödie folgerichtig nur die Darstellung einer mitleidswürdigen Handlung habe sein können, so verweisen wir auf Schiller, dem das sittliche Pathos die zweite Natur war. Sollte man nicht glauben Lessing zu hören, wenn man in der Abhandlung Schillers über die tragische Kunst die Tragödie mit den Worten definirt findet: „Der Zweck der Tragödie ist Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung?“ oder wenn es in der Abhandlung über das Pathetische heißt: „Das erste Gesetz der tragischen Kunst ist Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden?“ Für die einseitige Betonung der tragischen Schuld im Sinne der modernen Aesthetik war bei solcher Grundanschauung kein Platz. Es ist merkwürdig zu sehen, wie nahe Schiller sich gerade in diesem Punkte mit Lessing und besonders mit Aristoteles berührt, ohne beide wahrscheinlich direct zu kennen.*) Er sagt: „Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wie wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller Sittlichkeit lossprechen . . . . , Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind . . . , sind gleich untauglich für die Tragödie . . . Eine reine Intelligenz kann nicht leiden.“ In allen diesen Ausführungen deckt sich Schiller vollkommen mit Lessing wie mit Aristoteles. Er weicht nur von ihnen ab, wenn er zeigen will, weshalb der Bösewicht nicht unser Mitleid erregen könne. Dieser, meint er, sei zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, aber sein Leiden sei ein durchaus hilfloses, weil von keinem sittlichen Gefühl auf-

*) Die Abhandlung von der tragischen Kunst erschien 1792. Von der Poetik des Aristoteles wissen wir durch Schillers Brief an Goethe vom 5. Mai 1797, daß er sie damals zuerst las, von der Dramaturgie ist dies nach dem Briefe vom 4. Juni 1799 an denselben für diesen noch spätern Zeitpunkt wenigstens wahrscheinlich.

gerichtetes, und von einem solchen wendeten wir uns mit Unwillen und Abscheu hinweg. Diese Abweichung, so interessant sie ist, berührt jedoch den Hauptpunkt gar nicht. Schiller schließt vielmehr in völliger Uebereinstimmung mit Lessing und Aristoteles: „Der tragische Dichter giebt also mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.“ Hier liegt nicht bloß das Resultat des Aristoteles, hier liegt auch bis auf einen unwesentlichen Punkt seine Beweisführung vor. Von tragischer Schuld aber ist noch weniger die Rede als bei diesem. Alles was man daher gegen den griechischen Philosophen und gegen Lessing in diesem Punkte vorgebracht hat, müßte naturgemäß auch auf Schiller fallen. Ist jenen nirgends die leiseste Spur von der Einsicht in die Nothwendigkeit der ursächlichen Verbindung von Schuld und Katastrophe aufgegangen, wie kann man füglich annehmen, daß dieser sie besessen hat? Konnten jene bei ihrer Definition der Tragödie als einer mitleidswürdigen Handlung sich nicht zu dem Gedanken der sittlichen Versöhnung, die im Untergang des Schuldigen liegt, erheben, wie ist es zu erklären, daß dieser gerade in der Offenbarung der sittlichen Weltordnung die reinste Höhe tragischer Rührung sah?

Gewiß, man ist etwas zu voreilig gewesen, über Lessing und seinen großen Lehrer in diesen Fragen den Stab zu brechen. Ich will die Worte nicht wiederholen, noch auf Lessing selbst anwenden, welche dieser einst von der Poetik des Aristoteles brauchte (Dramaturgie, 100. Stück): daß er sie für ebenso unfehlbar halte als die Elemente des Euklid, daß sich die Tragödie von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen könne, ohne sich ebensoweit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Wenn aber selbst der Panegyriker Lessings Adolf Stahr meinte, die Aesthetik unsrer Tage könne mit Recht darauf hinweisen, daß für sie die Zeit der Autoritäten vorüber sei und daß die ganze aristotelische Debatte nur noch ein philologisches und geschichtliches Interesse habe, so dürfte es an der Zeit sein, solche Ansprüche einmal auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und vor jener Selbstüberhebung zu warnen, die sich so gern in der Vergangenheit bespiegelt:

Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht:
Und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Gino Capponi.

Von Otto Speyer.

(Schluß.)

n der unblutigen Revolution des Aprils 1859, welche der lothringischen Dynastie in Florenz ein unrühmliches Ziel setzte, nahm Capponi keinen hervorragenden Antheil, wenn er ihr auch wohl kaum so fern gestanden hat, wie Reumont behauptet, der dieselbe überhaupt in sehr einseitiger Weise als ein bloßes Product Cavourscher Intriguen darstellt. Mit den Zielen der Bewegung einverstanden, war Capponi schwankend und bedenklich betreffs der Mittel. Sicher ist wenigstens, daß er das Resultat der Umwälzung billigte. Das beweist die Annahme eines Mandats für die constituirende Versammlung, sein Votum für die Absetzung der Lothringer und die Verbindung mit Norditalien sowie die ausdrückliche Billigung des Einfalls der piemontesischen Truppen in Umbrien und die Marken. Die Ablehnung des ihm angebotnen Vorsitzes in dem neuen toscanischen Staatsrathe beruhte nicht auf politischen Gründen.

Als Victor Emanuel zum ersten Male die neu annectirten Provinzen Mittelitaliens besuchte, bezeugte er auch dem ehrwürdigen Blinden in Florenz seine persönliche Verehrung und ernannte ihn zum Ehrenpräsidenten des von Ricasoli gegründeten Instituto degli studi superiori, das — keine allzuglückliche Idee — eine den einzelnen Universitäten Italiens übergeordnete Gesammtakademie darzustellen bestimmt war. Mit Orden überhäuft nahm Capponi einen Sitz im Senate des neuen Königreichs ein und war, so lange die Kammern in Florenz tagten, eins der eifrigsten und thätigsten Mitglieder desselben, unschätzbar in den Commissionen durch den Reichthum und die stete Bereitschaft seines Wissens, die Schärfe seines Urtheils und die nie durch Parteivorurtheile getrübte Klarheit des Blickes, wenn auch nur ein mittelmäßiger Redner in den öffentlichen Sitzungen der Kammer.

Das preußisch-italienische Bündniß von 1866 begrüßte Capponi mit herzlicher Freude, wie er auch einer der wenigen gewesen war, die Cavours kühnen Gedanken des Bündnisses mit den Westmächten und der Theilnahme am Krimkriege gebilligt hatten. Wenn die Niederlagen von Custozza und Lissa sein warmes Patriotenherz mit tiefem Schmerze erfüllten, so kamen sie dem scharfblickenden, vourtheilslosen Mann doch nicht ganz als ein Blitzstrahl aus heiterm

Himmel wie der Mehrzahl seiner Landsleute. Er war sich der großen Mängel des neuen Staatswesens wohl bewußt und schalt die Ungeduld derer, welche erwarteten und verlangten, daß das junge Königreich den alten und gefesteten Großstaaten mit einem Schlage vollkommen ebenbürtig sein sollte. „Wir müssen noch vieles lernen," pflegte er zu sagen; „man arbeitet bei uns zu wenig, sowohl mit dem Kopfe wie mit den Armen. Es fehlt uns an Festigkeit des Willens wie an Ausdauer."

Die Annexion Venetiens gereichte ihm zur ganz besondern Freude, weil er von der ererbten politischen Begabung der Venetianer große Vortheile für die glückliche Entwicklung des Gesammtstaats erhoffte. Daß Welschtirol österreichisch blieb, war ihm sehr schmerzlich. „Trient müßten wir haben," sagte er vor dem Friedensschlusse, „auch wenn wir es kaufen sollten." Es sollte nicht sein; er beschied sich, und als der letzte fremde Soldat über die italienische Grenze zurückgegangen war, rief er aus: „Nun, o Herr, rufe mich zu Dir, alle meine Wünsche sind erfüllt!"*)

Bei dem Ausbruche des Krieges von 1870 erkannte er laut und offen die Gerechtigkeit der deutschen Sache an und verwarf entschieden den Gedanken an eine französisch-italienische Allianz, die unter seinen politischen Freunden wie in den höchsten Regionen viele Anhänger zählte. Als nach dem Tage von Sedan das ungestüme Verlangen des Volkes das Ministerium Lanza endlich zur Occupation Roms bestimmt hatte, sprach er sich, seiner alten Ueberzeugung treu und der öffentlichen Meinung trotzend, gegen die Annexion der päpstlichen Hauptstadt und ihre Wahl zur Metropole des Königreichs aus. Er wollte einen auch politisch unabhängigen Papst und hielt deshalb im Senate eine vergebliche Rede gegen die Annahme des Plebiscits vom 2. October 1870, in dem die Bevölkerung des Patrimoniums Petri mit erdrückender Majorität das Papstkönigthum verurtheilt hatte. Es war eine Inconsequenz seiner politischen Auffassung; Reumont hat durchaus Recht, wenn er ihm nachweist, daß seine eignen Ansichten in nothwendiger Folgerung zur Deposſedirung des Papstes führen mußten. Von vornherein war Capponi allerdings kein Unitarier, er hätte den Bundesstaat vorgezogen; erst allmählich überzeugte er sich davon, daß unter den besondern Verhältnissen der Halbinsel der letztere eine Utopie sei, was freilich sein deutscher Biograph nicht zugeben will.

In den sechziger Jahren wurde die mühsam erkämpfte Ruhe und Seelenheiterkeit des Greises abermals durch mehrfaches Familienunglück und den Verlust treuer Freunde gestört. Beide Schwiegersöhne, mehrere Enkel und Urenkel

*) Nach einer der Inschriften in der Kirche Santa Croce bei Capponis Leichenfeier.

starben, die Tochter, das einzige überlebende Kind, litt unter schwerer Geistesstörung. Peter Vieussenx, der Mann, welcher vielleicht mehr als irgend ein andrer dazu beigetragen hat, historische Studien, vor allem die Kenntniß der ausländischen Literatur und den Verkehr mit fremden Gelehrten in Toscana zu fördern, Ginos vertrautester Freund, starb 1865; bald folgte der hochbegabte Staatsmann Cosimo Ridolfi, der Dichter Niccolini und der treffliche Massimo d'Azeglio, von dem er uns eine den Verfasser wie seinen Helden ehrende Charakteristik hinterlassen hat. (G. Capponi, Scritti editi ed inediti. I, 478.) Zwischen Capponi und dem Dictator Toscanas von 1859—60 und Nachfolger Cavours, dem mit Recht hochangesehenen, aber persönlich wenig liebenswürdigen Bettino Ricasoli bestand kein näheres Verhältniß; Gino empfand keine Sympathie für den „eisernen Baron," so wenig er auch dessen Verdienste verkannte. Dagegen trat er in nähere Beziehung zu Alfonso Lamarmora. Die unbarmherzige Verfolgung, die der bei allen seinen Fehlern durchaus patriotisch und ehrenhaft gesinnte Mann in Deutschland wie in Italien zu erdulden hatte, indem man die Mängel des Staatsmanns und Heerführers vielfach dem Menschen Lamarmora zur Last legte, empörten sein Gerechtigkeitsgefühl. Allerdings — das konnte Capponi nicht verkennen — war Lamarmora weder dem Amte eines Ministerpräsidenten noch dem eines Generalstabschefs in so schwierigen Zeiten gewachsen. Daß er das nicht selbst, oder doch nicht rechtzeitig erkannte, ist der Hauptvorwurf, der ihn trifft. Dagegen ist weder von den italienischen Cialdinisten noch von seinen deutschen Gegnern der Beweis erbracht worden, daß er nicht stets in gutem Glauben gehandelt habe, und die allerdings strafbare Indiscretion, die er durch Veröffentlichung von Staatsdocumenten nach dem Rücktritte aus seinem Amte beging, ist durch seine tief gekränkte Ehr- und Eigenliebe wenigstens zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen.

Die lebhafte Theilnahme an den großartigen Ereignissen und den gewaltigen politischen Veränderungen im eignen Vaterlande wie dem übrigen Europa verhinderte Capponi nicht, gleichzeitig den neuen Erscheinungen auf literarischem Gebiete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen und sich mit ernsten wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Eine französische Freundin, Hortense Allart, eine Cousine von Sophie Gay, hatte ihm schon 1847 ihren Abriß der florentinischen Geschichte gewidmet. Während er in Gemeinschaft mit seinem Secretär Carraresi mit einer italienischen Bearbeitung derselben beschäftigt die Quellen studirte, tauchte der alte Lieblingsgedanke wieder in ihm auf, selbst die Geschichte der Glanzzeit seiner Heimat zu schreiben. Aus der Uebersetzung ward allmählich ein selbständiges Originalwerk; nach zwanzig Jahren gewissenhafter, mit jugendlichem Feuer geförderter Arbeit (1853—1873) war es vollendet.

Nicht ohne Mühe gelang es seinem Freunde Reumont, die ängstlichen Bedenken gegen die Veröffentlichung zu überwinden. Dreiundachtzig Jahre alt nahm Capponi mit größter Sorgfalt, mit voller Beherrschung des Stoffes, mit ungeschwächter Geistesklarheit eine nochmalige Revision vor; im Jahre 1875 erschien die „Geschichte der Republik Florenz“ in 2 Bänden, das Hauptwerk seines Lebens, die erste namhafte Geschichte der Stadt seit Machiavellis Historien.*) „Es ist ein Buch voll Kraft und Leben, die Frucht reicher Erfahrung, tiefen Nachdenkens, sorgfältiger Studien, voll Vaterlandsliebe und warmen Gefühls für die alte Größe seiner Heimat, aber ohne Parteigeist und Sucht der Beschönigung, unabhängig, gerecht, ruhig, mit dem moralischen Gefühl, das sich nicht durch Glanz noch durch lobsprecherische Sophistik beirren läßt, ohne falschen Prunk, in gedrängter, aber natürlich fließender, an alte Muster erinnernder, aber niemals affectirter, reiner und markiger Sprache.“ (Reumont, G. Capponi, S. 434.) Hat man dem Verfasser nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß es seinem Werke, wenigstens was die ältesten Zeiten anlangt, an kritischer Sichtung der Quellen mangele, hat er sich nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit und ohne genügende Begründung gegen den während der Abfassung seines Buches durch deutsche Gelehrte geführten Nachweis der Unechtheit der Chroniken Malespinis und Dino Compagnis ablehnend verhalten, so trägt das Werk doch, dem Geiste seines Autors entsprechend, in dem die Geschichte der heißgeliebten Heimat Fleisch und Blut gewonnen hat, und in einer Weise, wie sie bei einem Nichtflorentiner undenkbar wäre, aus dem tiefsten Innern wie ein organisches Wesen wieder geboren ist, einen monumentalen Charakter. Das aere perennius bleibt ihm gesichert, so viele Einzelheiten auch noch fernerhin eine eindringende Kritik als irrig erweisen, so verdienstvolle Schriftsteller auch nach ihm, wie schon jetzt der Franzose F. T. Perrens in seinem großen Werke, denselben Gegenstand behandeln mögen.

In Florenz erregte das Buch eine wahre Begeisterung, wie sie derartigen literarischen Erzeugnissen in Italien nicht häufig zu theil wird, und, was noch seltner ist, es wurde nicht nur gepriesen, sondern auch gekauft und gelesen, so daß bald eine zweite Volksausgabe nothwendig wurde.

Gino Capponi stand jetzt im 84. Lebensjahre; es war leer um ihn geworden, auch Tommaseo und Manzoni waren gestorben, der letzte seiner Jugendfreunde, der berühmte Arzt Maurizio Bufalini, ins Grab gesunken. Eine Reihe altberühmter Patricierfamilien: die Acciajuoli, Alamanni, Alberti, Albizzi, Aldobrandini, Buondelmonte, Riccardi, Rinuccini, Soderini und Tempi waren

*) Eine vortreffliche Uebersetzung des Werkes von Hans Dütschke ist 1876 im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig erschienen. D. Red.

zu seinen Lebzeiten durch den Tod ihrer letzten Sprossen aus dem goldnen Buche der Arnoſtadt ausgelöſcht. Er ſelbſt, wenn auch in den letzten Jahren öfters körperlich leidend, war noch immer ungeſchwächten Geiſtes, noch kurz vor ſeinem Tode mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt. Nichts ließ das nahe Ende ahnen, das nach kaum dreitägiger Krankheit am 3. Februar 1876 infolge eines Lungenſchlages eintrat. Das Räderwerk der Maſchine war abgenutzt, wenn auch die edelſten Organe, die der geiſtigen Thätigkeit, noch friſch und intact erſchienen.

Ganz Florenz eilte herbei, die hochverehrten Züge des Mannes nochmals zu ſchauen, deſſen ehrwürdige Geſtalt, von den Eltern den Kindern, von den Führern den fremden Beſuchern gezeigt, ſeit Jahrzehnten zu den typiſchen Erſcheinungen der Arnoſtadt gehörte. In der alten Kirche von Santa Croce, dem Mauſoleum von Florenz, veranſtalteten die Gemeindebehörden dem Geſchiedenen eine großartige Todtenfeier. Sein Leichenzug glich dem eines Fürſten. Seine körperliche Hülle wurde dem Wunſche des Verſtorbnen gemäß nach der Familienvilla von Marignolle auf einem jener freundlichen olivenbekleideten Hügel im Süden der Stadt gebracht, wo er an der Seite der Gattin ſeiner Jugend ruht. Eine Grabſchrift, von ſeinem Freunde und Biographen Marco Tabarrini verfaßt, zeichnet in einfach würdiger Sprache ſein Weſen und verkündet ſeine Verdienſte.

Gino Capponi war eine durchaus ideal angelegte Natur, ſtets bedacht, die edelſten Zwecke durch die reinſten Mittel zu erreichen, von unerſchütterlicher Redlichkeit, ohne allen perſönlichen Ehrgeiz. „Sein Geiſt," ſagt Ugo Foſcolo, der ihn im Jahre 1818 kennen lernte, „iſt hochſtrebend, kraftvoll, unabhängig, aber zugleich weich und maßvoll; er iſt ein Denker und von ſo naturwüchſiger Originalität, daß er in wenigen Jahren die Feſſeln einer falſchen Erziehung und die einfältigen Vorurtheile unwiſſender Prieſter und müßiger Edelleute von ſelbſt zerbrochen hat." *) Der moraliſche Werth eines Menſchen oder einer Handlung allein beſtimmte ſein oft allzu raſches Urtheil. Er hatte ein klares Bewußtſein der Mängel ſeiner Zeit und der vaterländiſchen Zuſtände, ein faſt allzu reizbares Gefühl für die des eignen Weſens. Er war ſich bewußt, daß es ihm an Energie und raſcher Entſchloſſenheit, an der rechten Harmonie von Denken und Thun, von Wollen und Vollbringen, von Idee und Wirklichkeit fehle. Es ſteckte etwas von einer Hamletsnatur in ihm: der friſchen Farbe der Entſchließung ward ſtets des Gedankens Bläſſe angekränkelt. „Ich würde mich," ſagte Giuſti, „mit Gino nach geſchehener That beſprechen, vorher nicht,

*) So wenig muſtergiltig Cappouis moraliſche und intellectuelle Erziehung war, ſo erſcheint doch Foſcolos Urtheil über ſeine Lehrer einſeitig und übertrieben.

am wenigsten, wenn es, wie das bei Staatsmännern häufig der Fall ist, auf rasches Handeln ankäme, selbst nicht auf Kosten eines Irrthums." Dies Bewußtsein hat sein ganzes Leben hindurch an ihm genagt: In einer Grabschrift, die er sich selbst bestimmt hatte, sagte er, er habe nutzlos und unglücklich gelebt und Reumont urtheilt wohl mit Recht, daß auch ohne die schwere Prüfung einer mehr als dreißigjährigen Blindheit, sein Dasein kein wahrhaft glückliches gewesen sein würde.

Für sich selbst einfach und sparsam, jeder überflüssigen Ausgabe abgeneigt, entfaltete er für gemeinnützige Zwecke eine wahrhaft großartige Liberalität und war, voll edelster Menschenliebe, stets bereit, wie Verfolgte und Gefährdete zu retten, so Arme und Nothleidende zu unterstützen. Echte Humanität und tiefe Religiosität verschmolzen in seinem Wesen. „Er war Katholik im wahren Sinne," sagt Reumont, „mit weitem Herzen, warmem Gefühl, hochsinnig zugleich und demüthig fromm, ohne Unduldsamkeit, ohne Kleinlichkeit, ohne Frömmelei, entschieden für seine Kirche eintretend mit dem festen Glauben an ihre Zukunft, wie er ihre göttliche Pflanzung öffentlich bezeugte." (a. a. O. S. 404 f.) Das sient cadaver war freilich nicht seine Sache; er bewahrte sich auch der Kirche und ihren Lehren gegenüber die freie Unabhängigkeit des Urtheils. An den Bestrebungen der Lamennaisschen Schule, welche die Kirche von der Staatsgewalt unabhängig machen, zugleich aber auf eine demokratische Basis stellen wollte, nahm er lebhaften Antheil. Mit Lamennais selbst stand er wie mit Montalembert in persönlichem Verkehr, wenn auch schon seine italienisch-nationale Auffassung des Papstthums vielfache Abweichungen von dem Standpunkte beider Kirchenpolitiker bedingte. Dagegen stimmte er dem Cavourschen Wahlspruche von der freien Kirche im freien Staate aus vollem Herzen bei. Jedes Hinübergreifen der Kirche auf das weltliche Gebiet war ihm in tiefster Seele verhaßt. „Die Religion," sagte er, „darf nie angerufen werden, um eine sociale Frage oder ein politisches System oder ein materielles Interesse zu definiren — das haben Päpste gethan . . . . . Sie verkündet, sanctionirt, veredelt die großen leitenden Principien, deren praktische Anwendung Sache der Menschen ist." Aber ebenso verurtheilte er jeden Uebergriff des Staates auf das kirchliche Gebiet. Durchaus kein Freund mönchischer Faulheit, tadelte er doch die gewaltsame Aufhebung der Klöster als ein historisches Unrecht und zugleich als eine Verkennung der Natur und der Bedürfnisse des Volkes. Entschiedener Anhänger der obligatorischen Civilehe, wollte er doch auch die religiöse Seite des Verhältnisses durch eine nachfolgende in der Regel ebenfalls obligatorische kirchliche Trauung gewahrt wissen. Als der Culturkampf in Preußen begann, erkannte er sofort die Bedeutung des Wagnisses. „Der Reichskanzler," sagte er u. a., „ist ein

großer Mechaniker; in Bezug auf die geistigen Mächte verrechnet er sich und scheint keinen Begriff von der Natur des Gegenstandes zu haben, den er provocirt. Das unverjährte Recht der Kirche anerkennen, ist kein Canossa." (Remmont a. a. O., S. 410 f.) Wenn das katholische Volk festhalte — und daran sei nicht zu zweifeln — so sei das Nachgeben der Regierung nur eine Frage der Zeit. Mit Döllinger, den er sehr hochachtete, und den Altkatholiken war er in vieler Hinsicht theoretisch einverstanden, aber ihren Bruch mit der römischen Kirche billigte er nicht. Die Infallibilität ex cathedra erschien ihm auch als die natürliche Krönung des Gebäudes, so sehr er andrerseits deren ausdrückliche Definirung auf dem vaticanischen Concil mißbilligte. Der Italiener, so weit er nicht der philosophisch und politisch radicalen Partei angehört, erblickt das Papstthum in einem ganz andern Lichte als der Deutsche; mag er im nationalen Interesse noch so sehr Gegner seiner weltlichen Herrschaft sein, so betrachtet er es doch als ein nationales Institut, einen unveräußerlichen Edelstein in der Ehrenkrone der Italia und zugleich als eine altehrwürdige, mit dem ganzen Leben seines Volkes aufs innigste verwachsene Tradition, an der man nicht rütteln dürfe. Ja, viele hochstehende Italiener, persönlich durchaus ungläubig, schrecken doch vor jeder Verletzung der kirchlichen Privilegien wie vor einem Sacrilegium zurück. Es tritt uns hier eine ähnliche Erscheinung gegenüber wie bei den Engländern der höhern Stände. Mit der Kirche auf gutem Fuße zu leben, ihre Gottesdienste zu besuchen, ihre Ceremonien mitzumachen, gehört dort zur respectability. Bei Gino Capponi freilich war es mehr; seine Religiosität, jeder äußerlichen Schaustellung abgewandt, ruhte auf tiefinnerlicher Ueberzeugung.

Als Achtzigjähriger beklagte Capponi, daß man in seiner Jugend in Italien nicht gelebt, daß es für einen denkenden und selbständigen Menschen kein Feld der öffentlichen Thätigkeit gegeben habe. Gewiß ist, daß, wenn die großartige politische Bewegung der spätern Jahre in seine Jugendzeit gefallen wäre, er thätigen Antheil daran genommen hätte. Dennoch ist es mehr als zweifelhaft, ob er auch dann eine leitende, hervorragende Rolle gespielt, schaffend und gestaltend auf den Gang der Dinge eingewirkt haben würde. Gino Capponi war kein praktischer Politiker; er hat nie, selbst nicht während seines kurzen Ministeriums, einen nennenswerthen directen Einfluß auf den Gang der Dinge in seinem Vaterlande geübt. Er war auch kein Liberaler nach der gewöhnlichen Schultheorie. Er gehörte der religiös-nationalen Schule an, deren poetischer Vertreter Manzoni, deren Kritiker Tommaseo, deren Philosophen Rosmini und Gioberti, deren Historiker Troja, Balbo und er selbst waren. Ein begeisterter Patriot, lag ihm das Wohl seines Heimatlandes vor allem am Herzen; aber er erkannte dasselbe keineswegs wie die meisten seiner Landsleute vor allem oder allein in der Freiheit. Bei

alledem stand er nicht nur in dem Rufe eines großen Liberalen; er wurde von seinen Mitbürgern in- und außerhalb der Mauern von Florenz als Prototyp eines liberalen Patrioten verehrt. „In Wahrheit," sagt er selbst, „war es ein einigermaßen usurpirter Ruf; nicht als wären Natur und Neigung nicht bei mir in diesem Sinne gewesen, sondern weil ich gar nichts gethan hatte, und zwischen mir und den Liberalen das Verständniß schwer war. Ich war eine Art Liberaler in partibus." Aber jener Ruf gründete sich hauptsächlich auf seine unbestechliche Ueberzeugungstreue, die makellose Reinheit seines Patriotismus, die Selbständigkeit seines Charakters, seine furchtlose Offenheit nach oben wie nach unten und seine echt liberale Gesinnung, da er „mehr als zu befehlen, selbst frei zu sein und andre frei zu lassen wünschte." Er war aber auch ein echter Conservativer, insofern er ein entschiedener Feind jeder Ueberstürzung, jeder gewaltsamen unhistorischen Neuerung und ebensowohl ein Gegner jenes vulgären Straßenliberalismus, der sich in Italien durch das Geschrei abbasso! kund zu geben pflegt, wie alles im Dunkeln schleichenden Sectenwesens war.

Toscaner mit Leib und Seele, voller Stolz auf seine engere Heimat, ihre große Geschichte und die Vorzüge ihrer Bewohner, so sehr er deren Genußsucht, Redseligkeit und schlaffe Thatlosigkeit in der Gegenwart beklagen mochte, hat er die Bedürfnisse des weitern Vaterlands öfters wohl etwas zu sehr aus diesem beschränkten Gesichtspunkte heraus beurtheilt. Für Piemont, seine Staatsmänner und die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner wie seiner Institutionen empfand er hohe Achtung, aber wenig Sympathie; die auch von ihm gebilligte naturgemäße Hegemonie derselben in dem neuen Einheitsstaate erschien ihm zuweilen fast im Lichte eines nothwendigen Uebels.

War Gino Capponi nicht zu einem großen Staatsmann angelegt, wie Cavour, oder zu einem Organisator wie Stein, mit dem ihn Gervinus nicht allzuglücklich vergleicht, war er somit nicht dazu angethan, eine politische Führerrolle zu spielen, um so weniger, als bei dem Beginne der großen Bewegung in Italien seine Erblindung längst eine vollendete Thatsache war, so hätte man dagegen bei seinem scharfen und klaren Urtheil, seinem feinen und gewandten Geiste, seinem außerordentlichen Gedächtnisse, dem Reichthum, der Tiefe und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seiner meisterhaften Beherrschung der Sprache auf dem literarischen Felde größeres von ihm erwarten sollen, als er geleistet hat. Aber auch hier tritt uns jener Mangel seines Wesens, jener Gegensatz zwischen Gedanke und That, zwischen Conception und Ausführung der Idee entgegen; auch hier war es ihm nicht gegeben, seine ganze, volle Kraft mit freudiger Schaffenslust und sicherm Vertrauen auf Erfolg einzusetzen und so Werke zu schaffen, in denen seine seltne Begabung zu voller und glänzender

Erscheinung gekommen wäre. Außer jenem einzigen größern Werke seines spätern Alters besitzen wir von ihm nur eine lange Reihe kleinerer Schriften historischen, archäologischen, biographischen, kritischen, nationalökonomischen Inhalts, das Fragment über Erziehung, Vorreden und Bemerkungen zu von ihm herausgegebnen Werken andrer, wie der berühmten Geschichte des Königreichs Neapel seines Freundes Colletta.*) Er war einer der eifrigsten und bedeutendsten Mitarbeiter an dem von Vieusseux 1842 gegründeten Archivio storico italiano, eines den Pertzschen Monumenta Germaniae analogen Unternehmens, wirkte durch Beispiel wie durch Unterstützung und Berathung jüngerer Freunde seit 1862 als Vorsitzender der toscanischen historischen Commission, welche die Fortsetzung des Archivio übernahm, und betheiligte sich auch bei einem neuen Unternehmen, den Documenti di storia italiana. Ueberall wirkte er befruchtend, anregend und fördernd auf jüngere Kräfte, aus seinen eignen Beiträgen tritt uns überall der gewissenhafte Forscher, weht uns der Hauch des originellen Selbstdenkers entgegen; überall tritt jene ideale Auffassung hervor, die, den Genius niemals von dem ethischen Principe trennend, die materialistische Richtung in Wissenschaft und Leben mit aller Kraft seines Geistes und der Begeistrung tiefinnerlichster Ueberzeugung bekämpft.

Was ihn aber nicht zum Manne großer Thaten auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens werden ließ, was bewirkte, daß auch seine Schriftwerke seiner geistigen Größe nicht adäquat erschienen: sein starkes und weiches Gefühl, seine Besorgniß, andern wehe zu thun, seine Furcht, die Wahrheit und Gerechtigkeit einerseits wie die Milde und Humanität andrerseits auch nur im geringsten zu verletzen — gerade das machte ihn, in Verbindung mit seiner treuen Liebe für die Seinen, für die seiner Obhut anvertrauten, für seine Diener und Untergebenen, die er mit Recht mit dem im florentinischen Patriciat gebräuchlichen Namen: „meine Familie“ nennen durfte, für seine Mitbürger in Stadt und Land, für die Menschheit, mit seiner gewinnenden Freundlichkeit, den verbindlichen Formen, der Gewandtheit im Umgang auch mit der Jugend, zum Abgott aller derer, die ihn kannten, ja der ganzen Stadt. „Sein gastfreundliches Haus,“ sagt Tabarrini, „war ein Ort beständiger Belehrung für die Jungen, ein freundlicher Zufluchtsort für die Alten, eine Schule für alle.“ Seine unentwegte Ueberzeugungstreue, seine selbstlose opferbereite Vaterlandsliebe, sein edler, hochherziger Bürgersinn leuchteten auch ohne den der Reinheit der Gesinnung nicht immer förderlichen Glanz weltbewegender Thaten so weit hinaus über die Mauern seiner Stadt, ja über die Grenzen seines Landes, daß zur hohen Freude des Empfängers und zum

*) Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825 dal generale Pietro Colletta, con una notizia intorno alle vita dell' autore scritta da Gino Cappino. (2 Thle., Florenz, 1849.)

lauten Jubel seiner Mitbürger der erste deutsche Kaiser von seiner Hauptstadt aus dem seinen 80. Geburtstag feiernden ein herzliches Glückwunschtelegramm mit ehrenvoller Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Vaterland übersandte. Florenz ehrte in ihm wenn auch nicht, wie Reumont sagt, seinen letzten großen Bürger, so doch den edelsten Repräsentanten seines alten Patricierthums „und zugleich den vornehmsten Träger von Ideen, welche den politischen Fortschritt im Bunde mit Glauben und Sitte anstrebten. Das Bewußtsein der Mängel seiner Zeit war in ihm lebendiger gewesen als das Erkennen ihrer Vorzüge; aber das Gute und Edle derselben und der mit ihm heimgegangenen Generation war in ihm gleichsam verkörpert erschienen: ein Edelmann wie wenige in Person und Haltung, in Gesinnung und Ausdruck, Gott und dem Vaterlande treu, mit warmem Herzen, offner Hand, freier Stirn, furchtlosem Worte."

Der Parlamentarismus in England.

2.

Whig soll ursprünglich," — so beginnt Bucher sein Capitel über die englischen Parteien — „einen zum Aufruhr geneigten Conventikler in Schottland, Tory einen zum Papismus geneigten Pferdedieb in England bedeutet haben." Später bezeichneten die Namen zwei Parteien, in deren Gegensatz nur das Eine feststeht, daß sie darüber einig sind, die Gewalt müsse successive unter sie getheilt sein. Abgesehen von der Frage, die gerade an der Tagesordnung ist, und von den Farben, welche beide Parteien bei Wahlaufzügen zeigen (die Tories tragen dann gelbe, die Whigs blaue Abzeichen), ist der Unterschied zwischen ihnen schwer zu bestimmen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sagte man: die Tories glauben an das göttliche Recht der Fürsten, die Whigs an das göttliche Recht der Edelleute. Später war der Wahlspruch der Whigs: Men, not measures. Seit fünfzig Jahren ist oft bemerkt worden, die Whigs würden liberal, um die verlorne Gewalt wiederzuerlangen, die Tories, um die erlangte Gewalt zu behaupten. Gegenwärtig kann man ungefähr sagen, daß ein Whig von Earl Granvilles oder Earl Northbrooks Urgroßmutter abstammt, und daß ein Tory hinter Lord Beaconsfield sitzt.

„Diese Verflachung des Gegensatzes erklärt sich zum großen Theile daraus, daß seine letzte Verwandlung der Kampf um die Kornzölle war.... Die Abschaffung derselben erschien anfangs als eine Frage zwischen Ackerbau und Industrie. Wenn sie nicht zu einem zerstörenden Klassenkampfe wurde, so ist das hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß in England nicht ein Geburtsstand einen vorzüglichen Anspruch auf den Grundbesitz macht, und daß noch weniger ein solcher Anspruch durch die Gesetzgebung befestigt ist. Wäre nicht ein so großer Theil der Güter in den Händen von Personen oder Familien, welche das Vermögen zum Ankaufe derselben durch industrielle Thätigkeit erworben haben, so würde die wissenschaftliche Erkenntniß von der Harmonie der wirthschaftlichen Interessen sowenig als das Bedürfniß der Industrie, billiger zu fabriciren, so leicht bei einer Majorität der regierenden Klassen Gehör gefunden haben. Die Frage: ob Kornzölle oder nicht, durchkreuzte die andern Gegensätze und ließ sie verwischt zurück."

Sehr viel zu der Trübung der Gegensätze und zu dem chaotischen Zustande der Parteien hat ferner beigetragen, daß die Tories sich nach 1830 Conservative nannten, worauf die Whigs als Liberale betrachtet wurden. (Vgl. Endymion I, S. 209.) Conservativ und liberal sind inhaltlose, unklare Begriffe, bei denen man Worten nachrennt und der Dinge vergißt. „Die Einführung jener beiden Ausdrücke in alle europäischen Sprachen, ihre Anwendung auf Zustände und Richtungen, die unter einer oberflächlichen Aehnlichkeit die tiefsten Verschiedenheiten verbergen, hat die Verwirrung vollständig gemacht.... So lange das Parlament aus Mandataren bestand, so lange es sich nur mit Gegenständen beschäftigte, die über das Interesse der kleinern Gruppen hinausgingen, und so lange seine Hauptthätigkeit darin bestand, im concreten Falle das Recht zu finden, konnte eine solche Parteischeidung nicht aufkommen. Die alten Parlamente faßten ihre Beschlüsse mit Stimmeneinheit, und wo es sich um Bewilligung von Steuern handelte, waren die Bezirke nicht verpflichtet, deren Vertreter nicht zugestimmt hatten.... Auch die Kämpfe zwischen der Hofpartei, die in der Regel die Partei der Willkür war, und ihren Gegnern, und zwischen den Anhängern der verschiedenen Fürstenhäuser, die erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erloschen, hatten gar keine Aehnlichkeit mit dem modernen Parteigegensatze. Sie waren persönlicher Natur. Die siegende Partei bediente sich der gesetzgebenden oder richterlichen Gewalt, um sich an den Personen der Gegner zu rächen. Die Gegensätze kamen aus dem Volke ins Parlament, das in der Regel nur die Consequenzen davon zog, wie die Sache draußen auf dem Schlachtfelde entschieden worden."

Die festländischen Parteien beruhen auf dem Streite über die beste Staats-

form. Wenn auch Interessen mitwirken, so ist doch auf allen Seiten Ernst der Ueberzeugung zu bemerken. Diese Parteien kommen aus den Versammlungen der Abgeordneten ins Volk, schleifen sich dort wenigstens scharf. Zwischen feindlichen Principien ist keine Verständigung möglich. Die Debatte hat selten Einfluß auf das schließliche Ergebniß, und „das Subtractionsexempel, welches angeblich den Willen des Volks ausdrückt, wäre vorher auszurechnen." Zu solcher Schärfe hat sich der Gegensatz zwischen liberal und conservativ in England nicht entwickelt. Bis in die neueste Zeit wußten bestimmte Familien, daß die Regierung successive zwischen ihnen getheilt war. Sie bedurften der Trennung in zwei Parteien und richteten sich dieselbe comfortabel ein. Ein „Einpeitscher" führt die Liste der Parteimitglieder, bewacht den Gang der Debatte, treibt jene ins Haus, wirbt unter den Wilden, vertheilt und verspricht Aemter zur Belohnung für gutes Verhalten. „Seine Peitsche thut, was auf dem Festlande das Princip wirkt, hält die Partei zusammen und bringt die Mitglieder zu der Selbstverleugnung, dem Führer, von dem sie die Parole erhalten, durch dick und dünn zu folgen." Ein schönes Beispiel davon findet sich bei Bucher S. 119.

Die erste Partei, die neben den Whigs und Tories auftrat, waren die Radicalen. Der Ausdruck soll 1798 zuerst von Pitt gebraucht worden sein, und zwar meinte er damit die Opposition, die eine radicale Reform des Parlaments verlangte, und unter der sich Peers und Herzöge befanden. Später verstand man unter radical etwas anderes. Die aristokratischen Enthusiasten kühlten sich ab, die Whigs wollten aus der Bewegung wie gewöhnlich ein Geschäftchen machen: die Mittelklassen und die Massen erwarteten von der parlamentarischen Opposition so wenig wie von radicaler Veränderung der Staatsform Abhilfe ihrer Beschwerden. 1807 brachten die Wahlen eine Anzahl von Männern ins Parlament, die sich von den Whigs wie von den Tories fernhielten, aber Verbesserungen mit den Mitteln der Verfassung wollten. Aus den Verbesserungen wurde nicht viel, aber die neue Partei blieb bestehen. Das Unterhaus sah auch ferner neben den alten Parteien eine dritte, die „Unabhängigen" oder die „Radicalen." Die Whigs und die Tories betrachteten die englische Verfassung als eine Reihe von Compromissen. Die, welche sich in der neuen Partei zusammenfanden, waren eine bunte Gesellschaft von Leuten, von welchen jeder ein Princip oder Steckenpferd hatte, das ihn am Eingehen von Compromissen hinderte. Ein Radicaler war der Major Cartwright, der allgemeines Stimmrecht nach Vernunft, Bibel und dem alten gemeinen Rechte wollte, und dessen Epigonen die Chartisten waren. Andere Richtungen, die ihr Contingent zu den Radicalen lieferten, sind durch Bentham und Ricardo bezeichnet. Bentham, der Philosoph des Nutzens, bekämpfte das historische Recht, das Recht, wie es der Juristen-

ſtand verſteht und fortbildet, nicht ohne Erfolg. Beſonders gute Dienſte leiſtete ſeine Beurtheilungsweiſe in Betreff des Strafrechts. Dagegen war es eine willkürliche Vorausſetzung, wenn er meinte, daß eine aus allgemeinem Stimmrecht in verdeckter Stimmgebung hervorgegangne Vertretung das rechte Organ ſei, um das „Nützlichſte“ zu finden. „Ricardo (beiläufig ein Jude) iſt der Hegel der Nationalökonomie. Alle Dinge, auch die Menſchen ſind ihm ein Schatten des Geldes. Mit ſeinen Abſtractionen algebraiſch rechnend, verläßt er ſich darauf, daß die Schatten, die benannten Zahlen, von ſelbſt folgen müſſen. . . . Cobden und Genoſſen verhökern Ricardoſche Gedanken und haben vor ihm nur das voraus, daß ſie nicht ſeine Kühnheit des Denkens haben und darüber inconſequent werden.“

Die Peeliten ſind ein Miſchungsproduct aus Bentham und Ricardo. Peel, der Sohn eines Baumwollenlords, war als Tory erzogen, kannte indeß von den Traditionen ſeiner Partei wenig mehr als die Vorurtheile. Er lernte fortwährend, aber planlos und ſtückweiſe. Hat er ein feſtes Ziel gehabt, ſo beſtand es in Vermehrung der Geldmacht, und doch widerſetzte er ſich der Reformbill. So lange er lebte, prägte ſich die Richtung nicht aus, die man nach ihm benannte. Er ſelbſt und ſeine Anhänger galten als Tories, die in der Frage der Kornzölle von der Partei abgefallen waren. Nach ſeinem Tode nahm das Programm ſeiner „Clique — Partei konnte man ſie nicht nennen —“ feſtere Geſtalt an. Dieſelbe war einſeitig freihändleriſch. Sie faßte auch die politiſchen Rechte und Pflichten vom Standpunkte der Arbeitstheilung auf, und das Regieren und Geſetzgeben war ihr ein Handelsgeſchäft. Nach außen ſind die Peeliten warme Verehrer jedes Despotismus, im Innern Opportuniſten, Leute des im gegebnen Falle zweckmäßigen, echte Schüler Benthams. Sie ſind großentheils in Oxford erzogen, wie Gladſtone, ihr Führer nach Peels Tode. Ihre Beredſamkeit iſt ſpitzfindig und kalt, ihr Genie Routine, Kenntniß der Formen und Beleſenheit in den Acten. Die „außerordentliche adminiſtrative Befähigung,“ deren ſie ſich rühmen, haben ſie der franzöſiſchen Präfectenwirthſchaft abgeſehen. Die meiſten gehören der puſeyitiſchen Richtung an, die uns Beaconsfield in ſeinem „Endymion“ durch die Figur Nigel Penruddocks und der Ariſtokraten, die ſeine Predigten beſuchen, vortrefflich charakteriſirt hat. Da in Oxford die Moral zur Theologie gehört, ſo befleißigen ſich dieſe gottesgelahrten Politiker außerordentlicher politiſcher Sittenreinheit, wenigſtens in ihren Reden. „Mr. Gladſtone ſpricht immer mit dem Bewußtſein eines Heiligenſcheins, auch wenn er die Ernennung eines Corruptionsagenten zum Oberrichter in Melbourne, eines durch die Rennbahn und das Börſenſpiel ruinirten jungen Herrn zum Gouverneur von Auſtralien und eines Wechſelfälſchers zum Oberſteuereinnehmer vertheidigt . . . So lange und ſo oft dieſe Clique eine Stimme im

Rathe von England hat, haben die Völker des Festlands sich bittrer Feindschaft zu versehen, und der theologische Haß, der einen ihrer Redner (vgl. die von Bucher S. 133 citirte Philippica der Times gegen Gladstone) in Augenblicken einen raubthierähnlichen Ausdruck verleiht, ruht auf keinem Volke stetiger und unversöhnlicher als auf dem deutschen." Man wolle sich das gefälligst merken.

Ein letztes neues Element im Unterhause bilden die Irländer, über die wir unsre Schrift S. 134 ff. nachzulesen bitten, womit man Beaconsfields Roman S. 68, 72 und 84 vergleichen wolle. Bekannt ist, daß die Radicalen in den letzten Jahren in England so große Fortschritte gemacht haben, daß Gladstone zum Theil darauf hin (zum Theil aber wohl auch wegen einer gewissen Geistesverwandtschaft mit ihnen) sich bewogen fand, ihnen in Bright, Chamberlain und Dilke Stellen in seinem Ministerium einzuräumen.

Nur zwischen zwei Parteien, wie die Tories und Whigs früher waren, ist das möglich, was man parlamentarische Regierung nennt. Zwischen den Parteien des Festlandes ist es nicht möglich. Hier besteht der Parlamentarismus in einem Kreislauf von Revolutionen. „Die großen Völker des Festlandes können durch einen Regierungsmechanismus ihrer Selbstbestimmung beraubt werden; sie mögen in dem Zustande der Gebundenheit der Kräfte fremden Eroberern zur Beute werden und ihre Namen ausgestrichen sehn. Aber keine zwei Cliquen von gestern werden hier von oben oder von unten die Gewalt geschenkt bekommen, um sich behaglich darin zu schaukeln und hin und wieder auch von andern Interessen als ihren eignen Notiz zu nehmen. Welches auch die Entwicklung sein möge, sie kann den Weg nicht nachholen, den die englische seit anderthalb Jahrhunderten zurückgelegt hat. Sie kann nicht zu dem Punkte springen, auf dem die englische heute steht. Und gut, daß es so ist. Die Aristokratie hat sich (wie oben gezeigt worden) nicht bloß von der Willkür der Krone, sondern auch von der Herrschaft des Gesetzes frei gemacht, in Kleinigkeiten nicht, aber in großen Dingen .... Sie hat die Ministerverantwortlichkeit abgeschafft. „Die Ministeranklage hat England groß gemacht," sagte Burke. „Die Zeiten der Ministeranklage sind vorüber," rief Peel aus. Ein Tadelsvotum ersetzt den Proceß, temporäre Entfernung aus dem Amte ist die Strafe. Ein Tadelsvotum hängt davon ab, ob sich eine Majorität dafür findet, die Majorität davon, ob die Opposition sich im Stande fühlt ein neues Cabinet zu bilden, und die Bildung eines Cabinets ist, wenigstens jetzt, bei der Zerbröcklung der Parteien, das Werk von Intriguen, „der großen Verrätherei, die das Gewissen Englands empört und die Ruhe Englands wieder herstellt."

Der passendste Ausdruck für die Thätigkeit der heutigen englischen Staatsgewalten möchte Gesetzfabrikation sein. Die Erscheinung, daß jährlich eine zu große Quantität gesetzgeberischer Waare geliefert wird, kommt bei allen europäischen Völkern vor, nur die Art und Weise der Production ist in England verschieden von der festländischen. Auch in alten Zeiten waren die Besitzverhältnisse complicirt, der Handel ausgedehnt, und doch hatte man nicht so viele Gesetze und keine so starke jährliche Vermehrung derselben. Der Unterschied zwischen damals und jetzt war aber nicht bloß ein quantitiver; „unsre Gesetze sind nicht allein zahlreicher, sondern auch in ihrem Wesen verschieden. Der alte Gesetzgeber zeichnete die Regel auf, nach der die Dinge gegangen waren, der neue schreibt die Regel auf, nach der sie gehen sollen. Jener hat die Erfahrung hinter, dieser hat sie vor sich. Die Gesetzgeberei ist Experimentiren, nur mit dem Unterschiede von der Experimentalphysik, daß man Versuche an einem Organismus wie das Volk selten so im kleinen und nie so außer Verbindung mit andern Erscheinungen machen kann."

Wer die Gesetzfabrikation bei uns für schädlich hält und Abhilfe wünscht, der kann nicht auf das englische Parlament verweisen; denn dieses hat den Unfug eingeführt und entwickelt. Ueber seine Leistungen liegen statistische Daten vor (vgl. die Tabelle auf S. 150 unsrer Schrift). Unter Heinrich III. (1225 bis 1272) wurden 15, unter der Königin Victoria allein in den Jahren 1837 bis 1853 nicht weniger als 5334 Parlamentsacte fertig. In der Session von 1854 ist, wie Bucher zeigt, das doppelte der gewöhnlichen Zeit auf das einzelne Gesetz verwendet worden, und dabei hat diese Session nur wenige bemerkenswerthe Gesetze geschaffen, und dieselben erwiesen sich meist unbrauchbar. Die Arbeitsfähigkeit hat eben eine Grenze, und die Ansprüche an sie wachsen reißend schnell. „Wenn ein Gesetz im Durchschnitt in zwei bis vier Stunden die sieben Stadien der Berathung durchlaufen muß, wenn einzelne die zehn- und hundertfache Zeit in Anspruch nehmen, Interpellationen nicht selten die Hälfte des Abends kosten und Resolutionen in der Regel die langwierigsten Debatten veranlassen, so kann die gründliche Erörterung, die theoretisch ein Vorzug der englischen Staatsform sein soll, offenbar nur sehr wenigen Gesetzen zu Theil werden" — selbst angenommen, daß niemand Gelegenheit nimmt, Gesetzentwürfe durch Ueberrumplung des Hauses durchzuschmuggeln, was für erlaubt, ja für rühmenswerth gilt (Beispiele S. 154). Ein gewöhnliches Manöver ist es in England, eine Bill, gegen die Widerstand befürchtet wird, unter einem nichtssagenden oder einem falschen Titel zu maskiren, und wenn man sich früher darüber entrüstet, lacht man jetzt darüber. „Jedes Jahr kommen Statute in die Gesetzsammlung, deren Motive und deren Tragweite leicht nicht einem Dutzend

Mitglieder bekannt sind und erst nach Jahren offenbar werden." (Beispiele S. 155 ff.)

Die nächste Folge der gesetzgeberischen Ueberproduction ist, daß der Bürger das in viele Tausende von Statuten verstreute Recht nicht mehr kennt. Derselbe ist in England mehr wie anderwärts auf den Advocatenstand angewiesen, der dadurch zu einer großen Macht im Staate geworden ist. „Der Staat hat diese Macht noch nicht unterjocht. Daß sie unabhängig, ist ein Vorzug gegen festländische Zustände, daß sie existirt, ein Hinderniß der organischen Rechtsentwicklung. Juristen sind die schlechtesten Gesetzgeber .... Die Entwicklung des Rechts unter ihren Händen ist im günstigsten Fall eine korallenartige. Der Bürger verliert die Fähigkeit, aus einzelnen großen Principien für alle Mannichfaltigkeit der Verhältnisse die Regel des Verhaltens abzuleiten. Er bedarf einer kleinlichen Gesetzgebung, und je mehr er befriedigt wird, desto mehr steigert sich das Bedürfniß .... Sodann aber kommt mit dieser Unsicherheit in selbständiger Anwendung einfacher Principien von selbst die Gleichgiltigkeit gegen ihre Verletzung. Das Gefühl wird stumpf, und wer noch vor fünfzig Jahren einen Sturm der Entrüstung erregt hätte, liefert heute kaum eines Tages Geschwätz."

Wer leitet in England die auswärtige Politik? Bucher antwortet: das Parlament offenbar nicht; es kann sie aus formellen und materiellen Gründen nicht bestimmen. Er sagt: „Seit der Befestigung der parlamentarischen Regierung ist der Geschäftsgang so: der Minister des Auswärtigen knüpft im tiefsten Geheimnisse Verhandlungen an, ertheilt Instructionen an Gesandte und Admirale, zeichnet Punctationen. Nach einiger Zeit wird vom Auslande her etwas ruchbar, jemand verlangt Auskunft, interpellirt. Der Minister enthält die Auskunft vor.... Der eine verweigert rundweg die Antwort ‚aus hohem Pflichtgefühl', ‚im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit', ‚im Interesse des Dienstes'. Die Sache schwebt, der diplomatische Hexenkessel ist im Flusse, das Gold ist beinahe fertig; ein vorzeitiges Wort, ein profaner Blick, und alles wäre verdorben, der Stein der Weisen würde zu Kohle. Das hohe Haus bebt in abergläubischem Schauder zurück und ergiebt sich in seine Unwissenheit." Palmerston erreichte denselben Zweck auf listigere Weise. Geschwind sprang er nach der Interpellation auf und erklärte sich ganz glücklich, ja dankbar für die, welche die Sache vor das Haus gebracht, dem alle Diener Ihrer Majestät verantwortlich seien, und dessen Weisheit die Geschicke Englands leite. Indem er sich dann „mit Vergnügen beeilte, die vollständigste Auskunft zu ertheilen," sagte er entweder eine factische Unrichtigkeit oder etwas Doppelsinniges oder eine Abgeschmacktheit oder eine Insolenz. Bucher belegt das (S. 194 ff.) mit verschiednen Beispielen, von denen hier folgendes genügen mag.

„Am Vorabend des Geburtstags der Königin 1850 verließ der französische Gesandte London. Darüber interpellirt, erklärte Lord Palmerston: ‚Es ist bekannt, daß der französische Gesandte gestern Abend nach Paris gegangen ist, um persönlich den Verkehr zwischen den beiden Regierungen über die griechische Angelegenheit zu vermitteln; aber ich bin überzeugt, daß diese Angelegenheit nicht zu einer Störung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern führen kann.‘ An demselben Tage machte der französische Kriegsminister Lahitte von der Tribüne der Nationalversammlung folgende Mittheilung: ‚Da die guten Dienste, welche wir angeboten hatten, fehlgeschlagen, so verlangte die Regierung von dem Londoner Cabinet Aufschlüsse. Da die Antwort nicht so ausfiel, wie wir zu erwarten berechtigt waren, so hat der Präsident die Abberufung des Gesandten befohlen.‘ Am folgenden Tage, als diese Erklärung in London bekannt geworden, fehlte Lord Palmerston im Unterhause.“

Trotz solcher Beantwortungen von Interpellationen fahren deutsche Politiker fort, zu glauben, daß die auswärtige Politik Englands vom Parlamente geleitet, daß ohne dessen Vorwissen und Zustimmung kein Vertrag geschlossen und kein Krieg erklärt wird, und sie werden verdrießlich, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß dies ein grober Irrthum ist. Sehr häufig hat Palmerston auf das Verlangen nach Vorlegung der betreffenden Papiere erklärt: „Wenn die Papiere sich auf eine schwebende Sache beziehen, so ist ihre Vorlegung gefährlich, wenn auf eine abgemachte, so wäre sie offenbar nutzlos.“ Machte man Mittheilungen in Gestalt von Blaubüchern, so waren sie harmlos. „Wenn diplomatische Verhandlungen vorkommen,“ sagte Palmerston am 1. März 1848, „von denen dem Parlament und dem Lande Kenntniß zu geben wünschenswerth ist, so ist die gewöhnliche und von mir stets befolgte Praxis die, daß dem Parlamente solche Theile der Verhandlungen vorgelegt werden, die ihm eine wahrheitsgetreue Kenntniß von den hauptsächlichsten und wichtigsten Umständen geben. Es ist aber nicht die Pflicht der Regierung, im Gegentheile, es würde eine Pflichtwidrigkeit sein, dem Parlamente Stücke der Correspondenz vorzulegen, die bloße Meinungen oder vertrauliche Mittheilungen des auswärtigen Ministers an unsere Geschäftsträger im Auslande enthalten, und deren Veröffentlichung dem Dienste nachtheilig sein und die Zwecke vereiteln würde, die Parlament und Regierung im Auge haben müssen.“ Neuerdings hat man unangenehme Interpellationen noch auf andere Weise beantwortet, nämlich durch Stillschweigen. Am 24. Januar d. J. fragt Sir G. Campbell den Minister, wie es zugehe, daß die „Times“ und mehrere große Provinzialblätter das Blaubuch über Afghanistan früher erhalten hätten als die Abgeordneten. The question met with no reply, sagt der stenographische Bericht. Mit dem Obigen ist jedoch der Proceß des Anfertigens von

Blaubüchern nicht vollständig charakterisirt. Nicht bloß die russische, auch die englische Regierung befolgt das System, mit ihren Agenten doppelte Depeschen zu wechseln, ostensible und reservirte, nur daß jene es gegen die fremden Staaten, diese es gegen das eigne Parlament benutzt. Aber es gehen mit jenen Actenstücken noch andere Dinge vor. Ein Beispiel dazu ist folgender Ausschnitt aus der Times: „Am 23. Juni 1842 versicherte Sir J. Hobhouse (Präsident des Aufsichtsrathes für Indien) und Lord Palmerston (damals Minister des Auswärtigen), daß Lord Auckland (der Generalgouverneur von Indien) die Ansichten von Sir Alexander Burnes (dem britischen Gesandten in Kabul) habe adoptiren müssen. Um dieses Vertheidigungssystem zu behaupten und die eigne Schuld auf das Gedächtniß eines Mannes abzuwälzen, der nicht mehr unter den Lebenden war, und von dem man damals noch nicht wußte, daß er Duplicate, ja sogar Triplicate seines ganzen amtlichen Briefwechsels hinterlassen hatte, legte man dem Parlament ein Blaubuch vor, in dem aus jedem Documente sorgfältig jede Zeile entfernt war, welche die in der That verantwortlichen Personen hätte impliciren können. Ja aus einem Briefe hatte man die ersten paar Zeilen weggestrichen, aber von dem Eingange gerade soviel stehen lassen, daß der Leser die Vorstellung erhielt, Burnes trage seine eignen Ansichten vor, während er in Wirklichkeit Gedanken, die Lord Auckland ausgesprochen, wiederholte, um darauf zu antworten. Als Lord Palmerston die Versicherung des Grafen Nesselrode empfing, daß Rußland nicht daran denke, sich in die Angelegenheiten Centralasiens zu mischen, hatte er die Instructionen in Händen, mit denen der russische Agent Vikowitsch nach Afghanistan gegangen war. Um ein gutes Einvernehmen mit dem Petersburger Hofe zu erhalten, verstand sich die englische Regierung dazu, den Widerspruch zu übersehen, und befestigte, Lüge um Lüge tauschend, das Band der Vereinigung dadurch, daß sie die Handlungen ihrer eignen Agenten desavouirte und deren Charakter anschwärzte."

Auch mit dem, was vorgelegt wird, weiß das Haus wenig anzufangen. Das Bewußtsein, daß die Berathung Senf nach der Mahlzeit ist, benimmt ihr allen Ernst. Was soll, nachdem der Vertrag geschlossen, die Schlacht geschlagen worden, noch eine Debatte, wenn sie nicht prüfen soll, ob Grund zur Anklage gegen den Minister vorhanden, und Debatten mit solchem Zwecke kommen nicht mehr vor, da, wie wir gesehen, Ministeranklagen nicht mehr Mode sind. Selbst Belehrung des Volkes wird nur sehr unvollständig erreicht; denn „nicht jedes Parlamentsmitglied hat Lust, tausend Folioseiten durchzulesen, die, wenn die Lectüre überhaupt etwas nützen soll, wie ein Codex rescriptus gelesen werden müssen, mit dem Bleistift und dem Mikroskop in der Hand, den gleichzeitigen Ereignissen vor Augen und der Geschichte der Vergangenheit im Kopfe." Selbst

in solchen Fällen, wo die Opposition einmal so unterrichtet ist, daß sie urtheilen kann, ist sie aus folgendem Grunde gewöhnlich außer Stande, eine wirksame Controle zu üben. Das Ministerium stellt die Cabinetsfrage, die Führer der Opposition sehen sich nicht in der Lage, ein neues Ministerium zu bilden, und das Resultat ist: sie sprechen gegen die fragliche Maßregel und — stimmen dafür. Ein Beispiel von vielen ist Gladstone, der 1856 eine gewaltige Rede gegen den Plan, in Amerika zu werben, abschoß und dann dafür stimmte, „weil die Gegenwart nicht bereit sei, ein Ministerium aufzustellen."

Es kann aber nicht anders sein, als es ist. Eine Versammlung von über fünfhundert Köpfen wie das englische Unterhaus kann in großen Zügen ihren Willen in Betreff der auswärtigen Politik ausdrücken, die Befolgung desselben aber nicht controliren; denn ein Cabinet, das eine Politik treibt wie das englische und wie jeder europäische Großstaat kann nicht von allen seinen Zielen und Mitteln Rechenschaft ablegen und noch weniger Beschlüsse über dieselben, während die Sache schwebt, einholen. Nur einzelne Mitglieder des Parlaments oder eine kleine Gruppe können sich activ mit auswärtiger Politik beschäftigen. Eine solche Gruppe waren zu der Zeit, wo Bucher schrieb, die Manchestermänner. Diese trieben auswärtige Politik und sehr wirksam, aber möglichst unter der Tischplatte, wie unsere Schrift S. 205 ff. an zwei Fällen darthut, von denen wir wenigstens den einen hier nacherzählen wollen.

„Nachdem die Versuche, welche England in den dreißiger Jahren mit Handelsverträgen gemacht,*) kein befriedigendes Ergebniß gebracht hatten, wurde in der Presse und von der Ministerbank die Lehre verkündet: wir machen unsern Tarif; wer mit uns handeln will, ist willkommen, wer nicht, bleibe weg. Aber die Kriegskunst ist veränderlich, auch in Manchester. Im August 1859 interpellirte jemand, der offenbar etwas läuten gehört, ob die Regierung wirklich die Absicht habe, einen Handelsvertrag mit Frankreich zu schließen. Die Antwort lautete der Wahrheit gemäß, nein. Im October aber ging Cobden, der vorher einen Besuch von Michel Chevalier erhalten, ganz leise nach Paris. Die Lage und Ziele des Kaisers, soweit sie sich von außen beurtheilen lassen, waren damals folgende: Er fürchtete wegen Nizza und Savoyen einen gemeinsamen Protest der Mächte, den Vorläufer einer Coalition. Es kam ihm vor allem darauf an, England still zu halten. Ein Mittel dazu war, den französischen Tarif zu Gunsten Englands etwas zu ermäßigen. Eine autonome Tarifver-

*) Beaconsfield läßt im „Endymion" (II, 57) Thornberry (Cobden) sagen: „Verderblicherer Unsinn als Handelsverträge ist nie von Menschen ausgeheckt worden. Indeß wird ihre kostbare Clausel von der meistbegünstigten Nation den ganzen Krempel zusammenstürzen lassen."

änderung hätte ein Gesetz erfordert, was nicht durch den gesetzgebenden Körper zu bringen war. Einen Handelsvertrag konnte er nach einer aus der Charte von 1814 übernommenen Bestimmung der Verfassung auf eigne Hand schließen und durch eine Ordonnanz in Kraft setzen. Ein Handelsvertrag in freihändlerischer Richtung sicherte zugleich seinem Freunde Palmerston, der sich mit der Anerkennung des Staatsstreichs sehr beeilt hatte, die vierzig und einige Stimmen, die Bright, vom Kaiser beauftragt, später für die Entwaffnung Englands zu werben suchte. Man verständigte sich in St. Cloud über folgendes: 1) Handelsvertrag, der im wesentlichen die englischen Zölle von französischen Lebensmitteln aufhebt und die französischen Zölle von gewissen englischen Fabrikaten herabsetzt; 2) England hält über Nizza und Savoyen den Mund. Die förmlichen Verhandlungen wurden von Rouher, Laroche, Lord Cowley und Cobden geführt und zwar so geheim, daß der Finanzminister Magne und der Generaldirector der Zölle nichts davon erfuhren. Madame Rouher und Madame Chevalier fungirten dabei als Protokollführer, Registratoren und Kanzlisten, jene für die Franzosen, diese für die Engländer. Public opinion erfuhr gar nichts. Der Vertrag wurde am 24. Januar 1860 unterzeichnet. Die zur Ausführung desselben erforderlichen Gesetze wurden im Parlamente nachher gleichzeitig mit der Frage Nizza-Savoyen berathen. Bei den heftigen Debatten über letztere schrie Bright: ‚Hole Savoyen der Teufel!'"

Die Unmöglichkeit, das Parlament sich in die Karten sehen zu lassen, liegt nicht bloß in dem häufig hervortretenden Gegensatze zwischen den Interessen der herrschenden Klassen und denen des Volks, sondern auch in den Vorstellungen der Engländer über ihr Verhältniß zu andern Völkern. Früher faßte man dieses Verhältniß wesentlich als Rechtsverhältniß auf, die Vertragstreue war die Grundlage des europäischen Friedens, Verträge zwischen Völkern wurden als heilig angesehen. Heute werden die internationalen Verhältnisse mit Bentham als Sache der Zweckmäßigkeit, der Meinung betrachtet. Man bricht Verträge nicht leicht, besonders, wenn sie mit einem Mächtigen abgeschlossen worden. „Aber was nicht durch specielle Verträge untersagt ist, das hält man für erlaubt. Die Achtung der Persönlichkeit ist unter den Staaten verschwunden. Niemand verurtheilt es, daß eine Intervention, d. h. ein Eingriff in die Persönlichkeit, stattfindet, alle Beschwerden beziehen sich nur darauf, wie, zu welchem Zwecke sie stattfindet, und was die eine Partei verurtheilt, billigt die andere."

„Der verfassungsmäßige Weg für die Behandlung der auswärtigen Politik ist folgender: Der König im Geheimrathe beschließt, ob über einen bestimmten Gegenstand Verhandlungen mit einem bestimmten Staate gepflogen werden sollen. Der Beschluß wird unter dem Siegel des Geheimsiegelbewahrers ausgefertigt

und dem Lordkanzler mit der Aufforderung zugestellt, ein Commissarium für den Staatssecretär des Auswärtigen unter dem großen Siegel zu ertheilen. Erst nachdem so die Nützlichkeit und die Rechtsfrage von den größten vorhandenen Autoritäten geprüft sind, ist der Minister befugt, einen Schritt zu thun. Der Beschluß des geheimen Raths mit der Stimmliste wird zu Protokoll genommen, und häufig nahm das Parlament die Protokolle in Verwahrung, damit die Verantwortlichkeit jedes einzelnen Mitglieds nicht verdunkelt werde. Jetzt herrscht ein ganz andres Verfahren. Die Mitwirkung des Geheimsiegelbewahrers ist abgeschafft, der Lordkanzler wird nicht mehr gefragt, an die Rechtsfrage denkt man nicht mehr, der Geheimrath, in dem alle Parteien vertreten waren, ist durch das Cabinet, d. h. die gerade herrschende Clique, verdrängt. Bis 1850 bestand für die auswärtige Politik ein vollkommner Ministerialdespotismus. Die Controle durch den Souverän war fast leere Form geworden und wurde, wenn sie sich regte, durch Berufung auf das Parlament abgewiesen, und diesem gegenüber berief man sich wieder auf das Interesse des Dienstes und die Prärogativen der Krone. „In einem Bescheide an die Einwohner von Nottingham von 1854 erklärte der Kriegsminister es ‚für höchst ungewöhnlich, dem Parlamente eine Petition zu überreichen, die sich unmittelbar auf eine Kriegserklärung oder einen Friedensschluß bezieht, Gegenstände, die ausschließlich in die Gewalt und Prärogative der Krone fallen. Die Functionen des Parlaments könnten schwerlich auf diese Ereignisse angewendet werden, ehe sie eingetreten sind.'"

Als die Königin Victoria, die keine Neigung hatte, nochmals mit einer abgeschmackten Redensart vor das Parlament zu treten, die Expedition nach der Krim bei ihren Ministern durchgesetzt hatte, obgleich ihr die Times wiederholt die gräßlichen Scenen vorgemalt, welche die Folge davon sein würden, trugen ihre Räthe Sorge, daß in einem Leitartikel gesagt wurde: „Der Krieg ist jetzt in königlicher Hand." Sobald aber die Kunde von der glücklichen Landung bei Enpatoria eingetroffen war, ließen die Herren sich selbst von den durch sie inspirirten Blättern himmelhoch loben. Wie groß oder gering ihr Verdienst in Wahrheit wog, möge eine ergötzliche Anekdote zeigen.

Kinglake, dem die Papiere Lord Raglans vorlagen, erzählt in seiner Geschichte des Krimkriegs, wie der Beschluß, in der Krim zu landen und Sebastopol anzugreifen, zu Stande kam. Die Minister waren am 28. Juni 1854 bei Lord John Russell in Pembroke Lodge bei Richmond versammelt. Der Kriegsminister, Herzog von Newcastle, las die lange Instruction, die er für Raglan, den englischen Obergeneral, entworfen, den Collegen vor, um deren Urtheil darüber zu vernehmen und deren Genehmigung zu erhalten.

„Es war Abend — ein Sommerabend — und alle Mitglieder des Cabinets waren zugegen, als der Herzog den Entwurf zu seiner Depesche herauszog und sie vorzulesen begann. Und jetzt begab sich etwas, was an sich sehr unbedeutend, aber in seinen Folgen so außerordentlich bedeutsam war, daß man es, wäre es in alten Zeiten vorgefallen, der unmittelbaren Einmischung der unsterblichen Götter zugeschrieben haben würde. In unsern Tagen wird der Physiolog von der Verfassung sprechen, in welche das menschliche Hirn auf natürliche Weise versetzt wird, wenn es nach eifrigen Arbeiten ausruht, und der in analytischer Chemie bewanderte kann bedauern, daß er keine Gelegenheit gehabt, die Nahrungsmittel, welche die Minister genossen, in der Absicht zu untersuchen, um sich zu vergewissern, ob nicht darin ein narkotisches Gift gewesen;*) aber kein Wohlunterichteter wird das Ereigniß als charakteristisch für die Männer betrachten, die es betraf; denn gerade die Fehler und nicht weniger die guten Eigenschaften der Staatsmänner, welche Lord Aberdeens Cabinet bildeten, waren der Art, daß sie vor dem Vorwurf, sorglose und schläfrige Leute zu sein, gesichert waren. Gleichwohl ist es feststehende Thatsache, daß alle Mitglieder des Cabinets, ausgenommen eine kleine Minderzahl, bevor die Vorlesung des Schriftstücks lange gedauert hatte, vom Schlaf überwältigt waren. Für einen Augenblick störte das Geräusch, welches ein umfallender Stuhl verursachte, die Ruhe der Regierung. Aber bald nachher nahm der Herzog von Newcastle die Vorlesung seines Entwurfs wieder auf, und wieder senkte sich der verhängnißvolle Schlaf auf die Augenlider der Minister. Später am Abend und in einem andern Zimmer (wohl im Speisesaale, nach dem Diner und weiterem Poculiren) machte der Herzog von Newcastle einen zweiten und zwar den letzten Versuch, Aufmerksamkeit für den Inhalt des Entwurfs zu gewinnen, aber wieder stellte sich selige Ruhe (diesmal kein eigentlicher Schlaf) zwischen die Minister und die Sorge für den Staat, und alle, selbst die, welche vorher wach geblieben waren, befanden sich in ruhiger, zustimmender Gemüthsverfassung. Kurz und gut, die Depesche empfing, obwohl sie von Sätzen, geeignet Einwürfe hervorzurufen, starrte, vom Cabinet eine Art Billigung, wie sie oft einer von Einwendungen freien Predigt zu Theil wird. Nicht ein Buchstabe wurde an ihr geändert, und man wird bald sehen, daß das Zwingende in der Abfassung der Depesche, welches bei einem wachgebliebnen Cabinet kaum verfehlt haben würde, Einspruch hervorzurufen, gerade die Ursache wurde, welche die Ereignisse regierte."

Daß die Königin nicht Lust hat, bald als Puppe, bald als Schanddeckel

*) Offenbar eine Andeutung, daß die Herren, wie man zu sagen pflegt, zu stark gefrühstückt, d. h. nach altenglischer Sitte im Genusse geistiger Getränke des Guten zu viel gethan hatten.

für die Herrschaften der gerade am Ruder sitzenden politischen Cliquen zu dienen, läßt sich urkundlich nachweisen. Sie sprach sich im Jahre 1850 mit großer Deutlichkeit aus, „sie verlange 1) daß Lord Palmerston genau angebe, was er in dem vorliegenden Falle vorschlage, damit die Königin ebenso genau wisse, zu was sie ihre königliche Sanction ertheile, 2) daß Maßregeln, zu denen sie ihre Sanction ertheilt, nicht willkürlich von ihm geändert würden. In einer solchen Handlung müsse sie einen Mangel an Aufrichtigkeit gegen die Krone und eine gerechtfertigte Veranlassung zur Ausübung ihres verfassungsmäßigen Rechts finden, den Minister zu entlassen. Sie erwarte von dem in Kenntniß erhalten zu werden, was zwischen ihm und den fremden Gesandten vorgehe, bevor auf einen solchen Verkehr hin wichtige Entscheidungen getroffen würden, die eingehenden Depeschen bei Zeiten zu empfangen und die Entwürfe zu den Antworten so zeitig zu sehen, daß sie sich mit dem Inhalte bekannt machen könne, bevor sie abgingen."

Eine große Rechtsregel kann jeder handhaben, und sie hat eine gewaltige siegende Kraft, weil sie ausdrückt, was der Natur gemäß ist. „Eine Politik, die Interventionen (wie die von 1854 in der Türkei erfolgte) ablehnt, weil Interventionen Verbrechen sind, die in einem geringen Anlaß ein großes Rechtsprincip zu erkennen vermag und ein Rechtsprincip für des Kampfes werth hält, ein solche Politik gewährt Raum genug für die Entfaltung der höchsten Fähigkeiten, für die Nutzbarmachung des reichsten Wissens, geht aber auch ohne solche Befähigung der Leiter ihren sichern Weg und wird, wenn sie in der Gegenwart keine großen Gewinne macht, wenigstens keine großen Schulden auf die Zukunft häufen. Sie hat Bürgschaften in der Natur der Dinge. In einer Politik der ‚Meinungen' entscheidet allein die überlegene Persönlichkeit den Sieg, der weitere Blick, das tiefere Wissen, der festere Wille, das schwärzere Verbrechen. Es ist eine wichtige Consequenz der englischen Zustände und ein schweres Zeugniß gegen sie, daß die öffentliche Meinung nicht nach Maßregeln, sondern nach Personen verlangt. Die Parole: men, not measures ist auch ein Geschenk der Whigs. Der Parlamentarismus will es so; denn seine Seele ist ja Vertrauen."

Literatur.

Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung, erzählt von Dr. David Müller, weil. Professor am Polytechnicum in Karlsruhe. Pracht-Ausgabe, in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms nach einer Original-Kreide-Zeichnung von Anton von Werner. Berlin, Franz Wahlen, 1881.

David Müllers Deutsche Geschichte erschien zum ersten Male im Jahre 1864. Seitdem hat sie neun Auflagen erlebt. Gewiß ein stattlicher Erfolg, aber sicher auch ein wohl verdienter. Durch übersichtliche Anordnung des Stoffes, scharfe Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, strenge Wissenschaftlichkeit, treffliche Charakteristiken, patriotischen Sinn und schöne Sprache, endlich durch die Berücksichtigung des Culturgeschichtlichen und die Darstellung belebende Anführungen aus den Quellen hat Müllers Buch alle ähnlichen Werke in den Schatten gestellt und sich mit Recht seinen Platz in der Schule wie im Hause erobert. Die neueste Auflage, nach dem Tode des Verfassers besorgt von Professor Junge in Altenburg, hat den Charakter eines Schulbuches abgelegt und unterscheidet sich von ihren Vorgängerinnen durch bessere Ausstattung, schönes Papier, guten Druck und den heutzutage unumgänglichen Luxus an Initialen, Zierleisten und Vignetten, in deren Herstellung (oder Auswahl?) freilich die Verlagshandlung nach unserm Geschmacke nicht sehr glücklich berathen gewesen ist.

Geschichte des Deutschen Reichs unter König Wenzel. Von Dr. Theodor Lindner, ord. Professor an der königl. Akademie zu Münster. Zwei Bände Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn), 1875—1880.

Seitdem Weizsäcker in den „Deutschen Reichstagsacten unter König Wenzel" für die Geschichte dieses Königs eine Fülle zum großen Theil bisher unbekannten urkundlichen Materials zusammengestellt, mit ausgezeichnetem Scharfsinn geordnet und mit trefflichen Anmerkungen versehen herausgegeben hatte, wurde allenthalben der Wunsch laut, daß einer unserer Historiker die neugewonnenen Resultate in einer den Forderungen der Wissenschaft entsprechenden Weise zu einer umfassenden Darstellung verarbeiten möchte. Dieser Aufgabe hat sich Lindner, der eine Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation zu schreiben beabsichtigt, in der ersten Abtheilung seines Werkes, welche jetzt in zwei Bänden vollendet vorliegt, unterzogen und, wie wir gleich hinzusetzen wollen, so, daß sein Buch in jeder Hinsicht als eine treffliche Leistung begrüßt werden kann.

Es sind Zeiten kleinern Stils, in welche uns Lindner führt. Die glänzenden Zeiten der Hohenstaufen mit ihren universalistischen Tendenzen waren vorüber, andere waren gekommen mit centrifugalen Gelüsten. Immer lockerer wurden die Bande, welche das deutsche Reich und Volk zusammengehalten hatten, und kein Interesse gab es, das allen Ständen gemeinsam war, selbst die Königskrone nicht ausgenommen. Angehörige des Reichs konnten gewaltige Unternehmungen beginnen, großartige Kriege mit dem Auslande führen, ohne daß des Oberhaupts Mitwirkung oder auch nur Billigung in irgend welcher Weise angeboten oder gewünscht wurde, ohne daß die Reichsgenossen, welche nicht selbst mittelbar oder unmittelbar betheiligt waren, sich um solche Vorgänge bekümmerten.

Nach einem kurzen Ueberblicke auf die Regierung Karls IV., dessen Thätigkeit für das Reich nach dem bekannten Worte Maximilians, daß er Böhmens Vater und des römischen Reiches Erzstiefvater gewesen sei, meist zu wenig Würdigung gefunden, schildert uns der Verfasser die schwierige Aufgabe, welche Wenzel, da er als Jüngling die drückende Last der Krone übernahm, erwartete. Er mußte mit den Kurfürsten sich in ein gutes Einvernehmen setzen, die ihn wieder ihren Wünschen geneigt machen wollten. Zu den Bündnissen, zu denen in jenen gewaltthätigen Zeiten, in welchen alle Verhältnisse ins Schwanken gekommen waren und selbst festgegründete Rechte sich nur mit Gewalt behaupten ließen, die Städte sich zusammenschlossen, hatte er Stellung zu nehmen. Dazu mußte er mit den Ritterbünden rechnen, denn die Ritter fühlten damals, wo der Einzelne nicht im Stande war, sich auf eigene Faust zu wehren, das Bedürfniß, sich zur Vertheidigung ihrer Interessen zu vereinigen. Was nützten die vom Reiche errichteten Landfrieden? Sie reichten nicht hin, Streitigkeiten friedlich beizulegen und Freiheit und Rechte eines jeden gegen Angreifer zu schützen. Dazu traten Schwierigkeiten andrer Art an den jungen Herrscher heran. Das babylonische Exil des Papstthums war beendigt, aber seine Folgen waren nicht so schnell beseitigt. Der neu gewählte Papst Urban VI. veranlaßte durch seine fehlerhafte Politik und durch sein schroffes rücksichtsloses Auftreten eine Spaltung, die in der Folge den Anstoß zu einer großen Bewegung der christlichen Welt gab. Noch nicht lange schmückte in Rom sein Haupt die dreifache Krone, als auch in Avignon die Thore des verlaßnen päpstlichen Palastes sich wieder einem Gegenpapste öffneten. So wurde noch die Brandfackel religiösen Haders zwischen die Parteien geworfen, und sie diente nur dazu, die Flammen der Zwietracht höher zu schüren.

Wohin man auch blicken mag, auf die Kirche, auf das Reich, auf die politischen Zustände Europas, auf Böhmen und die dazu gehörigen Länder, auf die eigne Familie der Lützelburger: überall eine überaus schwierige, unendlich verschlungene Lage der Dinge. Die Persönlichkeit, die hier sichten und ordnen und das Reich in andre Bahnen lenken sollte, mußte ebenso thatkräftig wie klug sein.

Wenzel ist über schwächliche Versuche, sich zum Herrn der Lage zu machen, nicht hinausgekommen. Er vermochte die unaufhörlichen Fehden in Deutschland nicht zu schlichten, er vermochte ebensowenig in der römischen Frage sich zu entscheidender That zu ermannen, wie in seinen Erblanden eine dominirende Stellung zu bewahren. Inmitten der verworrenen Verhältnisse steht er, nicht der grausame, rohe, verdroßne Tyrann, wie ihn die Volksüberlieferung kennt, die, in Haß und Liebe übertreibend, nur mit kräftigem Meißel arbeitet, nur mit starken Zügen malt, sondern ein Mann, der nicht ungelehrt und in der Rede wohl erfahren, zwischen leidenschaftlicher Erregung und stumpfer Gleichgiltigkeit schwankt und daher jeder Zeit dem Einflusse seiner Günstlinge ausgesetzt ist, dessen Unlust an Staatsgeschäften wuchs mit den Schwierigkeiten, die er fand, und der über seine Liebe zum Trunk und zur Jagd dem blendenden Schimmer der Krone doch nicht zu entsagen vermochte. So konnte er sich nicht behaupten. Er erlag seiner eignen Verschuldung wie den Umständen.

Schon früher hatten die Kurfürsten die Besorgung der Reichsgeschäfte in die Hand zu nehmen gedroht. Der im Kurfürstencollegium einflußreiche Ruprecht III. von der Pfalz hatte an den völligen Bruch mit Wenzel gestreift. In ihm lebte der Gedanke, seinem Hause in seiner Person vornehmlichen Einfluß zu verschaffen und die ehrliche Ueberzeugung, daß das Reich dem Wollen oder richtiger dem Nichtwollen Wenzels nicht bedingungslos preisgegeben werden dürfe. Als in Böhmen

wieder heillose Verwirrung ausbrach und sich die Ohnmacht des Königs selbst in seinen Erblanden in grellem Lichte zeigte, regten sich die Kurfürsten zu gemeinsamen Handeln und verfügten endlich Wenzels Absetzung.

Schroff stehen sich die Meinungen der Geschichtsschreiber bei der Beurtheilung dieses Actes gegenüber. Höfler nennt den Proceß ein formell wie materiell rechtloses, tumultuarisches Verfahren, während Löher zu der Anschauung kam, daß das Verfahren der Kurfürsten den bestehenden Rechtsanschauungen entsprechend und in seinen Formen gesetzlich war. Lindner verzichtet darauf, ein abschließendes und allseitig annehmbares Urtheil zu fällen. Er begnügt sich damit, zu constatiren, daß die Kurfürsten sich für berechtigt halten konnten, Wenzel abzusetzen, ohne es zu sein. „Nicht auf Grund bestehender Gesetze und auf regelrechtem processualischen Wege haben sie Wenzel entsetzt, sondern aus selbstgegebenem Auftrage, den sie aus ihrer kurfürstlichen Stellung ableiteten, und in selbstgewählter Form, die sie auf für die Königswahl geltende gründeten."

Wenn auch Weizsäckers Herausgabe der Reichstagsacten den Verfasser wesentlich unterstützt hat, so hatte er doch noch bedeutende Schwierigkeiten bei der Behandlung der Quellen zu überwinden, die bei weitem nicht eine so eingehende Behandlung und sorgsame Herausgabe wie die der ältern deutschen Geschichte erfahren haben und, wenn sie auch reichlich genug fließen, oft gerade bei den wichtigsten Ereignissen uns im Unklaren lassen. Man wird anerkennen müssen, daß bei der Entscheidung streitiger Fragen wie bei der Beurtheilung des Werthes der Quellen der Verfasser, der seinen kritischen Scharfsinn schon in zahlreichen kleinern Aufsätzen bekundet, auch hier meist das Richtige getroffen hat.

Eine weitere Schwierigkeit lag in der Vertheilung des Stoffes. Nur die Ereignisse, nur die Bewegungen konnten berücksichtigt werden, welche mit der allgemeinen Entwicklung Deutschlands im Zusammenhange stehen. Es ist aber gerade in dieser Periode, in welcher die einzelnen Territorien ein mehr oder weniger selbständiges Dasein zu führen beginnen, schwierig zu bestimmen, in welchen Grenzen eine deutsche Reichsgeschichte sich zu bewegen hat. Es ist unmöglich, die Entwicklung in den einzelnen deutschen Gebieten ausführlich zu verfolgen und sie andrerseits unberücksichtigt zu lassen. Es mußte außerordentlich verlockend sein, den Bestrebungen der Fürsten nachzugehen, die, wenn sie auch die Auflösung des Reichs beförderten, doch in ihrem eignen Kreise Großes schufen und Anerkennungswerthes leisteten, so daß schließlich, da das Reich mehr und mehr leistungsunfähig und damit das staatliche und geistliche Leben in die engern Kreise der Einzelstaaten gebannt wurde, ihre Thätigkeit auch für die gesammte Nation fruchtbringend wurde. Nicht weniger anziehend mußte es sein, länger bei den Thaten der Hanse stehen zu bleiben, die im Gegensatz zu den endlosen Händeln, welche eine einseitige Interessenpolitik in Süddeutschland herbeiführte, größere Ziele aus nationalem Gesichtspunkte anstrebte. Auch in dieser Hinsicht, wie auch bei der Entscheidung über die Frage, wie weit die böhmischen und ungarischen Verhältnisse, die französische, endlich die päpstliche Politik heranzuziehen waren, können wir fast überall Lindner zustimmen und seine Wahl billigen.

Alles in allem ist das vorliegende Werk eine treffliche Arbeit. Daß es die Popularität erhalten werde, die Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit mit Recht sich erworben hat, ist freilich nicht zu erwarten. Der Grund dafür liegt nicht sowohl darin, daß Lindner die seltene Gabe der Darstellung, durch welche der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit ausgezeichnet ist, nicht in gleichem Maße besitzt, sondern vor allem in der Eigenart der Zeit, die er behandelt, und

die unserm Volke, welches mit seinen Sympathien von den Hohenstaufen bis in die Zeit der Reformation einen Sprung zu machen pflegt, immer fremd bleiben wird. Im Kreise aller ernstern Freunde der deutschen Geschichte wird es hoffentlich die verdiente Beachtung finden.

Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. Wien, C. Konegen, 1880.

Daß der neuerdings öfter zu hörende Ausdruck Goethephilologie keine leere Redensart ist, sondern daß damit voller Ernst gemacht wird, dafür ist das vorliegende Buch ein gewichtiges Zeugniß. Und man darf sich dessen freuen. Wer freilich die Goetheſtudien von Minor und Sauer flüchtig durchblättern wollte, der würde sich bekreuzigen über die vivisectorische Thätigkeit, die hier an den Dichtungen des jungen Goethe, seinen Leipziger und Straßburger Liedern und seinem „Götz", verübt wird, und wenn er bloß die Capitelüberschriften und etwa noch die Anfangs- und Schlußzeilen jedes Capitels läse, so könnte er wohl auf die Frage kommen: Was will das Buch? Sollen das etwa neue Entdeckungen sein, daß Goethes Jugendlyrik im Boden der Anakreontik wurzelt, daß Goethe in Straßburg von Herder eine Fülle von Anregungen empfing, daß die zweite Bearbeitung des „Götz" von 1773 auf jeder Zeile Veränderungen und Verbesserungen der ersten Niederschrift von 1771 zeigt, daß das Studium Shakespeares einen sichtlichen Einfluß auf den „Götz" geübt hat? Bedarf es für diese allbekannten Thatsachen noch eines Beweises von nahezu dreihundert Seiten?

Ganz anders wird derjenige urtheilen, der sich die Mühe nimmt, den Verfassern geduldig in ihre Beweisführung zu folgen. Zum ersten Male wird uns hier ein umfängliches, auf streng philologischem Wege gewonnenes Beweismaterial für jene Sätze vorgelegt. Schritt für Schritt wird z. B. in der ältesten Lyrik Goethes an den einzelnen Motiven und Vorstellungen, vor allem auch am Wortschatz nachgewiesen, wie Goethe bis zu seiner Berührung mit Herder völlig in den Banden der anakreontischen Poesie à la Hagedorn, Weiße, Gleim, Jacobi u. a. befangen war. Mit minutiösester Sorgfalt wird in der Vergleichung der beiden Bearbeitungen des „Götz" — dem umfänglichsten und interessantesten Theile des Buches — gezeigt, welche Principien und Motive den Dichter bei seiner Umgestaltung geleitet haben, und gruppenweise an den einzelnen Aenderungen nachgewiesen, wie sie stets entweder eine größere Einheit und Concentration oder eine bessere Motivirung der Handlung, eine deutlichere Charakteristik der Personen, einen engern Anschluß an die Quelle (Götzens Selbstbiographie) und damit ein treueres historisches Colorit, eine schärfere Ausprägung der politischen Tendenz oder endlich einen maßvollern sprachlichen Ausdruck bezwecken. Insbesondre dem letztern sind auch hier wieder umfängliche Untersuchungen gewidmet, die einzelnen Abänderungen unter bestimmte Gruppen gebracht und speciell der Einfluß Shakespeares in der ersten Bearbeitung und die Abschwächung übertriebener Shakespearianismen in der zweiten zum Gegenstande eines besondern Capitels gemacht. Kein Zweifel, daß die Verfasser sich mit diesen „Studien" ein großes Verdienst erworben haben: sie haben uns zum klaren Bewußtsein gebracht, was bisher doch mehr oder weniger nur Sache des Gefühls war.

Hiermit ist zugleich die Frage beantwortet, die vielleicht auch mancher aufwerfen wird, wenn er einen Blick in das Buch thut, und die wir, offen gestanden, uns anfangs selber vorlegten: War es nöthig, dieses ganze Beweismaterial zu veröffentlichen? Konnte das nicht getrost in der Bibliothek des Scherer'schen

Seminars, in welchem die vorliegenden Arbeiten zum Theil entstanden sind, aufgehoben und nur die Resultate veröffentlicht werden? Die Frage ist unbedingt zu verneinen. Nur dadurch, daß uns die Verfasser das Beweismaterial in extenso in die Hände gegeben haben, ist das obige Resultat erreicht worden. Eine andre Frage ist es, ob nicht die Darstellung noch eine etwas andre hätte sein können. Nicht etwa daß wir, um ein Wort Schillers zu brauchen, eine „schöne Schreibart" wünschten, wo einzig und allein eine „wissenschaftliche Schreibart" am Platze ist. Wohl aber hätte sich die „wissenschaftliche Schreibart" etwas übersichtlicher gestalten lassen, dadurch, daß die vielen Zahlen, Citate, Belegstellen nicht als fortlaufender Text, was sie doch nicht sind, sondern gelegentlich in tabellarischer Form gedruckt worden wären. Namentlich bei den zahllosen Parallelen würde tabellarische Gegenüberstellung die Uebersicht oft wesentlich erleichtern, zumal bei der etwas affectirten Art des Citirens, die alle Scherer'schen ihrem Herrn und Meister mit einer Aengstlichkeit nachmachen (jG oder DW; soll heißen: „Der junge Goethe", „Dichtung und Wahrheit"), als ob auf solche Dinge wunder was ankäme.

Zur Sache selbst bieten uns die Studien kaum irgendwelche Veranlassung zu Ausstellungen. Der großen Gefahr, die bei allen solchen „philologischen" Untersuchungen vorhanden ist, bloß „in Worten zu kramen" und sich damit zu begnügen, daß man „die Theile in der Hand" hat, sind sich die Herausgeber in vollem Maße bewußt gewesen. Sie wissen sehr wohl, daß, wenn sie nachgewiesen haben, wie oft die in Goethes Jugendgedichten vorkommenden schmückenden Beiwörter: munter, zärtlich, süß, klein, golden u. a. bei den Anakreontikern begegnen, damit noch lange nicht dasjenige eingefangen ist, „was Goethe gleichsam mit der Luft in sich aufgenommen und in seinen Gedichten wieder ausgesprochen hat," und was sich schlechterdings in kein Lexikon einfangen läßt. Ob die Verfasser aber nicht doch bisweilen diese Gefahr etwas aus den Augen verloren haben? Von dem entzückenden Friederikenliedchen: „Kleine Blumen, kleine Blätter" schreiben sie z. B., es sei „das schönste der von Goethe im Geiste der Anakreontik verfaßten Lieder. Der Charakter derselben ist hier am deutlichsten ausgeprägt. Der ganze poetische Apparat jener Dichter ist gleichsam in wenig Zeilen condensirt. Fast lauter in der Anakreontik typische Begriffe: Blumen, Blätter, Bänder, Rosen; Frühlingsgötter, Zephir, Flügel; Küsse, Triebe. Ebenso typisch die Beiwörter: klein, leicht, jung, tändelnd, lustig, munter, lieb. Die Anrede: Liebste, geliebtes Leben, Mädchen, das wie ich empfindet (kein Name). Alliterationen fast in jeder Zeile, besonders mit l, welches überhaupt in dem Gedichte der vorherrschende Consonant ist." Sehr richtig. Auf die äußern Theile hin angesehen, wäre das Gedichtchen eine wahre Cumulation von Anakreontik. Und doch, weht nicht ein Hauch hindurch, gegen den das Getändel Gerstenbergs, Gleims, Jacobis trotz allen Zephirs und allen Geflatters als matte Windstille erscheint? Auf die „Luft" hin angesehen, könnte man mit demselben Rechte behaupten, das Gedichtchen habe fast gar nichts anakreontisches. Ein Schalk könnte mit der Methode Minors und Sauers am Ende auch den Beweis führen, daß eine ganze Reihe Heinischer Lieder direct aus der Anakreontik hervorgewachsen seien.

Eine zweite Gefahr, die mit der eben genannten sich eng berührt, und die auch gelegentlich in den Studien über Goethes älteste Lyrik, weit öfter aber noch in den Studien über den „Götz" hervortritt, liegt darin, Parallelstellen zu wittern, wo absolut nicht daran zu denken ist. Bei fleißiger Wiederholung der Lectüre und gutem Gedächtniß ist es ja leicht, aller Orten dergleichen aufzustöbern. Unleugbar hat der Nachweis solcher Parallelstellen — z. B. zwischen den Briefen

und den Dichtungen des jungen Goethe — zu einzelnen hübschen und überzeugenden Resultaten geführt. Aber eben so gewiß ist es, daß die Sache übertrieben werden kann und bereits übertrieben worden ist. Dem Zufall soll womöglich nicht der geringste Einfluß mehr eingeräumt werden; die allergewöhnlichsten Wendungen, die sich ganz natürlich aus dem Gedankengange ergeben, möchten stets irgendwoher entlehnt sein. Es wäre gut, wenn die, die solche Untersuchungen anstellen, zuvor jedesmal Lessings Urtheil über Spences „Polymetis" im „Laokoon" nachlesen wollten. Auch die Verfasser des vorliegenden Buches gehen in diesem Punkte, wie es scheint, bisweilen zu weit. Eine kleine Anzahl unanfechtbarer und sofort einleuchtender Beispiele wirkt entschieden mehr als eine lange Liste, in der immer einmal fragwürdige, wenig überzeugende Beispiele mit unterlaufen.

Viel Mühe haben die Herausgeber aufgewendet, dahinter zu kommen, aus welchen Elementen möglicherweise die Beschreibung der drohenden Himmelszeichen in der Bauernkriegsscene im „Götz" zusammengeflossen sei. Es ist ihnen entgangen, was H. Dunger nachgewiesen hat (Fleckeisens Jahrbücher 1871, II., 494), daß die ganze Beschreibung mit allen einzelnen Zügen aus Stumpffs „Eidgenössischer Chronik" (1586) stammt, wo sie sich unterm Jahre 1527 findet.

Noch eine Kleinigkeit zum Schluß. Sollte sich denn bei dem immer mehr wachsenden Umfange unsrer Goetheliteratur nicht endlich eine vernünftige Einheit der — Goethe-Orthographie erreichen lassen? Um Goethes Gedichte zu bezeichnen, haben wir nun glücklich fünf verschiedne Formen: Goethe's Gedichte, Goethes Gedichte, die Goethischen Gedichte, die Goetheschen Gedichte, die Goethe'schen Gedichte — nicht gerechnet die Variationen, die entstehen, wenn man Goethes Namen, wie es in der Tagespresse aller Augenblicke geschieht, wie aber Goethe selber es nie gethan hat, mit ö anstatt mit oe schreibt. Was soll in Goethe's das Apostroph? Spricht oder hört das jemand? Und welches ist der Laut, dessen Ausfall durch das Apostroph bezeichnet werden soll? Was sollen die pedantischen Formen Goethesche und Goethe'sche? Spricht sie ein einziger Mensch? Spricht oder schreibt jemand: Diese Wendung ist echt Goethesch oder Goethe'sch? Wenn wir es aber nicht in der Einzahl thun, warum in der Mehrzahl? Wozu diese launische (Minor und Sauer würden schreiben: launesche) Inconsequenz? Die beiden einzig correcten Formen sind doch Goethes und Goethisch, und es wäre hübsch, wenn vor allem das Goethejahrbuch mit gutem Beispiele voranginge und ein für allemal diese Schreibung acceptirte. Vielleicht schlössen sich ihnen dann die Verständigen und Gutwilligen an. Ein paar „Narren auf eigne Hand" wirds natürlich immer geben.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Gladstone und die Boers.

Die Transvaal-Angelegenheit, die wir im neunten Hefte des vorigen Jahrganges behandelten, um anderweitiger falscher Darstellung der Sache zu begegnen, hat im Verlaufe des Jahres und nach dem Siege der Liberalen in Großbritannien nicht die Erledigung gefunden, die nach den betreffenden Erklärungen Gladstones in dem Wahlfeldzuge Ende des Jahres 1879 zu erwarten war. Gladstone hat damals an zwei Stellen ausdrücklich anerkannt, daß den Boers in Transvaal nicht minder als den Afghanen von Seiten der vorigen britischen Regierung Unrecht geschehen sei, daß Großbritannien sie als freien und selbständigen Staat anerkennen, seine Truppen und Beamten aus ihrem Lande zurückziehen und mit ihnen künftig in Friede und Freundschaft zu leben suchen müsse. Vielleicht infolge dieser und ähnlicher Aeußerungen anderer britischer Staatsmänner, denen der wackere Schotte Froude M. P., aus Autopsie urtheilend, mit seinen zu Edinburg gehaltenen Vorträgen über die Boers und mit der bestimmten Erklärung der Unverträglichkeit letzterer mit englischem Regiment den Weg gezeigt hatte, vielleicht auch in Folge der factischen Bewahrheitung der Froudeschen Thesen und des drohenderen Aussehens der Dinge in Transvaal, hatte Sir Hicks Beach, der Amtsnachfolger des Lord Carnarvon, unter dessen Auspicien die Boers für britisches Eigenthum erklärt und durch Polizei und Soldaten in Besitz genommen worden waren, schon in November 1879, also bald nach dem ersten scharfen Auftreten des Militärcommissärs Wolseley in Pretoria — der, wie zu erinnern ist, die Antwort auf die demüthige, an die Königin gerichtete Bitte um Recht durch sein Erscheinen an der Spitze seines Heeres

brachte — den Häuptern der Boers eine im allgemeinen Zusagen sich bewegende, begütigende Depesche geschrieben und derselben im Januar 1880 eine zweite, an Wolseley gerichtete, auf Mittheilung an die Boers berechnete, etwas genauer auf die Sache eingehende Depesche folgen lassen, infolge deren der großwortige General den gefangen gesetzten M. Pretorius bei seinen Freunden, den angesehensten Boers, herumreisen ließ, um dieselben umzustimmen. Diese letztre Depesche verbot ausdrücklich, das gegen die gefangenen Häupter der Boers instruirte gerichtliche Verfahren bis zum Aeußersten zu führen, und stellte den Boers eine möglichst große Freiheit und Selbstverwaltung in Aussicht, wenn sie dem Widerstande gegen die Herrschaft der Königin entsagten. Diesem einlenkenden Schritte der britischen Regierung kamen die Boers dadurch entgegen, daß sie die auf den 10. April angesetzte allgemeine Volksversammlung auf ungewisse Zeit vertagten. Im übrigen beharrten sie bei den Erklärungen und Forderungen ihrer Volksversammlung vom 10. December 1879: staatliche Selbständigkeit mit dem Erbieten des Eintritts in eine südafrikanische Conföderation. Der Streit, der mit der Gefangensetzung von Pretorius auszubrechen drohte, beruhigte sich einstweilen, die englischerseits eingerichtete Regierungsbehörde vervollständigte sich allmählich und gab einige Zeichen eignen Lebens von sich, die boerischen Agitatoren aber, die sich bisher ohne entschiedenen Erfolg bittend an England gewandt hatten, wandten alle ihre Thätigkeit darauf, die ihnen schon gesicherten Sympathien in den Capcolonien zu verstärken, insbesondere diese zur Ablehnung der geplanten Conföderation zu bestimmen, welche bei der Verschiedenheit der Sprache des Transvaal und des Caplandes eine reine Utopie war.

Da es für die Zukunft des Transvaal, ja des ganzen Südafrica von entscheidender Wichtigkeit ist, wie die stimmberechtigte und einsichtsvolle Majorität der Capcolonie über den an den Boers verübten Gewaltstreich denkt, so möge hier die Erklärung eingeschaltet stehen, welche eine Deputation von Notablen der Colonie dem britischen Gouverneur und damaligen Obercommissär für Natal und Transvaal, Sir Bartle Frère am 8. November 1879 überbrachte. Der Sprecher derselben, Herr Stignant, erklärte, daß es zur Herstellung einer friedlichen Regierung von Südafrica wünschenswerth sei, daß die Regierung des Transvaal auf solcher Grundlage eingerichtet würde, die diesem Lande eine dauernde Ruhe sicherte; daß, um die wahre Gesinnung der Einwohner festzustellen, eine Convention berufen werden sollte, welche die gegenwärtige und künftige Constitution zu berathen hätte; daß, im Falle die Majorität gegen die Beibehaltung der britischen Herrschaft sei, dem Lande die Unabhängigkeit zurückgegeben werden müsse unter solchen Garantieen, die demselben für die Zukunft eine gute Regierung und ein friedliches Verhältniß zu seinen Nachbarn sicherten.

Die Antwort seiner Excellenz, dem nach der Besiegung der Zulus vor den Boers nicht mehr bange war, lautete: Eine freie Discussion sei in einem Convent der Boers unmöglich; Transvaal müßte dem Gesetze gehorchen, oder Soldaten würden der Polizei folgen, und Soldaten über Soldaten, bis den Gesetzen gehorcht würde. Im Vollgefühl seiner wiederhergestellten proconsularischen Macht that er damals noch andere unvorsichtige Aeußerungen, wie aus der Antwort hervorgeht, die der Secretär der Boersversammlung dem Herrn Stignant auf dessen betreffende Mittheilung schrieb: „Wir wiederholen unsern Dank für Ihre Intercession und hoffen, daß die britische Regierung auf Ihre patriotische Stimme hören wird, ehe es zu spät ist. Aber wir fühlen uns durch die Antwort Sir B. Frères tief verletzt, die eine bloße Fortsetzung falscher Behauptungen ist (nämlich der Behauptung, daß die Majorität der Boers durch eine antibritische Minorität terrorisirt würde). Die Annexion fand statt unter trüglichem Vorgeben und mit Drohungen von Gewalt, nicht bloß von Seiten der Zulus, sondern auch der Truppen ihrer Majestät. Auch ist es uns unbegreiflich, wie der Gouverneur behaupten konnte, daß der Präsident Pretorius sein Amt wegen Gesetzlosigkeit niedergelegt habe. Ebenso ist es falsch, daß die transvaalsche Angabe jenseit durch die beiden Deputationen vor der britischen Regierung vollständig dargelegt worden sei. Die Wahrheit ist, daß die Staatssecretäre auf den Gegenstand nicht eingehen wollten. Wenn die britische Regierung solche Darstellungen erhält, so ist es nicht zu verwundern, daß sie in ihrer Grausamkeit gegen uns fortfährt. Aus den Behauptungen und Angaben Seiner Excellenz kann der Beweis geführt werden, daß die Majorität des Volks in Transvaal gegen die Annexion ist, und als Antwort auf seine Worte: „Soldaten über Soldaten müssen der Polizei folgen“ sagen wir: Möge Seine Excellenz sich seiner eignen Worte (nämlich der Worte aus dem April, als eine Verbindung der Boers mit den siegreichen Zulus befürchtet wurde) erinnern: „Ich verlasse mich nicht auf Regimenter, sondern auf das Recht.“

Als nun im Frühling vorigen Jahres die Toryregierung bei den Parlamentswahlen unterlag und durch Gladstone und seine Radicalen und Liberalen abgelöst wurde, lagen die africanischen Verhältnisse so, daß im Transvaal eine Regierung der Kroncolonie factisch bestand, Verfügungen traf und Steuern erhob, die von den rechtmäßigen Herren, den Eroberern des Landes und Gründern des Staates als nicht zu Rechte bestehend angesehen wurden, daß Natal mit seiner Rückforderung der ihm abgeschwindelten selbständigen Verwaltung dem Cabinet in Downing Street Schwierigkeiten machte, daß die Capcolonie die an den Boers in Transvaal verübte Gewaltthat und die ganze intrigante und rechtsverachtende Commissariatswirthschaft mit gesteigerter Strenge verurtheilte, und

daß diesen Schwierigkeiten gegenüber Sir B. Frère daran ging, durch hochmüthige Behandlung der den Briten am treuesten ergebenen Kaffern, der Basutos, einen neuen Kaffernkrieg heraufzubeschwören. Der verhoffte Rückzug der Briten, wie er aus Afghanistan vorbereitet wurde, fand jedoch aus Transvaal nicht statt, obschon er, verbunden mit der sofortigen Abberufung Bartle Frère's, die südafricanischen Verhältnisse in den Fluß ruhiger Entwicklung zurückgeleitet haben würde. Das Programm des Gladstoneschen Cabinets in der Thronrede gab vielmehr die bedenkliche Erklärung, daß Transvaal der britischen Krone unterthan bleiben müsse, und die geduldige Erwartung der Boers wurde noch einmal auf die Probe gestellt. Als Grund für die Nichtaufgabe des Transvaal wurde in spätrer Debatte im Unterhause bei Gelegenheit der Budgetsberathung geltend gemacht, daß Großbritannien Verpflichtungen gegen die 800 000 Farbigen übernommen habe, die ihm Transvaal wohnen, und daß die Stimmung der Majorität der Boers der britischen Herrschaft günstig geworden sei. Das letztere ist eine Unwahrheit, die aus unwahren Berichten britischer Beamten geflossen ist; der erstere Grund ist ebenso schief und elend, wie der für die Belassung Bartle Frère's in der Statthalterschaft der Capcolonie geltend gemachte Grund, daß er allein im Stande sei, die wünschenswerthe Conföderation der südafricanischen Besitzungen zu Wege zu bringen. Wenn England kein Recht hatte, den Boers ihre Selbständigkeit zu nehmen, wie doch Gladstone und die Seinen immer zugegeben haben, so hatte es auch kein Recht, sich der farbigen Unterthanen der Boers in der Weise anzunehmen, daß es sie für den Boers gleichberechtigte Unterthanen Großbritanniens erklärte. Wenn Recht einmal Recht bleiben soll, wie die liberale britische Regierung prunkend zu erklären nicht ermüdet, so mußte sie den Boers im Transvaal, wie sie es früher mit den Boers im Oranjefreistaat gemacht, ihre Selbständigkeit sammt ihrer Hoheit über die unterworfnen Farbigen wiedergeben mit der auf dem Vertrag von 1852 basirten Bedingung, daß die Farbigen in keiner Weise als Sclaven behandelt werden dürften. Wenn England bloß daran läge, daß aus der falschen Behandlung der Farbigen, meist Kaffern, nicht eine Gefahr für die britischen Besitzungen entstehe, so konnte es aus dem Vertrage von 1852 ein für diesen Zweck ausreichendes Aufsichtsrecht über transvaalsche innere Politik ableiten. Ein solches hatte überdies die Volksversammlung der Boers am 10. December 1879 mit der Anerkennung britischen Schiedsgerichts in streitigen Fragen und mit der Zulassung britischer Consuln noch besonders bewilligt. Die wahren Gründe für paradoxe Erscheinungen der britischen Regierung werden im Parlament wie in den öffentlichen Blättern nicht immer geradezu ausgesprochen; an beiden Stellen sind die Engländer viel zu gute Diplomaten, um nicht zu wissen, was verschwiegen werden muß; doch können

sie nicht bewirken, daß der aufmerksame Beobachter nicht zwischen den Zeilen liest und nicht aus manchen andern Zeichen erkennt, was sie gerne verborgen wissen wollen. Ohne uns bei diesen Indicien aufzuhalten, wollen wir die Gründe, die auch dem geradsinnigen und rechtliebenden liberalen Briten die Beibehaltung der Herrschaft über das Transvaal empfehlen, im folgenden angeben.

Erstens: Die Annectirung von Transvaal hat Großbritannien mit dem Zulukriege bezahlt; das will sagen, nicht bloß mit 5½ Millionen Pfund baarer Auslage, sondern auch mit dem Verlust von vielem englischen Leben, mit der Schmach von Isandula und mit den nachfolgenden Uebelthaten gegen die Zulus und ihren König, deren nach dem Eingeständniß der Engländer selbst Großbritannien sich ebenso schämen muß, wie der gegen Shir Ali und die Afghanen verübten Thaten des Trugs und der Gewalt. Das englische Gewissen sträubt sich dagegen, diese Zahlung umsonst geleistet zu haben, da die Macht Englands denn doch nicht so leicht aus Transvaal hinausgeworfen werden kann, wie sie aus Afghanistan geworfen zu werden befürchten mußte. Zweitens: Transvaal hat England durch die militärische Besetzung und die Uebernahme der Schulden in gleich hohe Kosten mit denen des Zulukrieges gesetzt; und wenn die Boers sich auch erbieten, diese Kosten, soweit sie rechtmäßig gemacht sind, zu ersetzen, so wäre vorauszusehen, daß der größte Theil derselben hängen bleiben würde. Drittens: Bei der in England endlich zum Durchbruch gekommenen Einsicht in die Wichtigkeit der südafricanischen Besitzungen für die Weltstellung des großbritannischen Reichs und im Hinblick auf den Plan einer Conföderation sämmtlicher südafricanischen Besitzungen — ein Plan, den die jetzige Regierung Englands von der vorigen adoptirt hat, da sie selbst ja die Mutter der Colonialconföderation ist — hat es allen Engländern, Liberalen wie Conservativen, geschienen, daß das Transvaal nicht entbehrt werden könne, und daß es nicht als selbständiger Staat im Rücken der südafricanischen Conföderation frei gelassen werden könne, ohne diese zu gefährden. Viertens: Transvaal ist ein Land von unermeßlichem natürlichem Reichthum über und unter dem Boden, und da es durch Verbindung mit dem portugiesischen Hafen an der Delagoa Bai, dem einzigen von Natur guten Hafen an der Ostküste Afrikas, den Weg zum Meere, d. h. zum Weltverkehr erlangen kann, so stünde ihm eine Entwicklung bevor, welche die Aussichten Großbritanniens auf die Beherrschung des ganzen Südafrika bis an die Quellen des Nils und des Coango zu Wasser machen würde. Fünftens: Der Hauptgrund, der für sich allein ausreichen würde, um England zu bestimmen, Transvaal nicht aufzugeben, liegt darin, daß in diesem Lande neben den drei Viertel Million Kaffern (die übrigens größtentheils die nördlichen und westlichen Districte bewohnen,) und den 50,000 Boers holländischer Sprache und

Abkunft einige Tausend Briten fest angesiedelt sind, städtisches Grundeigenthum besitzen und sich gewisser gewinnreicher Geschäfte, des Handels, des Bergbaus, des Wuchers und der Gastwirthschaft fast ausschließlich bemächtigt haben. Der Boden des Landes ist getheilt unter die Farbigen und die Boers; die regierende, gesetzgebende Gewalt über die Farbigen und über die städtisch angesiedelten Briten besaßen rechtlich die Boers; seit der gewaltsamen Annexion gehört jetzt factisch die Gewalt den Briten, einer vom Zufall zusammengespülten Anzahl von Abenteurern, die sich eingeschlichen haben wie die Schafe und die nun die Herren spielen wie die Wölfe, da sie die Bayonnette und Kanonen Großbritanniens hinter sich wissen. Sie, sowie die wenigen Deutschen, die zwischen sie eingesprengt sind, sind eine rührige Zunft, die nicht langsam zugreifen, wo es darauf ankommt, den Boers das Fett von der Suppe zu schöpfen. Nachdem sie lange mit den britischen Commissaren intriguirt, speculirt und paradirt haben, sandten sie Petitionen über Petitionen nach London, worin sie bewiesen, daß Transvaal nicht aufgegeben werden dürfe, daß die Mehrzahl der Boers gut britisch denke, daß übrigens die Boers doch eigentlich nur Halbthiere wären, die weder den Farbigen und der Philanthropie noch dem natürlichen Reichthum des Landes und der Civilisation gerecht werden könnten. Sie lügen und erfinden die Dinge, die man in England gerne glaubt, weil man zur Beschönigung des Unrechts wünscht, daß sie wahr wären. Wie könnte es England übers Herz bringen, diese seine ausgewanderten Kinder wieder unter die Regierung von Boers fallen zu lassen! Im Volksrathe der letztern, in der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes würden die britischen Abenteurer von Pretoria nicht vertreten sein, während sie jetzt eine aus ihren Landsleuten zusammengesetzte Regierung haben. Das Unglück, das die jetzige britische Regierung in Bezug auf Transvaal krumme Wege wandeln ließ, ist den Boers auch insofern recht feind, als es Südafrika zu einem Versuchsfeld für Missionäre, deutsche sowohl als französische und englische hat werden lassen. Da dieselben ohne die Connivenz der britischen Regierung nichts machen können, so schließen sie ihre Politik der jeweiligen Politik der britischen Machthaber an, und da sie als Freunde der Briten bei den mißtrauischen Boers kein Gehör fanden, so sind sie antiboerisch, und es giebt keine noch so unglaubliche Geschichte von boerischer Grausamkeit, Dummheit und Verstocktheit, die nicht durch die Missionäre in der Welt herumgebracht würde.

Von welchen Anschauungen diese Leute, die die Welt von einem sehr einseitigen Standpunkte besehen, in Südafrika geleitet werden, ist deutschen Lesern durch einige geschickt geschriebene Aufsätze des Herrn Missionsdirectors Wangemann, die in der „Conservativen Monatsschrift" (August 1879 und 1880) erschienen, dargelegt worden. Leider ist diese in hohem Grade gegen die Boers

befangene Stimme die einzige erhebliche, die das deutsche Publicum über die südafricanischen Verhältnisse aufzuklären übernommen hat. Herr Wangemann, der von den auf ihrem Rechte halsstarrig bestehenden, sparsamen, altväterisch conservativen Boers in der Weise spricht, wie ungefähr ein gutsherrlicher Caplan über die stätischen Gutsbauern sich äußert, die sich nicht nach den philanthropischen Launen ihrer „feinen" Gutsherrschaft drehen mögen, spricht die Ansicht aus, „es sei ein besonders gnädiges Walten der Hand Gottes darin zu erkennen, daß er den Engländern dies Land, diesen Coloß von 18 Längen- und 15 Breitengraden im Maß, mit seinen unermeßlichen Schätzen von Rohmaterial überantwortet hat, da ihr Unternehmungsgeist und ihre großartigen Mittel allein im Stande seien, Südafrika dem Weltverkehr zugänglich zu machen." Das Geständniß, daß die Missionsarbeit nach dem Weltverkehr hinschielt, ist doch für einen Missionsdirector fast zu naiv; er stimmt wenig zu der demüthig dienenden Propaganda christlichen Glaubens und Lebens. Uebrigens scheint Herr Wangemann zu meinen, daß die Holländer weniger gute Colonisatoren seien als die Engländer, und daß sie nicht die nöthigen Posten, Wege, Brücken, Häfen und Eisenbahnen zu bauen im Stande gewesen sein würden. Er scheint von der Thätigkeit, die die Holländer auf Java und andern asiatischen Inseln entfaltet haben, nichts zu wissen. So spricht er von den Boers, als läge es im boerischen Charakter, träge hinter der Civilisation der übrigen Welt zurückzubleiben, und übersieht die sehr merklichen Fortschritte, welche die Boers im Oranjefreistaat in civilisatorischer Arbeit gemacht haben. Es würde zu weit führen, hier alle Verunstaltungen des wahren Verhältnisses der englischen zu der boerischen Colonisation und beider zu der Gründung christlichen Lebens unter den Heiden zu berühren. Nur das eine sei noch bemerkt, daß nach Herrn Wangemann der rothbraune Kaffer — (der schwarze nicht?) — im Parlament und in der Jury der südafricanischen Colonien ebenso wohl seinen Sitz findet wie der feine Engländer. In der Theorie wohl, aber in der Wirklichkeit kann der Kaffer noch lange nach diesem Sitze suchen, ehe er ihn findet; denn in der That wird der Farbige im allgemeinen von dem Briten viel rechtloser, gewaltthätiger und verächtlicher behandelt als von dem Boer. Warum wären denn die Kaffern ihren boerischen Herren in der Regel so viel fester und treuer ergeben als den „feinen" Briten?

Die südafricanische Conföderation kam nicht zu Stande, die Boers in Transvaal, was auch die britischen Späher und Commissäre vom Gegentheil meldeten, bestanden grollend auf ihrem Recht; durch Schmeichelei so wenig wie durch Drohungen oder Aussichten auf Bereicherung, die ihnen die britische Civilisationsmethode eröffnet, wurden sie bewogen, das, was ihnen als einer

cultivirten Rasse das Werthvollste ist, ihre Freiheit, ihre Rechte, ihre Sprache, ihre Gerichte und ihre Religion, die alle durch England bedroht sind, preiszugeben. Indessen da sie keine besondre Unruhe zeigten wie damals, als Pretorius gefangen gehalten und ihm der Hochverrathsproceß bereitet wurde, wo sie in bewaffneten Haufen die Straße nach Pretoria unsicher machten und die Telegraphen abbrachen, so fanden sich der Oberbevollmächtigte für Natal und Transvaal Sir Pomeroy Colley und sein Administrator in Transvaal, Oberst Lanyon nun so eher beruhigt, weil 1880 ungefähr 100000 Pfund mehr an Steuern eingegangen waren als im vorhergehenden Jahr. Dieser Mehrertrag war aber nicht das Resultat einer größern Bereitwilligkeit der Boers zum Steuerzahlen, sondern entstand aus einer Erhöhung der Hüttensteuer, der die farbigen Einwohner unterworfen wurden. Im übrigen geschah von Seiten der Regierung nichts, was auch nur den Schein hätte erwecken können, daß die schon von Sir Hicks Beach gemachten Versprechungen über selbständige Verwaltung durch die Boers erfüllt werden sollen. Nur an die bereits von dem letzten Präsidenten des Freistaats, Bürgers, getroffenen Einleitungen zur Erbauung einer Eisenbahn von Pretoria nach Lorenzo Marques knüpfte die britische Regierung an, indem sie im Sommer 1880 wegen eines Vertrags mit Portugal unterhandelte, demzufolge Großbritannien die zu erbauende Eisenbahn zum Transport von Truppen und Kriegsmaterial über Lorenzo Marques nach Transvaal sollte benutzen können. Es ist jedoch mehr als zweifelhaft, ob die Cortes von Portugal diesen Vertrag genehmigen werden, nachdem in Lissabon selbst seitens der liberalen Partei ähnliche Kundgebungen zu Gunsten der Freiheit von Transvaal zu Tage getreten sind wie in Holland und Flandern. Daß England jetzt nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten bei Portugal um die Erlaubniß angehalten habe, Truppen über Lorenzo Marques nach Transvaal zu werfen, ist im Parlament von dem Unterstaatssecretär Mr. Grant Duff in Abrede gestellt worden.

Unter diesen Umständen mußte den Boers die Hoffnung schwinden, daß sie jemals durch geduldiges Warten wieder in den Besitz ihrer Selbständigkeit kommen würden, und allmählich gewann die Actionspartei unter ihnen die Oberhand über die Gemäßigten, die darauf vertrauten, daß Gladstone sein Wort wahr machen würde. Die Mehrzahl des Volks drang auf Entscheidung, und die Ermahnungen zur Geduld, die von ihren hauptsächlichsten Führern, Krüger und Joubert, ausgingen und denen die heißblütigsten schon viel zu lange nachgelebt zu haben glaubten, fruchteten nicht mehr. England war an mehreren Punkten in Verlegenheit, Natal war unzufrieden, die Capcolonie machte vergebliche Anstrengungen, um der Basutos und ihrer Verbündeten Herr zu werden, die Zulus hungerten und verlangten nach ihren ins Exil geführten Fürsten Cetewajo und

Langalibalele; wenn Großbritannien die ehrliche Absicht hatte, den Boers gerecht zu werden, so war es jetzt hohe Zeit. Statt dessen betrieb die englische Transvaalregierung den Bau der Eisenbahn, die unter den obwaltenden Umständen vornehmlich den britischen Kaufleuten in Transvaal und der britischen Vergewaltigung des Landes zu Gute zu kommen versprach. Geradezu als eine Verhöhnung ihrer Rechte und ihres Muthes betrachteten die Boers aber die Maßregel der Regierung, welche ihnen auch die Lasten des Bahnbaues auflegen wollte. Von jedem boerischen Hausvater wurde ein Beitrag von dreißig Schillingen verlangt, und wer sich weigerte, diese Steuer zu bezahlen, wurde verurtheilt und ausgepfändet. Die Folge dieser unklugen Maßregel war die allgemeine Entschlossenheit der Boers, an die Waffen zu appelliren. Es ist durch die Zeitungen allgemein bekannt, wie sie der englischen Behörde ihren Entschluß kühn und öffentlich ankündigten, wie sie listig als Zeitpunkt des Losbrechens den achten Januar bestimmten, als an welchem Tage die große Volksversammlung, die seit dem December 1879 nicht zusammengekommen war, abgehalten werden sollte. Wenigen bekannt ist, daß der Administrator Lanyon den Obercommissar Sir Pomeroy Colley um Verstärkung durch ein englisches Regiment aus Natal ersuchte, und daß letzterer nicht mehr als zwei schwache Compagnieen unter dem Oberst Anstruther aussandte, weil er in Natal, das selbst auffessig war, nicht mehr Soldaten entbehren zu können glaubte.

Anscheinend durch tumultuarische Auftritte bei der Eintreibung der Steuer bewogen, wahrscheinlich aber nach vorgefaßtem Plane, wurde die boerische Landgemeinde schon vier Wochen vor dem öffentlich angemeldeten Termin nahe bei Heidelberg versammelt, und obgleich auch hier noch Krüger und Joubert für Aufrechthaltung des Friedens sprachen, indem sie überzeugt waren, den britischen Waffen auf die Dauer nicht widerstehen zu können, erklärten sie doch schließlich, daß sie ihr Loos mit demjenigen ihres Volkes zusammenwerfen wollten, wenn die Majorität der Versammlung sich für den Krieg entschiede. So kam es, daß die neue republicanische Regierung mit dem Triumvirat Krüger, Joubert und Pretorius, der nächst den andern beiden der angesehenste unter den Boers ist, erwählt und die Austreibung der Engländer bei Potschefstrom, der am meisten boerischen Stadt, zuerst unternommen wurde (16. December).

Die Briten wurden durch das entschlossene Vorgehen der Boers im allgemeinen überrascht, weil sie dem Volke, das ihnen so lange umsonst mit einer Schilderhebung gedroht hatte und sich immer wieder hatte beruhigen und hinhalten lassen, nicht den Muth der offnen Rebellion zutrauten; es war bei ihnen herkömmlich geworden, über die Boers als feige und militärisch untüchtig zu spotten; sie haben es daher ihrem eignen Hochmuth zuzuschreiben, daß ihre

Colonne von 250 Mann bei Middelburg durch einen geschickt bewirkten Ueberfall Joubberts zu capituliren gezwungen wurde, und daß die verschanzten englischen Garnisonen bei Pretoria, Potschefstrom und andern Orten wahrscheinlich durch Hunger zur Capitulation gezwungen sein werden, bevor die britische Streitmacht durch Natal heranrücken kann, um sie zu entsetzen.

Zunächst liegt den Boers daran, ihr Land von Engländern zu säubern; wie weit sie später, wenn die verhältnißmäßig große Rüstung Englands versuchen wird, wieder in Transvaal einzudringen, im Stande sein werden, dieselbe abzuwehren, wird die Zeit lehren. Vor Ende Februar werden die entscheidenden Angriffe der Engländer kaum stattfinden können. Möglich ist es aber, daß vor denselben schon eine Mediation dem Blutvergießen, das bei der verzweifelten Entschlossenheit der Boers ein fürchterliches sein müßte, vorbeugt. Der Präsident des Freistaats, Brand, scheint seine guten Dienste angeboten zu haben, und das britische Cabinet, nach Gladstones Aeußerungen bei der Motion Rylands zu schließen, scheint nicht abgeneigt, sich derselben zu bedienen. Die Boers sind auch nach ihrer jüngsten Erklärung immer noch erbötig, England eine Art von Suprematie bei sich zuzugestehen, und da die Thronrede bei Eröffnung des Parlaments erklärt, daß die Autorität der Königin in Transvaal hergestellt werden müsse, bevor an Wiederaufnahme des Projects der selbständigen Verwaltung des Landes gedacht werden könne, so kommt es nur darauf an, den Ausgleich zu schaffen zwischen dem Minimum von Autorität, das die Boers der Regierung der Königin gewähren wollen, und dem Maximum, das die englische Regierung beansprucht. Eine Autorität der Königin wird auch dadurch gewahrt, daß ihr ein Aufsichtsrecht über die Behandlung der Eingebornen und ein Schutzrecht über die in Transvaal wohnenden Briten zugestanden wird: zu beidem sind die Boers erbötig. In Bezug auf diese beiden Punkte behauptet die englische Regierung Verpflichtungen übernommen zu haben, die ihr nicht erlauben, sich ohne weiteres aus Transvaal zurückzuziehen und den Boers das Regiment in ihrem Lande unbeschränkt zu überlassen. Aber über beide Punkte müßte es doch so schwer nicht sein, zu einer Verständigung zu kommen, wenn die Nichtverständigung das Volk der Boers zu vernichten und die Cultur eines großen Theils von Südafrica fortzuschwemmen droht. Wenn Lawson in der angezogenen Debatte des Unterhauses den Premier recht verstanden hätte, als befürworte er, einen ungerechten Krieg zur Unterdrückung der Freiheit einer Republik bis zu einem erfolgreichen Schlusse zu führen, oder mit andern Worten, daß mit den Boers nicht eher unterhandelt werden dürfe, als bis sie die Waffen niedergelegt hätten, dann ist freilich auf eine Abwendung des Blutvergießens nicht zu hoffen. In Südafrica selbst, am Cap zumal, wird, nach den Corre-

spondenzen von dort her zu schließen, diese Hoffnung auch nicht gehegt. Der britische Stolz einerseits, der sich nicht herablassen kann, mit den Boers wie mit einem freien Volke zu unterhandeln, und der Unwille der holländischen Bevölkerung, der gegen die britischen Eindringlinge nie erloschen ist, werden an Ort und Stelle vielleicht richtiger taxirt als anderswo.

Der erste Erfolg ist den englischen Waffen trotz ihrer Ueberlegenheit an militärischer Disciplin und an Artillerie durchaus nicht gesichert, wenn ihnen aufgegeben wird, sich den Zugang zu Transvaal ganz von neuem zu öffnen. Kämen sie selbst hinein, so könnten sie statt blühender Orte leicht eine Verwüstung und Ruinen finden. Ob ihre Pferde dort brauchbar sein werden, ist sehr zu bezweifeln, da alle fremden Pferde in Transvaal kranken und rasch zu Grunde gehen. Von einigen Hundert brachte Sir G. Wolseley aus dem kurzdauernden Feldzuge gegen Sokokuni nur ein einziges zurück. Ohne Pferde nützen ihnen aber ihre Geschütze nichts. Dagegen sind die Boers gute Reiter auf kleinen, aber starken und raschen Pferden und ausgezeichnete Schützen mit guten neuen Büchsen. Der Weg nach Transvaal von Natal aus geht über das Drachengebirge auf zum Theil sehr steilen oder engen sumpfigen Straßen, die sich von guten Schützen gegen jede Truppe leicht vertheidigen lassen. Sei die englische Armee nun ohne erheblichen Verlust auf das Plateau von Transvaal gelangt, so hat sie auf einer Ausdehnung zu operiren, die Frankreich gleichkommt, aber deren Beherrschung nicht von dem Besitz einer Hauptstadt abhängig ist, die es in Transvaal nicht giebt. Der Krieg nimmt dann die Gestalt eines Partherkriegs an. Den bedrängten Boers wird es allem Anschein nach nicht an Zuzug aus dem Oranjefreistaat und selbst aus der Capcolonie fehlen, und wenn die Engländer eine Schlappe erleiden sollten, so wird leicht in allen Africanders die alte Idee wach werden, daß sie durch solidarisches Zusammenstehen der britischen Herrschaft in Südafrica ein Ende machen können. Die englische Bevölkerung von Südafrica, im östlichen Capland und in Natal, wird durch die Zulus, Pondos, Basutos u. a. m. im Zaum gehalten, und wenn das westliche Capland in entschiedner Rebellion gegen Großbritannien stünde, so würde durch seine Häfen auch ein Zuzug von fremder Hilfe und Zufuhr von Kriegsbedürfnissen ermöglicht werden, abgesehen davon, daß das Terrain des Kriegs sich vervierfachen würde. Dann würde die Regierung von Großbritannien das abgefallne Land schon mit Truppen überschwemmen müssen, um es wieder zu unterwerfen, und sie wird sich fragen müssen, ob sie das kann, und wenn sie es kann, ob der Preis einer so ungeheuren Anstrengung und so ungeheurer Kosten werth ist.

Andrerseits ist freilich für die Befestigung des transvaalschen Bauernstaates nach den Erfahrungen, die er in den letzten Jahren gemacht hat, sehr zu wünschen,

daß er seine Verfassung zeitgemäß verändert. Diese reine Demokratie, die Herrschaft der Landgemeinde, die alle Beamten wählt und nur solchen gehorcht, die sich wie der Gründer des Staates, Andreas Pretorius, allen verehrt oder gefürchtet zu machen verstehen, und die den Staatssäckel so leer läßt, daß von Staats wegen nichts ausgeführt werden kann, ist für ein so großes Territorium, wie das Transvaal ist, eine Ungeheuerlichkeit. Wenn sie für einen Canton oder Gau gut genug ist, so ist sie das auch nur dann, wenn über der Gauverwaltung als Correctivbehörde die Staatsregierung mit oder ohne Parlament steht. Der Volksrath, die Executive der boerschen Republik, wird in dem künftigen Bauernstaate unverändert bestehen können, wie er besteht; aber als legislative Körperschaft kann er nicht länger die ganze Landgemeinde, sondern er muß Delegirte derselben aus allen Districten ständig zur Seite haben oder als Parlament in der Weise, wie es in der Capcolonie existirt. Das Parlament wird die Bürgschaft übernehmen, daß sowol den Farbigen als den im Lande ansässigen Briten und andern ihr Recht geschehe. Was die 800000 Farbigen betrifft, so werden die Boers sich schwerlich zu der britischen Utopie versteigen, ihnen so viel staatsbürgerliche Rechte einzuräumen, daß sie neben den freien Briten oder Africanders im Parlament sitzen können. Es ist das vorläufig nicht nöthig, damit sie in christlicher Freiheit und Civilisation erzogen werden. Die, welche sich auszeichnen, werden ja von der Regierung mit dem vollen Bürgerrechte belohnt werden können. Was aber die im Lande angesessenen Briten und andre Fremde anlangt, so liegt es im Interesse des boerschen Staates, daß diese dort nicht bloß als Gäste wohnen, als welche sie immer Neigung haben würden, sich gelegentlich, wie sie eben erst gethan, an die Stelle des Hausherrn zu setzen; sondern der Boersstaat wird ihnen dadurch, daß er ihnen vergönnt, vollberechtigte Bürger zu werden, boerschen Patriotismus und warmes Interesse für das Gedeihen der transvaalschen Republik einflößen und den gefährlichen Intriguen einer britischen Colonie im Staate ein Ende machen. Das Bedürfniß einer kräftigern Executive haben übrigens die Boers am Schlusse ihrer Volkserklärung am 10. December 1879 selbst eingestanden, und da sie mit ihren Forderungen jetzt noch auf jener Erklärung fußen, so muß auch dies Eingeständniß als eine der britischen Regierung gemachte Concession angesehen werden, über deren Ausführung im Detail sie sich mit derselben vereinbaren müssen, wenn anders überhaupt ein friedlicher Vergleich zu Stande kommt und dem weitern Blutvergießen vorgebeugt wird.

Lessingstudien.*)

Von Gustav Buchholz.

2. Die Katastrophe in der Emilia Galotti.

ie Ergebnisse, zu welchen die vorangehende Untersuchung über Lessings Theorie vom Drama geführt hat, werden — so hoffe ich — dem Dichter Lessing zu gute kommen. Ich gedenke sie auf die Beurtheilung seiner „Emilia Galotti" zu übertragen.

Soll ich diesen Versuch erst rechtfertigen? Soll ich von neuem darauf hinweisen, was längst eine ausgetretene Weisheit unsrer literarhistorischen Abc-Bücher ist und was Lessing selbst mehr als einmal betont hat, daß bei ihm stets die kritische Einsicht dem dichterischen Schaffen vorausging, daß die eine das andere bedingte und recht eigentlich befruchtete? Soll ich auch noch zeigen, wie die Hamburgische Dramaturgie und „Emilia Galotti" in ihrem Verhältniß zu einander von dieser Regel keine Ausnahme machen? Ich erlasse dem Leser und mir diese Ausführungen und wende mich sofort meinem Gegenstande zu.

Ueber das Trauerspiel „Emilia Galotti" sind die Ansichten, wie es scheint, jetzt endlich zur Ruhe gekommen. An Lob und Bewunderung fehlt es dem Stücke gewiß nicht. Und auf wen könnte es auch des packenden Eindrucks verfehlen? Eine natürliche und wieder so gedankenschwere und tiefsinnige Sprache, ein knapper, gedrungner Dialog, feine Nüancirung der Charakterzeichnung, bis ins einzelnste gehende Motivirung und kunstvoller Aufbau der Entwicklung, dabei auf düsterm politischen Hintergrunde ein leidenschaftliches Vorwärtsdrängen der Handlung — das ist so ungefähr die Summe der Schlagworte, in denen sich das Lob des Lessingschen Meisterwerkes erschöpft. Wenn nur nicht den Schluß alles Lobens und Preisens stets ein langezogenes Aber bildete, um eine Reihe von Einwürfen und Zweifeln einzuleiten, welche den Werth des ganzen Stückes in Frage stellen!

Die Katastrophe der „Emilia Galotti" ist es, welche einer fast einstimmigen Verurtheilung unterliegt. Sie verletzt unsre moralische Empfindung überhaupt und ohne alle Frage, versichert W. Dilthey (Preuß. Jahrbücher 1867, XIX, S. 280), sie charakterisirt sich durch Willkür in den sittlichen Gesichtspunkten und nervöse Unsicherheit, belehrt uns Freytag (Technik des Dramas, S. 221), wir empfinden vor ihr, wie der Sinn unsers Volks seitdem herzhafter und stolzer geworden, urtheilt Treitschke (Histor. und polit. Aufsätze. N. F. II. 645),

*) Zur Säcularfeier von Lessings Todestag, 15. Februar 1881.

sie läßt das Strafgericht der Geschichte vermissen, wenn die Edlen geopfert sind und die Verbrecher leben bleiben, klagt Carriere (Die Kunst im Zusammenhange der Culturentw. V, S. 220), sie wird äußerlich durch boshafte Intrigue herbeigeführt, nicht durch die innern Kämpfe der Leidenschaft, behauptet Hettner (a. a. O., S. 534), sie versündigt sich an der Reinheit jungfräulicher Natur und gegen die Wahrheit jungfräulicher Empfindung, ja sie allein berechtigt uns — ruft Michael Bernays kühnlich aus (Morgenblatt 1864, S. 295) — Lessing den Namen eines Dichters abzusprechen. Alle diese Männer, wie weit im einzelnen ihre Anschauungen auseinandergehen mögen, und mit ihnen ein zahlreicher Chorus gleich urtheilender, kommen darin überein, der Katastrophe des Stückes eine höhere Berechtigung zu bestreiten, weil ihr die innere unabwendbare Nothwendigkeit und Wahrheit fehle.

Und dieser Tadel ist nicht von gestern oder ehegestern. Er ist so alt wie das Stück selbst. Schon am Tage nach der ersten Aufführung in Berlin schrieb Nicolai an Lessing (7. April 1772): „Viele haben es nicht begreifen können und halten es für unnatürlich, daß der Vater seine geliebte Tochter bloß aus Besorgniß der Verführung erstechen könne.“ Und der Wandsbecker Bote, der brave Matthias Claudius, dem das Stück „sonderlich“ gefallen hatte, konnte nicht umhin, von der Schlußentwicklung zu sagen: „Ein Ding hab ich nicht recht in den Kopf bringen können, wie nämlich die Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch'n Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätt' es wagen sollen, mich anzurühren.“*)

Gewiß, dieses einstimmige Urtheil alter und neuer Zeit zu unterschätzen wäre vermessen, und ich will nicht leugnen, daß es auf den verwundbaren Punkt des Dramas abzielt. Aber das leugne ich, daß es diesen Punkt auch wirklich trifft, ich leugne, daß die Katastrophe nicht in der Anlage des Stückes und in den Charaktern der handelnden Personen, so wie sie von Lessing gedacht sind, ihre Begründung findet, und, wenn das erwiesen ist, so leugne ich auch, daß sie unser sittliches Gefühl verletzt. Ob damit das ganze Stück vor jedem Einwurf sicher gestellt ist, mag einstweilen noch unentschieden bleiben.

Die vorangehende Untersuchung hat gezeigt, daß Lessing allerdings auf das Mitleid die ganze Wirkung des Dramas gebaut hat, daß ihm aber eben dieses Mitleid ohne eine Schuld des Helden nicht möglich erscheint, ja daß er verlangt, das Leiden solle zu dieser Schuld in Proportion stehen. Diese Erkenntniß ist für die Würdigung der „Emilia Galotti“ grundlegend. Niemand

*) Claudius, Werke. Gotha 1879. I. 99.

hat bisher zwischen Lessings theoretischen Anschauungen und seinem dichterischen Schaffen einen Widerspruch aufweisen können, niemand wird daher von vornherein annehmen wollen, der Dichter habe in der „Emilia" diejenigen Regeln Lügen gestraft, welche er in seinem Jugendbriefwechsel so gut wie später in der Dramaturgie als unverbrüchliche Grundwahrheiten des dramatischen Schaffens hinstellte. Das Unglück des Helden muß eine Folge aus seinem Charakter sein — so lautet also nach Lessing eins jener Grundgesetze der Tragödie, d. h. in unser ästhetische Kunstsprache übersetzt: die Katastrophe muß sich aus der Schuld des Helden herleiten. Sehen wir, ob dieses Gesetz in der „Emilia Galotti" befolgt ist.

Aber wer ist der Held des Stückes? Diese Frage ist so überflüssig nicht, wie sie zuerst erscheinen möchte. Erst vor kurzem hat Julian Schmidt (Im neuen Reich 1877. II, 280 ff.) zu erweisen gesucht, daß nicht Emilia, welche bisher allgemein als die Hauptperson betrachtet wurde, sondern daß der Prinz der Held der Tragödie sei. Und er beruft sich dabei auf Lessings eigne Worte. „Weil das Stück Emilia heißt," schreibt Lessing am 10. Februar 1772 an seinen Bruder Karl, „ist es darum mein Vorsatz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Personen, die gar nicht aufs Theater kamen." Man hat hiergegen eingewendet und trifft damit jedenfalls den Sinn der Lessingschen Worte vollständig, daß auch ein nicht hervorstechender Charakter der Held einer Tragödie sein könne.*) Aber an sich ist es freilich nicht unmöglich, Lessings Worten auch eine andere Deutung unterzulegen, und man muß gestehen, daß der Zusammenhang, in welchen Lessing sie gestellt hat, zu dieser Deutung einzuladen scheint. Ich meine den Zusammenhang mit der Titelfrage. Man weiß aus der Dramaturgie zur Genüge, wie liberal Lessing in dieser Frage dachte. Er hat es wiederholt ausgesprochen, daß der Titel eines Stückes eine wahre Kleinigkeit sei, daß er weder den Inhalt anzuzeigen noch zu erschöpfen brauche (17. Stück), daß ihn auch die Alten für ganz unerheblich hielten (29. Stück), aber er hat niemals unterlassen hinzuzufügen, daß er doch auch nicht irreführen solle, nicht unsre Aufmerksamkeit auf einen falschen Punkt richten dürfe. Und das thäte doch wohl der Titel unsers Stückes, wenn nicht Emilia sondern der Prinz als die Hauptperson anzusehen wäre. Die Worte Lessings an der angeführten Stelle, falls sie überhaupt einen Sinn haben, können daher nicht besagen, das Stück führe freilich den Titel „Emilia Galotti", aber diese sei nicht die Heldin, vielmehr kann die Bedeutung seiner Worte nur die sein: die Hauptperson eines Stückes brauche nicht immer die thätigste in demselben zu sein. Und was die Bemerkung Lessings angeht: die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Per-

*) B. Arnold, Lessings Emilia Galotti. Progr. des Gymnasiums zu Chemnitz 1880. S. 6.

sonen, die gar nicht aufs Theater kamen, so ist es zu ihrer Würdigung vielleicht nicht uninteressant zu erfahren, wie Lessing über diese Frage dachte, als er an der Dramaturgie arbeitete. „Hat man jemals gehört," sagt er dort (39. Stück), „daß ein Trauerspiel nach einer Person benannt worden, die gar nicht darin vorkommt?"

Das Resultat ist: Lessings Worte bedeuten zum Theil nicht das, was sie nach jener Auslegung bedeuten müßten, zum Theil charakterisiren sie sich als unbedachte Aeußerungen des Augenblicks, die vor einer nähern Prüfung an Lessings eignen Worten in der Dramaturgie zusammenfallen. Die Heldin des Stückes also bleibt Emilia Galotti, und der Sinn des Ganzen ist nicht — mit Julian Schmidt zu reden — der Erweis, wie „unumschränkte Monarchie auch gut angelegte Naturen tyrannisch" macht, sondern dieses Trauerspiel, welchem Lessing den Namen „Emilia Galotti" gegeben hat, ist vielmehr, wie der Autor es wiederholt selbst ausgesprochen hat, „weiter nichts als eine modernisirte, von allem Staatsinteresse befreite Virginia."*)

Diese Worte müssen den Ausgangspunkt unsrer Untersuchung bilden. Lessings einseitige Abneigung gegen das historische Schauspiel ist bekannt. „Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stücke Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nichts bei," sagt er bei Besprechung seiner eignen „Miß Sara" in der Dramaturgie (14. Stück). „Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstracter Begriff für unsre Empfindungen." Eben diese Abneigung wird vielleicht der Grund gewesen sein, weshalb Lessing den schon angefangnen Entwurf einer „Virginia" in ihrem ursprünglichen antiken Gewande unvollendet gelassen hat und sich der bürglichen Virginia zuwandte.

Aber es könnte diese Erscheinung auch noch eine andre Ursache haben. Man hat dem Dichter jene Uebertragung des antiken Stoffes auf moderne Verhältnisse vielfach verdacht und sie eine gewaltsame genannt, die sich an dem Stück und insbesondre an seiner Katastrophe schwer gerächt habe. Ich glaube, daß dieser Tadel nicht begründet ist, daß Lessing vielmehr mit gutem Grunde handelte, wenn er den Boden der livianischen Erzählung verließ. Denn diese Erzählung bot ihm nun einmal, so wie sie der Historiker überlieferte, weder Handlung noch Charaktere, die er zu einer Tragödie gebrauchen konnte. Virginius ersticht seine Tochter, um sie aus den Händen der Gewalt zu befreien, seine That ist in römischen Verhältnissen und Rechtsbegriffen vollkommen begründet, sie ist rein menschlich

*) S. Lessing an seinen Bruder Karl, 1. März 1772; an den Herzog von Braunschweig, Anfang März 1772; an Nicolai, 21. Januar 1758 (!).

betrachtet, groß und erhaben, aber ist sie nach den Grundsätzen Lessings tragisch, d. h. ist sie im Stande Mitleid zu erregen? Man wird diese Frage ohne Zweifel verneinen müssen. „Ein blutendes Lamm auf dem Altare der Freiheit" wird nie des ergreifenden Eindrucks auf unser Herz entbehren, aber der höchsten tragischen Wirkung ist ein solcher Stoff nicht fähig, ihm fehlt ein Haupterforderniß, die ἁμαρτία des Aristoteles, die tragische Schuld der Neueren. Es ist zu verwundern, wie diejenigen, welche auf die tragische Schuld so viel und mehr Gewicht legen als Lessing, ihm vorwerfen, daß er den antiken Stoff nicht unangetastet gelassen habe.

Und die beiden andern Charaktere der Geschichte? Denn man könnte ja einwenden, daß der Dichter nicht gezwungen war, gerade Virginia zur Hauptperson zu machen. Aber Claudius sowohl wie Virginius eignen sich beide gleich wenig zu tragischen Helden; jener erscheint als der vollendete Bösewicht, dieser, obwohl er der Handelnde ist, bleibt doch nur eine Nebenperson. Alle drei Charaktere konnten nicht zu tragischen Helden verwendet werden, ehe sie nicht eine durchgreifende Wandlung erlitten hatten. Virginia, als Heldin des Stückes gedacht, durfte nicht schuldlos fallen, Claudius, an derselben Stelle, nicht als tyrannischer Unmensch erscheinen, und wenn Virginius der Tragödie den Namen geben sollte, so mußte er nicht bloß als Rächer seiner Tochter auftreten, sondern eine selbständige, vorwiegend politische Rolle übernehmen, die zugleich eine Modificirung seines Charakters bedingte.

Lessing hat eine solche Umgestaltung historischer Charaktere nicht für fehlerhaft erklärt, aber er hat sie an eine Bedingung geknüpft. „Nur sollte der Dichter sich — sagt er (Dramaturgie, 33. Stück) — im Fall, daß er andre Charaktere als die historischen oder wohl gar diesen völlig entgegengesetzte wählt, auch der historischen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Personen das bekannte Factum beilegen als bekannten Personen nicht zukommende Charaktere andichten." Eben dieses Gesetz hat Lessing in seiner Emilia Galotti befolgt. Der antike Stoff erschien ihm nicht brauchbar, wenn die Charaktere nicht einer wesentlichen Umwandlung unterzogen würden. Er unterwarf sie dieser Umwandlung, aber er hielt sich nun auch nicht mehr berechtigt, seine neuen Personen die alten Namen usurpiren zu lassen, und getreu dem Grundsatze, daß einheimische Sitten in der Tragödie zuträglicher sind als fremde (97. Stück), versetzte er die also verwandelte Virginia von dem classischen Boden hinweg mitten in die Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts an den Hof eines kleinen italienischen Fürsten. Die modernisirte Virginia erhielt den Namen Emilia Galotti.

Brauche ich noch zu sagen, worin ich die wesentliche Umgestaltung des Hauptcharakters sehe? Virginia fällt als schuldlose Märtyrerin der politischen

Freiheit, Emilias Tod ist nichts anderes als Folge und Sühne zugleich der Schuld, welche sie auf sich geladen hat. Alles wird daher von dem Erweise dieser Schuld abhängen. Fällt Emilia als ein schuldlos bejammernswerthes Opfer der Leidenschaft des Prinzen und der Arglist Marinellis oder zieht sie ein verdientes Schicksal auf sich herab? Und dazu die zweite Frage, welche sich zu einem Theil aus der ersten mit Nothwendigkeit ergiebt, zu einem andern aber auch selbständiger Natur ist: Hat Odoardo, der Vater Emilias, ein Recht seine Tochter zu ermorden? Mit der Beantwortung dieser beiden Fragen, maßgebend — je nachdem die Antwort bejahend oder verneinend ausfällt — für die Berechtigung der Katastrophe, ist auch die Frage nach dem Werth oder Unwerth des ganzen Stückes entschieden. Fällt die Katastrophe, d. h. erweist sich der Charakter der Heldin als ein untragischer und die That Odoardos als eine unberechtigte, so ist unleugbar die Gesammtanlage des Stückes verfehlt; man mag es noch fernerhin loben wegen einzelner Schönheiten, unter die classischen Muster der deutschen Bühne wird es nicht mehr gerechnet werden können. Im andern Falle aber weiß ich nicht, woher man die Berechtigung nehmen will, von verletztem sittlichem Gefühl zu sprechen, wo eher von sittlicher Versöhnung und Erhebung durch die Sühnung der Schuld die Rede sein sollte? In diesem Falle vielmehr wird Lessing es erfüllt haben, was er in der Dramaturgie so schön von dem Dichter fordert: seine Emilia wird ein „Ganzes sein, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit anstößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm in dem allgemeinen Plane der Dinge suchen müssen."

Es ist klar, daß die tragische Schuld Emilias — wenn irgendwo — in ihrem Verhältniß zum Prinzen zu suchen ist. Kein Geringerer als Goethe war es, der zuerst aus diesem Punkte das Verständniß des ganzen Stückes herleiten wollte. Nur tadelte er, daß die Liebe des Mädchens zum Prinzen nirgends ausgesprochen sei, sondern nur „subintelligirt" werde.*) Diesen Gedanken haben später andre aufgenommen und im einzelnen mehr oder minder glücklich ausgeführt.**) Auch hier soll, nachdem die Stimmen dieser Männer gegenüber der allgemein herrschenden Ansicht verhallt sind, kein andrer Versuch gemacht werden als aus den Andeutungen, welche der Dichter über die Stellung der Heldin zum Prinzen gegeben hat, die Berechtigung der Katastrophe zu entwickeln. Um aber über

*) Aeußerung vom 8. März 1812 in Riemers Mittheilungen über Goethe. II, 663.

**) H. Th. Rötscher, Cyclus dramat. Charaktere II (1846) in einer feinsinnigen Charakteristik des Prinzen; D. W. Loebell, G. E. Lessing. Aus Bonner Vorlesungen herausgegeben von Koberstein (1865); F. D. Nölting in einem Wismarer Schulprogramm v. 1878; Mich. Bernays nimmt in dem angeführten Aufsatz (Morgenblatt, 1864) eine Mittelstellung ein.

diesen Punkt einen klaren Blick zu gewinnen, ist es nöthig, daß wir vorher das Verhältniß Emilias zu Appiani an der Hand des Wenigen, was unser Stück darüber sagt, hauptsächlich aber unter psychologischer Berücksichtigung der Charaktere beider ins Auge fassen.

„Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmack" schreibt Lessing mit Beziehung auf unser Stück am 10. Februar 1772 an seinen Bruder, und er fügt hinzu: „Ich kenne an einem unverheirateten Mädchen keine höhere Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam." Hier haben wir einen authentischen Aufschluß über den Charakter der Heldin, der auch geeignet ist, über ihr Verhältniß zu ihrem Verlobten Licht zu verbreiten. Man hat an diesem Verhältniß schon kurz nach dem Erscheinen des Stückes gemäkelt. Caroline Flachsland schrieb im Juni 1772 an Herder: „Aber mich dünkt, Lessing hat nie geliebt, wenigstens nicht tief in der Seele," und Herder antwortete ihr: „Nur freilich Weiber würdig schildern werdet Ihr dem guten Manne kaum zugeben und ich glaubs selbst." (Aus Herders Nachlaß III, 285 u. 301). Auch andere Beurtheiler haben verlangt, daß das liebende Paar mehr im Vordergrunde des Interesses stehen sollte. (So Mauvillon in der auserles. Bibl. der neuesten deutschen Literatur II. (1772) 166.) Ich glaube aber, Lessing hat mit gutem Grunde das Verhältniß von Seiten Emilias als ein so kühles dargestellt. Er wollte sich dadurch die Möglichkeit offen halten, daß die Erscheinung des Prinzen einen tiefen Eindruck auf das Herz Emiliens machen könne. Seine Emilia durfte noch gar nicht geliebt haben, als sie Appiani die Hand zum Verlöbniß reichte, um dann einem fremden Manne gegenüber von dem ihr bisher unbekannten Feuer, welches ihr selbst — gebunden wie sie nun einmal war — als ein verbrecherisches erscheinen mußte, nur um so mächtiger und unwiderstehlicher ergriffen zu werden. In kindlichem Gehorsam und in blindem Vertrauen zu der Einsicht ihrer Eltern hat sie, ohne ihr eignes Herz zu befragen und recht zu kennen, in die Heirat mit dem Grafen gewilligt, sich vielleicht auch eingeredet, daß das Gefühl der unbegrenzten Hochachtung, welches sie vor der sittlichen Manneswürde in Appiani empfinden muß, Liebe sei.

Eben aus dieser Auffassung ist auch die Anlage von Appianis Charakter zu erklären. Appiani ist ein Sonderling voller Schwermuth und Tiefsinn, — einen „Empfindsamen" nennt ihn Marinelli —, von edler Sittlichkeit durchdrungen und in sofern charakterstark, aber ohne die wahre Willensfestigkeit, etwas angekränkelt von der Rousseauschen Naturschwärmerei seiner Zeit und der Bethätigung männlicher Kraft im praktischen Leben abhold, dabei ein Mann, der ähnlich wie Tellheim und Odoardo in seiner „stolzen Bescheidenheit" sich nirgends aufdrängen mag und schon deshalb das Hofleben haßt. In Odoardo, der beim Prinzen

in Ungnade steht, hat er nach dieser Seite hin einen Gesinnungsgenossen gefunden, ihn verehrt er als das „Muster aller männlichen Tüchtigkeit“ mit dem ganzen Feuer seines Idealismus, während seine Liebe zu Emilia sich nirgends in einer lebhaften Aufwallung des Gefühls verräth. Kann er sich doch selbst an seinem Hochzeitsmorgen einer düstern Schwermuth nicht erwehren, die nur da für einige Augenblicke einer gehobeneren Stimmung weicht, als er seine Emilia in begeisterten Worten an ihren edeln Vater erinnert. Daß auch diese ihm daher nur ungezwungene Liebenswürdigkeit, nicht aber ein tieferes Gefühl entgegenbringt, kann bei dieser Motivirung durch die Anlage seines Charakters nicht befremden. Freudig wird sie erregt, als sie Appianis Schritt vernimmt, sie eilt ihm, als er erscheint, entgegen und sucht durch Scherz und Fröhlichkeit seine tiefsinnige Schwermuth zu vertreiben. Das ist aber auch alles. An Stelle eines leidenschaftlichen Aufflammens ihrer Zärtlichkeit an ihrem Hochzeitsmorgen finden wir nur einen leisen Zug schalkhafter Koketterie.

Diese Auffassung der beiden Charaktere und ihres Verhältnisses zu einander wird noch mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn wir dem reflectirenden Dichter auch noch an einigen andern Stellen des Stückes nachgehen. Ich meine verschiedene Aeußerungen Emilias im Laufe des Stückes, die der Dichter seiner Heldin als unbewußte in den Mund gelegt hat. Als Emilia den vermeintlichen Räubern entflohen nach Dosalo geflüchtet ist, da ist ihre erste Frage, die sie in peinlicher Ungewißheit über das Schicksal ihrer Lieben an Battista, ihren vermeintlichen Retter, richtet, nicht nach Appiani, sondern nach ihrer Mutter. „Wo bleibt meine Mutter?“ ruft sie aus, und dann erst: „Wo blieb der Graf?“ Seine Gefahr vergißt sie ganz über der Furcht, die sie für die Mutter empfindet. So sagt sie zu Marinelli: „Aber ich erschrecke, mich allein gerettet zu sehn. Meine Mutter ist noch in Gefahr. Hinter uns ward sogar geschossen. Sie ist vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben sollen.“ Und so auch nachher in der Scene mit dem Prinzen. Dieser will Emilien beruhigen und beginnt: „Der Graf, Ihre Mutter“ —. Emilia unterbricht ihn: „Ah, gnädigster Herr, wo sind sie? Wo ist meine Mutter?“ Sicherlich hat der Dichter eine Absicht damit verbunden, wenn er seine Heldin so beharrlich immer oder doch wenigstens in erster Linie die Gefahren, welche ihrer Mutter drohen, ins Auge fassen läßt. Er will zeigen, daß hier die Mutter der Tochter näher steht als der Verlobte — fast schon Gemahl zu nennen — der Braut.

Es ist wahr, das Bestreben, aus solchen einzelnen abgerissenen Aeußerungen eine Meinung über eine Dichtung zu beweisen, führt leicht auf schlüpfrigen Boden. Stets ist die Gefahr vorhanden, dem Dichter Gedanken und Absichten unter-

zuschieben, die ihm ganz fern lagen. Denn nur zu leicht findet man in solchen Dingen etwas, sobald man es nur recht ernstlich finden will. Dagegen wird man bei Lessing mit Fug darauf hinweisen dürfen, daß man sich ihm gegenüber nicht genug hüten kann von Zufälligkeiten zu reden, da die Reflexion — die Kritik, wie er selbst sagte — in seinen dichterischen Werken entschieden vorwaltet. Auch Emilia macht davon keine Ausnahme, von deren erstem Entwurfe er, sich selbst verspottend, schrieb, daß er alle sieben Tage sieben Zeilen weiterrücke (an Nicolai, 21. Januar 1758).

Aber mag man doch über die angeführten Stellen urtheilen, wie man will — es stünde schlimm um den Dichter, wenn auf ihnen zuletzt das Verständniß von Emilias Verhältniß zu Appiani beruhte. Auch ohne diese Stellen wird man jenes Verhältniß nicht anders bestimmen können, als es im vorigen auf Grund der betreffenden Scenen des zweiten Actes geschehen ist. Von dem gewonnenen Resultate aus gilt es nun auch das Verhältniß Emilias zum Prinzen zu bestimmen.

Um es gleich von vornherein mit wenigen Worten zu sagen: ich glaube daß der Dichter auf den Eindruck, welchen der Prinz auf Emilia bei ihrer ersten Begegnung im Hause des Kanzlers Grimaldi gemacht hat, die ganze Entwicklung des Dramas gebaut hat. Dieser Eindruck ist für Emilia nahezu überwältigend gewesen. Er hat ihre Sinne vollkommen gefangen genommen, ihr ein ganz neues Empfindungsleben aufgeschlossen, er hat — wie es Rötscher ausdrückt — in Emilia das Weib in ihrem geheimsten Empfinden ergriffen. Die ganze Tragweite dieses Vorgangs ist Emilien zu dem Zeitpunkte, an welchem die Handlung des Stückes einsetzt, selbst noch nicht klar, seine Wirkungen äußern sich nur halb unbewußt bei einzelnen Gelegenheiten. Der Tod Appianis, welcher sie rettungslos in die Hände des Prinzen liefert, erhellt ihr mit fürchterlicher Deutlichkeit den sittlichen Abgrund, an welchem sie steht, und diese Erkenntniß ruft den verzweifelten Wunsch nach dem Tode bei ihr wach. So sind, mit Lessing zu reden, „Charakter und Unglück“ fest aneinander gekettet, eins ist in dem andern gegründet, oder um die Sprache unsrer neuern Aesthetiker anzuwenden: der Tod Emilias, den sie selbst herbeiwünscht, ist nicht ein unverschuldetes Loos, sondern die verdiente Sühnung ihrer Schuld. Zum Beweise dafür wird es vor allem nöthig sein, wie vorher auf Appiani, so jetzt auf den Charakter des Prinzen einen Blick zu werfen.

Der Prinz ist mit nichten eine innerlich völlig corrumpirte Erscheinung, vielmehr allem Schönen und Edeln zugänglich, mit offnem Kopf und warmem Herzen, aber ihm fehlt der sittliche Halt, die Energie eines reinen Willens, und so besteht sein Grundfehler in jener unglückseligen Halbheit, die ihn weder groß

in der Tugend noch im Laster sein läßt. Diesem Manne, dessen verführerische Persönlichkeit dem weiblichen Herzen so gefährlich ist, tritt Emilia gegenüber. In jener Vegghia beim Kanzler Grimaldi hat der Prinz ihre holdselige Schönheit zu bewundern Gelegenheit gehabt. „Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt," entgegnet Odoardo rauh der thörichten Mutter, welche ihm den Triumph ihrer Tochter frohlockend erzählt und wohl gar Hoffnungen auf eine Versöhnung ihres Gemahls mit dem Prinzen daran knüpfen möchte. Daß er recht hat, der argwöhnische Alte, lehrt die Folge. Denn von jenem Abende an ist der Sinn des Prinzen nur auf den Besitz Emilias gerichtet.

Aber auch Emilia hat sich dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht zu entziehen vermocht. Das lehren uns am besten ihre eignen Worte über diese erste Begegnung mit dem Prinzen, welche ihr der Dichter noch kurz vor ihrem Tode in den Mund legt. „Ich kenne," sagt sie da, „ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da unter den Augen meiner Mutter — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion in Wochen nicht besänftigen konnten." Wenn auch verhüllt und das Besondere verallgemeinernd, spiegeln diese Worte getreu den Eindruck wieder, welchen der Prinz gleich bei diesem ersten Zusammentreffen auf Emilia ausgeübt hat. Aber sie fühlt sich nicht so bald in seinen Kreis gebannt, als sich auch ihr besseres sittliches Bewußtsein dagegen aufbäumt, das den Prinzen bei aller jugendlichen Unerfahrenheit mit dem Scharfblick gesunder Naturen durchschaut. Durch die härtesten Religionsübungen sucht sie Wochen hindurch ihre sündhafte Schwäche zu ersticken. Und wie ist ihr das gelungen? Sie selbst meint vielleicht, daß sie im ernsten Ringen mit sich durch selbstauferlegte kirchliche Büßungen ihr Herz gereinigt, den Tumult ihrer Seele besänftigt habe, aber der Vorfall in der Kirche belehrt uns eines andern. Als sie hier am Hochzeitsmorgen sich noch einmal in innigem Gebete stärken und die Gnade von oben erflehen will, da naht ihr an heiliger Stätte der Prinz mit Liebesbetheurungen, dicht hinter ihr nimmt er seinen Platz, sie wagt nicht sich umzukehren — ahnt sie vielleicht, wer er ist? Dann, als das heilige Amt zu Ende ist und sie ihn erblickt, ist sie ihrer nicht mächtig genug, um ihm gleich durch den ersten Blick zu zeigen, wie wenig seine Worte bei ihr ausrichten werden. „Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte," sagt sie nachher zu ihrer Mutter, „hatt' ich nicht das Herz, einen zweiten auf ihn zu richten." „So hat," wie sie es ausdrückt, „fremdes Laster sie zur Mitschuldigen gemacht." Sie flieht daher, der Prinz ihr nach, er ergreift und zwingt sie ihn anzuhören, in unaussprechlicher Angst steht sie vor ihm da, nach seinen eignen Worten „stumm und niedergeschlagen und zitternd, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurtheil hört,"

endlich entrinnt sie ihm und eilt in die Arme ihrer Mutter, um dieser ihr geängstetes Herz auszuschütten.

Und nun folgt jene meisterhafte Scene zwischen Mutter und Tochter. Noch wogen bei dieser die Empfindungen, die sie eben bewegt haben, auf und ab. Ihre furchterhitzte Phantasie hat den Prinzen mit ins Haus treten sehen, mit die Treppe hinaufsteigen hören, und erst in den Armen der Mutter fühlt sie sich sicher. Dann beginnt sie zuerst sich selbst anzuklagen als Mitschuldige fremden Lasters und endlich auf Drängen der Mutter den Hergang in abgerissenen Sätzen zu erzählen. Als sie den Eindruck schildern will, welchen der Anblick des Prinzen auf sie ausgeübt, da glaubt sie ihr einfaches: „Und da ich mich umwandte und da ich ihn erblickte" werde der Mutter genügen, denn so sehr hat der Gedanke an den Prinzen in diesem Augenblick ihr Herz und Sinne eingenommen, daß für sie jetzt kein andrer „er" da ist, als der Prinz. „Wen, meine Tochter?" fragt die Mutter. „Rathen Sie, meine Mutter, rathen Sie. — Ich glaubte in die Erde zu sinken. — Ihn selbst" — erwiedert Emilia, indem sie es noch immer vermeidet, den Namen zu nennen, welchen die Scham ihr auszusprechen verbietet. Und erst auf die erneute Frage der Claudia: „Wen ihn selbst?" gewinnt sie es über sich, den Prinzen zu nennen.

Woher diese unbegreifliche Verwirrung, diese namenlose Angst vor dem ihr fast fremden und unbekannten Manne? Wie ist es zu erklären, daß sie ihrer nicht mächtig genug war, ihm in einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdiente? Woher sonst, als weil sie sich nicht sicher vor ihm wußte? Andernfalls gehört sie in eine Klasse mit denen, die aus ihrer Tugend ein Schaustück machen, welches sie vor jedem Hauche, jedem unheiligen Worte zu beschützen suchen, als wenn der Rost auch ächtes Metall fressen könnte, und die eben dadurch zeigen, daß ihr Metall unächt ist.

Fremdes Laster also hat sie wider ihren Willen zur Mitschuldigen gemacht. Und doch kommt sie sich nach den beruhigenden Worten der arglosen thörichten Mutter in ihrer Furcht fast lächerlich vor und sagt sich selbst verspottend: „Was für ein albernes furchtsames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabei nehmen können, und würde mir ebenso wenig etwas vergeben haben." Sagen diese Worte nicht das gerade Gegentheil von dem aus, was wir soeben aus dem übrigen Benehmen Emilias schlossen? Scheint der Prinz nun nicht ihrem Herzen wieder ganz fern zu stehen? Nein, ich glaube, alles was wir der Absicht des Dichters gemäß aus diesen Worten schließen können, ist vielmehr nur, daß jene sündliche Schwäche wider ihr eignes besseres Bewußtsein, wider ihr reineres Wollen noch so sehr bei ihr im Aufkeimen begriffen ist, daß sie zu Zeiten in einem plötzlichen Umschlag ihrer Seelenstimmung das

Böse als nicht vorhanden, als eingebildet übersehen und verlachen kann. Diese Schilderung der wechselnden Empfindungen in ihrer Brust ist ein Meisterstück Lessingscher Kunst. So drückt auch Goethes Gretchen, als sie ebenfalls schon vom Bösen umfangen ist — freilich in einem andern, mehr mystischen Sinne umfangen ist — zuerst ihre Angst aus mit den Worten: „Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib," um dann sich selbst verspottend unvermittelt hinzuzufügen: „Bin doch ein thöricht furchtsam Weib!" (Schluß folgt.)

Der Parlamentarismus in England.

3.

Der Londoner Philister wird auf die Frage, wer England regiere, ohne Verzug und Bedenken antworten: Natürlich die Presse, die öffentliche Meinung, und die große Mehrzahl der deutschen Liberalen wird das glauben. Preßfreiheit und Parlamentarismus gehören nach deren Credo ja zueinander wie die siamesischen Zwillinge. In Wirklichkeit sind in England alle Beschränkungen der Preßfreiheit vom Parlamente ausgegangen, wozu allerdings zu bemerken ist, daß keine Regierung eine Presse vertragen kann, die ungehindert und ungestraft thun könnte, was ihr beliebt. Selbst Milton hat sich gegen diese Presse aufs allerentschiedenste ausgesprochen; er nennt freche Zeitungsscribenten „Missethäter" und will „schärfste Justiz" gegen sie geübt wissen. Er meint: „Bücher sind nicht ganz todte Dinge, sondern enthalten eine Lebenspotenz, dazu angethan, so thätig zu sein, wie die Seele, deren Kinder sie sind, ja sie bewahren wie in einer Phiole die reinste Wirkung und Essenz des lebendigen Geistes, der sie erzeugte." Das Unterhaus erklärte einmal, Schriften, die das Haus oder ein Mitglied desselben tadelten, seien eine grobe Verletzung seiner Privilegien, und noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts maßte es sich das Recht an, Verletzungen derart mit knieender Abbitte oder gar mit Auspeitschung am Schinderkarren zu ahnden.

Es ist wahr, unter dem englischen Parlamentarismus gab es für die Zeitungen niemals eine Censur, wohl aber im Statute Law indirecte Daumenschrauben mehr als genug. Eine davon war der Zeitungsstempel, der erst vor zwanzig und einigen Jahren aufgehoben wurde, nachdem er dem Zwecke gedient, die wohlfeile politische Presse nicht aufkommen zu lassen. Das Parlament hat sich stets mehr oder minder feindlich gegen diese letztere verhalten, weil sie Klassen und Interessen vertrat, welche im Parlamente keine Stimme hatten. Es duldete die andre und vertrug sich meist gut mit ihr, erhielt sie aber rechtlich in precärer Stellung. Die Siege,

auf denen die gegenwärtige Stellung der Presse Englands beruht, sind fast ausnahmslos vor den Gerichten erfochten worden, mit Hilfe der Geschworenen und der vom Parlament unabhängigen Richter. Man lese in Buchers „Parlamentarismus" nach, wie 1772 das Unterhaus den unter der Aufregung der Wilkesschen Wahl gefaßten Beschluß von Zeitungsdruckern, die betreffenden Debatten zu veröffentlichen, als „unerhörte Frechheit" bestrafte. Noch während des amerikanischen Krieges schloß es nicht selten alle Zuhörer, also auch die Reporter aus, und noch heute kann jedes Mitglied Räumung der Galerie verlangen.

Das englische Preßgesetz hat viel höhere Strafen und giebt dem Richter für die Subsumirung der Thatsachen unter das Gesetz einen viel weitern Spielraum als das deutsche. Die Freiheit, welche das gedruckte Wort in England für gewöhnlich genießt, ist nicht durch das Gesetz verbürgt, sondern wird durch das jeweilige Temperament der Regierung, der Gerichte und der an der Gewalt theilnehmenden Klassen gestattet. „So oft der Besitzstand des öffentlichen Rechts von einer Bewegung, die nicht von einer Fraction der Aristokratie geführt wird, bedroht erscheint, wird das schlummernde Gesetz geweckt." Man vergleiche das S. 225 unsrer Schrift mitgetheilte unerhörte Beispiel aus dem Jahre 1848.

„Die faktische Stellung der Presse ist das Erste, worauf man bei dem Versuche stößt, die „öffentliche Meinung" zu zergliedern und sich klar zu machen, welches Ding hinter dem vielgebrauchten Worte steckt. Niemand bestreitet, die meisten unterschätzen die Macht der Tagespresse. Ob der bewußte Gebrauch, der von ihr gemacht wird, mehr vom Guten oder vom Uebel ist, darüber mag gestritten werden. Aber unabhängig vom Gebrauch und Inhalt muß die bloße Existenz einer Institution wie das moderne Zeitungswesen einen mächtigen Einfluß üben, weil es geistige Gewöhnungen erzeugt. Und die Untersuchung dieses Einflusses müßte, so scheint es, voraufgehen, ehe man die Presse, wie das in England geschieht, als die Regentin, wenigstens als eine Mitregentin, als den ‚vierten Stand' anerkennt."

Die englische Tagespresse stumpft das Gedächtniß und das Denken ab und befestigt Klassen- und Parteischeidungen. Die Correspondenzen mit Freunden, die Unterhaltungen über politische Gegenstände, an deren Stelle sie getreten ist, hatten ihre Mängel, aber auch ihre großen Vorzüge. Man lernt aus den Zeitungen vielerlei, aber nicht viel, vielleicht zuviel, aber nichts ordentlich, nichts recht sicher und genau, man steht, wenn man sie liest, nicht im Leben. Keine Zeitungsnotiz prägt sich so fest ein als das gesprochene Wort. „Das politische Gespräch ist in England im Aussterben. . . In den Zeitungszimmern der Clubs ist angeschlagen: ‚Kein Gespräch', nur das Rauchzimmer bietet allenfalls eine allgemeine Unterhaltung." Die Redeübungsvereine (debating societies) haben geringe Bedeutung; in ganz London werden an fünf oder sechs Orten ein oder zweimal vor demselben Zuhörerkreise und von denselben Rednern Tagesfragen erörtert. Es sind (ein Capitel des ersten Bandes von Beaconsfields „Endymion" schildert die Sache recht anschaulich) „Tanzstunden in der Beredsamkeit, zuweilen geradezu unter der Leitung eines professor of elocution." Sie üben junge Parlamentsmitglieder und solche Streber, die das werden wollen, Advocaten und Akademiker ein. „Auf die geheimen Conclave aber, aus denen neue Ministerien hervorgehen, hat das, was im ‚grünen Drachen' festgestellt wird, soviel Einfluß, als ob ein Stern sich geschneuzt hätte." Auch die Volksversammlungen (Meetings) geben nicht sowohl zum Austausch, sondern nur zur Verbreitung von Gedanken Gelegenheit. „Ein Comité, das sich selbst constituirt hat, erläßt die öffentliche Einladung, entwirft die Resolutionen, bezeichnet die Redner und vertheilt die Einlaßkarten zu dem erhöhten Raume, auf dem es

Platz nimmt. Nur aus diesem ausgewählten Kreise treten Redner auf. Wenn jemand aus dem Publicum trotz des unausbleiblichen Tumults zum Worte kommt, so ist er mehr geduldet als anerkannt . . . Daß Meetings für einen beabsichtigten Zweck sehr wirksam sind, daß sie in einzelnen Fällen der Regierungsmaschine eine Richtung geben, ist eine Sache für sich. Rechtsgeschichtlich betrachtet sind sie Entartungen der alten Gemeindeversammlungen. Sie zerreißen das Volk, während jene ein Bindemittel waren . . . Daß der im Parlament zu aller Schärfe entwickelte Gegensatz der Parteien sich von da durch die Wahlen auch in die Gemeinden überträgt, ist ein großer Uebelstand." „Der Gedankenaustausch, sonst unmittelbar, zwischen Individuum und Individuum, wird jetzt durch Delegirte geführt, durch die Zeitungen, eine Veränderung, die mit der Entwicklung des Repräsentativsystems in Wechselwirkung steht. Tausende und aber Tausende von Bürgern gehen auf in eine Zeitung, und die unendliche Zahl möglicher Combinationen von Individuen, kleinerer und größerer Gesichtskreise, in denen Wissen, Beobachtung und Gedanken sich fruchtbar berührten, ist zu einem Dutzend publicistischer Gegensätze oder Schattirungen zusammengeschwunden. Die Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten des Landes und der Gemeinde wird eine mittelbare, verwandelt sich aus einer Pflicht und Ehre der Bürger in einen Geschäftszweig. Die „Meinung" wird jeden Morgen fix und fertig auf den Frühstückstisch gelegt wie die Semmel. Das Lesen gewöhnt daran, nur aufzunehmen. Man genießt seine Zeitung, rechnet darauf, daß sie sich von selbst verdauen und in Fleisch und Blut übergehen werde, findet aber in der Hast des Erwerbens oft wochenlang keine Zeit, sich das Gelesene zu überlegen, und die Folge ist Wüstheit des Gedächtnisses und Stumpfheit des Urtheils.

Ohne Wirkung aber ist das Zeitungswesen keineswegs. Die Thatsachen verschwimmen, und wer am Sylvesterabend nach der Geschichte des Jahres gefragt wird, der wird sich in der Regel gewaltig besinnen müssen. Aber von den Urtheilen bleibt doch vieles auf der Tafel des Gedächtnisses, und die größte Gefahr für den Leser und die größte Gewalt der Presse liegt darin, daß jener geneigt ist, eine solche Erinnerung für sein eigues Erzeugniß zu halten. Niemand weiß das besser als die „Times." „Einige Tage, bevor sie eine Discussion beginnen will, streut sie bei einer andern Veranlassung den leitenden Gedanken aus. Wenn sie dann zu dem Gegenstande kommt, die möglichen Auffassungen herzählt und abwägt und sich für eine entscheidet, so findet der Cockney, daß sie ihm wieder ganz in der Seele gelesen." Freilich hat er dabei oft nicht völlig Unrecht. Wir verlassen hier das Buchersche Buch für eine Weile, um dies nach einer andern Darstellung nachzuweisen. Kinglake giebt in seiner Invasion of the Crimea (Tauchnitzsche Ausgabe III, S. 79 bis 93) eine vortreffliche Geschichte und Charakteristik des genannten Weltblattes, die wir, da die liberale Presse Deutschlands aus naheliegenden Gründen von derselben keine Notiz genommen hat, obwohl sie hochinteressante und sehr bezeichnende Enthüllungen brachte, hier vollständig einzuschalten für nützlich erachten. Es heißt dort:

„Früher trug fast jeder, welcher das Zeug dazu hatte, in activer Weise zur Bildung der öffentlichen Meinung bei. Man entwickelte seine eignen politischen Ansichten und gewann diejenigen seiner Freunde auf dem Wege mündlicher Erörterung und später durch lange wohlüberlegte Briefe. Aber allmählich kam es, indem man langsam der Erfindung der Buchdruckerkunst folgte, zu einer Theilung der Arbeit. Man fand heraus, daß, wenn eine kleine Anzahl sachkundiger Leute es zu ihrem Berufe machen wollten, das Geschäft des Nachdenkens über politische

Fragen zu besorgen, die Arbeit von ihnen geschickter gethan werden könnte als durch die gelegentlichen Anstrengungen von solchen, die gewöhnlich mit anders gearteten Bemühungen beschäftigt waren, und sobald diese Veränderung eintrat, entglitt das Abwägen staatlicher Fragen und die Beurtheilung öffentlicher Charaktere der unmittelbaren Kenntnißnahme der Nation als Ganzes und ging in die Hände derer über, welche sich darauf verstanden, sich für den Druck auszudrücken. Was eine geistige Uebung, je nach der Gelegenheit von Tausenden betrieben, gewesen war, verwandelte sich in einen Industriezweig und wurde mit großem Geschick von Wenigen verfolgt. Man entdeckte bald, daß eine gedruckte Abhandlung, kräftig und sauber gefeilt, vor allem aber zeitgemäß, die Gemüther wirksamer aufzuklären schien, als was man gesprächsweise zu hören bekam oder als die Briefe, die man von seinen Freunden erhielt, und zuletzt wurde der Grundsatz der Arbeitstheilung so vollständig auf die Bildung politischer Meinungen angewendet, daß vielen Engländern durch einen Blick auf eine Zeitung und rasche Zustimmung zu deren Behauptungen und Beweisführungen die Mühe erspart wurde, ihr politisches Gewissen weiter zu befragen und sich selbst zu einer Schlußfolgerung zu verhelfen.

Aber es ist nicht immer ein ungemischter Gewinn, wenn dem Menschen eine gesunde Arbeit erspart wird. Einem freigeborenen Bürger die Mühe abnehmen, über Fragen des Staates nachzusinnen, heißt ihm seinen Theil an der Herrschaft entziehen, und obwohl es wahr ist, daß derjenige, welcher gedrucktem Rathe folgt, sich unter einer Leitung befindet, die geschickter und gewandter ist, als irgend eine, die er aus seinem eigenen von niemand gelenkten Denken hätte gewinnen können, ist er weniger Mann, weniger billig denkend, weniger gerecht als der, welcher in gröberer Weise es fertig bringt, für sich selbst zu denken. Ganz so wie der Werth eines Menschen durch gewohnheitsmäßiges Sichverlassen auf den Schutzmann und den Soldaten, die ihm die Bürde und die Noth der Selbstvertheidigung abnehmen, in einigen Beziehungen vermindert werden kann, kann auch seine intellectuelle Kraft und seine Befähigung zu gerechten Urtheilen leicht Schaden leiden, wenn er sich gestattet, zu nachgiebig der Führung eines politischen Schriftstellers zu folgen.

Aber die Geschicklichkeit der sich mit Politik beschäftigenden Schriftsteller wuchs sogar rascher als die Macht, zu der sie gelangten, und nach einiger Zeit kamen sie den ostensiblen Staatsmännern so nahe, daß das Parlament nicht länger als Ausdruck der öffentlichen Meinung allein dastand, sondern genöthigt war, sein Ansehen mit einer Anzahl begabter Leute zu theilen, von denen es kaum die Namen erfahren konnte. Indeß besaß das Parlament eigne Herzhaftigkeit und Stärke, und sieht man vom bloßen Ruhme ab, so hatte es von dem heilsamen Wetteifer, der ihm von seinem neuen geheimnißvollen Mitarbeiter aufgezwungen war, mehr Gewinn als Verlust. Das Publicum war es, welches zurückblieb. Die Menschen bedürfen gemeiniglich langer Zeit, um sich den successiven Fortschritten der Civilisation anzupassen, und das Volk kam nicht rasch damit zu Stande, sich in die zunehmende Befähigung und das wachsende Wissen des Publicisten zu finden. Man begriff in der That kaum den wahren Umfang der Veränderung, die sich vollzogen; denn während der politische Schriftsteller eine Persönlichkeit war, die man um ihrer Geschicklichkeit willen gewählt hatte, und die mit der Kraft verfuhr, welche Disciplin und Organisation verleihen, waren die Leser irregehende und vereinzelte Leute, und in Betreff der Mittel, sich einigermaßen mit einander ins Einvernehmen zu setzen, hingen sie in hohem Grade gerade von der Maschinerie der Publicität ab, die so schnell ihre Macht usurpirte. Ueberdies begriffen die Leser politischer Druckſachen nur langsam die neue Pflicht, die sich ihnen aufgenöthigt hatte. Sie sahen zu

langsam ein, daß sie mit sehr kritischem Blick die Schriften eines unsichtbaren und unbekannten Fremden betrachten mußten, der sich nicht allein vorgesetzt, sie zu leiten, sondern auch in ihrem Namen zu sprechen, und sie verstanden noch nicht, daß sie Druckſachen, wenn auch nicht gerade mit Mißtrauen, doch wenigstens mit etwas von dem mäßigen Vertrauen zu lesen hatten, welches ihre Väter den Worten von Fürsten und Staatsmännern entgegenzubringen gewohnt gewesen waren. Der Segen, den Druckſachen gewähren, wird vielleicht vollständig sein, wenn der Fleiß, die Ausdauer und vor allem die muthvolle Gerechtigkeitsliebe derer, welche lesen, in ein passendes Verhältniß mit dem Geschick und der Macht derjenigen gebracht sein werden, welche sich in Druckſchriften an sie wenden. Schon hat sich eine heilsame Veränderung vollzogen, und wenn in unsern Tagen jemand in serviler Weise das Lied einer Zeitung immer und immer wieder nachplärrt, so befindet er sich nicht im Einklange mit den Stimmen der Zehntausende von Chorgenossen, die fünf Jahre vorher mit ihm sangen. Aber allerdings war in der Zeit des Krimkriegs die gewöhnliche Unterhaltung eines Engländers nur zu oft ein bloßes Amen auf etwas, was er gedruckt gesehen.

Lange Zeit war im Publicum noch ein Rest seiner alten Gewohnheit, für sich selbst zu denken, vorhanden, weil man in letzter Instanz berechtigt war, zwischen den rivalisirenden Rathschlägen seine Wahl zu treffen, welche einem von den einander bekämpfenden Journalisten aufgedrungen wurden; aber einige Jahre vor Ausbruch des Krieges hatte sich noch eine Veränderung zugetragen. Der von der Verfassung vorgesehene Apparat zur Sammlung der Meinungen des Volkes war nichts weniger als vollständig, und trotz der Angaben, welche Parlament und Presse lieferten, war die Richtung, welche die Meinung der Nation genommen, eine Sache, die oft fraglich erschien. Die einen konnten sagen, das Volk wünsche dies, die andern mit gleicher Entschiedenheit, das Volk wünsche das Gegentheil. So kam es, daß die Aufgabe, den Willen der Nation herauszufinden und ihm laute Stimme und Ausdruck zu geben, von Privatleuten in die Hand genommen wurde.

Geraume Zeit vor dem Ausbruche des Kriegs lebten in einigen der englischen Grafschaften gewisse Witwen und Herren, (die Familie Walter in Nottinghamshire) welche im Besitz einer Macht waren, bestimmt, einen großen Einfluß auf die Führung des Kriegs zu üben. Ihre Denkart war friedlich, und sie waren vielleicht der Politik nicht mehr zugewandt als andre Witwen und Herren in der Provinz, aber infolge von Testamenten und andern Urkunden, von Geburten, Todesfällen und Heiraten waren sie Mitglieder einer alten Firma oder Genossenschaft geworden, die sichs zum Geschäft machte, Neuigkeiten zu sammeln und zu verbreiten. Sie hatten so viel Verstand von der weltklugen Sorte, daß sie, statt sich unter einander um die Macht über ihre gewaltige Maschine zu streiten, ruhig zu Hause blieben und einige rührige und begabte Männer gewannen, das Geschäft für sie in London zu besorgen.*) Das Verfahren der Genossenschaft bestand darin, daß man täglich eine Zeitung erscheinen ließ, welche einen Bericht über das, was in der Welt vorging, zugleich mit Briefen von Leuten aller Arten und Stellungen, die ihre Lieblingsgegenstände vor die Augen des Publicums zu bringen suchten, sowie einige kurze Aufsätze über die Tagesfragen enthielt. Desgleichen konnte jedermann gegen Erlegung der von der Genossenschaft verlangten Summe alles, was ihm beliebte, als „Anzeige" in das Blatt einrücken lassen, und der Bogen Papier, der diese

*) Das Geschäft ist die „Times," unter den Leitern derselben war Mowbray Morris der hervorragendste.

vier Arten von Material enthielt, wurde dem Publicum zu billigem Preise verkauft.

Die Genossenschaft zeigte im Sammeln von Nachrichten einen außerordentlichen Unternehmungsgeist, und während der Kriege, welche der französischen Revolution folgten, veranlaßte sie, daß ihre Depeschen vom Festlande sie so frühzeitig erreichten, daß sie im Stande war, der damaligen Regierung damit zuvorzukommen. In andern Ländern würde das Schauspiel, daß eine Regierung durch den Unternehmungsgeist von Privatleuten in den Schatten gestellt wurde, als Scandal erschienen sein; aber dem Engländer gefiel der Gedanke, soviel Wissen, als in den Händen eines Staatsministers war, kaufen und in seine vier Pfähle mitnehmen zu können, und er freute sich über den Erfolg seiner Landsleute bei ihrem Wettlaufe mit der Regierung. Von dieser Zeit an gewann das Blatt Kraft. Es wurde zum ersten Journale der Welt, und als dies eingetreten war, beschleunigte die bloße Thatsache, daß es das erste war, seinen Aufschwung; denn einfach deshalb, weil es als das gelesenste aller Blätter anerkannt war, wurde es der Schlüssel, mit welchem eifrige Leute ausgingen, um in dem Irrgarten der geschäftigen Welt das Verlorengegangene und Unbekannte und alles, was sie selbst nicht erreichen konnten, zu suchen. Der Prinz, der Anspruch auf ein Königreich erhob, der Bediente, der eine Stelle haben wollte, die Mutter, welche ihren Sohn verloren hatte, sie alle wendeten sich hierher; hierher eilte die Thorheit und hatte eine heilsame Auseinandersetzung mit der Klugheit, hierher ging berechtigter Verdruß, hierher gingen auch Haß und Bosheit. Und dieses Zuströmen war nicht vergeblich; denn entweder machten betrübte und zornerfüllte Leute hier die Erfahrung, daß die Welt auf ihren Klageruf nicht hören wollte, was eine gute Disciplin war, oder sie gewannen einen Anstaß für ihre Leidenschaften und brachten alle ihre Theorien auf den Prüfstein, indem sie eine ganze Nation, ja die civilisirte Welt, aufriefen, aufzuhorchen und Zeuge zu sein. Ueber dieses ganze Gedränge von Rechtsuchenden saßen unbekannte Männer zu Gericht, und es wurde ihnen, gewaltsam vielleicht, aber niemals in bestochner Weise, eine rauhe Art von Gerechtigkeit zu Theil. Der Name, den orientalische Uebertreibung dem Sultan zu geben pflegte, konnte mit mehr Annäherung an die Wahrheit von diesem Journale beansprucht werden. Es war im gewissen Sinne der ‚Zufluchtsort der Welt.'

Bis zu diesem Zeitpunkte stand die Genossenschaft auf gemeinschaftlichem Boden mit andern Speculanten, und wenn sie nicht weitergegangen wäre, so würde ich keinen Anlaß haben, von dem Ergebniß ihrer Bemühungen Notiz zu nehmen. Aber vor vielen Jahren schon waren die Leiter der Genossenschaft auf den Gedanken gekommen, daß es einen wichtigen Artikel der Neuigkeitsbranche gäbe, der noch nicht wirksam geliefert worden. Die Wahrscheinlichkeit lag vor, daß der Engländer gern, ohne sich vom Stuhle vor seinem Kamin wegzubewegen, gewußt hätte, was die große Masse seiner Landsleute über die vornehmsten Tagesfragen dächte. Die Briefe, die man von Correspondenten empfing, gewährten einige Mittel zum Erwerb dieses Wissens, und es kam den Leitern der Genossenschaft vor, als ob es mit etwas Mühe und mit mäßigen Kosten möglich sein werde, sich über die Ansichten Gewißheit zu verschaffen, welche Mode werden würden, und die Richtung zu sehen, welche die Strömung nehmen werde. Es heißt, daß sie zu diesem Zwecke vor langen Jahren schon einen geriebenen Geistlichen ohne andre Beschäftigung anstellten, der sichs zur Pflicht machte, sich an öffentlichen Orten herumzutreiben und herauszuspüren, was die Leute über die hauptsächlichen Fragen und Ereignisse der Zeit dachten. Er sollte nicht sehr auf die äußerste Thorheit und noch weniger

auf geſcheidte Leute hören. Seine Aufgabe war vielmehr, zu warten und weiter zu warten, bis er bemerkte, daß ein gewöhnlicher und auf der Hand liegender Gedanke an vielen Orten und von vielen Leuten wiederholt wurde, die ſich wahrſcheinlich vorher nie geſehen. Dieſer eine gemeinſame Gedanke war die Sache, nach der er ſuchte, und er trug ihn ſeinen Brodgebern zu. Er erwarb ſich in dieſem eigenthümlichen Berufe ein ſolches Geſchick, daß die Genoſſenſchaft, ſo lange er ſie bediente, ſelten zu Irrthum verleitet wurde, und obwohl man in ſpätern Zeiten häufig ſein Streben nach derartigen Wiſſen vereitelt ſah, unterließ man doch niemals, zu thun, was man konnte, um das Herz der Nation zu erforſchen.

Als die Leiter ſich mit dem ſo geſammelten Wiſſen bewaffnet, bereiteten ſie ſich vor, es zu verbreiten, aber ſie theilten nicht bloß mit, worüber ſie ſich vergewiſſert hatten, daß es die Meinung des Landes ſei. Ihre Methode war folgende: Sie beſchäftigten gewandte Schriftſteller mit Beweisführungen zur Unterſtützung der Meinung, welche das Land, wie ſie glaubten, bereits anzunehmen im Begriffe war, und falls ſie gut berichtet waren, fanden deren Argumente natürlich willige Ohren. Die, welche ſich bereits ein Urtheil gebildet hatten, ſahen ihre Gedanken auseinandergeſetzt und mit einer Geſchicklichkeit empfohlen, über die ſie ſelbſt nicht geboten; und die, welche noch zu keiner Meinung gelangt waren, hatten ſtarke Veranlaſſung dazu, als ſie den Weg von einer Genoſſenſchaft eingeſchlagen ſahen, welche notoriſch bemüht war, den Veränderungen des öffentlichen Denkens zu folgen. Der Bericht, welchen das Blatt von der Meinung gab, die ſich das Publicum gebildet, war ſo dicht gemiſcht mit Argumenten zur Unterſtützung dieſer ſelben Meinung, daß der, welcher in das Blatt bloß um zu wiſſen, was andre Leute dächten, ſah, beim Leſen von dem Zwange der Beweisführung ergriffen wurde, und andrerſeits gehorchte der, welcher ſich einbildete, er werde von der Kraft bloßer Logik beherrſcht, nur einem Führer, welcher, indem er ihm ſagte, die Welt ſei über die Sache bereits einig, ihn bewog, hinzugehen und ſich mit ſeinesgleichen zuſammenzuſtellen; denn wie das Ausſprechen einer Prophezeiung bisweilen ein Hauptſchritt zu ihrer Erfüllung iſt, ſo erzeugt oft ein Gerücht, das behauptet, Maſſen hätten bereits eine gegebene Meinung ſich angeeignet, gerade jenes Zuſammentreffen von Gedanken, von dem vorzeitig erklärt worden iſt, es exiſtire ſchon. Das Ergebniß der Wirkſamkeit dieſes doppelten Proceſſes war natürlich, daß die öffentliche Meinung gewöhnlich im Einklange mit dem war, was die Genoſſenſchaft ſchrieb, und je mehr das Blatt dahin gelangte, als wahrer Ausdruck der Meinung der Nation betrachtet zu werden, deſto ungeheurer war die Bedeutung, welche es in Betreff der öffentlichen Angelegenheiten erlangte.

So übte denn dieſe Genoſſenſchaft von Zeitungsdruckern offenbar eine große Macht aus, und wenn ich genügend klar geſchrieben habe, ſo habe ich dargethan, daß dies eine Macht von weit größern Dimenſionen war als die, welche man mit dem Ausdrucke ‚die Macht der Preſſe' bezeichnet. Man kann z. B. einen Mann der Oeffentlichkeit durch gedruckte Darlegungen und Invectiven anklagen, die das Volk lediglich als die Meinung der Verfaſſer anſieht, aber es iſt etwas anderes und viel ernſteres, wenn er in Aufſätzen angeklagt wird, welche, obwohl ſie die Form von Beweisführungen haben, mit Recht oder Unrecht als Manifeſte betrachtet werden — als Manifeſte, welche das Urtheil des engliſchen Volkes ausſprechen. In dem einen Falle iſt der Mann nur angeklagt, im andern ſteht er bereits als Verurtheilter da.

Aber obwohl die Genoſſenſchaft alle dieſe Macht beſaß, war ihr Beſitztitel doch derartig, daß ſie nach ihm nicht verkehrt oder nach Laune verfahren konnte,

ohne ihrem eignen Geschäfte großen Schaden zuzufügen; denn der ganze Plan ihrer Existenz ging dahin, sie nicht zur Selbstherrscherin, sondern zur Vertreterin zu machen, und sie war nach dem Gesetz ihres Wesens genöthigt, sich so eng im Einklange mit der ganzen Nation zu halten, wie sie vermochte.

Das war also das große englische Journal, und ob nun die Leute von dem bloßen bedruckten Bogen, der auf ihrem Tische lag, oder von dem geheimnißvollen Organismus sprachen, der ihn erzeugte, sie nannten das eine wie das andre gewohnheitsmäßig ‚Die Times.' Ja noch mehr, sie hefteten dem Worte solche Adjectiven und Participien an, welche zeigten, daß sie den Gegenstand ihrer Bemerkungen wie ein fühlendes thätiges Wesen ansahen, welches ein Leben besaß länger als die kurze Spanne Zeit, die sterblichen Menschen zugemessen ist, welches mit Vernunft begabt, mit grausamer Stärke bewaffnet und mit einigen der finstersten von den menschlichen Leidenschaften beseelt war, aber offenbar späterhin der schrecklichsten Strafe für seine Sünden verfallen würde.*)

Am Sonntage hatte England Ruhe, aber am frühen Morgen jedes andern Tages ergossen sich die unwiderruflichen Worte und verbreiteten sich nach allen Enden der Erde, um einigen Ehre, andern Verachtung und Schande zuzumessen. Wo und bei wem sich die wirkliche Macht befand, was ihre wahre Quelle war, und wie man sie versöhnen konnte — das waren Fragen, die sich mehr oder weniger in Dunkel hüllten; denn einige meinten, der eine Mann, andre, ein andrer regiere, und wieder andre waren überzeugt, die große Zeitung regiere ganz England, und noch andre, England regiere die Zeitung. Philosophische Politiker führten die Ereignisse auf das zurück, was sie die ‚öffentliche Meinung' nannten. Aber gleichviel, ob die Macht des großen Journals ganz ihre eigne Macht oder nur der ungeheure Schatten des Volksgeistes war, es wurde fast in gleichem Maße von allen weltklugen Leuten gefürchtet und verehrt; denn offenbar war es in jenem Sommer von 1854 eins mit England Seine Worte mochten irrthümlich sein, aber sicher war, daß sie Zehntausenden von Menschen das Rechte zu sein schienen. Sie mochten die Gesammtstimme aller dieser Inseln oder die bloße Aeußerung eines unbekannten Mannes sein, der bleich vor seiner mitternächtlichen Lampe saß, aber sie waren da. Sie waren die Schrift an der Wand.

Von der Stimmung und dem Geiste zu sprechen, in denen diese seltsame Macht bis zur Zeit des Ausbruchs des Krieges ausgeübt worden war, ist nicht schwer. Im allgemeinen hatte die Times mehr Bereitschaft an den Tag gelegt, die Nation bei ihren Bestrebungen für den Fortschritt zu leiten als ihr in ihren Irrthümern zu folgen. Was sie aber hauptsächlich suchte, war, nicht viel besser und klüger als das englische Volk, sondern genau dasselbe, was dieses war, zu sein, in allen seinen Unternehmungen, gleichviel, ob sie wohl überlegt oder unüberlegt waren, neben ihm herzugehen, mit ihm in seinen Hoffnungen und in seiner Verzweiflung, in seiner Freude und seinem Kummer, in seiner Dankbarkeit und seinem Zorn eins zu sein (und dadurch Geld zu verdienen, fügen wir hinzu). So verbot, obwohl sie im allgemeinen guten Willen zeigte, das Wachsen populärer Irrthümer, die nicht tief wurzelten, zu unterdrücken, doch der ganze Plan und Zweck der Genossenschaft jeden Gedanken an einen Versuch, irgend einer großen und allgemeinen Täuschung entgegenzutreten. Im ganzen verfuhr dieser Potentat mit England in einer

*) Der Verfasser spielt hier auf Ausdrücke an wie „die Times wird ihn beschützen," „die Times ist ärgerlich," „die Times zermalmt ihn," „die verdammte Times hat all das Unheil angerichtet" und auf Cobbetts groben Ausdruck „The bloody old times."

übermüthigen, königlichen, an die Tudors erinnernden Weise, aber auch mit der Politik der Tudors; denn obwohl er alle Gegner als ‚alberne Menschen' behandelte, bis sie gefährlich wurden, war er immer bemüht, das Wachsen einer Empfindung oder Meinung des Volkes zu markiren, und sobald er im Stande war, zu bestimmen, daß eine Sache stark wurde, ging er hin, erbot sich, die Führung derselben zu übernehmen, und herrschte infolge dessen.

Ich sagte, daß die Times theils dadurch, daß sie die Strömung der öffentlichen Meinung geleitet, mehr aber noch dadurch, daß sie sich über dieselbe vergewissert und ihr gefolgt, stets bemüht gewesen sei, eins zu sein mit der großen Masse des Volkes, und da sichs begab, daß in dieser Periode ein Zusammentreffen der Empfindungen wie selten stattfand, und daß das Journal nach vielem Experimentiren jetzt endlich die Seele der Nation gründlich ergriffen und verkörpert hatte, so wirkten seine Aeußerungen mit zunehmender Gewalt, und in dem Maße, in welchem die wachsende Eintracht des Volkes es in den Stand setzte, mit immer mehr Ansehen zu sprechen, entglitt die Macht den Händen der Regierung mehr und immer mehr, bis zuletzt die öffentliche Meinung, nicht mehr zufrieden, die allgemeine Politik des Staates zu bestimmen, sich bereit machte, die fast wissenschaftliche, die fast technische Pflicht der Entwerfung eines Feldzugs zu übernehmen.

Am Morgen des 15. Juni erklärte sich die große Zeitung und sagte: ‚Die großartigen politischen und militärischen Ziele des Krieges können nicht erreicht werden, so lange Sebastopol und die russische Flotte existiren, wenn aber diese Centralstellung der russischen Macht im Süden des Reiches vernichtet ist, so muß die ganze Schöpfung, deren Herstellung den Zaren Rußlands Jahrhunderte gekostet hat, zusammenstürzen.' Und weiter erklärte sie, daß ‚die Einnahme Sebastopols und die Besetzung der Krim Gegenstände' wären, ‚welche alle Kosten des Krieges bezahlen und die streitigen Hauptfragen bleibend zu unsern Gunsten lösen' würden, und daß es ebenso klar wär, daß jene Ziele mit keinem andern Mittel erreicht werden könnten, weil ein Friede, welcher Rußland im Besitze derselben Mittel zum Angriffe beließe, es befähigen würde, den Krieg nach seinem Belieben wieder zu beginnen.'

Es war natürlich, daß einige Mitglieder der Regierung Gewissensbeunruhigungen empfanden. Sie wußten, daß Oesterreich, für Zwecke der Vertheidigung von Preußen unterstützt, zu dieser Zeit auf dem Punkte stand, sich bewaffnet den Westmächten anzuschließen, und sie mußten wissen, daß, wenn die französischen und englischen Heere vom Hauptlande Europas weggezogen wurden, um in die Krim einzufallen, die heilsame Union der vier Mächte nothwendig geschwächt werden würde. Der Premierminister (Aberdeen) war ein Mann, der den Frieden so zärtlich liebte, daß er, obwohl es keinen Frieden mehr gab, sich kaum aus dessen kalter Umarmung losgerissen hatte, und obwohl er in dem Glauben lebte, daß die militärische Stärke des Zaren über die Maßen groß sei, hatte er von den zwölf Monaten, die Rußland ihm zur Vorbereitung ließ, nur drei benutzt. Indem die Schwere dieser Gedanken auf seinem Gemüthe lastete, sah er, wie laut erklärt wurde, daß das Land, dessen erster Minister er war, nicht gut anders verfahren als in das russische Gebiet einbrechen könnte. Einem vorsichtigen Manne konnte die Maßregel unüberlegt vorkommen, einem guten, von Grausen vor Krieg erfüllten Manne konnte sie sogar sehr ruchlos erscheinen; denn es war eine gewaltsame Wiederbelebung des Krieges, der, wenn diese neue Brandfackel nicht geworfen worden wäre, von selbst erloschen sein würde. Aber die Zeitungsstimme war deutlich, wie die strenge Göttin der Nothwendigkeit drang sie auf den Willen schwacher Menschen ein; denn sie

ließ sich nicht wegdeuteln, und wenn ein angsterfüllter Minister zurückging und nochmals ausschaute, ob er nicht am Ende ein Schlupfloch in der Wortfassung finden und möglicherweise im Stande sein möchte, seine Pflicht ohne Belagerung Sebastopols zu erfüllen, begegnete er der sorgfältig ausgedrückten Verneinung, die ihn in vier kahlen Worten belehrte, daß er sie ‚mit keinen andern Mitteln' erfüllen könne.

Ehe sieben Tage vom Manifeste des 15. verflossen waren, hatte das Land auf den Zuruf laut Antwort gegeben, und am 22. Juni sprach die große Zeitung, benachrichtigt von dem festen Willen des Volkes und wenig bekümmert um die Befürchtungen der Vorsichtigen und um die Gewissensbedenken der Guten, es aus, daß ‚Sebastopol der Schlußstein des Bogens' sei, ‚der das Schwarze Meer von den Donaumündungen bis zu den Grenzen Mingreliens überspanne', und daß ‚ein erfolgreiches Unternehmen gegen den Platz die wesentliche Bedingung dauernden Friedens' sei. Und obwohl diese Aeußerung sich zum Theil auf eine falsche Ansicht gründete — auf die Ansicht, daß die Belagerung von Silistria aufgehoben worden — schien es, als ob alle Welt sich beeilte, die Dinge in Einklang mit der Zeitung zu bringen; denn binnen zwanzig Stunden nach der Veröffentlichung vom 22. Juni gehorchte die Wahrheit der Stimme falscher Gerüchte*) und folgte im Kielwasser der Times."

Wir kehren nun zu den Resultaten der Bucherschen Betrachtung des Zeitungswesens im allgemeinen zurück. Die wichtigsten Theile einer Zeitung werden von einer kleinen Anzahl von Personen ausgearbeitet. Alles, was heute geschieht, soll morgen besprochen werden. Wer wäre einer solchen Aufgabe völlig gewachsen, und doch muß sie erfüllt werden. Die Folge ist eine gewisse Einförmigkeit in der Auffassung der Dinge, von der selbst ein großes Talent sich kaum freihalten kann. „Die Flugschrift der alten Zeit wurde geschrieben, wenn das Herz voll war, der Leitartikel, ihr Nachkomme, wird besorgt, wenn die Glocke schlägt oder der Beutel leer ist." Die Mannichfaltigkeit der Blätter gleicht diesen Uebelstand keineswegs aus. Die Polemik zwischen zwei Blättern führt selten zu einem Schachmatt des einen. Beide haben Gründe, beide beweisen, jedes sucht sich unter den Behauptungen des Gegners die aus, welche am leichtesten zu widerlegen sind, jedes behält Recht, wenn nicht offenkundige Thatsachen die Entscheidung geben, Fehl- und Trugschlüsse kommen in Menge vor. Diese halb nachlässige, halb unehrliche Art des Raisonnements wird endlich erst bei dem Journalisten, dann bei dem Leser zur Gewohnheit. Zweitens lesen die meisten nothgedrungen nur eine Zeitung, so daß sie die Gegenstände nur von einer Seite kennen lernen, und so befördert und befestigt die Presse Scheidungen nach verschiednen Dimensionen innerhalb derselben Schicht, noch mehr aber zwischen den verschiednen Schichten der Gesellschaft. „Die Londoner Tagesblätter sind meist für die ‚respectabeln' Klassen berechnet. Ihr Inhalt wird den andern Klassen wenigstens beiläufig bekannt durch Auszüge und Widerlegungen der radicalen Wochenschriften. Umgekehrt aber wird von den letztern in der respectabeln Presse keine Notiz genommen .... Nur in Zeiten gesellschaftlicher Erdbeben fischt einmal ein Respectabler ein solches Blatt auf, entsetzt sich über den fremdartigen Ideenkreis und ersucht den Redacteur seiner Leibzeitung unter Uebersendung des Curiosums, ihm den Gedanken weiter auszuspinnen." Die periodischen Blätter, die, als Bücher schrieb, von allen Klassen gelesen wurden, hielten sich von der

*) Die Belagerung von Silistria wurde in den ersten Morgenstunden des 23. Juni wirklich aufgehoben.

Politik, wenigstens dem Namen nach, fern und besprachen nur gesellschaftliche Reformen. „Es ist aber klar, daß Erörterungen gesellschaftlicher Zustände ohne Eingehen auf die staatlichen im günstigsten Falle sehr an der Oberfläche bleiben müssen, daß schon die unerläuterte Aufstellung und Einschärfung des Gegensatzes zwischen Staat und Gesellschaft irre führt, daß der Schriftsteller selbst unaufhörlich auf das politische Gebiet abschweifen muß, und daß die Nothwendigkeit, solche Gedankenreihen entweder ganz liegen zu lassen oder nur in einem flüchtigen Selbstgespräche zu verfolgen, die Gesundheit seiner socialen Betrachtungen sehr gefährdet." Alles das traf bei Dickens in seinem Household Words zu. Er gelangte zuletzt aus Ueberfluß an Menschenliebe und Mangel an Staatswissenschaft zur Bewunderung des Bonapartismus.

„Nun, was ist die öffentliche Meinung denn?" fragt Bucher S. 242 seiner Schrift. „Wo steht sie? Wie ist sie zu ermitteln? In welchem Augenblick ist sie festzustellen? Steckt sie etwa in der Mehrzahl der Blätter oder der Abzüge? Ist sie an den Meetings zu erkennen oder in der Unterhaltung?" Die Engländer weisen bei solchen Fragen auf die Reformbill und die Aufhebung der Kornzölle hin. Aber mit Recht macht Bucher darauf aufmerksam, daß in beiden Fällen zwei sehr bestimmte und einander gerade entgegengesetzte öffentliche Meinungen sich geltend zu machen suchten. „So wäre," fährt er fort, „öffentliche Meinung vielleicht das, was die Majorität will? Am Jahre 1832 gemessen, ja, an 1846, nein. Die Reformbill hatte die Unterstützung der Arbeiter. Diese, die Mittelklassen und die Whigs bildeten die Majorität. Dagegen hatte die Aufhebung der Kornzölle nicht die Mehrheit des Volkes für sich," die meisten Landwirthe, die meisten Geistlichen und die Masse der städtischen Arbeiter waren gegen die Forderung des Manchesterthums, und bei allgemeinem Stimmrechte wäre die Maßregel nicht durchzusetzen gewesen. Man kann auch nicht mit Recht behaupten, Erscheinungen wie die Aufhebung der Kornzölle sprächen für die Kraft und Vernunft der öffentlichen Meinung, und Majorität oder nicht, sie siege — in England wenigstens — durch die Macht der Wahrheit. Denn dabei bleibt sie erst recht eine unbekannte Größe, nur potenzirt durch das Vertrauen, daß sie Recht habe, ein Vertrauen, das erst die Erfahrung rechtfertigen muß. Schon der Ausdruck „Meinung" verräth das Unbestimmbare des Inhalts.

So hätte also Cade Recht mit seinem bittern Ausrufe?*) Oder Palmerston mit seiner Rede vom 11. Juni 1829, wo er sagte: Es giebt in der Natur nur eine bewegende Kraft, den Geist, alles andere ist passiv und träge. In menschlichen Dingen ist diese Kraft die Meinung, in politischen Dingen die öffentliche Meinung, und wer sich dieser Kraft bemächtigen kann, wird mit ihr den Arm von Fleisch und Bein unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar machen. Staatsmänner, die es verstehen, sich die Leidenschaften, die Interessen und die Meinungen der Menschen zu Nutze zu machen, sind im Stande, ein Uebergewicht zu erreichen und einen entscheidenden Einfluß auf die menschlichen Geschicke auszuüben, außer allem Verhältnisse zu der Kraft und den Hilfsquellen des Staates, den sie regieren."

„Ist denn aber die öffentliche Meinung wirklich nichts als ein blinder Briareus, den irgend ein Pfiffikus tanzen läßt?" fragt der Verfasser. Seine Antwort lautet: „Es sieht oft genug so aus, aber je unbefangner wir das Hohle und Unberechtigte anerkennen, desto leichter werden wir das Wahre und Berechtigte in der öffent-

*) König Heinrich VI., 2. Theil, 4. Aufz. „Blies man je eine Feder so leicht hin und her als diesen Pöbelhaufen."

lichen Meinung nachweisen können. Dieses mystische Wesen, allgegenwärtig und nirgends, gefürchtet und verachtet, verehrt und umschmeichelt, die öffentliche Meinung, nicht das Urtheil über eine einzelne That, nicht das Gerücht über ein einzelnes Ereigniß, nicht das Drängen nach einem einzelnen Ziele, sondern das permanente Wesen, von allem afficirt und alles afficirend, die Entwicklung des Volkes nährend und von ihr genährt, alles in letzter Instanz entscheidend, ist eine Erscheinung der neuern Zeit, aber nur die Erscheinung einer alten Sache .... Der menschliche Geist macht in seinen Versuchen, die Phänomene zu erklären, drei Stadien durch. Zuerst sucht er die Ursachen in der Thätigkeit göttlicher Wesen, dann in der Wirksamkeit abstracter Essenzen, Qualitäten, Ideen und andrer Geschöpfe seiner Einbildungskraft, zuletzt ergiebt er sich darein, daß wir den letzten Grund nicht wissen können, aber in der Erkenntniß der Gesetze der Erscheinungen einen unendlichen Fortschritt vor uns haben .... Die Wissenschaft der Gesellschaft, von der die Politik ein Theil ist, steckt noch mitten in der zweiten Periode, oder richtiger, nicht die Wissenschaft der Gesellschaft, sondern die Gesellschaft selbst. Paracelsus spricht von dem Archeus, einem geistigen Regenten, der im Körper des Menschen stecke, geschieden von dem Willen, und vielerlei besorge, z. B. die Verdauung. Mancher politisirende Philister hat die dunkle Vorstellung, daß ihm ein solcher Archeus im Leibe sitze, für ihn die Zeitung verdauend, und daß die Ausdünstungen aller dieser Archeen sich zu einer Wolke sammeln und in dem Dintenfasse des Redacteurs niederschlagen."

Der Zeitungsphilister in England hat damit nicht ganz und gar Unrecht. Dort steht der Zeitungsleser in einem Wechselverkehr mit seinem Leibblatte, der in Deutschland fast ganz fehlt. Er schreibt letters to the Editor. Der Deutsche ist im Stande, einen ganzen Abend lang über einen Gegenstand von öffentlichem Interesse, der in der Presse gar nicht oder nicht in seinem Sinne behandelt ist, mit Eifer zu peroriren, aber er gewinnt es nicht über sich, auf eine Viertelstunde an den Schreibtisch zu gehen, er ist das nicht gewohnt, er ist zu bequem dazu, vielleicht zu schüchtern. Wäre das nicht so, so würden nicht in Familien Blätter gehalten werden, welche Tag für Tag unanständige, für Kinder geradezu vergiftende Annoncen und im redactionellen Text schmutzige Ehebruchsgeschichten und ähnliches bringen. Keine englische Zeitung, die auf ein gebildetes Publicum rechnet, wagt es, dergleichen aufzunehmen. Als vor Jahren die „Times" anfing, über scandalöse Ehescheidungsprocesse ausführlich zu berichten, erhielten andre Blätter soviel Beschwerden darüber, gingen der „Times" selbst so viele Drohungen mit Abonnementskündigungen zu, daß sie sich geschwind eines Bessern besann und fortan über solche Vorkommnisse nur kurze, trockene Mittheilungen gab. Schüchternen Klagen gegen unanständige Annoncen in deutschen Zeitungen ist der Bescheid geworden, der Annoncenraum sei an irgend einen Industriellen (in der Regel ists ein biedrer Semit) verpachtet, über den der Redacteur keine Gewalt habe. Wenn das unter der Leitung des Herrn Enoch Lasker formulirte Preßgesetz den Behörden keine Mittel bietet, gegen solche Brunnenvergiftung einzuschreiten, weshalb helfen die deutschen Familienväter sich nicht selbst, wie es die englischen thun?

Duns Scotus war der Ansicht, daß die Begriffe Realitäten seien und unabhängig von unsrer Denkfähigkeit existirten. Wenn er wiederkäme, so würde er solchen Abstractionen in den Zeitungen und in unsrer Geschichtsschreibung in Menge begegnen. Da wird von „Revolution," „Reaction," „Constitutionalismus," „Parlamentarismus," „Börse" und „Speculation" wie von Personen gesprochen, und unsre Geschichtschreibung droht durch den Gebrauch von Abstractionen zu einer

Art Algebra zu werden. Die alten Geschichtschreiber wußten davon nichts. Noch Friedrich der Große spricht, wenn er von Handlungen berichtet, nicht von Polen, Rußland und dgl., sondern vom König von Polen, vom Grafen Brühl, von der Kaiserin Elisabeth und dgl. Man setze an die Stelle dieser Persönlichkeiten jene Abstractionen, und sofort werden die scharfen Umrisse und die dramatische Handlung in Nebelbilder verschwimmen. Man übertrage umgekehrt die Abstractionen, mit denen unsre Zeitungen hantieren, ins Concrete, rede z. B. nicht von „England," sondern von den „regierenden Klassen in England," und sofort wird die Darstellung Leben und Farbe gewinnen und klar verständlich werden.

Eine solche Abstraction ist es auch, wenn man in gewöhnlicher Weise von öffentlicher Meinung spricht. Sie ist der Aether, mit dem die naturwissenschaftlichen Schulen des vorigen Jahrhunderts erklärten, was sich nicht anders erklären ließ, sie ist das Lebenselixir, das bewirken soll, was wir anders nicht zu bewirken wissen. Ja die Vorstellungen von ihr stehen noch tiefer, auf der Stufe des Polytheismus. Die öffentliche Meinung der Modernen hat die größte Aehnlichkeit mit der Nemesis der Alten. „Die Nemesis ist die Göttin, die Entrüstung empfindet über das Gedeihen des Unwürdigen, sie rächt die Verletzung und belohnt die Beobachtung des Gesetzes, des Maßvollen, der Sitte in eminenterm Sinne als die Gerechtigkeit, sie erreicht die Sünder, über welche diese keine Gewalt hat, sie steht über einer Schaar von geringern Gottheiten und hat deren Conflicte zu lösen. Ganz so die öffentliche Meinung. Sie steht souverän, maßhaltend, ausgleichend über den Richtungen und Tendenzen, mit deren Personificirung wir unsern Olymp füllen. Sie ist eine richtige Gottheit, auch darin, daß der Glaube an sie ein Kopfkissen für die Faulheit ist, und daß man ihr (durch Jugendunterricht und Regierungspresse — vgl. die Anmerkung auf S. 250 — sowie durch die Zeitungen der Parteien) Orakelsprüche dictiren kann. . . . Der Cultus der öffentlichen Meinung muß in der Entwicklung der modernen Völker liegen, und weil er darin liegt, muß eine relative Wahrheit darin sein. Er entspringt aus dem Bedürfniß nach Autorität, nach williger Unterwerfung, das die Masse der Menschen immer empfindet."

„Versteht man unter öffentlicher Meinung den Ideenkreis der Culturperioden in seinen gröbsten Umrissen, so hat der Glaube, daß sie eine Macht ist, die den starken Arm des Staates zwingt, seinen guten Grund; denn auch die Herrschenden müssen ihre Vorstellungen aus dem Vorhandnen bilden. . . . Spricht man aber von einer öffentlichen Meinung über einzelne politische Fragen, so ist ihre Autorität nur in zwei Fällen anzuerkennen. In ihrem sittlichen Urtheile über große geschichtliche Thaten oder Verbrechen hat sie immer Recht, und sie zu ermitteln ist in solchen Fällen nicht schwer. Nur eine unbedeutende Minorität wird sich gegen das öffentliche Urtheil auflehnen und durch keine Sophistereien und Declamationen ihr Interesse, ihre Parteilichkeit verbergen können. Das leugnen, hieße behaupten, daß die Menschen im allgemeinen die menschliche Natur abgelegt hätten. . . . Aber eine große Einschränkung ist zu machen: die öffentliche Meinung hat nur Recht mit dem Urtheil des ersten Eindrucks. Wo Interessen ins Spiel kommen, wird sie durch deren Einfluß bald verfälscht, und ein reines Urtheil ist erst wieder möglich in entfernter Zeit, die von ihnen nicht mehr berührt wird. . . . Zweitens ist eine öffentliche Meinung vorhanden und zu beachten unter Verhältnissen, in denen alle besser beobachten als einer. Zu einer solchen Beobachtung, die eine gleichzeitige oder eine successive sein kann, ist erfordert, daß der Gegenstand groß oder allgemein genug sei, um von allen wahrgenommen zu werden, daß er ein fühlbares Interesse habe, um die Aufmerksamkeit aller zu erregen, endlich, daß er dauernd sei, damit

eine fortgesetzte Beobachtung möglich ist." Das Resultat der letztern läßt sich mit den Wirkungen des Stereoskops vergleichen, wo jedes der beiden Augen ein Bild und die Seele doch nur eins aufnimmt. Die beiden Bilder sind, weil jedes Auge eine etwas andere Stellung vor dem erblickten Gegenstande hat, von einander verschieden, zusammen aber vermitteln sie der Seele ein plastisches, körperhaftes Bild. Ganz ähnlich ists bei der Beobachtung durch ein ganzes Volk. „Jedermann sieht den Gegenstand unter einem etwas andern Winkel, und die Verschmelzung aller dieser Profile durch den Gedankenaustausch in der Gesellschaft giebt ein vollkommneres, körperhafteres, runderes Bild. Daß gewisse Details dem großen Publicum entgehen, ist nur eine Bürgschaft mehr für die Wahrheit des Urtheils. Große Erscheinungen wollen aus einer gewissen Entfernung angesehen sein. Wer mit der Lupe an ihnen herumkriecht, wird ganz schätzbare Entdeckungen machen, aber kein Bild des Ganzen gewinnen."

So sehen wir denn in der öffentlichen Meinung zwei berechtigte Elemente: das allgemeine Gewissen gegenüber plötzlichen Erscheinungen und einen allgemeinen Schatz aufgesammelter, zu einem Urtheile verarbeiteter Beobachtungen gegenüber dauernden Zuständen. Wie sehr oder wie wenig sie die Handlungen der Staatsgewalt bestimmen, ist allerdings ein richtiger Maßstab für die Freiheit des Volks. Eine schiefe Behauptung dagegen ist es, wenn englische Blätter uns sagen, die Freiheit stehe im Verhältniß zu der Entwicklung der öffentlichen Meinung; denn mit dem Reifen derselben kommt noch nicht die Kraft zur Ueberwindung der Hindernisse. Zugegeben, daß die öffentliche Meinung in England hin und wieder ihren Willen durchgesetzt hat, so liegen zwischen dem Willen und dem Erfolge eine Menge von beachtenswerthen Mittelgliedern. Ein sittliches Urtheil, die Erkenntniß eines Interesses oder einer Gefahr wollen auf den concreten Fall angewendet sein. Sie bezeichnen das Ziel, wer aber soll die Mittel bestimmen? Die Frage nach letzteren beschäftigt die öffentliche Meinung oft so sehr, daß das erstre davor ganz zurücktritt, und doch kann sie auf jenem Gebiet nur in sehr seltnen Fällen etwas leisten, da ihr Kenntniß des Details, der politischen und diplomatischen Geschichte, der Statistik, das Verständniß fremder Civilisationen, die glückliche Verbindung von weitem Blick und feiner Beobachtung, die Bekanntschaft mit dem Charakter maßgebender Personen, das zweite Gesicht, das die Zukunft im Spiegel der Vergangenheit sieht, kurz das ganze Ensemble, das zu einem großen Staatsmanne gehört, weder in einer Menge einzelner Individuen noch in deren unorganisirtem Zusammenwirken vorhanden sein kann. Es ist daher ein Anzeichen von Krankheit der staatlichen Zustände, wenn die öffentliche Meinung prätendirt, jeden einzelnen Act der Staatsgewalt dictiren und controliren zu wollen.

Wir schließen unsre Ansicht der Bucherschen Schrift mit den eignen Worten des Verfassers. „Parlamentarische Regierung heißt das Recept, das die Engländer allen Völkern empfehlen, und ‚wenn nur erst die Formen da sind, so findet sich allmählich der Geist hinein,' sagte einmal Lord Palmerston. Aber die Setzlinge des Parlamentarismus, welche die englische Diplomatie in Sicilien, Spanien, Portugal, Griechenland und Belgien pflanzte, sind schlecht fortgekommen . . . Die innere Rechtsgeschichte Englands erzählt den tausendjährigen Verfall eines einfach großen Gebäudes. Seine heutige Verfassung ist die ephenbewachsene und geflickte Ruine. Einige Spatenstiche legen die Grundmauer bloß, aber an dem, was steht, muß es dem flüchtigen Blicke oft zweifelhaft bleiben, ob das Gemäuer die grüne Decke trägt, oder das Rankengeflecht den Stein an seiner Stelle hält. Seit fünfzig Jahren wird neue gebaut, (seit der Reformbill von 1832) mit Lärm genug, aber

mit wenig Plan und noch weniger Originalität. Der Neubau iſt ſymboliſirt in dem Palaſte in Weſtminſter, dem Plagiat aus allen Zeiten, allen Ländern. Den venetianiſchen Paläſten iſt die Waſſerſeite abgeſehen, die nach der Themſe blickt. Aber ſobald das Fundament aus dem Fluſſe emporgeſtiegen, ſprang das Gebäude entſetzt zurück. Denn der Strom, als ſilberflutheud geprieſen, ſo lange das gemeine Recht ſorglich die Najaden ſchützte, iſt die große Kloake geworden, während der Parlamentarismus ſich abmüht, zu erſetzen, was er zerſtört. Gothiſch ſoll das Bildwerk ſein, aber ſtatt der Mannichfaltigkeit der Formen, welche die Liebe und der Humor der alten Meiſter ſchuf, peinigt uns das Einerlei der Schnörkel, das Erzeugniß der Maſchine, ſtereotyp wie die Bewohner des Babel, über deſſen Rauchfänge die bedeutungsloſen Thürme hinwegſehen.

Das Parlament war nie größer, als wenn es abſchaffte, wenn es wegfegte, was ſich auf das lebendige Recht gelagert hatte. Seit der Bill of rights vom 13. Februar 1688 iſt keine ſolche Reinigung vorgekommen. Seit 1832 wächſt die Aufſchüttung fabricirter Geſetze in einem Jahre höher als ſonſt in einem Menſchenalter. Wird ein neues Element den mechaniſchen Wuſt klären? Wird ſich eine neue Staatsform entwickeln, welche die Bequemlichkeit und die Selbſtſucht nicht ſtört und doch die Freiheit und Selbſtbeſtimmung nicht gefährdet? Die Vergangenheit und die Natur des Menſchen ſprechen dagegen."

Schi-king, das Liederbuch der Chineſen.

Emanuel Geibel hat einmal die deutſche Ueberſetzungsluſt zu dem uralten Wander- und Eroberungsdrange germaniſcher Völker in poetiſche Beziehung geſetzt:

Die Fremde lockt uns all. Und wem ans Haus
Der Fuß gebannt, der ſchickt auf luft'ger Schwinge
Den Wolkenpilger, den Gedanken, aus,
Daß forſchend er, was draußen liegt, durchdringe.
So zieht noch heut erobernd fernhinaus
Der deutſche Geiſt, im weitgezognen Ringe
Sich an des fernſten Auslands Wundergaben
Vertraut und allempfänglich zu erlaben.

Das Leben aller Weltgeſchlechter ſchloſſen
In unſres wir; wir haben kühngemuth
Den fremden Geiſt in deutſch Gefäß ergoſſen,
Die fremde Form durchſtrömt mit deutſchem Blut.
Da ward, im Ringen tiefer nur genoſſen,
Zum Eigenthum uns das entlehnte Gut.

Aber wenn der Dichter mit ſeinem Preis gerade dieſer Seite des deutſchen Weſens, des poetiſchen Aneignungsvermögens, in der Hauptſache Recht hat und wir uns freuen dürfen, daß uns „vor allen Völkern die echoreiche Bruſt" zu Theil geworden,

so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß wir bei unsrer ausgebreiteten Uebersetzerthätigkeit zu Zeiten allzusehr als Eroberer verfahren sind. Ueber manches poetische Gebiet des Auslands sind die Uebersetzer nur hingeflogen oder haben sich wohl gar, wie ehedem die spanischen Conquistadoren, begnügt, ein Banner zum Zeichen der Besitzergreifung aufzupflanzen. Daß dabei flüchtige Leistungen im ganzen, Irrthümer und halbes Erfassen des fremden Volksgeistes, unzählbare Mängel im einzelnen untergelaufen sind, soll uns aber die Thätigkeit, welche der deutsche Geist im Aneignen des Fremden entfaltet hat, weder bedauern noch unterschätzen lassen. Denn im ganzen scheint die unzureichende Leistung noch immer zum Sporn für eine bald folgende höher geartete geworden zu sein. Und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß frühern mit zu beschränkten Mitteln unternommenen Versuchen, die uralten Liederschätze der Chinesen für unsre poetische Literatur zu gewinnen, ein Werk gefolgt ist, von welchem ein hervorragender Sinolog (G. von der Gabelentz) mit Recht gesagt hat, daß es „eine Perle in der Uebersetzungsliteratur aller Zeiten und Länder" sei.*)

Rückert, welcher in seinem 1833 erschienenen „Schi-king" das deutsche Publikum zuerst für die Lieder des chinesischen Volks zu interessiren suchte, stützte sich nicht auf die chinesischen Originalgedichte, sondern auf die ein Jahrhundert früher angefertigte lateinische Uebersetzung des Pater Lacharme. Eine auf gleicher Grundlage entstandne Uebertragung von Joh. Cramer (1844) hatte sich nicht einmal der bei Rückert vorhandnen Formgewandtheit und des glücklichen Ausdrucks in vielen einzelnen Stellen zu rühmen, den Rückert trotz seines unzulänglichen Vorbilds getroffen hatte.

Victor von Strauß brachte zu der schwierigen und mühevollen Aufgabe, die chinesischen Volkslieder treu zu übertragen und, ohne ihrer Eigenart, ja ihrer Beschränkung zu nahe zu treten, doch das in ihnen vorhandne eigenthümlich poetische hervorzukehren, eine Reihe von Eigenschaften mit, welche einen glücklichen Erfolg verhießen. Zunächst war er ein vortrefflicher Kenner nicht nur der chinesischen Sprache, sondern auch, wie sein Buch über den chinesischen Mystiker Laôtsê bewiesen, der gesammten Vergangenheit des Reiches der Mitte, der chinesischen Volksart und des geistigen Lebens des uralten Culturvolks. Sodann hatte er in eignen poetischen Arbeiten Formbeherrschung und jene poetische Feinfühligkeit bewährt, welche gerade bei dieser Uebertragungsarbeit nicht entbehrt werden konnte. So entstand im Verlaufe einer Reihe von Jahren das vorzügliche, uns vorliegende Buch, dessen reicher und werthvoller Inhalt die Ausstattung, die ihm der Verleger hat zu Theil werden lassen, vollauf rechtfertigt.

Wir sind leider nicht in der Lage, die Treue der Uebersetzung gegenüber dem Original auf Grund direkten Vergleichs hervorheben zu können. Aber der erwähnte Sinolog Professor von der Gabelentz in Leipzig hat vor zwei Jahren in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" (Bd. 32, S. 153 ff.) eine Anzahl von Proben aus Strauß' „Schi-king" der genausten Analyse unterworfen; er hat den chinesischen Text in wörtlicher Uebersetzung neben die poetische Uebertragung gestellt, so daß auch für den Laien ersichtlich wird, wie fest sich der Uebersetzer bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit und der Leistungsfähigkeit unsrer Sprache an Sinn und Wortlaut der uralten Lieder anschließt. Ueberdies aber erweckt die

*) Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Victor von Strauß. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1880.

Lectüre selbst den undefinirbaren, doch starken Eindruck der Treue, der schmiegsamsten Wiedergabe rein chinesischer Anschauung, Empfindung und Sittenwiederspiegelung. Die nicht umfangreiche, aber gewichtige und durch höchste Klarheit der Gruppirung und des Vortrags ausgezeichnete Einleitung erhöht das Gefühl der Sicherheit, sie giebt jedem Leser, ohne ihn mit zu breiten Details zu überlasten, einen vorzüglichen Ueberblick über die historischen und socialen Bedingungen, unter denen die Lieder des kanonischen Liederbuchs enstanden sind. „Die Sammlung wie sie vorliegt," heißt es in der Einleitung, „ist durch Khûng-tsê oder Khûng-fu-tsê, den man als Confucius verlateint hat, um 483 vor Chr. abgeschlossen worden. Von den darin aufbewahrten Gedichten stammen dreihundert und vier aus dem Zeitraume vom zwölften bis siebenten Jahrhundert v. Chr., fünf aus noch höherem Alterthume; sechs sind verloren gegangen. Aehnliche Sammlungen ungefähr gleichen Alters und Ansehens besitzen wir nur noch in den Psalmen der Ebräer und dem Rigvêda der Inder. Sind aber diese beiden, wenn auch auf sehr ungleichen Stufen, von hohem religiösem Geiste erfüllt, so tritt derselbe in den chinesischen Liedern beträchtlich zurück. Sie sind zumeist weltlicher Art. Dafür sind sie auch frei von allem eigentlich mythologischen Wesen, bewegen sich, einiges Sagenhafte abgerechnet, auf dem festen Boden der Wirklichkeit und stehen unserm Verständniß, unsrer Gefühlsweise oft näher, als man bei dem großen Abstand der Zeit und der Volksart voraussetzen sollte. Man sieht auch hier, wie das rein Menschliche unter allen Zonen und zu allen Zeiten sich gleich bleibt."

Der Werth der Schi-king-Uebertragung für die Kenntniß des chinesischen Volks, für eine tiefere Einsicht in die wundersame Volksart des Reichs der Mitte wird von keiner Seite her bestritten werden. Zu dieser Kenntniß wirken die vortreffliche Einleitung, die treue Wiedergabe der Lieder und die Anmerkungen zusammen, mit denen zum Verständniß des Besondern beinahe jedes Lied begleitet ist. Dabei bleibt natürlich die Frage übrig, ob, wie der poetische Uebersetzer von vornherein geltend macht, den Gedichten des „Schi-king", neben dem unzweifelhaften culturhistorischen, ein specifisch poetischer Werth innewohnt. Hierüber können uns nur die Lieder selbst belehren. Diese zeichnen sich aber in der uns vorliegenden musterhaften Uebertragung zu einem großen Theile durch eine Frische, Stärke und Zartheit des Gefühls aus, welche mit den hergebrachten Vorstellungen von der chinesischen platten Verständigkeit und nüchternen Moral schlecht zusammenstimmen. Natürlich fehlt es auch nicht an charakteristischen Aeußerungen der letztern Eigenschaften. Das Gedicht „Weingenuß im Maß und Unmaß" (S. 365) und zahlreiche verwandte Stellen erscheinen als Ausdruck der behaglichsten, vermeintlich klug und sittig dreinschauenden Selbstgerechtigkeit. Andre Gedichte sind die platteste gereimte Prosa. Der „Dank für reiche Ernte" (S. 480) mag als charakteristisches Beispiel hierfür stehen:

Reich ist das Jahr an vieler Hirse, vielem Reis,
So daß wir in den hohen Speichern
Zehn, hundert, tausend Tausend schauen.
Nun laßt uns Wein und Süßwein brauen,
Zu opfern Ahnherrn und Ahnfrauen
Mit all den Bräuchen, drauf wir trauen.
Des Segens viel ward unsern Auen.

Auch ist es unverkennbar, daß das Gebiet der wirklich poetischen Empfindung ein begrenztes ist, daß die verständige Betrachtung an der ältesten Lyrik der Chinesen einen stärkern Antheil hat als an allen andern lyrischen Productionen eines Urvolkes. So alt die Lieder des „Schi-king" sind, sie setzen überall eine schon hoch

gesteigerte nicht nur sittliche, sondern auch technische Cultur voraus. Der später das gesammte chinesische Dasein beherrschende Bureaukratismus hat schon so erhebliche Fortschritte gemacht, daß nicht nur alle Freuden und Leiden, die dem getreuen Beamten widerfahren können, geschildert, die verschiedensten Situationen wiedergespiegelt, an ungetreue, habgierige und überstrenge Statthalter und Unterlinge die schärfsten Mahnungen gerichtet werden, sondern sogar eine Stimmung des Ueberdrusses an der ganzen gepriesenen Herrlichkeit wir möchten sagen in beinahe moderner Weise zu Wort kommt:

Schiebe nicht den großen Wagen;
Wirst dir selbst nur Staub erregen.
Denke nicht der hundert Plagen;
Wirst dir selbst nur Leid auflegen.
Schiebe nicht den großen Wagen;
Wirst vom Staub verhüllt nur werden.
Denke nicht der hundert Plagen;
Machst dir selber nur Beschwerden!

Auch der vorwaltend friedliche Sinn des chinesischen Stammes, die Abneigung gegen aufgenöthigtes Heroenthum tritt bereits zu Tage, und um so lebhafter, als dieser Grundzug der Bevölkerung mit der Staatsidee, welche auf fortwährende Ausbreitung des Reiches hindrängte, im entschiedensten Widerspruche steht. So finden wir wohl die einzelnen Helden und Könige, die zu Wagen den Streit bestehen, die großen Fürsten der Tschen-Dynastie gepriesen, daneben aber in allen Liedern der Krieger die Sehnsucht nach der Heimkehr, die Klage der einsam weilenden Gattinnen und viel Heulen und Zähneklappen über die Beschwerden der Märsche, schlechte Nahrung und Verpflegung. Die Lieder, welche im Gegensatz hierzu häusliche, friedliche Empfindungen, Freuden und Tugenden darstellen, sind nicht nur in großer Anzahl vorhanden, sondern es sind auch die erfreulichsten, von einem Hauch und Duft echter Poesie durchdrungen, den der deutsche Uebersetzer mit höchster Einfachheit und Anmuth wiederzugeben verstanden hat. Der Einzug von Bräuten zur Vermählung, das Walten junger und schöner Frauen, die Beglückung und das lichte Leben, welche von ihnen ausgehen, sind Lieblingsthemen des „Schi-king" und die Töne, welche gleich das Einleitungsgedicht anschlägt, und welche häufig und mit charakteristischer Mannichfaltigkeit wiederkehren, klingen auch in unsre durch Jahrtausende von der Entstehungszeit dieser Gedichte getrennte Welt noch mit poetischer Wirkung herein und bezeugen, in welchem Grade der ausgezeichnete Uebersetzer seine Absicht erreicht hat. Hier noch eine Probe:

Zur Vermählung des Königs Wên.

Ein Entenpaar ruft Wechsellaut,
Auf Stromes Insel hat's gebaut.
Still, sittsam ist die reine Maid,
Des hohen Fürsten würd'ge Braut.
Seerosen schwimmen mannichfalt
Und rechts und links durchfährt man sie.
Still, züchtig ist die reine Maid;
Wach und im Schlaf begehrt er sie.
Und fand er nicht, die sein Begehr,
Wach und im Schlaf gedacht er der,
Ach wie so sehr, ach wie so sehr!
Und wälzt und wandt sich hin und her.
Seerosen schwimmen mannichfalt,
Und rechts und links wir langen sie.
Still, sittsam ist die reine Maid
Und Laut' und Harf' empfangen sie,
Seerosen schwimmen mannichfalt,
Und rechts und links wir pflücken sie.
Still, sittsam ist die reine Maid
Und Glock' und Pauk' entzücken sie.

Literatur.

Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Zwei Bände. Berlin, Th. Hofmann, 1880—81.

Wenn irgend ein Buch den Anspruch erheben darf, als würdige Gabe zur Säcularfeier von Lessings Todestag zu gelten, so ist es die neue Ausgabe der classischen Lessingbiographie von Danzel und Guhrauer. Hoffentlich ist dieser zweiten, in neuem Verlage erschienenen Auflage ein günstigeres Loos beschieden als der ersten, deren Geschichte traurig genug ist. Der erste Band des Werkes erschien vor 31 Jahren, im Frühjahr 1850; kurz darauf, am 9. Mai 1850, erlag der Verfasser, der an der Leipziger Universität Privatdocent war, im Alter von 32 Jahren einer tückischen Krankheit. Das von ihm hinterlassene Material zur Fortsetzung des Werkes wurde vom Verleger dem Professor Guhrauer in Breslau übergeben, der schon gleichzeitig mit Danzel seinen Aufenthalt und seine Stellung — er war zugleich Custos an der Universitätsbibliothek in Breslau — zu Forschungen über Lessings Leben und Schriften benutzt hatte. Dieser bearbeitete den zweiten Band des Werkes in zwei Abtheilungen, von denen die erste 1853 herausgegeben wurde. Aber ehe noch der Druck der zweiten Abtheilung beendet war, starb auch Guhrauer, am 6. Januar 1854, im 45. Lebensjahre.

Bei der zunehmenden Scheu des „Volks der Denker" vor gründlichen, umfassenden Monographien brach sich das monumentale Werk, das feuilletonistischen Neigungen nicht die geringsten Concessionen machte, nur lau gsam Bahn, obwohl es bei der competenten Kritik die größte Anerkennung gefunden hatte. Bald darauf kam Adolf Stahr auf den klugen Einfall, das Buch zu „popularisiren." Er schabte das weichste Fleisch heraus und bereitete es in einer damals für schmackhaft geltenden, heute kaum noch zu goutirenden Sauce, und die Stahrsche „Lessingbiographie," die zuerst 1859 erschien, ist denn bis jetzt dem deutschen Publicum glücklich in acht Auflagen „in die Hände gespielt" worden. Aber nicht genug damit: als 1877 in London ein englisches Werk über Lessing von James Sime erschien, eine zwar fleißige, verständnißvolle und von aufrichtigster Begeisterung eingegebene Arbeit, die aber natürlich vollständig von Danzel-Guhrauer abhängig und außerdem nur für das englische Publicum berechnet war, hatte A. Strodtmann nichts eiligeres zu thun, als das englische Werk „frei bearbeitet" auch dem deutschen Volke vorzulegen. Und um das Maß der Lächerlichkeit vollzumachen, sind wir vorm Jahre noch mit der deutschen Uebersetzung einer zweiten englischen Lessingbiographie beglückt worden, die eine Dame, Helene Zimmern mit Namen (klingt sehr englisch!), zur Verfasserin hat. Die Uebersetzung führte sie wohlweislich nur als „H. Zimmern" ein, und die deutsche Tagespresse fiel denn auch beinahe in pleno darauf herein und pries den geistvollen „Verfasser" des Buches in allen Tonarten. Die zahlreichen bewundernden Stimmen, welche die Verlagshandlung bereits auf dem Umschlage der dritten und vierten Lieferung abdrucken konnte, zeigte die literarische Kritik, die in einem großen Theile unsrer Tagespresse verübt wird, in ihrem vollen Glanze. Inzwischen verstaubte das Danzelsche Werk vollends auf den Bibliotheken und die unverkauften Restbestände der Auflage in der Niederlage des Verlegers, der, ein Idealist des seltsamsten Schlages, für die Verbreitung seiner Verlagswerke nicht einen Finger krümmte.

Nun, wie wir der Hoffnung leben, daß die in den letzten beiden Jahrzehnten verbreitete Oberflächlichkeit allmählich wieder einer größern Vertiefung unsers Wesens Platz machen werde, so dürfen wir wohl auch hoffen, daß die Anzahl derer wieder zunehmen wird, die anstatt einer schönrednerischen Popularisirung lieber ein gründliches Originalwerk zur Hand nehmen. Nach wie vor wird es ja jedem überlassen bleiben müssen, ob er sich das Leben Lessings lieber von Helene Zimmern als von Danzel und Guhrauer oder, um eine naheliegende Parallele aus jüngster Zeit zu ziehen, das Leben Johann Sebastian Bachs lieber von Herrn August Reißmann als von Philipp Spitta erzählen lassen will. Aber wir hegen die Zuversicht, daß die Anzahl der letztern wachsen wird, wenn es auch langsam geht. Jedenfalls hat sich die neue Berliner Verlagshandlung, in deren Hände das Verlagsrecht des Danzel-Guhrauerschen Werkes von der ehemaligen Leipziger Firma übergegangen ist, den vollsten Anspruch auf Dank und Anerkennung erworben, daß sie den Muth gehabt hat, mit einer neuen Bearbeitung des Werkes hervorzutreten.

Ueber die Beschaffenheit der neuen Ausgabe selbst können wir uns kurz fassen. Die Herausgeber, zwei der gründlichsten Kenner Lessings und der Lessingliteratur, sind — nach ihren eignen Worten — bemüht gewesen, dieselbe „auf dem heutigen Standpunkte der Lessingforschung zu halten, ohne irgendwie die Pietät gegen die dahingeschiedenen Verfasser aus den Augen zu setzen." Sie haben alle neuern Forschungen, soweit sie von Belang schienen, möglichst vollständig verwerthet, den Text aber nur da geändert, wo thatsächliche Berichtigungen nöthig waren, dagegen abweichende ästhetische Ansichten in die Anmerkungen verwiesen. Der zweite Band ist aus den frühern zwei Abtheilungen zu einem Ganzen zusammengezogen und mit einem neuen vollständigeren Register über das ganze Werk versehen worden. Die Citate aus Lessings Werken, die von Danzel und Guhrauer nach der Lachmannschen Ausgabe gegeben waren, sind sämmtlich außerdem auch noch auf die Ausgabe von Maltzahn und die nun auch seit kurzem abgeschlossen vorliegende Hempelsche Ausgabe übertragen worden. Die Ausstattung ist bescheiden, aber des kostbaren Werkes nicht unwürdig.

Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Reich illustrirt von Prof. Alexander Wagner in München. Berlin, Gebr. Paetel.

Auf den großen Vorzug, der dieses — jetzt mit der 29. Lieferung vollendet vorliegende — Prachtwerk vor vielen ähnlichen in den letzten Jahren veranstalteten Publicationen auszeichnet, haben wir bereits nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen hingewiesen: es ist die höchst erfreuliche Einheitlichkeit und Harmonie der künstlerischen Ausstattung. „Spanien" ist nicht, wie die buchhändlerische Modephrase lautet, von „ersten Künstlern" illustrirt (der „erste" kann doch wohl bloß einer sein?), das Werk zeigt uns nicht eine Musterkarte der verschiedensten künstlerischen Handschriften, sondern die sämmtlichen Abbildungen rühren von der Hand eines einzigen, und zwar eines höchst talent- und geistvollen Künstlers her. Mit großer Meisterschaft hat Prof. Wagner Natur, Kunst und Volksleben des herrlichen Landes uns zur Darstellung gebracht. Nicht satt sehen kann man sich an den lichtumfluteten Bildern südlicher Landschaft, an der berauschenden Pracht der Bauwerke; und dazwischen begegnet das Auge einer Fülle reizvoller malerischer Typen und Genrescenen aus allen Schichten des Volkes und der Gesellschaft, von den Kreisen des Salons bis herab zu dem bejammernswerthesten Straßengesindel, darunter das ewig Weibliche in einer Reihe der anmuthigsten, bestrickendsten Erscheinungen, gleichviel, in welchen Kreisen der Künstler seine Originale getroffen. Daß Wagner des

Guten etwas zu viel thut in der Gegenüberstellung blendender Lichter und tiefschwarzer Schatten, daß seine Zeichnungsmanier im Grunde nicht für den Holzschnitt denkt und schafft, sondern durchaus malerisch verfährt, die Wirkung oft auf große Ferne berechnet und dem Xylographen Aufgaben stellt, die der Natur des Holzschnitts zuwiderlaufen, haben wir schon in unsrer ersten Anzeige des Werkes bemerkt, und jede Lieferung hat aufs neue das Gesagte bestätigt. Ein andrer Mangel, der sich im Verlaufe des Werkes herausgestellt hat, ist der stark vergriffne Maßstab vieler Druckverzierungen. Die meisten unter den Initialen, den Kopf- und Schlußstücken sehen aus, als ob sie vom Künstler viel kleiner gezeichnet und dann, um sie dem Folioformat anzupassen, erst auf dem Holzstock photographisch vergrößert worden wären. Am auffälligsten tritt dieser Mißgriff bei den wiederholt begegnenden riesigen Städtewappen, die eine ganze Folioseite einnehmen, und bei dem plumpen Titel- und Umschlagsornament hervor. Dies alles würde augenscheinlich viel besser wirken, wenn es auf ein Viertel desjenigen Formats reducirt wäre, in welchem es hier ausgeführt ist. Abgesehen von diesen wenigen Ausstellungen aber ist es, wie gesagt, eine wahre Freude, das nun vollendete schöne Werk durchzusehen.

Auch durchzulesen? Kaum. Die Leser d. Bl. erinnern sich des scharfen Angriffs, zu dem uns nach dem Erscheinen der ersten Hefte der Text dieses Prachtwerkes Veranlassung bot. Die Fortsetzung des Werkes hat unser damaliges Urtheil nicht wesentlich alteriren können. Der Text ist überladen, phrasenvoll, stilistisch unerfreulich und nicht eben tief und lehrreich. Man sagt uns, daß sei bei andern dieser Prachtwerke auch der Fall, wir machten wohl falsche Ansprüche. Darauf können wir nur erwiedern: Schlimm genug, daß einer wenig befriedigenden schriftstellerischen Leistung die Ehre angethan wird, in so reichem und prächtigem Gewande zu erscheinen. Verkehrte Welt!

Ein besondres Wort der Anerkennung schulden wir der Verlagshandlung. Dieselbe hat, obwohl wir die ersten Lieferungen des Werkes einer ungewöhnlich scharfen Besprechung unterzogen hatten, doch die Fortsetzung desselben uns getreulich bis zur letzten Lieferung übersandt. Diese an sich ja sehr selbstverständliche Sache ist leider im deutschen Buchhandel eine so seltene Ausnahme, daß sie in der That besonders erwähnt werden muß. Im allgemeinen besteht die Unsitte, daß, wenn die Besprechung eines Werkes in einer Zeitschrift nach den ersten Lieferungen nicht auf eine faustdicke Lobhudelei hinauslänft, die Verlagshandlung die Zusendung weiterer Lieferungen einstellt. Dieses Verfahren beruht auf einem vollständigen Verkennen des Verhältnisses zwischen Verleger und Kritiker. Die Verleger scheinen vielfach zu glauben, daß sie dem Kritiker eine Wohlthat erzeigen, wenn sie ihm ein Buch zur Besprechung senden. Nun soll es freilich Zeitungen geben, bei denen dies ungefähr zutrifft. Das sind diejenigen, die aus der mitübersandten buchhändlerischen Reclame ein paar Phrasen abdrucken und das Werk dann an den Antiquar verkaufen. Bringt aber eine Zeitschrift auch nur von dem dritten Theile der ihr zugesandten Bücher ehrliche, unbeeinflußte, sachkundige Kritiken, so ist es doch lediglich der Buchhandel, dem hier eine Wohlthat erwiesen wird, und nicht die Kritik, und es ist knabenhaft, in Fällen, wo die Besprechung nicht lobend ausgefallen ist, die weitere Zusendung eines Werkes abzubrechen. Leider kann der Verfasser dieser Zeilen Fälle genug aufzählen, wo Buchhändler die Lehre, die sie sich von einer unbestechlichen Kritik mußten geben lassen, sich recht wohl zu Nutze gemacht, den unbequemen Lehrmeister aber dann bei Seite geschoben haben.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Gneiſenau in den Jahren 1815 bis 1831.

Nachdem im Frühjahre 1880 nach langer Unterbrechung die Fortſetzung der von Pertz begonnenen und von Hans Delbrück weitergeführten Biographie des Grafen Gneiſenau erſchienen war, iſt noch am Ende desſelben Jahres der fünfte Band zur Ausgabe gelangt*) und damit ein Werk vollendet worden, welches ſich würdig den übrigen Biographien der Helden unſrer Freiheitskriege anreiht.

Wie im vierten, ſo befolgt auch im letzten Bande der Herausgeber die bei der ganzen Anlage des Buches richtige Eintheilung, daß er erſt einen Ueberblick über die Lebensſchickſale Gneiſenaus während der Friedensjahre 1815—1830 und während des Oberbefehls gegen Polen 1831 giebt, uns in den Kreis ſeiner Genoſſen einführt und mit allen das Staatsleben damals beherrſchenden wichtigen Strömungen bekannt macht und dann erſt alle Briefe, die von Gneiſenau geſchrieben oder von Freunden an ihn gerichtet ſind, folgen läßt, indem er es uns gleichſam überläßt, die Skizze, die er mit flüchtigen, aber ſichern Strichen entwirft, auf Grund der zahlreichen ſchriftlichen Urkunden zu einem ausführlichen Bilde zu geſtalten.

Sind nun auch die in dem vorliegenden Bande mitgetheilten Briefe nicht in gleicher Weiſe von Bedeutung, wie es die des vierten waren, welche aus dem patriotiſch geſinnten Hauptquartiere des Heeres, auf deſſen Waffen die Entſcheidung des Kampfes beruhte, und unter dem Einfluſſe der großartigſten Ereigniſſe

*) Das Leben des Feldmarſchalls Grafen Neithardt von Gneiſenau. 5. (Schluß-) Band. Von Hans Delbrück. Fortſetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Pertz. Berlin, G. Reimer, 1880.

geschrieben wurden, so enthalten sie doch so manches für die damalige Zeit charakteristische, so manches interessante Urtheil über einzelne Personen und Begebenheiten und geben uns vor allem Gelegenheit, dem Wesen des hervorragenden Mannes näherzutreten, so daß es sich wohl verlohnt, unter Anlehnung an die trefflich orientirende Einleitung Delbrücks auch diese Briefsammlung zu durchmustern und die besondere Aufmerksamkeit erregenden Aeußerungen zusammenzustellen.

Unmittelbar nach der Beendigung der Friedensverhandlungen in Paris war Gneisenau nach Deutschland zurückgekehrt, um das General-Commando am Rhein zu übernehmen, zu dessen Sitz Coblenz bestimmt worden war. Es waren arbeitsvolle, aber glückliche Tage, welche der General damals am Ufer des wiedergewonnenen Stromes in einem Kreise von Männern verlebte, mit welchen ihn das Band inniger Freundschaft verknüpfte. Da war vor allem der Chef des Generalstabes, der Oberst von Clausewitz, dessen freundschaftliche Beziehungen zu Gneisenau seit der Königsberger Zeit schon aus dem frühern Briefwechsel uns bekannt sind. Scharnhorst hatte sich des jungen Offiziers, der mit zwölf Jahren in die Armee eingetreten war und so geringe Schulbildung genossen hatte, daß er auf der allgemeinen Kriegsschule nicht einmal den Vorlesungen zu folgen vermochte, angenommen und in dem Schüler bald einen Jünger und einen Freund gewonnen. Aus der Gefangenschaft, in welche ihn das Unglücksjahr 1806 geführt hatte, zurückgekehrt, hatte Clausewitz unter Scharnhorst an der Reorganisation der Armee und der Vorbereitung für die Erhebung gearbeitet. In dem Kampfe, der seine Seele erfüllte, zu einer bedeutenden Wirksamkeit zu gelangen, ist ihm nicht vergönnt gewesen. Erst in den folgenden Friedensjahren sicherte er sich Unsterblichkeit durch seine historischen und theoretischen Werke über Krieg und Kriegführung. „Sie nehmen in der Theorie des Krieges eine analoge Stellung ein, wie diejenigen Lessings in der Theorie der Kunst." Er war es, der die Grundsätze der neuern Strategie dialektisch entwickelte und allmählich die falsche Methodik überwand, welche Gneisenaus Kriegführung noch so unendliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Seine directe persönliche Einwirkung ist freilich gering gewesen. Obwohl seiner geistigen Ueberlegenheit über alles, was ihn umgab, sich wohl bewußt, war er doch zu bescheiden mit seinen Werken, die er als zu unbedeutend oder zu unvollkommen ansah, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Sein äußeres Benehmen war reservirt und fast blöde, und selbst dem vertrauten Freunde gegenüber bleibt er in seinen Briefen formell bis zur Pedanterie.

Wie hoch ihn Gneisenau schätzte, beweist der Brief, den er (S. 267) an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg richtete. „Wenn es," so schreibt er, „Ew. Durchlaucht daran gelegen seyn muß, über die Stimmung, den Geist und

die Art der Rheinprovinzen die Meinung scharf beobachtender und unpartheiischer Männer zu vernehmen, so muß ich Ihnen rathen bei Ihrer Ankunft am Rhein sofort den Obristen von Clausewitz zu sich zu berufen. Es ist dies einer der allerscharfsinnigsten Beobachter. Wegen seiner ungemeinen Talente verdiente der Mann im Mittelpunkte der Monarchie und im Staatsrath zu sitzen. Wenn meine Kräfte mir nicht mehr gestatten eine der ersteren Stellen der Armee zu verwalten, so würde ich unbedenklich unter ihm dienen, so groß ist meine Meinung von ihm und mein Vertrauen in ihn. Man lasse durch seine anscheinende Kälte sich nicht abschrecken, sein Herz ist warm und edel, sein Geist mit tiefen Kenntnissen geschmückt. In seine Geschäfte bringt er Ordnung und Klarheit und die Untergebenen behandelt er mit Milde Ernst und Festigkeit zugleich. Was Ew. Durchlaucht zur Erhebung dieses Mannes thun können, thun Sie für des Königs Dienst und das Wohl des Staates, und Früchte soll eine solche Wahl wohl tragen, dafür verbürge ich mich."

Als im Jahre 1820 in einer Anwandlung hypochondrischer Stimmung der General in Zweifel zieht, ob er im Falle eines Krieges den Oberbefehl übernehmen könne, da wendet er sich, um sich Beruhigung zu verschaffen, an den treuen Gefährten, zu dessen edlem und starkem Charakter er das Zutrauen hat, daß er unfähig sei, etwas anderes als die reine Wahrheit und seine unverhohlene Ansicht zu sagen. Halte ihn aber Clausewitz noch für fähig, ein Heer zu befehligen, dann müsse der Freund Chef des Generalstabes werden. „So würden wir Freundschaft, Schicksal, Ruhm oder Ungunst des Glückes theilen. Fällt aber Ihre Meinung für die Negative aus, so mache ich einen etwaigen Krieg als Freiwilliger mit, und zwar in derjenigen Armee, worinnen Sie angestellt werden, wirkend für das Beste des Dienstes, wo ich kann, durch Wort und Beispiel." Die Stunde sollte noch kommen, wo Clausewitz als Generalstabschef Gneisenau zur Seite trat, aber wenige Wochen, nachdem Gneisenau als Oberbefehlshaber der preußischen Armee in Posen durch die Cholera dahingerafft worden war, fiel auch der getreue Clausewitz derselben Seuche zum Opfer.

Das irdische Glück, welches Clausewitz beschieden war, war beschlossen in seiner Ehe mit der Gräfin Marie Brühl; der Segen der Kinder blieb ihnen versagt, aber die feinsinnige, edle Frau lebte mit in der Gedankenwelt des Mannes, und als er starb, war sie es, die sein Werk „Vom Kriege" der Mit- und Nachwelt übergab. Mit unwandelbarer Verehrung und Freundschaft hat der General an ihr gehangen. „Gott erhalte Sie, brave deutsche Frauen, für solche Frauen schlägt man sich gern," hatte einst Gneisenau nach der Schlacht von Belle-Alliance an Frau von Clausewitz geschrieben. Durch die innige Theilnahme, die sie in allen ihren Briefen dem hochverehrten Freunde zeigt, hat sie solche Gesinnung

wohlvergolten. Wie dankbar für diese Zuneigung sich der General bewies, kann man aus vielen seiner Briefe herauslesen. In einem Briefe vom 12. Juni 1825 spricht er es ihr selbst dankerfüllten Herzens aus: „Was soll ich zu Allem diesem, in den von Ihnen mir anvertrauten Briefen enthaltenen, mir so überaus Freundlichem sagen, als was ich von Früh bis Abends denke, nämlich: Herr! ich bin nicht würdig, was mir das Glück an edler Freundschaft zugewendet, wahrlich ich kann Gott nimmermehr genug dafür danken."

Neben Clausewitz gehörte dem Coblenzer Freundschaftskreise auch der Oberstlieutenant Graf von der Gröben an, der, wie jener, 1812 den Abschied genommen hatte, ferner der Major von Scharnhorst, der älteste Sohn des Generals, der hier den Herzensbund schloß mit Gneisenaus Tochter Agnes, der Hauptmann von Stosch und der Rittmeister Bärsch, der Genosse Schills, beide schon vordem bewährte Gehilfen.

Aber die glückliche Zeit in Coblenz, die noch später dankbare Erinnerung der Gefährten „mit dem Schimmer jenes poetischen Idealismus, dem dieses Leben selten Realität, Dauer niemals gewährt," umgab, sollte nicht lange dauern. Mitten aus den Kämpfen gegen Napoleon tönt aus Gneisenaus Briefen so oft der Wunsch heraus, nach geschlossenem Frieden den Kriegsdienst zu verlassen. Jetzt war der große Krieg endlich vollständig geendet, und da zeigt sich denn, wie ernst jener Entschluß war. Schon am 1. Januar 1816 schreibt Gneisenau an den Staatskanzler: „Ich fühle, daß es Zeit ist, meiner militärischen Wirksamkeit ein Ende zu machen, und mit heißer Sehnsucht verlange ich nach einem ruhigen Familienleben und nach Einsamkeit. Wundern daher Ew. Durchlaucht sich nicht, wenn ich nächstens meine Entlassung verlange, um nach Schlesien zu gehen und mich am Landleben zu erfreuen."

Mancherlei Gründe bewogen allerdings den Grafen, noch eine Zeit lang sein Abschiedsgesuch aufzuschieben. Gerade damals begannen in Berlin die Streitigkeiten wegen der geheimen Gesellschaften, und da man im Publicum wissen wollte, daß Gneisenau ihnen nicht fern stehe und deshalb in Hofkreisen scheel angesehen werde, mußte er sich hüten, einen Schritt zu thun, der allgemeines Aufsehen gemacht und jenen Gerüchten neue Nahrung gegeben haben würde. Bald aber wendet er sich wieder an Hardenberg und schreibt (26. März 1816): „Mit meinem Austritt aus der Armee, hochverehrter Fürst, ist es sehr ernstlich. Ich würde schon früher dazu geschritten sein, wenn ich nicht erst die durch den Streit über die geheimen Gesellschaften erbitterten Gemüther hätte wollen sich abkühlen lassen, damit man nicht sage, ich sei aus Verdruß von der Bühne getreten, was auf keine Weise der Fall ist. Aber ich bin es meinem Gewissen schuldig zu sagen, daß ich meinen Posten nicht mehr ausfülle. Seit mehr als

einem halben Jahre macht meine Gesundheit schnelle Rückschritte. Ich kann ohne Schmerz in den Hüften nicht mehr galoppiren, selbst nicht mehr ohne Schmerz den Hut abnehmen. Meine Verdauung ist gänzlich geschwächt; meine sämmtlichen Kräfte sind gesunken, mein Auge verdunkelt sich täglich mehr. Ueberdies verläßt mich mein Gedächtniß. Mit solchen Gebrechen muß man nicht länger in einer Stelle verbleiben, die ein Andrer würdig ausfüllen kann, wenn man nicht wagen will, die Achtung der Untergebenen zu verlieren, folglich sich für den Dienst schädlich zu machen... Käme der König noch einmal in den Fall, die Entscheidung seiner Gerechtsame den Waffen zu übertragen, so ziehe ich sofort wieder mit, nicht um irgend eine Befehlsführung anzunehmen, womit man mich etwa beehren möchte, sondern des Beispiels wegen... Wollen Ew. Durchlaucht Ihrer allgewohnten Huld gegen mich das Siegel aufdrücken, so erschweren Sie Ihrem Gefährten so mancher trüben Besorgniß und so manchen herrlichen Moments den Austritt aus dem Geschäftsleben und den Rücktritt in das Familienleben und in süße tiefe Einsamkeit nicht. Wird es Ihrem edlen Herzen nicht wohler thun, mich in einem stillen Gebirgsthal zufrieden zu wissen als mich mit geschwächten Kräften und thränendem Auge rudern zu sehen?"

Der König nahm den eingereichten Abschied zunächst nicht an, sondern bewilligte in einer Cabinetsordre vom 20. April 1816 dem General zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen unbestimmten Urlaub. Aber noch ehe die Badereise nach Karlsbad angetreten war, erschien eine neue Cabinetsordre, datirt vom 20. Mai, welche Gneisenau vom Generalcommando des Großherzogthums Niederrhein entband und dasselbe dem Generallieutnant von Hake übertrug. Damit wurde er, auch wenn er activer General der Armee blieb, definitiv seines Postens enthoben. Daß die Enthebung zu einer Zeit erfolgte, in welcher er bereits unter Annahme des Urlaubes auf den Abschied verzichtet hatte, mußte ihn selbstverständlich kränken und die Vermuthung in ihm zur Gewißheit steigern, daß es einer ihm feindlichen Partei gelungen sei, den König gegen ihn einzunehmen. So schreibt er noch am 7. April 1817 an Clausewitz: „Mit der Entbindung von dem Generalcommando am Rhein im vorigen Frühjahr steht es folgender Gestalt. Der König war vermuthlich durch Verleumdungen aufgeregt, sehr gegen mich eingenommen... Später forderte ich meine Entlassung. Dem König war das ganz Recht. Daß ich eine milde Antwort erhielt, war angeblich das Bestreben Boyens. Vier Wochen darauf erhielt ich das zweite unveranlaßte Cabinetsschreiben, wo demnach der König seiner eigentlichen Gesinnung freien Lauf ließ."

Wie es kam, daß Gneisenau, nachdem er im Stillleben einer kleinen Provinzialgarnison 46 Jahre alt geworden, jetzt wo er seinen Platz eingenommen

unter den Männern, welche die Geschicke des Welttheils in den Händen hielten, sich wieder in die Stille zurücksehnte, hat Delbrück trefflichst auseinandergesetzt. „Die Befähigung zu herrschen zusammen mit der unwiderstehlichen Lust des Herrschens", sagt er, „das ist es, was die von der Vorsehung berufenen immer wieder an die Spitze der politischen Körperschaften treibt. Nur getragen von einem stürmischen persönlichen Ehrgeiz scheint die Seelenstärke bestehen zu können, ohne die der große Staatsmann und Krieger undenkbar ist. In Gneisenau haben wir den einzigen Anblick der Kraft des großen Mannes ohne ihren Egoismus. Sorglos möchte er am liebsten dahinleben und Ehre wie Mühe der großen Angelegenheiten den dazu berufenen überlassen: erst im Anblick der Noth erwacht er, wie emporschnellend, zum Selbstbewußtsein seiner Ueberlegenheit und ergreift die Zügel."

Zu seinem Ruhebedürfniß traten aber gerade damals noch andre Erwägungen hinzu, die Gneisenau veranlaßten, um seinen Abschied einzukommen. In seinen Briefen beruft er sich auf seine wankende Gesundheit und auf seine Familienverhältnisse. In der That war er zehn Jahre lang im Laufe der letzten elf Jahre von seinen Kindern getrennt gewesen, und in der Abwesenheit des Vaters, in den Jahren der Noth und der Kriegswirren war natürlich die Erziehung derselben nicht in der wünschenswerthen Weise gefördert worden. Endlich aber hatten auch politische Betrachtungen bei Gneisenaus Abschiedsgesuche mitgewirkt. Als unmittelbar nach den Freiheitskriegen in Preußen scharfe Gegensätze hervortraten, die liberale Partei ihre deutsch-nationalen Bestrebungen hervorkehrte und sich damit in einen unversöhnlichen Zwiespalt mit der preußischen Regierung setzte, die nun einmal zur Zeit jenen Forderungen zu genügen weder fähig noch willens war, andrerseits die aristokratische Partei ihre altpreußisch-particularistische Gesinnung desto entschiedener betonte, wurde von der letztern Seite die Verdächtigung laut erhoben, daß die nationalen und liberalen Elemente revolutionäre Tendenzen verfolgten. An jeden hat sich die Verleumdung gewagt, der in den letzten Zeiten der populären Erhebung eine bedeutsame Rolle gespielt hatte, und man gefiel sich wohl in Vermuthungen, um ja das Schreckbild der Revolution recht faßbar darzustellen, einer oder der andern Persönlichkeit die Rolle des Führers zuzuweisen. So konnte es nicht ausbleiben, daß man selbst die Armee, deren Führer ja oft genug mit ihrem vorsichtig erwägenden Könige unzufrieden gewesen waren, als unzuverlässig hinzustellen suchte und ängstlichen Gemüthern mit einer Militärrevolte Furcht einjagte. Hierzu brauchte man aber den Popanz eines Pronunciamento-Führers, eines „Demagogen-Generals", wie es hieß, und kein andrer erschien für eine solche Rolle so geeignet wie Gneisenau. War es doch bekannt, daß nur auf seinen Rath geschehen

war, was Blücher in den Feldzügen gethan hatte und was man ihm jetzt vorwarf. Stand er doch mit allen den bekannten Vertretern und Verkündigern des neuen Deutschthums in persönlicher Verbindung, und mit welcher Leidenschaft war er nicht im Rathe des Königs wie den fremden Mächten gegenüber für die Ideen eingetreten, die jetzt doch unterlegen waren! Mit Leidenschaft bemächtigte sich die Feindschaft und der Neid der giftigen Waffe gegen den „Ausländer," der ohne Herkunft, ohne Verbindungen binnen wenigen Jahren zu gebietenden Stellen im Staate gelangt war, dessen Bedeutung und Verdienste man nicht bestreiten wollte, den man aber für einen Hauptförderer der Neuerungen im Heere und im Staate erklärte, welche die Stellung des Adels in ihren Fundamenten erschütterten. Man sprach wohl von „Wallensteins Lager in Coblenz," und noch in spätern Jahren hat wohl, wenn geheime Verbindungen zur Untersuchung kamen, einer oder der andre gesagt, Gneisenau sei ihm als das eigentliche Haupt der Verschwörung genannt worden.

In verschiedenen Briefen hat sich der General gegen solche Verdächtigungen vertheidigt. Als ihm Müffling von Paris aus (15. Febr. 1816) geschrieben, daß gewiß viel auf seine Rechnung geschehen, wovon er nichts wisse, nichts ahne, und daß im Innern des Staates viele Menschen lebten, die ihn als Chef der Oppositionspartei ansähen, antwortet er (25. März 1816): „Ich selbst, wenn man mich um Rath früge, müßte pflichtgemäß warnen, bei der jetzigen Stimmung der Gemüther, aufgereizt wie sie sind, nur behutsam mit Constitutions-Entwürfen vorzugehen und die Ausführung derselben nur langsam reifen zu lassen. Ein andres war es nach dem ersten Pariser Frieden. Da rieth ich sehr eifrig dazu, in der Absicht, um in Deutschland die Meinung für uns zu gewinnen. Jener Zeitpunkt ist versäumt worden; es ist nun nicht nöthig, etwas zu übereilen, besonders nachdem man gestattet hat, daß Mißtrauen ausgesäet werde." Kurz darauf schreibt er an Hardenberg (21. April 1816: „Ew. Durchlaucht selbst haben mir während unsres letzten Aufenthalts gesagt: Man gebe mich in den geheimen Polizeiberichten als das Haupt des — von der Regierung verbotenen — Tugendbundes an. Das ist denn doch eine Verläumdung so groß als man irgend eine Jemandem anhängen kann! Stets bin ich vom Jahre 1790 an ein Feind der französischen Revolution und alles Umkehrens gewesen, stets habe ich jacobinische Grundsätze verabscheut, und nun soll ich, nachdem ich die Anstrengungen meines öffentlichen Lebens unabläßig auf Vernichtung solcher Grundsätze und ihrer Folgen gerichtet habe, das Haupt oder der Führer eines Bundes sein, dem man revolutionäre Plane zuschreibt!" Aber was nützten alle Betheuerungen, der Verdacht war einmal rege; mehr als einmal mußte sich Gneisenau darüber beklagen, daß man seine Briefe erbrochen.

Unter solchen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, wenn die Sehnsucht nach der Stille eines Landaufenthaltes bei dem General die Oberhand erhielt. Später hat er es wohl geradezu ausgesprochen, daß er um seinen Abschied gebeten habe, um zu zeigen, daß ihm alle ehrgeizigen Absichten fremd seien.

Schon in Karlsbad, wohin sich Gneisenau von Coblenz aus begab, fand er Besserung seiner Leiden. Nachdem er noch das Teplitzer Bad gebraucht hatte, ging er nach Schlesien, um hier seine Besitzung wieder in Ordnung zu bringen. Es gelang ihm, „das sorgenschwere, unheilbringende, zwisterregende Mittel-Kauffung“ gegen das zwischen Schmiedeberg, Warmbrunn und Hirschberg gelegene Erdmannsdorf zu vertauschen. Bald ist er selbst, der noch wenige Monate vorher geglaubt, daß ihm ein baldiges Ende bevorstehe, wie umgewandelt. Er ordnet, bessert aus, baut, besucht die Nachbarn und berechnet Ausgaben und Einnahmen. „So lebe ich, schreibt er, in den Freuden und Erwägungen meiner neuen Schöpfung. Die Natur hat trefflich vorgearbeitet und das Haus giebt sich leicht zu allen neuen Einrichtungen her. Die Gegend ist himmlisch, die Mittagseite großartig, die Mitternachtsseite höchst lieblich. Da sind Wälder und Teiche und Waldung und die schönsten Wiesen. Ich hoffe mit einiger Verstandsanstrengung eines der schönsten Güter zu bilden, die die Erde hat.“ Seine hypochondrischen Anwandlungen sind verschwunden, seine Natur gesundet zur alten Elasticität. Wie freudig klingt es, wenn er an die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill (13. Dec. 1816) schreibt: „Die uns gegönnte Ruhe und andre Umstände haben mir endlich erlaubt einen Wunsch, den ich von Jugend an leidenschaftlich genährt, zu befriedigen und in ländlicher Einsamkeit ein sorgenfreies Alter zu verleben.“ Dann schildert er auch hier mit Wärme die Vorzüge seines neuen Besitzthums. „Wohin nur man sich hier wendet, da entdecken sich immer neue Landschaften. Die schönen Chausseen erleichtern, daß man Besuche giebt und empfängt, und was endlich dieser herrlichen Gegend einen neuen Schimmer in meinen Augen verleiht, das sind die Erinnerungen meiner Jugend und das langentbehrte ruhige Zusammenleben im heimathlichen Lande mit meinen Kindern.“

Der Reiz der Natur, inmitten deren dieser Edelsitz im Hirschberger Thal, am Fuße der Schneekoppe liegt, wurde erhöht durch die Nachbarschaft hochverehrter oder nahe befreundeter Familien. In Fischbach lebte Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin, in Ruhberg der Fürst Radziwill mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Luise von Preußen, in Buchwald die Gräfin Reden. Mit allen wurde ein reger Verkehr unterhalten. In ungezwungener Weise trifft man sich zu Kaffee und Kuchen auf dem Ameisenberg, der eine prächtige Umschau gewährt. „Zwei Octaven Kühe hatte ich in den dortigen Wald bestellt, mit rein gestimmten Metallglocken versehen. Ein Klarinettbläser saß im Gesträuch und ließ sein Instrument

Schalmeiartig ertönen und einige Waldhornisten bließen in einiger Entfernung Jägerstückchen." (An Frau v. Clausewitz. Erdmannsdorf, den 2. Nov. 1824.) Oft genug ist auch das Haus voller Gäste, die Gneisenau in Anspruch nehmen. Mit den alten Freunden, den Clausewitz, Hardenberg, Boyen, dem Danziger Gibsone, Benzenberg u. a. unterhält er nach wie vor einen lebendigen Briefwechsel.

Verhältnißmäßig wenig tritt die Gräfin Gneisenau in den Briefen des Generals an die ihm nahestehenden hervor. Auch die Briefe, die er von Berlin aus an sie richtet, sind etwas dürftig und gewähren uns keinen Einblick in das gemeinsame Leben der Gatten. Fast scheint es, als ob die Mutter seiner Kinder seine Interessen nicht in dem Maße getheilt habe wie Marie Clausewitz und andre Frauen. Schreibt er doch (14. August 1820) an die Gräfin: „Euch Frauen interessiren die Angelegenheiten der Kinderstube, des Hauses und der Verwandtschaft, und zwar in Folge weiser göttlicher Einrichtung, gewöhnlich mehr als das öffentliche Leben und Krieg und Politik, und wenn nur der Kanonendonner nicht in Eurer Nähe ertönt, so seid Ihr zufrieden, wenn Kinder und Eltern gesund und der Mann gehorsam oder wenigstens fügsam ist, und darum wunderteſt Du Dich in den erfteren Jahren unserer Ehe darüber, wenn ich mich mit Bonapartes erstem Kriege in Italien eifrig beschäftigte und Zeitungen und Journale eifrig las." Es scheint auch, daß die Generalin die Neigung ihres Mannes, ein großes Haus zu machen, wenig theilte. „Der Kronprinz und Prinz Wilhelm", schreibt Gneisenau an Frau von Clausewitz, „haben in meinem Hause gefrühstückt und an der schönen Lage sich gefreut. Meine Frau ist dabei ganz aus der Rolle gefallen; sie hat sich dies Frühstück ausgedacht und solches angeordnet, und, was erstaunenswürdig ist, so hat sie Nachts, als der Kronprinz, von Warmbrunn zurückkommend durch Erdmannsdorf fuhr, das ganze Haus erleuchtet, welches sich, der ungewöhnlichen Form desselben wegen, prachtvoll ausgenommen haben soll. Wäre ich abergläubisch, so müßte ich fürchten, meine Frau zu verlieren." Und ein andres Mal schreibt er in demselben Tone: „Sogar meine Frau ward in den Wirbel fortgerissen, denn sie entschloß sich, einen Ball zu geben, auf welchen ich indessen die gehörigen Accente von Eis und Champagner setzte."

Viel beschäftigt sich der General dagegen mit seiner ältesten Tochter Agnes. Aus mancherlei Gründen hatte er, als Scharnhorsts Sohn um sie warb, nicht gleich offen seine Zusage gegeben. Er verlangte eine Probezeit, die schon durch das jugendliche Alter seiner Tochter hinlänglich gerechtfertigt war. Ihr stilles Wesen und ihre Einsilbigkeit machten dem Vater oft Kummer. Dagegen erkennt er an, daß sie sich in Gesellschaft mit Anstand und Gefühl der Schicklichkeit benehme und sich nie etwas gegen Männer vergebe. „Dabei (an Frau v. Clause-

witz) kommt ihr ihr Stolz zu statten, so wie überhaupt ihr fester Charakter, der bei einem Manne, der ihn zu tragen und zu schätzen weiß, sie sicher durch das Leben führen wird." Mit 18 Jahren sollte sie Scharnhorst, der durch sein argwöhnisches und übelnehmendes Wesen oft Verdruß machte, heiraten. Sie würde dann seine Gemüthsart kennen gelernt haben und würde sich entscheiden können. Bald darauf schreibt er: „Ich muß besorgen, nach der Art und Weise zu urtheilen, nach der Lustigkeit und Unbefangenheit, womit sie in den Gesellschaften erscheint, daß ihre Verbindung mit Scharnhorst nur Wirkung ihres Charakters und nicht tiefgehende Angelegenheit ihres Herzens ist. Sie strebt nach Unabhängigkeit. Die Bemerkungen einer Mutter und deren wenngleich nur seltene Anordnungen mißfielen ihr; sie hat einen großen Hang zur Herrschsucht und da eilte sie denn schnell in den Ehestand zu kommen." Am 11. April 1817 wendet er sich an Agnes selbst, die damals in Buchwald bei der Gräfin Reden zu Besuch war. „Du warst so ein liebendes herzliches Mädchen, als Du kleiner warst und ich hatte meine Freude an Dir. Kehre zu jener Herzlichkeit zurück, sei fleißig und beharrlich in Deiner Ausbildung, zähme etwas Deine Anlage zu Stolz, ohne ihn ganz zu verbannen, denn auf das Edlere gerichtet ist er eine Gewährleistung der Tugend und Zufriedenheit, sei mild gegen Geschwister und Dienstboten und ich habe dann nichts, durchaus nichts an Dir auszusetzen, denn Du bist sonst ein verständiges Mädchen und die Menschen müssen Dir gewogen werden, wenn Du Dich mit mehr Wärme, Freundlichkeit und Herzlichkeit umgiebst."

Im Jahre 1818 verließ Agnes das elterliche Haus. „Es ware eine betrübte Scene, Mutter und Schwestern weinend um sie stehend zu sehen. Auch bei ihr durchbrachen die verhaltenen Gefühle die kalte Oberfläche und sie, des Weinens nicht sehr kundig, vergoß nun selbst bittere Thränen." Mit inniger Freude bemerkte Gneisenau, wie der Charakter der Tochter in der Ehe sich vortheilhaft entwickelte. Aber nur ein kurzes Glück war ihr bestimmt. Nach der Geburt des dritten Kindes starb sie. „Der Tod ist zum Erstenmal in mein Haus eingezogen!" schreibt er (5. Juli 1822) an den treuen Clausewitz. „Heute Mittags ist meine Agnes Scharnhorst verschieden. Ach, sie schied so umgern von ihrem jungen Leben, ihren Kindern, ihrem Mann, ihren Eltern. . . Es ist wohl nicht leicht eine Frau aus schöneren Verhältnissen geschieden, zu Mann, Kindern, Eltern, Geschwistern und Fremden. Das ist nun Alles unwiederbringlich vernichtet! Ich hatte so recht meine Freude an ihr, wie sie sich zur achtungswürdigen Hausfrau und Mutter selbst ausgebildet hatte. Das ist nun dahin!" Die Enkel wurden in das großväterliche Haus gebracht, und mit großer Liebe hat Gneisenau, wie seine Briefe beweisen, an ihnen gehangen.

Noch zwei glückliche Ehen wurden in Erdmannsdorf geschlossen, von denen die Verbindung Emiliens mit dem Grafen Brühl, dem Bruder der Marie von Clausewitz, dem General um der alten Freundschaft willen besondere Freude bereitete. Von den übrigen Kindern hören wir nur wenig. Gelegentliche Bemerkungen zeigen uns aber, wie eifrig und liebevoll Gneisenau für ihr Wohl bedacht war. (Schluß folgt.)

Lessingstudien.*)

Von Gustav Buchholz.

2. Die Katastrophe in der Emilia Galotti.

(Schluß.)

Ganz richtig sagt Gustav Freytag (Technik des Dramas 1863, S. 188), daß es nicht in Lessings Natur lag, durch Monologe dramatische Wirkungen zu suchen. Seine Personen reden kein Wort, das des Hörers wegen gesagt werden müßte, und nur zu oft müssen ja Monologe einer unklaren Charakterzeichnung als Nothbehelf dienen. Dafür liebt es Lessing, durch seine Andeutungen den Zuschauer Blicke in die Gedanken- und Gefühlswelt seiner Personen thun zu lassen, welche ihn über Geheimnisse des Innern Aufschluß geben, die diesen Personen selbst noch nicht zu klarem Bewußtsein gekommen sind. Die Deutlichkeit wird freilich bei diesem Verfahren, das an den denkenden Leser oder Hörer appellirt, leicht eingebüßt, nicht aber die Wahrheit. Und so, aber auch nur so, wenn wir nämlich an unsrer Auffassung von der Stellung Emilias zum Prinzen festhalten, erklärt sich ihr späteres Benehmen vollkommen.

Der Zufall, wie sie glaubt, in Wirklichkeit das fein angelegte Bubenstück Marinellis hat sie nach Dosalo geführt. Dort tritt der Prinz ihr entgegen, und sobald sie seiner ansichtig wird, erfaßt sie wieder dieselbe namenlose Angst, welche ihr am Morgen die Fassung geraubt hatte: erst ist sie unschlüssig, sich in seine Gewalt zu begeben — „Was soll ich thun“ ruft sie rathlos die Hände ringend —, dann fällt sie gar flehend zu seinen Füßen nieder, und der Prinz muß alle seine schmeichelnde Beredsamkeit anwenden, sie zu beruhigen.

*) Zur Säcularfeier von Lessings Todestag, 15. Februar 1881.

Ich frage hier wieder: Wo liegt der Schlüssel zur Deutung jener räthselhaften, bangen Unentschlossenheit? Wie vor allem erklärt es sich, daß Emilia sich endlich nun doch von dem Prinzen, wenn auch nicht ohne Sträuben, fortführen läßt? Warum reißt sie sich nicht aus seinen Armen los? eilt zurück, ihrer Mutter, ihrem Verlobten entgegen? Man wird sagen: der plötzliche Schreck hat sie der Besinnung beraubt, man wird sich auf Claudias Worte berufen: „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig.“ Nun wohl, das ließe sich hören. Aber eins sollte man dabei nicht übersehen, daß auch der Prinz Emilias Angst ganz anders zu deuten weiß. Als sie mit den Worten: „Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr“ vor ihm niederfällt, sagt er, sie aufhebend: „Ich bin äußerst beschämt. Ja, Emilia, ich verdiene diesen stummen Vorwurf. Mein Betragen diesen Morgen ist nicht zu rechtfertigen.“ Wer will daran zweifeln, daß der Prinz recht gesehen?

Hier ist der Ort, wo der Dichter von der Schauspielerin, welche die Rolle der Emilia darstellt, die höchste Leistung fordert. Der Worte, welche er seiner Heldin in den Mund gelegt hat, sind wenige, und diese unzusammenhängend. Der Auftritt in der Kirche, wie der Prinz ihn geschildert, wiederholt sich vollkommen. Stumm, niedergeschlagen, zitternd steht Emilia vor ihm da. Das Spiel der Mienen muß hier um so beredter sein, es muß besonders in dem Augenblicke, da sich Emilia in wortlosem Widerstreben von dem Prinzen in seine Gemächer führen läßt, eine deutliche Sprache reden. Den Sturm widerstreitender Empfindungen, der in diesem Augenblicke Emilias Brust durchtobt, wagte der Dichter nicht in Worte zu fassen, er überließ es der Schauspielerin, daß sie „mit ihm, für ihn denke“ und in ihren Bewegungen, ihren Zügen, ihrem Blicke die verborgnen Leidenschaften des Innern wiederspiegle. An dieser Stelle muß es dem Zuschauer — wenn überhaupt, denn es ist die einzige Scene, wo er Emilia dem Prinzen gegenübersieht — klar werden, welch eine bestrickende Gewalt der Prinz über Emilia ausübt, wie ihr vor seinem Blicke die Klarheit ruhiger Ueberlegung fehlt, die Festigkeit sittlicher Willenskraft schwindet.

In dieser Scene hat das Drama seinen Höhepunkt erreicht, hier ist die Schwäche Emilias gegenüber dem Prinzen am unverhülltesten hervorgebrochen. Aber die Tochter des Obersten Galotti ist nicht so ganz ihren Empfindungen unterworfen, wie es scheinen könnte. Wenn nur der erste Ansturm vorüber ist, so wird sie der entfesselten Gefühle wieder Meisterin sein. Nicht umsonst sagt Claudia von ihr, daß sie „nach der geringsten Ueberlegung in alles sich finde, auf alles gefaßt sei.“ Daher sinkt sie zwar noch der Mutter bei ihrem ersten Erscheinen ohnmächtig in die Arme, aber sobald sie in ihren nassen

und wilden Augen die furchtbare Begebenheit gelesen hat, sobald sie das, was sie nicht wissen kann, geahnt und des Prinzen innerste Absichten in der meuchelmörderischen Hinterlist seines Helfershelfers Marinelli durchschaut hat, da erfaßt sie sogleich mit richtigem Ueberblick ihre Lage und erkennt, wie sie sich in ihr zu benehmen hat. „Sie hält den Prinzen in einer Entfernung, sie spricht mit ihm in einem Tone," den Claudia ihrem Gatten nicht genug rühmen kann. Eins sieht die kurzsichtige, thörichte Mutter freilich nicht, und dieses eine ist die Hauptsache. Das äußere Benehmen ihrer Tochter zwar hat sie richtig gedeutet, und sie bewundert es, aber wovon sie keine Ahnung hat, das ist, daß dieses Benehmen nur die erzwungne Maske ist, hinter welcher ganz andere Gefühle um die Herrschaft streiten. Werden sie nie die Oberhand gewinnen, diese Gefühle? Wird nie ein Augenblick für Emilia kommen, wo ihr der kalt abweisende Ton nicht mehr gelingen will, wo sie, von der Gewalt ihrer Leidenschaft übermannt und der natürlichen Waffen des Weibes nicht mehr mächtig, sich in die Hände jenes gewissenlosen Mannes gegeben sieht?

Gewiß, er hätte recht, der gute Matthias Claudius mit seinem gesunden sittlichen Urtheil, er hätte recht und mit ihm die ganze Schaar derer, die ihm seine Worte nachgesprochen haben. Wer könnte es denn begreifen, wie ein Mädchen so zu sagen an der Leiche ihres Geliebten an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken kann? Wer könnte es begreifen, wenn er nicht weiß, daß eben jener fremde Mann dem Herzen dieses Mädchens schon längst nicht mehr fremd ist, daß er wider ihr Wollen und Bemühen auf ihre Sinne eine unwiderstehliche Gewalt ausübt?

Und so ist auch der plötzlich aufsteigende Wunsch Emilias zu sterben gerechtfertigt. Gerade in diesem Augenblicke muß ihr das, was sich bisher nur unbewußt äußerte, was ihr selbst in seiner vollen Tragweite noch verborgen geblieben ist, muß ihr ihre Schwäche gegenüber dem Prinzen plötzlich klar und zur völligen Gewißheit werden. Zu keiner Stunde fühlte sie es so deutlich, daß ihr Herz nicht vor dem Prinzen sicher, nicht über alle Verführung erhaben ist, als gerade jetzt, wo sie sich in seine Hände gegeben sieht, und sie zittert über diese Erkenntniß, die ihr nun zu spät kommt. Der Gedanke an den Tod als an den einzigen rettenden Ausweg beruht also nicht auf einer Ueberspannung, einer Art von Hellsehen, wie Adolf Stahr rechtfertigend behaupten möchte (Leben Lessings, II, 1859, S. 135), er ist nur zu wohl in den realen Verhältnissen begründet.

Nur eine Möglichkeit der Rettung giebt es für Emilia, und diese ist die Flucht aus dem Bereiche des Prinzen. Schlägt diese Hoffnung fehl, so hat sie — das steht ihr vollkommen deutlich vor der Seele — nur zu wählen zwischen Schande oder Tod. Emilia bewährt sich hier als ein ächtes Kind des Südens,

bei denen es nicht langen Grübelns bedarf einen Entschluß zu fassen, und wenn er gefaßt ist, dem raschen Entschlusse die rasche That folgt. Sobald der Vater ihr in dem letzten Zwiegespräche, das ihm gewährt ist, die gegenwärtige Lage in ihrer ganzen Furchtbarkeit offenbart, ihr mitgetheilt hat, daß der Graf todt ist, sie selbst in den Händen ihres Räubers bleiben soll, um von da unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung in das Haus des Kanzlers Grimaldi gebracht zu werden, als sie alles das vernimmt, da bittet sie den Vater flehentlich, sie vor der Schande zu bewahren und ihr den Stahl in die Brust zu senken. Um ihn, der lange zaudernd in Unschlüssigkeit verharrt, noch mehr anzustacheln, spricht sie hier fast schon im Angesichte der Ewigkeit ihre sündhafte Schwäche gegen den Prinzen in so unverhüllten Worten aus, als sie es nur immer über sich zu gewinnen vermag. Eins freilich vermag sie nicht, und das giebt ihren Worten unbestreitbar etwas hartes und hat wahrscheinlich am meisten dazu beigetragen, die schärfsten Urtheile über die Katastrophe herbeizuführen — sie vermag, wie es schon einmal betont wurde, den einzelnen Fall nur verallgemeinert und gleichsam verhüllt in Worte zu fassen. Daß gerade der Prinz es ist, vor dem sie zittern muß, wird sie nun und nimmer aussprechen, denn die Scham schließt ihr den Mund. Darum haftet sie lieber ihrem Charakter einen unverdienten Makel an und erhebt die furchtbarste Anklage ganz im allgemeinen gegen sich, darum ruft sie auf den Einwurf Odoardos, wie ihre Unschuld doch über alle Gewalt erhaben sei, mit dürren Worten aus: „Aber nicht über alle Verführung. Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts. Verführung ist die wahre Gewalt!“ und dann auf sich selbst Bezug nehmend: „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut.“ Und als trotzdem Odoardo noch immer schwankt, ihr auch den Dolch, den schon ergriffnen, wieder entreißt, da mahnt sie ihn mit vorwurfsvollen Worten an die edeln Beispiele der Vergangenheit: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten Male das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!“ Und doch, dieser begeisterte Hinweis auf den Helden des Alterthums, auf den Vater der Virginia, verfehlt bei Odoardo seine Wirkung nicht; er ersticht seine Tochter, er „bricht die Rose, ehe der Sturm sie entblättert.“

Wir aber, vor deren Augen das Furchtbare geschieht, müssen, falls die Berechtigung der Katastrophe dieser Tragödie völlig erwiesen werden soll, nun auch die zweite Frage aufwerfen: Hat Odoardo ein Recht seine Tochter zu ermorden?

Da ist denn freilich zunächst einzuräumen, daß das Urtheil, wenn wir einen Vergleich zwischen der That Odoardos und der des Römers anstellen, sich sehr zu Ungunsten des erstern neigt. Dem Römer L. Virginius, welchem jus und fas, göttliches und menschliches Recht die unbeschränkteste Gewalt über Leben und Tod seines Kindes verliehen, kann man eine solche That nicht allein verzeihen, man muß sie ihm sogar hoch anrechnen, sie bewundern; Odoardo aber, den Staatsbürger des achtzehnten Jahrhunderts, den Christen rechtfertigt nichts, ebenso wenig wie Emilia, die selbstmörderisch die Hand an sich legen will. Gesteht er diese seine doppelte Schuld doch selbst ein, wenn er dem Prinzen zuruft, indem er den Dolch vor seine Füße wirft: „Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß.“ Und ob er dann auch drohend die Worte hinzufügt: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller!“ so enthalten doch diese Worte nicht den Versuch einer Rechtfertigung, sondern die ernste Mahnung an den Prinzen, daß auch ihn, den eigentlichen Urheber des Mordes, welcher jetzt straflos ausgeht, einst die rächende Vergeltung erwartet.

Doch auch so, wiewohl verurtheilt von Gesetz und Moral, wiewohl selbst seine Schuld erkennend, hat der Odoardo des Dramas eine Befugniß zum Morde seiner Tochter. Unbestreitbar ist das Vorrecht des Dichters, daß er seine Geschöpfe, so oft er will, d. h. so oft der höhere Plan seines Stückes es verlangt, ledig der Schranken, welche die Menschen der Wirklichkeit binden, handeln lassen kann. Wie sollen Mitleid und Furcht in uns erregt werden, wenn wir nicht furcht- und mitleidwürdiges sehen, wenn nicht Gesetz und Moral, die hemmenden Fesseln einer allseitigen Entfaltung der menschlichen Kräfte, fallen und nur die Leidenschaften gebieterisch die Handlungen der Menschen bestimmen? Nur freilich, daß die Handlungen dem Charakter der Personen entsprechen, daß sie in der Verwicklung des Dramas ihre Begründung finden müssen.

Diese Erwägung führt darauf, zu untersuchen, ob ein so angelegter Charakter wie der Odoardos mit psychologischer Nothwendigkeit in jener Lage, in welche ihn der Gang der Entwicklung des Trauerspiels bringt, nicht anders handeln kann, als der Dichter ihn handeln läßt. Je nachdem die Antwort ausfällt, bejahend oder verneinend, wird der Dichter gerechtfertigt sein oder unsre Mißbilligung verdienen. Völlig irrelevant aber wird es sein, wenn sich die bloße Möglichkeit ergeben sollte, daß Odoardo nach der Lage der Dinge auch noch anders hätte handeln können, vorausgesetzt nämlich, daß sich diese Möglichkeit nicht für seine Charakteranlage als Nothwendigkeit ausweist.

„Rauhe Tugend,“ Mißtrauen und Jähzorn sind die Eigenschaften, welche die Grundlage dieses merkwürdigen Charakters bilden. Gleich seine erste Unter-

redung mit Claudia, die Expositionsscene seines Charakters, ist bezeichnend für seine Art und Weise. Man denke an die Worte: „Wo ist Emilia? Unstreitig beschäftigt mit dem Putze?" „Ihrer Seele" erwiedert nicht ohne Selbstgefälligkeit die eitle Mutter — „Sie ist in der Messe. ‚Ich habe heute mehr als jeden andern Tag Gnade von oben zu erflehen,' sagte sie und ließ alles liegen und nahm ihren Schleier und eilte" —. „Ganz allein?" unterbricht sie schon argwöhnisch der Vater. — „Die wenigen Schritte" begütigt Claudia. „Einer ist genug zu einem Fehltritte!" fährt Odoardo rauh dazwischen, und noch indem ihn Claudia hineinführt, einen Augenblick auszuruhen und eine Erfrischung zu nehmen, kann er die Worte nicht unterdrücken: „Aber sie sollte nicht allein gegangen sein!"

In seiner Liebe zum Landleben, in seinem Haß gegen die Nähe des Hofes berührt sich Odoardo mit Appiani, aber er hat nicht dessen melancholische Thatenscheu, er ist ein Mann zum praktischen Handeln geschaffen, nur muß er gerade Wege gehen können, aufs Bücken und Kriechen, was allein am Hofe des Prinzen die Wege bahnt, versteht er sich schlecht. Und in diesem Punkte liegt die Einseitigkeit seines Charakters. „O der rauhen Tugend!" — sagt Claudia einmal — „Wenn anders sie diesen Namen verdient." Und es ist wahr, Odoardos Tugendbegriff ist ein überspannter. Wie er in die Tugend andrer ein stetes Mißtrauen setzt, so ist er auch gegen sich selbst unerbittlich. Am liebsten geht er dem Unedeln und Gemeinen aus dem Wege; zwingt es ihn aber zu einem ungleichen Kampfe, so wird nichts im Stande sein, ihn von dem starren Standpunkte seines Sittlichkeitsbegriffes zu vertreiben. Er wird lieber in sein eignes Fleisch schneiden als eine Handlung begehen, welche sein sittliches Urtheil verdammen muß. Charaktere wie die Odoardos sind freilich keine alltäglichen, aber sie sind leicht zu durchschauen, denn sie geben sich ganz, wie sie sind. Die Entscheidung, ob der Dichter diesen Mann am Schluß des Stückes so handeln läßt, wie er seinen Charakter am Anfang angelegt hat, wird daher eine leichte sein.

Als die Worte der rachsüchtigen Orsina, daß Appiani todt sei und der Prinz Emilien in der Messe gesprochen habe, daß daher der Meuchelmord des Grafen ein zwischen beiden abgekartetes Spiel sei, wie rasches Gift auf die Seele des Vaters zu wirken beginnen, da weist er zwar noch aufs entschiedenste die Theilnahme seiner Tochter an der Ermordung ihres Verlobten als verleumderische Lüge zurück, aber seine Seele durchzuckt jetzt plötzlich der Gedanke an Rache. Den Dolch, welchen die Orsina ihm aufdringt, nimmt er willig an, und nichts geringeres scheint er im Schilde zu führen, als er der scheidenden Orsina die Worte zuraunt: — „Sie werden von mir hören" —, als den Prinzen aus dem Wege zu räumen und so seine Tochter zu befreien. Schon ist es ihm klar

geworden, daß jenes Netz, in welches seine Tochter sich verstrickt hat, nur eine Gewaltthat lösen könne. Und sein erster und natürlichster Gedanke ist nun, sich über die Leiche des Prinzen einen Weg zu seiner Tochter zu bahnen. Doch jener Gedanke — und das ist wohl zu bemerken — ist nur die Folge augenblicklicher Zornesaufwallung. Sobald Odoardo, sich selbst überlassen, kälter geworden ist, sagt er sich, daß Emilia nichts mit der Orsina, „gekränkte Tugend nichts mit der Rache des Lasters zu schaffen" hat. Jene allein hat er ja zu retten. Darum überläßt er Appianis Sache dem Himmel und sucht nur darin seine Aufgabe, den Mörder die Frucht seines Verbrechens nicht genießen zu lassen. Er will Emilia in ein Kloster bringen.

Wie aber, wenn ihm das nicht gelingen sollte? Unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung wollen der Prinz und Marinelli dem unglücklichen Vater auch diesen letzten Ausweg abschneiden, wollen ihm die Tochter aus den Armen reißen und sie in das Haus der Grimaldi bringen. Odoardo, der dies aus Marinellis Munde vernimmt, greift schon in der ersten Wuth wieder nach seinem Dolche, um ihn dem Prinzen in die Brust zu stoßen, als dieser noch zur rechten Zeit schmeichelnd auf ihn zutritt: „Fassen Sie sich, lieber Galotti!" Diese Worte rufen Odoardo wieder seinen Entschluß ins Gedächtniß, dem Mörder Appianis nur die Frucht seines Verbrechens zu rauben. Rache zu nehmen verbietet diesem Manne schlechthin seine Sittlichkeit. So oft auch dieser so natürliche Gedanke bei Odoardo aufsteigt, stets ist es nur das heißblütige Temperament, welches ihn hervorruft. Und dieses Temperament steht unter der energischen Zucht eines wohlgeschulten Willens.

Aber wie seine Tochter vor der Schande bewahren? Aus den Händen der Gewalt kann nur der Tod sie befreien — das ist des Vaters starr consequente Antwort. Nur noch eine Unterredung mit Emilia erbittet er sich vom Prinzen, und der Zweck dieser Unterredung ist — der Tod seiner Tochter.

Wieder ist — um Odoardos Worte zu gebrauchen — der „Zorn bei ihm mit dem Verstande davon gelaufen." Als sich im Selbstgespräche sein Inneres wieder beruhigt, da fragt er sich: Habe ich denn ein Recht meine Tochter zu ermorden, mag sie nun schuldig, wie die Verleumdung sagt, oder mag sie unschuldig geblieben sein? Ist sie schuldig und versteht sie sich mit dem Prinzen, so ist sie das nicht werth, was ich für sie thun will; ist sie es aber nicht, so ziehe der, welcher sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt, sie auch wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Gerade will er forteilen, als er Emilia kommen sieht. Und nun erfolgt ein neuer plötzlicher Umschlag in seiner Seele, er erkennt in ihrem Erscheinen einen Fingerzeig Gottes: „Zu spät! Ah! er will meine Hand, er will sie!" So hängt die ganze Katastrophe, wie es scheint, bis

zum letzten Augenblick an einem seidnen Faden, an dem Auf- und Niedergehen der Empfindungen in der Brust eines Jähzornigen. Und ist jemand, der hier die psychologische Wahrheit vermissen will?

Aber wird bei Odoardo, ehe er die gräßliche That vollbringt, nicht noch einmal wieder die ernste, selbstprüfende Reflexion aufsteigen, wird er seine Tochter ermorden, unmachtet von einer selbstvergeßnen Raserei, uneingedenk der wohlerwognen Entschlüsse einer ruhigern Ueberlegung? Wenn sie es nun nicht werth wäre, was er für sie that? Oder gar, wenn er sie unschuldig hinopferte? Welch ein grausiges Erwachen aus der leidenschaftlichen Wahnvorstellung des Augenblicks: „Er will meine Hand, er will sie“ —? Der Dichter hat diese drückende Härte vermieden. Seine größte Feinheit ist es, daß nun auch in Emilien gerade mit dem Bewußtsein ihrer Schuld der Wunsch nach dem Tode aufgestiegen ist, daß der Vater sie nicht wider ihren Willen tödten muß, sondern gerade auf ihr leidenschaftliches Flehen, und — was die Hauptsache ist — nachdem sie ihm die offensten Geständnisse über ihr Verhältniß zum Prinzen abgelegt hat. Dieses letzte Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter ist das Meisterstück der ganzen Tragödie. Nun ist sie es ja doch werth, diese Tochter, was der Vater für sie thun will; fordert sie doch selber den Tod! Kein Gedanke daran, daß sie sich mit dem Prinzen verstünde! Aber, so ist sie unschuldig? Auch das nicht! Ihr freimüthiges Bekenntniß hat den Vater belehrt, daß ihre Tugend vor der verführerischen Gewalt des Prinzen erzittern muß. Kein rettender Ausweg, soweit menschliche Voraussicht zu schauen vermag, thut sich auf. Und als so auch Odoardo vor derselben Frage steht, welche seine edle Tochter schon so muthig beantwortet hat, da kann auch er nur ihren Tod wollen.

Und wie vollbringt er diese That? Der Dichter glaubte noch nicht genug gethan zu haben, so tief und fein er in den angedeuteten Zügen auch Odoardos Entschluß motivirt hatte. Nun tödtete der Vater seine Tochter freilich nicht mehr in blinder Wuth und ohne sich seines Beginnens recht bewußt zu werden. Aber sollte sie deshalb mit voller Ueberlegung geschehen, die grausige That? Solche Thaten begeht man nicht mit kaltem Blute, einer bloßen Reflexion gehorchend. Reflexion bleibt immer Reflexion, und sei sie auch die allerzwingendste, die letzte Ausflucht der Verzweiflung. Nein! Die Pulse müssen höher schlagen, das Blut muß kochen, wenn der Wille den Arm des Vaters gegen die eigne Tochter bewaffnen soll. Das war es, was der Dichter fühlte, und dazu bedurfte er eines letzten stachelnden Impulses für Odoardo.

Immer wieder schaudert dieser zurück, ein Ende zu machen mit dem Gräßlichen, das er vorhat. Auf das freie Geständniß seiner Tochter giebt er ihr freilich den Dolch, aber er entreißt ihn wieder ihrer Hand, als er sie Ernst

machen sieht. „O, meine Tochter!“ sind die einzigen Worte, welche der willensstarke Mann hervorbringen kann. Da ist es die Erinnerung an den Römer L. Virginius, welche ihre Wirkung auf die rauhe Tugend des alten Kriegers nicht verfehlt. Die herbe, fast verächtliche Resignation in Emilias Worten: „Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keine mehr!“ bringt seinen Stolz auf. An seinem Mannesmuth hat noch niemand ungestraft gezweifelt. Weg sind auf einmal Zaudern und Schwanken: „Doch meine Tochter, doch“ ruft er und ersticht Emilia. Und ob er dann auch im nächsten Augenblicke mit den Worten: „Gott, was hab ich gethan!“ vor seiner eignen That zurückschreckt, ob er auch dem Prinzen gegenüber den ganzen Umfang des Verbrechens einräumt, das Bewußtsein kann ihm auch die tiefste Erkenntniß seiner Schuld jetzt nicht mehr rauben, daß seine Tochter nur durch dieses Verbrechen gerettet werden konnte, und daß er weder eine Unwürdige noch eine Unschuldige gemordet hat. Und auch der Dichter ist damit gerechtfertigt und, wie ich denke, glänzend gerechtfertigt. Mit dem Aufwande der höchsten Kunst hat er es motivirt, wie ein Mann von Odoardos Charakteranlage gerade in diesem Augenblicke zu seinem schrecklichen Entschluß kommen mußte.

Aber gerade gegen diese Charakteranlage Odoardos selbst haben diejenigen die schwerwiegendsten Einwürfe gerichtet, welche im übrigen anerkannten, wie schön dieser Charakter gerade für diese Katastrophe gebildet sei. Männlichern Muth fordert Gustav Freytag (a. a. O., S. 258, 259) von Odoardo, er versteht es nicht, warum er den Dolch nicht gegen den Prinzen kehrt (so auch Treitschke a. a. O., S. 646). Gewiß, das wäre der einfachste Ausweg gewesen. Ob es Odoardo an Muth dazu fehlte? Welche That erfordert größern Muth, Hand an die eigne geliebte Tochter zu legen oder dem Todfeinde hinterrücks den Dolch in die Seite zu stoßen? „Kurzsichtiger Wütherich!“ — ruft Odoardo einmal, übermannt von seinem Zorne — „Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Gesetz achtet, ist ebenso mächtig als wer kein Gesetz hat! Das weißt du nicht? Komm an! Komm an!“ — An Muth fehlt es diesem Manne so wenig, die Schranken des Gesetzes niederzureißen, daß er es sogar über sich gewinnt, das heiligere Gebot der Vaterpflicht zu verletzen und derjenigen das Leben zu nehmen, der er selbst es gegeben.

Ein ganz andrer Grund ist es, welcher ihm verbietet, die Waffe gegen den Prinzen zu erheben. Die strenge Sittlichkeit verwehrt es Odoardo, sich an seinem Feinde zu rächen. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen?“ ruft er aus, und diese Ueberlegung zwingt sein aufwallendes Blut zur Ruhe. Auch das Recht der Nothwehr, wenn man davon in diesem Falle überhaupt reden dürfte, bestand für Odoardo nicht. Die einzige Rache, welche

gekränkte Tugend an dem sie verfolgenden Laster nehmen darf — so lautet die unerbittliche Consequenz dieser Anschauung — ist die, daß sie sich, um im Kampfe mit der äußern Uebermacht ihre innere Freiheit und Selbständigkeit zu wahren, jener verfolgenden Gewalt im äußersten Falle selbst durch den eignen Tod entzieht.

Ich kann es von diesem Standpunkt aus nicht für berechtigt erkennen, wenn Freytag hier von muthloser Resignation spricht, die in der deutschen Luft jener Zeit gelegen habe, und wenn er gewissermaßen entschuldigend, aber nicht ohne arge Uebertreibung hinzufügt: „Die Besten empfanden wie edle Römer zur Kaiserzeit, der Tod macht frei!“ Wenn diese Bemerkung etwas mehr als eine wohltönende Redewendung sein soll, so käme es darauf an, aus sonstigen Zügen zu erweisen, daß Lessings starker Geist wirklich von muthloser Resignation angekränkelt war. Aber wer will im Ernste diese Behauptung zu begründen unternehmen? Ist nicht gerade die „Emilia Galotti“ ein redendes Zeugniß der furchtlosen Kühnheit ihres Dichters gegenüber den Mächtigen dieser Erde? Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram! wollte Ramler an die Spitze dieses Stückes schreiben. Und nun soll dasselbe Stück ein Beweis des unfreien und schwächlichen Geistes seines Autors sein? Ich glaube, daß man sich nicht genug hüten kann, einen Dichter durch übelangebrachte Zeitbezüge zu erklären, wo die Erklärung aus seinem eignen Charakter so nahe liegt. Odoardos überreizte Sittlichkeit in ihrem starren Trotz hat mit Tellheims krankhaft gesteigertem Ehrbegriff die schlagendste Familienähnlichkeit, und beide finden in Lessings eignem Charakter, in dem edeln, aber herben und eigensinnigen Stolze der Selbstverleugnung, der ihm eigen war, ihre einfachste und ausreichende Erklärung. So kann man denn auch nicht mehr sagen, daß Odoardos That nicht leicht verständlich, weil nicht menschlich wahr sei.

Aber wenn auch! An der Katastrophe selbst würde man damit noch nichts getadelt haben. Hat denn der Dichter diesen Mann mit dem krankhaft überreizten Sittlichkeitsideal zu seinem Helden gemacht? Ist er nicht vielmehr nur der ausführende Arm? Odoardo dient nur dazu, die Katastrophe zu vollziehen, die tiefere Motivirung derselben liegt im Charakter der Heldin. Emilia aber stirbt mit nichten weder in muthloser Resignation noch in der ungesunden Ueberspannung einer „rauhen Tugend,“ sondern in dem klaren Bewußtsein ihrer sündlichen Schwäche.

„Wenn man erlaubt“ — schreibt Gervinus (Literaturgeschichte, 4. Bd., 4. Aufl. 1853, S. 370) treffend von unserm Stück und speciell von seiner Katastrophe — „das hinzuzudenken, was ungezwungen aus der Anlage des Stückes

folgt, so kann man es psychologisch wie tragisch gegen jede Einwendung sicher stellen." Die Aufgabe, welche von dem großen Lessingkenner in diesen Worten umschrieben ist, habe ich versucht in der vorliegenden Untersuchung zu lösen. Aber sollte ich diesem Ziele auch viel näher gekommen sein als ich es in Wirklichkeit bin, sollten meine Resultate auch allen meinen Lesern ebenso einleuchten wie mir selbst, so würde ich mir dennoch nicht mit der Einbildung schmeicheln, das Stück gegen jeden Einwurf sicher gestellt zu haben. Lessing wollte vor einem Kunstwerk seiner Empfindung nicht trauen, wenn sie von niemandem getheilt werde (Treitschke, a. a. O. 645), und es hieße sich daher an seinem Andenken versündigen, wollte jemand das Gewicht verkennen, welches dem übereinstimmenden Urtheil so vieler und so eindringender Beurtheiler zukommt.

Der schärfste Tadel, welcher gegen die „Emilia Galotti" erhoben werden kann, liegt meines Erachtens darin, daß sie einer Apologie der Katastrophe überhaupt heute noch bedarf. Die Wahrheit fehlt dieser Katastrophe freilich nicht, wohl aber die Deutlichkeit. Das richtige Wort hat auch in dieser Frage schon Goethe gesprochen, wie das Riemer an der angeführten Stelle mittheilt. Er nannte es das Proton pseudos dieses Stückes, daß nirgends ausgesprochen sei, daß das Mädchen den Prinzen liebe, sondern daß dies nur „subintelligirt" werde. „Wenn jenes wäre, so wüßte man, warum der Vater das Mädchen umbringt. Die Liebe ist zwar angedeutet, erstlich in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt: denn wenn sie ihn nicht liebte, so hätte sie ihn ablaufen lassen, zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause: denn entweder sei sie eine Gans, sich davor zu fürchten oder ein Luderchen. So aber, wenn sie ihn liebe, müsse sie zuletzt gar lieber fordern zu sterben, um jenes Haus zu vermeiden." Hier hat der alternde Goethe, dessen ästhetische Urtheile heutzutage nur noch mit einem mitleidigen Achselzucken angehört werden, einen viel offnern und weitern Blick bewiesen, als alle die neuern Beurtheiler des Stückes, welche an der Katastrophe gemäkelt haben. Ein verwundbarer Punkt war da, das sah jeder, und jeder legte seine kritischen Geschosse auf diesen Punkt an, aber sie alle haben über das Ziel hinausgeschossen, Goethe allein traf ins Schwarze. Es war vergebliches Bemühen, an der Berechtigung der Katastrophe zu zweifeln; mit aller ersinnlichen Feinheit hat Lessing jedes vom Größten bis zum Kleinsten und Einzelnsten motivirt, nirgends eine Lücke, nirgends eine Unwahrscheinlichkeit. Aber er hat zu vieles der combinirenden Reflexion des denkenden Hörers oder Lesers überlassen, als daß seine Intentionen sofort verständlich sein sollten. Das ist der Punkt, auf welchem eine berechtigte Kritik einzusetzen hätte.

Ein Mittel gab es, und zwar ein sehr drastisches, diesem Uebelstande von Grund aus abzuhelfen, ein Mittel, welchem selbst die größten Dramatiker, Shakespeare nicht ausgeschlossen, nicht überall entsagt haben: dort nämlich, wo die tiefere Motivirung der Charaktere nicht auszureichen schien, das Publicum durch einige erläuternde Worte, passend oder unpassend dieser oder jener Person in den Mund gelegt, über die Absichten des Dichters aufzuklären. Lessing verschmähte einen solchen ärmlichen Nothbehelf, wie er sich insbesondere auf der classischen Bühne der Franzosen als unumgänglicher Bestandtheil dramatischer Technik Bürgerrecht erworben hatte. Er ist gegen diese Plattheit mit vollem Nachdruck in der Dramaturgie aufgetreten. Gerade in diesem Punkte fand er die englische Bühne auf einer viel höhern Stufe. „Sie spricht nie als eine Verliebte, aber sie handelt so" sagt er einmal von der Elisabeth im „Essex" des Banks. Und mit einem tadelnden Seitenblick auf Thomas Corneille: „Seine Elisabeth klagt nicht, wie die Elisabeth des Corneille über Kälte und Verachtung, über Glnth und Schicksal. Keine von diesen Armseligkeiten kömmt über ihre Lippen. Man hört es nie, aber man sieht es, wie theuer ihr Essex ehedem gewesen und noch ist" (Dramaturgie 57. Stück). Diese Worte lassen sich ohne wesentliche Einschränkung auf das Verhältniß Emilias zum Prinzen übertragen. Gerade im Gegensatz zu der kahlen Schablone der Franzosen, bei denen jede Person dem Zuschauer mit blanken Worten deutlich macht, was er von ihr zu halten habe, war es offenbar Lessings ganz bewußte Absicht, ein Stück zu schaffen, in dem kein Wort gesprochen würde, welches nicht in den Charakteren begründet, nicht durch die Situationen gefordert wäre. Auch von seiner Emilia sollte es heißen: Man hört es nie, aber man sieht es, welch eine bestrickende Gewalt der Prinz auf sie ausübt, sie spricht nie als unter dem Zauber seiner Persönlichkeit stehend, aber sie handelt so.

Der Erfolg hat gezeigt, daß Lessing über dem Bestreben eine absolute Wahrheit in der Charakteristik zu erlangen, häufig die Deutlichkeit und Verständlichkeit der Darstellung eingebüßt hat. Es ist leicht einzusehen, was diesen Umstand befördert hat. Der Stoff, wie ihn die römische Erzählung in ihren Grundzügen bot und wie ihn dann Lessing auf modernem Boden frei verarbeitete, verlangte eine Construction, welche — um mit Gustav Freytag (a. a. O., S. 95) zu reden — im Gegenspiel aufsteigt. Die Heldin konnte der Natur der Sache nach nicht der „hervorstechendste," d. h. der thätigste Charakter des Stückes sein, sie konnte nur eine passive Rolle spielen. Die Leitung der Handlung fiel damit dem Gegenspiel, dem Prinzen und Marinelli zu, dem Dichter aber blieb nur wenig Gelegenheit, den Charakter Emilias und die ihr selbst verborgnen Tiefen ihrer Leidenschaft zu einer Deutlichkeit zu entfalten, die jedes Mißverständniß von vornherein

ausschloß. Wer aber einmal zum vollen Verständniß Emilias und auch Odoardos und damit zur Würdigung der viel und hart angefochtnen Katastrophe vorgedrungen ist, der wird, glaube ich, nie müde werden, den Dichter gerade auch in der Zeichnung dieser beiden Charaktere und in der Motivirung und Herbeiführung der Katastrophe zu bewundern.

Die destructiven Elemente im Staate.

Von Cuno Stommel.

(Schluß.)

Großen staatspolitischen Irrthümern, welche den Staat in Widerspruch setzen mit dem gewaltigen Gange der göttlichen d. h. der geschichtlichen und der sittlichen Vernunft, begegnen wir auch in den übrigen Ländern Europas. Auch dort sind sie Veranlassung zur Entfaltung destructiver Ideen. In Frankreich herrschte z. B. lange Zeit der Irrthum des Weltreiches Napoleons des Ersten. Wer weiß, daß das Sittliche im Staat, die „Idee des Staats“ etwas Metaphysisches ist, welches bestrebt ist, sich in sinnlichen Formen zu verwirklichen, der kann auf die Geschichte der Napoleoniden nur mit Trauer, um nicht zu sagen mit Entsetzen blicken. Wie viel Kraft und Menschenglück, welcher Aufwand an Scharfsinn und verzehrender Arbeit ist dort angewendet worden, um doch schließlich als vergeblich erkannt zu werden. Der meteorähnliche Glanz des napoleonischen Gestirns und sein jähes Verlöschen, das Märchen des blinden Glücks, welches den armen Unterlieutenant zum Eidam gekrönter Häupter, zum Kaiser der Franzosen erhob, der Ruhm, der die Befreiung der Welt im Munde führte, und mit der Knechtschaft der Völker endete, die Begeisterung einer ganzen Nation für das vermeintliche Vaterland, während der Egoismus eines Ausländers die Blüthe einer Generation nach der andern zur Schlachtbank führte, das waren Schicksale, in welchen ein beschränktes Urtheil nur die Wechselfälle irdischen Glücks zu sehen glaubt, in welchen die Geschichte aber die Verquickung von Schuld und Irrthum erkennt, die sich freventlich auflehnen gegen die göttlichen Gebote, gegen die Ver-

wirklichung sittlicher Ziele, gegen den Werdegang göttlicher Vernunft, und die daher schließlich das ganze Weltall gegen sich haben. Schuld und Irrthum waren es, welche die Gattin des dritten Napoleon die lästerlichen Worte C'est ma guerre sprechen ließen, als man sich zur frivolsten und frevelhaftesten Kriegserklärung, die unser Jahrhundert gesehen, herbeiließ. Aber die Unsterblichen lassen sich nicht verspotten. Der teuflische Sarkasmus der mannshohen schwarzen Schriftzüge liberté, égalité, fraternité, auf den rauchenden Ruinen des communistischen Paris, — der Kaiser gestorben in Verbannung, der Sohn von den Kaffern erschlagen, die Mutter eine mitleidswerthe Gestalt, ruhelos irrend im fremden Lande, — sie sind Zeugen des Weltgerichts. Wie das singuläre Unrecht der Beamten den Bürger verbittert, so fordert der Frevel, den der Staat als solcher durch seinen höchsten Vertreter begeht, sichtlich den Zorn Gottes heraus.

Blicken wir auf England. Dort giebt es keine bestechlichen Beamten wie in der Türkei. Das Unrecht tritt in seinern Formen auf, umgeben mit vielen Palliativen und Entschuldigungen, verbrämt mit Phrasen und Selbstbetrug, aber Unrecht bleibt es doch, mag es wissentlich oder mag es unwissentlich, wie man sagt bona fide geschehen. Wenn in einem Lande Agrarmorde vorkommen, wie der jüngst an Lord Mountmourris verübte, dann müssen Zustände daselbst vorhanden sein, welche im gewöhnlichen Laufe des Kampfes staatlicher Gerechtigkeit mit den ungerechten Leidenschaften der Menschen nicht entstanden sein würden. Wenn ein Mann meuchlings erschossen wird und man die Barmherzigkeit eines in der Nähe des Ortes der Mordthat ansässigen Farmers anspricht mit dem Gesuche, den in den letzten Zügen liegenden Mitmenschen für wenige Minuten in sein Haus aufzunehmen, und das verweigert wird, weil sonst der betreffende Besitzer des Hauses für Leib und Leben seiner Familie und seiner selbst besorgt sein muß und sich nicht vor der Rachsucht seiner Mitbürger zu schützen vermag, dann ist es weit gekommen; dann muß langjähriges Unrecht, langjährige Verbitterung vorausgegangen sein, dann müssen Verhältnisse vorliegen, an deren Zustandekommen der Staat nicht ohne Schuld sein kann. Es ist nicht der Meuchelmord an sich, denn in den besten Staaten werden scheußliche Verbrechen vorkommen können und vorkommen, es sind vielmehr die die englischen Agrarmorde begleitenden Umstände, welche den Schluß rechtfertigen, daß die destructiven Ideen, deren Resultat jene verbrecherischen Verzweiflungsacte sind, durch ein allgemeines im Lande fortwucherndes Unrecht immer wieder neue Nahrung finden. Der Staat kann die zum Himmel schreiende Unbill, welche der systematisch großgezogene Plutokratismus in England Namens des Gesetzes ausübt, nicht mit einem Federzug sühnen und ungeschehen machen, aber jede Aeußerung der destructiven Tendenzen des Volkswillens muß ihn an seine Verpflichtung gemahnen, daß

es nicht allein bei dem schönen, aus echtem Verständnisse der Staatsidee hervorgegangenen Worte bleibe: We will protect them in their weakness.

Was sollen wir von Spanien sagen, diesem Dornröschen unter den Völkern? Und doch gab es eine Zeit, wo der Herrscher dieses Landes von sich rühmen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. Es gab eine Zeit, wo das Geld der neuen und alten Welt fast mühelos ins Land kam, wo in Sevilla 16000 Webstühle arbeiteten, in Toledo die Seidenfabrication blühte, und Castilien die reichste Provinz war. Heute ist Volk und Staat verarmt und unwissend. Nur in den großen Kathedralen wird man durch die ungeheuren Schätze von Gold und Gestein daran erinnert, wie unermeßlich reich dies Land einst gewesen sein muß. War ein solcher Sturz von der Höhe der materiellen Machtstellung ohne tiefes Verschulden der Regierung möglich? Die Geschichte des spanischen Staates in den letzten vier Jahrhunderten ist eine Reihe unaufhörlichen Unrechts, eine Kette von finstern Gewaltacten, eine ununterbrochene Abfolge tiefer Demüthigungen. Alle Arten destructiver Tendenzen von der Camorra bis zu den Zehnmännerverschwörungen, Dolch, Gift, Massenmord, alle Laster wurden entfesselt, und die Ausbrüche der Gesetzlosigkeit verewigt. Zu einer großen Revolution kam es nicht. Hatte doch der Staat seine Freiheit der Kirche verkauft, was konnte die Freiheit dem einzelnen noch nützen? Mit der Kraft des Staats brach auch die des Volks. Und die Idee der Kirche war eine Idee des Niedergangs, nicht des Aufgangs. So zersplitterte sich selbst bei Vertreibung der Moriscos jede revolutionäre Bewegung in unaufhörlichen Unruhen und localen Aufständen, die durch unmittelbare Ungerechtigkeit hervorgerufen wurden. In den besteivilisirten Ländern ist die Richtung immer die, selbst ungerechten Gesetzen zu gehorchen, aber während man ihnen gehorcht, auf ihre Abschaffung zu dringen. Während wir uns einer besondern Beschwerde unterwerfen, greifen wir das System an, aus dem diese Beschwerde entspringt. Damit eine Nation allerdings diesen Gesichtspunkt erfasse, bedarf sie einer gewissen Stufe des sittlichen Erkennens, wie sie den finstern Perioden der mittelalterlichen Kirche unerreichbar war. Wenn die Staatsidee zur allmächtigen Willkür wird, wie wir an der Regierung des Zaren Nicolaus in Rußland gesehen haben, so provocirt sie die Gewaltacte des Nihilismus, wenn aber das unveräußerliche Recht der Menschheit, Widerstand gegen das Unrecht zu leisten, wenn dieses letzte Mittel, dieser letzte Ausdruck des sittlichen Willens in der Menschenbrust nicht mehr freies Eigenthum des Menschen bleibt, weil es verkauft ist an einen Areopag des Gewissens, der für den einzelnen und für die Masse entscheidet, was Recht und was Unrecht sei, wie die mittelalterliche Kirche, dann ist nicht nur die Idee der Gesetzlichkeit, sondern auch die Idee der Sitt-

lichkeit an ihrem Lebensnerv tödtlich getroffen. Dann kann ein solches Volk nur hinabsinken in eine apathische Lethargie, welche schlimmer ist als die schrecklichste Revolution, denn diese Lethargie ist der Beginn des Todesschlafs. Der sieche Körper des Volkslebens ist so geschwächt, daß er keiner allgemeinen Reaction gegen das Gift des Unrechts mehr fähig ist. Der Gedanke der Freiheit ist erloschen und hat sich selbstmörderisch bei Krone und Volk unter die alleinige Willkür der Kirche gebeugt. Unter den hochtönenden Namen der Loyalität und der Religion lauert die Hydra unwürdiger und schmachvoller Gewissenssklaverei. Das spanische Volk wurde gesetzlos, aber nicht frei, denn es hatte sich der Freiheit des eignen Gewissens entäußert zu einer Zeit, wo das deutsche Volk die Reformation schuf. Daher kennt die spanische Geschichte keine große Revolution, sondern nur perennirende Anarchie und Empörung, daher versuchte das spanische Volk keinen gesetzlichen Widerstand gegen das Unrecht, sondern kannte nur gesetzlose Gewalt, gelegentlichen Ungehorsam, unaufhörliche Unruhen, das heißt mit andern Worten, es kannte nur die Mittel destructiver Tendenzen, destructiver Ideen, destructiver und unsittlicher Attentate. Es waren Ausbrüche der Gesetzlosigkeit, der wüste Anblick wahnsinniger und leidenschaftlicher Menschen, welche sich selbst nicht zu beherrschen im Stande waren. Vergeblich aber sucht das Auge des Forschers in der spanischen Geschichte nach dem ehrfurchtgebietenden Streben der Volksseele zur Erlangung systematischer Freiheit, nach dem Streben, in gesetzlicher Weise dem Unrechte Widerstand zu leisten, und zu diesem höchsten Berufe aller Sittlichkeit nicht davor zurückzuschrecken, die Krone des Märtyrers zu tragen. Warum war dies nicht möglich in Spanien? Weil die Staatsidee sich selbst entthront hatte, der Staat sich selber untreu geworden war und jene unsterblichen Ideen des Rechts und der sittlichen Selbstbestimmung vom Staate verleugnet waren, so daß sie, selbst wenn sie im Volke gelebt hätten, keine Stütze bei der Regierung gefunden haben würden und dem sittlichen Heros des mittelalterlichen Spaniens, der die destructive Bahn selbstverständlich verschmähte, kein andrer Weg infolge dessen offen gestanden haben würde als der Todesweg, die Aufopferung für die Idee der Sittlichkeit d. h. der Freiheit. Diese Idee war nirgends verwirklicht, denn der Staat verleugnete sie und beugte sich unter die kirchliche Hierarchie, welche ihrerseits nur eine Façon der sittlichen Freiheit kannte, nämlich ihre eigne. Hieran ist das spanische Volk zu Grunde gegangen, sittlich an den Doctrinen der Willkür, staatlich an den daraus folgenden Ideen der Destruction.

Man sollte glauben, daß in unserm Vaterlande, in Deutschland, dem Lande der Reformation, der Gewissensfreiheit und des großen Vernunftkritikers, destructive Tendenzen durch die Schuld des Staates veranlaßt kaum vorkommen

könnten. Deutschland und speciell Preußen ist, im Gegensatz zu Spanien, welches von der Höhe hinabgestiegen ist, aus kleinen Anfängen zur ersten staatlichen Macht in Europa emporgestiegen, eben deshalb, weil Preußen der Staat der Freiheit, der Pflicht und des Gesetzes gewesen ist. Wir haben den Grund der Entfaltung destructiver Elemente im Staat besonders in zwei Möglichkeiten gefunden. Erstens darin, daß der Staat in seinen großen zeitweilig leitenden Maßregeln und Principien sich in Irrthum oder Schuld hineinbegiebt, sich also in Widerspruch setzt mit dem großen Gange der göttlichen Vernunft; Beispiele: der Ehrgeiz Napoleons; die Plutokratie Englands und das Manchesterthum in Preußen; zweitens, daß der Staat indirect in Schuld geräth durch die Unwissenheit oder Ungerechtigkeit seiner Beamten. Die Traditionen unsers Staates und seiner Führer bilden gegen die erste Möglichkeit einen mächtigen Schutz, obwohl niemand die Aufgaben vorhersagen kann, welche die Staaten in Zukunft zu lösen haben werden. Das Zweite bedarf aber grade in unsrer Zeit der sorgsamsten Vorsicht und der ununterbrochenen staatlichen Remedur. Die militärische Erziehung hat in unserm Vaterlande die ersten Anfänge des Gehorsams und des Pflichtgefühls im Volke zur praktischen Wirklichkeit gebracht und im Sinne einer durchgreifenden Volkserziehung zweifellos bedeutendes geleistet. Wir leben aber andrerseits in einer Zeit, wo mit dem Verschwinden der alten Autoritäten und der alten Innigkeit religiöser Impulse Unglauben und Skepticismus, Halbheit und Schablonenthum sich breit machen. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften, der Aufklärung und der Realpolitik neigt vorwiegend dazu, das Materielle vor dem Ideellen zu betrachten. Die Jagd nach Reichthum und Genuß charakterisirt unsre Zeit, derart, wie es nur zu staatlichen Verfallzeiten schlimmsten Angedenkens der Fall war. Die starke Accentuirung des Militärs in unserm Staate hat viele Kraft und Intelligenz diesem glänzenden Stande zugeführt, aber auch den andern Ständen entzogen. Berücksichtigt man diese Verhältnisse in Verbindung mit dem Umstande, daß der Staat jüngsthin noch sein Beamtenheer um mehrere Hunderttausend Beamten vermehrt hat und ferner voraussichtlich noch durch weitere Verstaatlichung von Eisenbahnen ꝛc. vermehren wird, berücksichtigt man die erheblichen Schwierigkeiten der Wechselwirkung und Controle der Reichsbeamten mit den preußischen, vergegenwärtigt man sich alle jene neuen in sich centralistisch abgeschloßnen Organisationen der Post, der Eisenbahnen, der Justiz, der Provinzial-Verwaltung ꝛc., so wird man in diesen großartigen Verbänden auf der einen Seite gewiß mit Stolz die gewaltige Verwaltungs- und Organisationskraft des Staats zu bewundern, auf der andern Seite aber auch die Gefahren nicht zu verkennen haben, welche daraus entstehen würden, wenn innerhalb dieser geschloßnen Beamtenhierarchien Mißbrauch und Unrecht

ohne genügende Controle emporwuchern und Veranlassung zur Entfaltung destructiver Ideen im Volke geben würden. Zur Entwicklung der Beamtenwillkür, auch in den hohen Ehrenstellen und Aemtern, ist aber eine Zeit wie die unsre besonders geeignet, denn diese Zeit hat mit dem russischen Nihilismus die Geringschätzung der Autorität und die Verherrlichung des Materialismus gemein, und kann grade deshalb leicht zu der unwürdigen Ansicht der russischen Beamten kommen, den Staat nur für eine gute Milchkuh zu halten.

Unsre Untersuchung führt zu folgendem Resultate: Jedes Unrecht ruft in der Brust des sittlichen Menschen Widerstand gegen dasselbe wach. Dieser Widerstand ist an sich eine hohe staatsbürgerliche Tugend, denn je mehr Leute im Staate gegen das Unrecht auftreten, um so eher wird dasselbe unmöglich gemacht; je mehr Leute, was dasselbe ist, das Gesetzliche wollen und thatkräftig unterstützen, um so kräftiger ist der Staat. Staat sein heißt sittliche Einzelwillen zur Verfügung haben, welche das Gesetzliche wollen, oder was dasselbe ist, welche gegen das Ungesetzliche Widerstand leisten. Aus dieser hohen menschlichen Eigenschaft ist der Staat zuerst entstanden. Der Staat ist die sinnlich in Gesetzen verwirklichte objectivirte Sittlichkeit, welche vordem nur Sittlichkeit eines einzelnen war. Der Staat kann nun dem Sittlichen, was der einzelne nicht kann, kraft der gesetzlichen Nöthigung allgemeine Geltung und Nachachtung verschaffen. Auf diese Weise wird die fortgeschrittene Sittlichkeit des einzelnen zum allmählichen Gemeingute aller durch das Gesetz. Die gesetzliche Mitarbeit des einzelnen an der Rechtsidee des Staates folgt daher aus dem Begriff des letztern von selbst. Da der einzelne in seinem Handeln dem Irrthum und der Schuld unterworfen ist, so muß dies auch beim Staate zutreffen, weil er der praktisch sinnliche Ausdruck des sittlichen Willens von einzelnen ist. Wodurch wird nun der Widerstand des einzelnen gegen das Unrecht, das der Staat oder seine Beamten aus Irrthum oder Schuld begehen, ungesetzlich und destructiv? Abgesehen von jenen ungesetzlichen Bestrebungen, welche aus der Bosheit des Menschen, als eines sittlichfreien Wesens, das auch das Böse wählen kann, entspringen, fanden wir noch einen andern Grund, die Verzweiflung am Recht, wenn nämlich der einzelne daran verzweifelt, auf gesetzlichem Wege gegen das Unrecht ankämpfen zu können.*)

*) An den unbedeutendsten Vorgängen des täglichen Lebens kann man die Geltung beider Gründe beobachten. Wenn z. B. in einem Eisenbahncoupé für Nichtraucher jemand dennoch raucht, so erweckt dies bei den Mitreisenden den Eindruck der Ungesetzlichkeit. Bemerkt nun gar der Bahnbeamte auf eine Beschwerde, daß er das Rauchen dem Betreffenden gestattet habe, weil es sein Vetter oder Freund sei, so entsteht das Gefühl des Unrechts, welches vom Gesetz selbst scheinbar in Recht verwandelt werden soll. Die ungesetzliche Repressalie äußert sich sofort bei den Mitreisenden, welche nun auch (mit Unrecht) zu rauchen beginnen.

Die Verzweiflung am Recht muß nothwendig eintreten, wenn in einem Staate, sei es von oben in den Maßregeln und Zielen, sei es von unten in der Handhabung der Gesetze durch die Beamten, Vernunft und Recht gebeugt wird, und die gesetzlichen Widerstandsmittel dagegen (u. a. unabhängige Kritik, Presse, Justiz) überhaupt nicht vorhanden sind. Dies war in Rußland zu Zeiten des Zaren Nicolaus der Fall, wo jeder Widerspruch schon als solcher strafbar war. Es ist der Fall in allen barbarischen Staaten, wo es nur Macht und Gunst, aber kein Recht giebt. Die Verzweiflung am Recht tritt ferner ein, wenn zwar gesetzlicher Widerstand gegen irgend ein Unrecht möglich ist, aber die thatsächliche Ausübung und der praktische Erfolg dieses Widerstandsrechtes durch Beamtenwillkür und deren Machtcliquen illusorisch gemacht wird und in seiner gesetzmäßigen Wirkung versagt. Was nützen die besten Gesetze, wenn sie durch ungerechte Uebertragung in die sinnlichen Formen wirkungslos werden? Mehr oder weniger liegt eine solche Gefahr bei allen Culturstaaten mit großen Beamtenorganisationen vor.

Dasjenige, was den Staatsgesetzen Macht giebt, besteht nicht in ihrer singulären sinnlichen Handhabung, sondern in einem Uebersinnlichen, welches neben jeder gesetzlichen oder ungesetzlichen Handlung unsichtbar einherwandelt und Unterwerfung oder Widerstand in der Menschenbrust hervorruft. Wie es der schönste Lohn aller wahren Bildung des einzelnen ist, für andere ein Vorbild zu sein, so sollte der Staat ein Gesammtvorbild und ein großes nationales Beispiel für die Ideen der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit und der Ordnung sein. Ist er das Gegentheil, auch nur in der Willkür seines kleinsten Dieners, so erhebt sich dagegen der Widerstand desjenigen, den die Willkür getroffen hat. Sieht dieser ein oder weiß er aus Erfahrung, daß ein gesetzlicher Widerstand wegen der Beamtenallmacht zu nichts führt, so wird er schweigen und keinen Widerstand leisten. Er macht vielleicht einen Compromiß mit dem Unrecht, er läßt sich bedrücken und erpressen. Aber die übersinnliche sittliche Stimme in seinem Innern, welche ihn zum Widerstande antrieb, kann er nicht zum Schweigen bringen; der gesetzliche Weg ist wirkungslos — er betritt den ungesetzlichen, destructiven, gewaltthätigen — er hilft sich selbst, da der Staat ihm nicht mehr hilft. Der Staat, welcher die Möglichkeit, in gesetzlichen Formen gegen das Unrecht, auch das vermeintliche Unrecht, Widerstand zu leisten ausschließt oder verkümmert, ist selber die Veranlassung, sich die edelsten Kräfte der Mitarbeit an dem gesetzlichen Aufbau des Staates zu entfremden und eines der höchsten Attribute der Menschenwürde, den sittlichen Widerstand gegen das Unrecht, der nicht stumm gemacht werden kann, zur gesetzlosen, destructiven Aeußerung zu bringen; denn ob der Bedrückte schweigt, sich erpressen läßt und selbst

erpreßt und besticht, oder dies nicht thut, aber mit gesetzlosen Mitteln gegen die Bedrückung Repressalie übt, sich selbst hilft, ist in beiden Fällen eine destructive Aeußerung. Im letztern Falle zeugt sie doch noch von Kraft, im erstern ist sie ein Zeichen der Schwäche und des sittlichen Verfalls. In der Türkei existiren ausgezeichnete Gesetze, aber durch lässige, bestechliche Beamte und ungerechte Richter ist der gute Geist des Unsichtbaren, welches aus jedem Gesetze auf die Menge einwirkt, in einen teuflischen Geist verwandelt worden, der die ganze Bevölkerung corrumpirt hat. Ohne Trinkgeld und Bestechung ist das kaufmännische Leben in Stambul, ja jedes Geschäft mit Beamten und Regierung undenkbar und erfolglos. Wer also überhaupt in dieser Luft leben muß, muß auch ihre Miasmen einathmen. So kommt es, daß selbst der ehrliebende Ausländer, sobald er nach Stambul kommt, gezwungen wird, zu bestechen, um Gunst und Gerechtigkeit zu buhlen und zu werben, denn will er sich davon rein erhalten, so muß er sich vollständig isoliren und unverstanden auf sich angewiesen bleiben. Die einzelne Ungerechtigkeit trifft in ihren sinnlichen Folgen zunächst zwar nur den einzelnen, aber übersinnlich, unsichtbar entquillt ihr der finstere Geist der Lüge und der Rechtsverletzung, unsichtbar häuft er sich auf und theilt sich größern Kreisen mit. Das Vertrauen schwindet, daß der Staat überall das Recht schützen könne, Haß und Erbitterung treten an Stelle von Gehorsam und Unterwerfung. Das ganze Volk durchschaut schließlich die Lüge, welche das Unrecht im Amtskleide gewaltsam schützt und ehrt. Die ungeheuerliche Zumuthung an das sittliche Urtheil, aus gesetzlichem Zwange Lüge für Wahrheit halten, die Schandthat mit der Glorie des Gesetzes und des Rechts bekleidet verehren zu müssen, diese fortwährende Sünde wider den heiligen Geist wirkt vernichtend auf die Volksseele und führt ein Volk wie in Spanien und in der Türkei entweder zu stumpfsinniger Apathie oder wie in Rußland zur alles umstürzenden Revolution. Dies ist eine nothwendige Folge, weil das Unrecht, gegen das es keine Instanz mehr giebt, die beiden größten sittlichen Axiome verleugnet: erstens, daß der übersinnliche Grund der Sittlichkeit, welcher uns zum Widerstande gegen das Unrecht antreibt, auch zugleich der Grund sei dafür, daß die sittlichen Forderungen auch in dieser sinnlichen Erscheinungswelt schließlich zum Siege gelangen müssen, und zweitens, daß daher auch der praktische Erfolg und Nutzen, im großen betrachtet, auf Seiten dessen stehen muß, welcher die Forderungen der Sittlichkeit und des Rechts nach Kräften erfüllt. Daher erweckt das Unrecht, das der einzelne begeht, das Gefühl des Abscheus, aber das Unrecht, welches der Staat oder seine Beamten im Namen des Gesetzes begehen, läßt die Menge außerdem den Glauben an die Allmacht der sittlichen Weltordnung (deren sinnlicher Vertreter der Staat ist) verlieren

und die destructive Ansicht aufkommen, daß die Sittlichkeit und das Recht überhaupt keinen Werth haben.

Erscheinungen wie die Camorra in Italien und Irland oder wie das russische Nitroglycerin mögen excentrische Beispiele sein, aber der Zündstoff zu solchen traurigen Ausbrüchen des Volksgeistes läßt sich in etwas bei allen Staaten Europas in der Willkür ihrer geschlossenen Beamtenorganisationen und in der Mangelhaftigkeit ihrer Disciplinargesetze nachweisen. Uebrigens hat jeder einzelne in seinem Kreise die Pflicht, dem Unrechte muthig entgegenzutreten. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an ein treffliches Buch, an Iherings „Kampf ums Recht.“ Ueberall im privaten Leben sieht Ihering die Fahne des Rechts aus Bequemlichkeit feige und schmählich verlassen. Da fordert er mit imperativischem Worte die castrirte Generation auf, sich gegen das Unrecht bis an die Zähne zu rüsten und, selbst in den geringfügigsten Fällen, es rücksichtslos zu zertreten, sollte auch der Ruin des eignen Vermögens, ja der Tod die Folge der aufreibenden Anstrengungen sein. Wer das Unrecht ungestraft Angriffe gegen das Recht unternehmen läßt, giebt nicht Geringeres als die Idee „des Rechts“ preis, und wenn sichs nur um ein paar Groschen handelt, die der Fiaker über seine Taxe gefordert hat.

Sächsische Reactionsgelüste.

Zehn Jahre erst besteht das lange ersehnte und schwer erkämpfte neue Deutsche Reich, und schon ist der thatenmuthige Enthusiasmus, der es gründen half, zum größten Theile verflogen. Der Erinnerungstag der Gründung wird mit Begeisterung fast nur noch in den Kreisen der Hochschulen begangen. Eine rückläufige Welle particularistischer Sonderthümelei rinnt durch die Lande, und Unmuth oder Kleinmuth beherrscht die treuesten Fremde des Vaterlands. In München erscheint das „Bairische Vaterland“ am Tage des Reichsjubiläums mit einem Trauerrande, in Hannover trinkt man auf die Wiederherstellung des Welfenthrones. Auch in Dresden giebt es der Sonderbündler noch genug. Zwar geben sie ihrer Reichsfeindlichkeit nicht so offen Ausdruck; man kann aber auf die Gesinnung dieser

Leute einen Schluß machen, wenn man hört, mit welcher despectirlichen Aeußerung ein Vertreter der conservativen Presse die Enthüllung des Germaniadenkmals verhöhnte, oder wenn man in einem andern Dresdener Blatte liest, wie Emil Prudhomme bei dem Bericht über die pöbelhafte Beschimpfung der deutschen Fahne in München, bei Gelegenheit der 700jährigen Feier der Wittelsbacher Dynastie, seine Schadenfreude nur mit der Bemerkung bemäntelt: dahin hätten die Machinationen der Nationalliberalen das biedre Volk der Bajuwaren gebracht! Schon der Name der Nationalliberalen wirkt auf diese Particularisten wie das rothe Tuch auf den Puter. Freilich finden die freiconservativen Sachsen, welche „sich den schlesischen Magnaten angeschlossen haben," die doch unitarischer sind als die Liberalen, in den Augen dieser Leute ebensowenig Gnade. Aber solcher Nationalconservativen giebt es hier nur ein kleines, schüchternes Häuflein, sie sind nur vereinzelte vom Gros versprengte Reiter und zählen und wirken bei der conservativen Partei als solcher in Sachsen nicht mit. Außer der Masse der mehr indifferenten und wankelmüthigen Bourgeoisphilister und Bierbankpolitiker, die für liberal und conservativ, für particular und national zugleich gelten wollen, sind es besonders unsre Hofdemokraten von der Fortschrittspartei und unsre Hochkirchler von den Strengconservativen, welche den Particularismus im Herzen, wenn auch nicht immer auf der Zunge tragen. Bei den Frommen im Lande versteht sichs von selbst, daß sie den Cultnrkampf, den das Reich unnöthigerweise angezettelt, als die Wnrzel allen Uebels darstellen. Diejenigen gar, welche sich von dem in allen Chamäleonsfarben schillernden Dresdner Stadtbarbier bedienen lassen, begründen ihre Opposition z. B. gegen die preußische Kirchenvorlage von 1880 gerade damit, daß durch dieselbe die ultramontane Centrumspartei habe zersprengt werden sollen, während doch der Fortbestand dieses Centrnms als einer unabhängigen einheitsstaats-feindlichen Partei auch uns Protestanten in Sachsen die Hauptsache sei. Sie werfen dem Abg. Windthorst nur das eine als unwürdige Schwäche vor, daß er der Reichsregiernng seine Unterstützung für den Fall angetragen hat, daß sie im Kampfe mit der römischen Kirche nachgebe, und wissen durch nichts andres zu bezeugen, daß sie sich als Deutsche fühlen, als indem sie in das Horn der Antisemiten blasen. In dieser gemischten fortschrittlich-conservativen Gesellschaft gehört es zum guten Ton, möglichst wenig national zu sein, aber auch möglichst wenig particularistisch zu heißen. Diese Leute zeigen sich empört, wenn ihre reichsfremdliche Gesinnung von den Nationalen angezweifelt wird, aber wenn man ihnen schärfer auf den Zahn fühlt, so unterscheiden sie stets sofort vorsichtig zwischen engerm und weiterm Vaterland, und man merkt, daß sie dabei an den Spruch denken: Das Hemd ist mir näher als der Rock. Es bleibt aber bei diesem engern oder Reservat-Patriotismus

meist nicht mehr viel Liebe, sondern höchstens ein wenig Hochachtung für das weitre, das deutsche Vaterland übrig. Sie loben wohl das Reich so im allgemeinen und in der Doctrin, aber im speciellen und in der Praxis wünschen sie, daß es ihnen möglichst weit vom Leibe bleibe. Sie wollen vor allem das Reich und seine Einrichtungen nicht wirklich popnlär werden lassen. Das theure Militär, die drückenden Steuern, die unbequemen Strafgesetze, ja alle solche nothwendige, aber zuweilen recht lästig fallende Dinge, die kann und soll das Reich gern auf seine Schultern nehmen. Aber andre Einrichtungen, deren wohlthätige Seite sich leichter allgemein fühlbar macht, wie Verkehrserleichterungen, Volkswirthschaftsrath, Arbeiterversicherungswesen u. dgl., nein, diese Sachen sind zu schön, als daß sie das Volk vom Reiche empfangen dürfte, und wenn sie zehnmal aus der Initiative des Kanzlers und des Reiches hervorgehen, so darf dieses die Einrichtnng doch nicht selbst in die Hand nehmen, sondern muß sie den Particularstaaten als deren eigne Sache überlassen. Diese Institutionen als Reichsanstalten wären ja geeignet, das Reich beim Volke als einen Wohlthäter beliebt zu machen, und eine solche Liebe gönnen diese Leute eben dem Reiche nicht. Sie schwärmen für Staatsbahnen in Sachsen und kaufen sie schleunigst zu übertriebnem Preise an, nur damit das Reich sie nicht vorwegkaufe; aber wenn in Preußen der Staat die Privatbahnen erwirbt, so schreien sie über Staatssocialismus, der eine blühende Privatindustrie vernichte. Wenn der Kanzler einen Reichsvolkswirthschaftsrath bernfen will, so fürchten sie eine Beeinträchtigung des Ansehens des Bundesraths und Parlaments, und wenn er eine Reichsversicherungsanstalt gründen will, so halten sie nicht das Reich, sondern allein das „Land" für competent zu solchen Einrichtungen. Aehnlich wird es mit dem Monopol gehn; man nähme wohl gern die reichlichen Einkünfte aus demselben, wenn man nur nicht Reichs- sondern Landes-Cigarrenverschleiße errichten könnte. So aber ist das Tabaksmonopol ein viel bedenklicheres Giftbaumexperiment als die Verstaatlichung der Privatbahnen. Ja wenn man nur nicht in Preußen in allen Dingen so weit hinter den Errungenschaften des übrigen Deutschlands zurück wäre und in Berlin noch über das constitutionelle ABC sich stritte! Aus der Unfertigkeit der preußischen Budget- und Steuerzustände folgt für das nichtpreußische Deutschland die Gefahr, daß es mit neuen indirecten Steuern heimgesucht werden soll. „Wir müssen für die Fehler unsrer nordischen ‚Brüder' mit aus unserm Seckel büßen!"

Zu den unlautersten, aber geläufigsten Handgriffen der „Dresdner Nachrichten" gehört es, die angesehnen Männer der nationalen Parteien durch ehrenrührige Ohrenbläsereien und verleumderische Verdächtigungen zu garottiren. Calumniare audacter! Sie applaudiren z. B. den Rempeleien Ludwigs, und

wenn Bennigsen ausdrücklich erklärt, daß er bei der Begründung der hannoverschen Bahnen sich keinerlei Geschäftsgewinn oder Gründerlohn verschafft habe, so flüstert unser freiwilliger Hängegensdarm: Ueber die Betheiligung Bennigsens an jenen Eisenbahngründungen steht vielleicht nur wenigen Eingeweihten sichre Kenntniß zu Gebote. Pfui über eine solche feige und niederträchtige Ehrabschneiderei, die allen anständigen Leuten nur die elende Gesinnung des Lästerers aufdeckt, die sich aber doch täglich 35000 Leute in Sachsen aus Gefallen am Klatsch und Scandal in die Ohren blasen lassen!

Kaum ist der Gesetzentwurf des Reichskanzlers über die Arbeiter-Unfallversicherung dem Bundesrathe vorgelegt, so beeifern sich auch schon die officiösen und officiellen Organe in Sachsen, denselben als nicht mit dem Geiste der Reichsverfassung verträglich zu bezeichnen, und Herr Jörg in München beeilt sich, die bairische Regierung zu einer gleichen Frontstellung aufzurufen. Zwar müssen sie zugestehn, daß der Entwurf unzweifelhaft im Vergleich mit dem bestehenden Zustande einen ganz wesentlichen Gewinn für die Arbeiterschaft bedeutet. Aber die „staatsrechtliche Seite" der Sache erregt um so mehr Bedenken. Die Arbeiterversicherung soll nach dem Entwurfe als eine „Reichsanstalt" eingerichtet und, wie Post und Telegraphie, mit einer Reichsverwaltung ausgestattet werden. Die Anstalt wird deshalb wohl ihren „Sitz in Berlin," sie wird ihren „Vorstand in Berlin" haben und ein „Netz von Verwaltungsstellen" über das Reichsgebiet ausbreiten; Zusammensetzung und Befugnisse des Vorstands dieser Behörden werden von Reichswegen zu normiren sein; es darf vorausgesetzt werden, daß die Ernennung des gesammten Beamtenpersonals der Anstalt von oben bis unten in die Hände der Reichsgewalt, sei es nun des Kaisers oder des Bundesrathes, gelegt werden wird. So handelt es sich also um die Herstellung einer Reichsverwaltung zur Vollziehung einer vom Reich in die Hand genommenen Staatsaufgabe! Und zwar ist dies eine neue, bisher noch gar nicht dagewesene oder wenigstens nicht anerkannte Aufgabe der socialen Verwaltung, die Staatspflicht positiver Fürsorge für die Sicherung der Arbeiterexistenz. Nun könne man zwar die Competenz des Reichs — so wird von den officiösen Blättern weiter ausgeführt —, diese Aufgabe mit seiner Gesetzgebung zu erfassen, stillschweigend anerkennen im Hinblick auf den eminent nationalen Charakter dieser Aufgabe. Aber wesentlich anders liege die Sache, sobald es sich um die Ausführung, die Vollziehung dieses Reichswillens, um die wirkliche Thätigkeit und Erfüllung der durch denselben vorgezeichneten Aufgaben handle. Diese Art eigner vollziehender Gewalt dürfe dem Reiche keinen Zoll breit weiter concedirt werden, als es die Reichsverfassung bereits ausdrücklich thue. Vielmehr müßten auf allen Gebieten der Reichsgesetzgebung die Particularstaaten, die Landes-

regierungen die regelmäßigen und normalen Organe zur Ausführung des gesetzlichen Reichswillens bleiben, das Reich dürfe sich keinen eignen Apparat zur Ausführung seines Willens schaffen und seine Behörden mit keinen andern Competenzen ausstatten, als aus seinem Aufsichtsrechte hervorgehen. Sonst würde daraus eine sehr erhebliche materielle Beeinträchtigung, eine inhaltliche Verkürzung der einzelstaatlichen Competenz sich ergeben. Deshalb dürfe das Reich hier nur gesetzgebend vorgehen, dürfe aber durchaus nicht selbst eine Reichs-Versicherungsanstalt errichten, sondern habe nur die nach reichsgesetzlichen allgemeinen Normen einzurichtenden Anstalten der Einzelstaaten zu beaufsichtigen. Außerdem, so behauptet man, obwohl die Landesbeamten doch nicht wohl schlechter zu besolden sein werden als die Reichsbeamten, und obwohl sonst immer eine einheitlich organisirte Maschinerie präciser, schneller und vortheilhafter zu arbeiten pflegt als mehrere getrennte kleine Werkstätten, werde die Verwaltung einer Landesanstalt billiger und die Erledigung der Geschäfte eine schnellere sein, da hier nicht erst ein weitläufiger — soll heißen reichsläufiger — Behördenapparat in Bewegung gesetzt zu werden brauche. Die Reichsanstalt würde mit der „bunten Mannichfaltigkeit," in welcher sich unsre Verhältnisse „in völlig zwangloser Weise" entwickelt haben, im Widerspruche stehen.

Wie man sieht, stellen bei allen Fragen diese particularistischen Politiker die Vorfrage nach der formalen Competenzberechtigung des Reiches, und die Vorbedingung, daß diese nirgends und niemals erweitert werden dürfe, selbst auf die Gefahr hin, daß eine großartig angelegte Maßregel, trotz ihrer anerkannten Nützlichkeit für den socialen und wirthschaftlichen Wohlstand des Volkes, kläglich verpfuscht werde. So haben sie in gleicher Weise den Volkswirthschaftsrath als Reichsinstitut hintertrieben und damit bezweckt, daß er als preußische Einrichtung ins Leben getreten ist. Was sie damit erreicht haben, ist das, daß nun die gutachtliche Enquête dieses Einzelstaates allein für die Reichsregierung bei ihren Gesetzesvorlagen wesentlich maßgebend sein wird, und daß die Kleinstaaten sich ihres legitimen Einflusses bei der Vorbereitung der Gesetzentwürfe selbst beraubt haben.

Es ist von seiten der kleinen Einzelstaaten sehr verkehrt, immer nur die größte Wichtigkeit auf ihre „Selbständigkeit" zu legen und ihrer „Selbstherrlichkeit" kein Tüpfelchen rauben lassen zu wollen. Je mehr sie sich absperren gegen den Einfluß der Gesammtheit, desto mehr werden sie von den andern isolirt und ihres Einflusses beraubt werden. Ihr Streben muß vielmehr dahin gehen, nicht der Entwicklung des Reiches Hemmnisse zu bereiten, sondern die Mitwirkung und Betheiligung der Einzelstaaten an der Gesammtregierung des Reiches — also im Bundesrath — zu einer recht einflußreichen zu machen und

damit die Bedeutung des Einzelstaates und der Einzelregierung für das Ganze zu heben. Nicht im Abschluß, sondern im Anschluß an die Reichsinstitutionen liegt die Aussicht auf das Gedeihen und den Bestand der Eigenart und Eigenmacht der Einzelstaaten, in der organischen Verbindung mit der Reichsverwaltung und in der Betheiligung, der einflußreichen Betheiligung an derselben, die sie als unkündbare, untrennbare und allmählich sich auswachsende Verbindung bereitwillig anzuerkennen haben. Sie dürfen also nicht in den volkswirthschaftlich wichtigsten Motiven die selbstthätige Mitwirkung des Reiches ausschließen wollen aus gekränkter Eigenliebe, aber sie sollen sich dabei ihre eigne berechtigte Mitwirkung nach allen Seiten sichern, sie sollen, mit einem Worte, nicht darnach trachten, überall ihre Einzel-Souveränität zu wahren, sondern ihre Einzel-Potentialität zu heben.

Die Betheiligung des Reiches an allen wichtigen Lebensinteressen des Volkes, die allmähliche Erweiterung der Reichsverfassung und Reichsverwaltung zerstört keineswegs die Berechtigung der Einzelstaaten. Indem das Reich allmählich bei den Einzelstämmen ein einheitliches deutsches Volk herausbildet, indem es der gemeinsamen Sprache und Wissenschaft zunächst die gemeinsame Diplomatie, Armee und Justizgesetzgebung und allmählich die gemeinsame deutsche Industrie und Kunst, die deutsche Schule und Kirche, die nationale Arbeit und Sitte hinzugesellt, indem es mit der literarischen die politische und nationalökonomische und ethische Gemeinsamkeit verbindet und aus dem deutschen Reiche eine deutsche Nation macht, wird es wohl alle separatistischen Sonderungsgelüste definitiv zerstören, aber dabei das specifische Sachsenthum so wenig vernichten wie das specifische Preußenthum. Der Sachse braucht darum nicht aufzuhören Sachse zu sein, wenn er rechter und ganzer Deutscher wird, er kann alle seine berechtigten provinziellen und landsmannschaftlichen Eigenthümlichkeiten bewahren, ebensogut wie der Bergbewohner im Erzgebirge in seinen Lebensgewohnheiten und Landessitten sich nicht dem Strandbewohner an der Ostsee zu accomodiren braucht und umgekehrt, wenn beide sich zu einem Volke vereinen. Was sie beide aufgeben müssen, ist lediglich die territoriale Exclusivität; die particulare Selbstgefälligkeit und Eifersucht muß einer solidarischen Reciprocität und wetteifernden Rivalität Platz machen. Mit der Erweiterung der Competenzen des Reiches wächst proportional auch der Kreis des berechtigten Einflusses des Einzelstaates auf den Gesammtstaat, mit der Ausdehnung der Centralmacht wächst auch der Bereich der Wirksamkeit der Particularmächte, es wächst die Möglichkeit für diese, das ganze Reich heranzuziehen und auszunutzen für hervorragend sächsische Interessen. Wie für den einzelnen Bürger des Particularstaates die Aussicht sich erweitert, im Reichsdienst seine Fähigkeiten und Kräfte im Gebiete des gesammten deutschen

Volkes zur Geltung zu bringen, so bietet sich derselbe erweiterte Wirkungskreis auch dem Einzelstaate, zu seinem Vortheil ebenso wie zu dem des Reiches. Es gilt ja nicht, daß der Sachse sich dem Preußen unterwerfe, sondern daß beide ihre Angelegenheiten nach gemeinschaftlichen Zielen und mit gemeinschaftlichen Mitteln leiten.

Zu diesem Gesichtspunkt haben sich freilich unsre Conservativen noch nicht zu erheben vermocht. Ihre Vaterlandsliebe ist, ebenso wie ihre Religiosität eine orthodoxe ist, ein confessionell-exclusiver Patriotismus, der auf die Worte einer engherzig gefaßten Glaubensformel schwört und jede Neigung zu centralistischer Ausbildung der Reichsverfassung als unitaristische Ketzerei verdammt. Sie können sich noch immer nicht daran gewöhnen, wie sie dem König geben, was des Königs ist, so auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Sie können es insbesondere ihren sich national nennenden Landsleuten nicht vergessen, daß diese damals schon im König von Preußen den Kaiser des Reichs und das Heil Deutschlands erkannt und gepriesen haben, als sie selbst ihn noch als den ärgsten Landesfeind schmähten und bekämpften. Die Politik Sachsens ist ja so lange eine rein dynastische und antinationale, insbesondere antipreußische gewesen, daß sich der durch Generationen groß gezogne Preußenhaß nicht in wenigen Jahren in aufrichtige Liebe wandeln kann. Unser Regentenhaus selbst freilich hat mit einer bewundernswerthen Charakterstärke jede Antipathie gegen die Hohenzollern überwunden und sich mit vollster Loyalität dem neuen Kaiserhause angeschlossen; es hat erkannt, daß seine Dynastie und Hausmacht mehr als durch die beschränkte Landeshoheit durch den Reichsfürstenstand an Sicherheit und Bedeutung gewonnen hat. Aber es giebt in der Umgebung der Könige ja immer Leute, die königlicher sein wollen, als der König selbst. So wollen auch unsere Particularisten nicht zugeben, daß unser Kaiser, wie alle deutschen Kaiser, so auch der Kaiser unsres Königs ist. Sie vermögen nicht einzusehen, daß die Errichtung des Kaiserthums das sächsische Königthum in seinem wahren Glanze und seiner festen Wirksamkeit und in seiner treuen Liebe bei den Unterthanen durchaus nicht beeinträchtigt. Was geschwunden ist, ist aber doch höchstens der hohle Schein, für sich selbst europäische Macht zu sein, und eingetauscht dafür ist der Antheil an wahrer Großmacht, eingetauscht der Gewinn, daß Sachsen seinen Bestand mit der Kraft des deutschen Reiches erfüllt sieht. Der sächsische Staat bedarf ja des Reiches viel mehr und schöpft aus ihm viel mehr, als dieses aus ihm. Preußen könnte zur Noth auch ohne die andern als Großmacht bestehen, nicht so die Kleinstaaten. Preußen opfert dem Reich mehr von seiner Selbstherrlichkeit als die Kleinstaaten. Im Bundesrathe wiegt der Vertretung nach eine Million Nichtpreußen so viel wie drei

Millionen Preußen. Der König von Preußen ist in seinem eignen Lande ebenso in seiner Souveränität durch den Bundesrath beschränkt wie die andern Fürsten, er kann wider seinen Willen genöthigt werden, Gesetzen zuzustimmen, die er nicht billigt — man denke an die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig; der Bundesrath regiert in Reichssachen über Preußen so gut wie über Sachsen. Je lockrer das Bundesverhältniß ist, je mehr Sachsen Sachsen für sich bleibt, desto mehr wird auch Preußen Preußen bleiben, und desto mehr wird es als solches ungebunden und in der Lage sein, Deutschland Gesetze ganz nach *seinem* Bedarf und Willen zu geben, ohne daß es solche von den andern deutschen Staaten zu empfangen braucht — man erinnre sich an die Geschichte der Erneuerung des Zollvereins Ende 1865.

Die Particularisten machen den Nationalen den echten Patriotismus streitig und behaupten, allein den echten Ring der Vaterlandsliebe zu besitzen. Uns erscheint das Reich einem wachsenden Organismus gleich; dieser hat sich zunächst constituirt mit Haut und Knochen, indem er sich Festigkeit und Sicherheit nach außen und innen gab; er hat sich weiter durch seine fortschreitende Gesetzgebung ein Nervensystem mit centralem Gehirn geschaffen und ist nun eben daran, seine Ernährung sicher zu stellen und die Circulation seiner Säftemassen zu regulíren, indem er dem Blutlaufsystem ein centrales Herz verleiht. Ohne das kann kein Organismus lebenskräftig bestehen, ohne das fällt er schwächlich auseinander. Es giebt für die besondern innern Organe noch genug der wichtigsten particularen Functionen.

Der Staatswagen des Reichs ist glücklich in Gang gebracht; der Reichskanzler soll die Rosse lenken. Da wollen ihm nun die Particularisten die Hände binden und ihm Kutscher nach *ihrer* Wahl auf den Bock setzen, die er nur soll beaufsichtigen dürfen. Aber wir hoffen, der Kanzler ist noch Mannes genug, sich nicht die Zügel aus der Hand winden zu lassen. Hat er doch eben erst gesagt: „Ich werde nicht zurücktreten, ehe nicht der Kaiser mich zurücktreten heißt; ich bin zu diesem Entschlusse gekommen, nachdem ich gesehen, wer sich über meinen Rücktritt freuen würde; da erst erkannte ich, daß und warum ich aushalten muß, so lange meine Kräfte es zulassen."

Dresden, im Februar 1881.

Literatur.

Armenpflege und Unterstützungswohnsitz. Von August Luthardt, königl. bair. Regierungsrath. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer und Professor Dr. Gefficken. Bd. VI. Heft 2.) Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880.

Nachdem der Verfasser dieser Broschüre in der Einleitung darauf hingewiesen hat, daß die Klagen über die Zustände unsers Armenwesens sich immer mehr gemehrt haben, die Verarmung in fortwährendem Zunehmen begriffen und die Armenlasten in ungeahntem Maße gestiegen seien, betrachtet er zunächst den Beruf des Staates gegenüber der Armuth überhaupt. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß eine Pflicht für den Staat, die Armen zu unterstützen, nicht vorliege. Der moderne Staat hat volle Freiheit des Aufenthaltes und der Arbeit, volle Freiheit des Erwerbes und des Genusses gegeben. Wer sich der Gelegenheit zum Verdienste nicht bedient, wer Erworbenes verpraßt, hat die Schuld selbst zu tragen, denn die volle Freiheit gewährt nothwendigerweise jedem die volle Selbstverantwortlichkeit. Wie es kein Recht auf Arbeit giebt, darf auch kein Recht auf Unterstützung anerkannt werden. Wenn das norddeutsche Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 in § 28 sagt: „Jeder Hilfsbedürftige muß von demjenigen Orts-Armenverbande unterstützt werden" u. s. w., so ist dieser Ausdruck nur geeignet gewesen; dem Armen die falsche Vorstellung zu geben, daß er ein Recht auf Unterstützung habe.

Wirkliche Armenpflege geht über den Beruf und auch über die Kräfte des Staates hinaus. Es liegt ihm nur ob, daß er das Aergerniß einer Verletzung des allgemeinen Menschlichkeitsgefühls durch Armenpflege verhütet, und daß er den Gefahren der Armuth vorbeugt. Wenn also das System der persönlichen Freiheit, wie es gegenwärtig durchgeführt ist, in seinen Wirkungen sich als gemeinschädlich und als eine Quelle der Massenarmuth erweist, so folgt allein für den Staat die Nothwendigkeit heraus, seine Einrichtungen nach einem andern Princip zu ordnen. Als eine Quelle der Verarmung ist in erster Linie die Verehelichungsfreiheit zu bezeichnen, gewährleistet durch das norddeutsche Gesetz vom 4. Mai 1868. Hier verdient die bairische Gesetzgebung allen Beifall, welche es wenigstens ermöglicht, namentlich den der Armenpflege zur Last gefallenen Personen die Verehelichung eine Zeit lang zu verbieten. Auch allzufrühe Ehen, welche bekanntlich als Quelle großer wirthschaftlicher Nachtheile sich erweisen, müssen gesetzlich verhindert werden. Beigetragen hat ferner zur Verarmung die freie Concurrenz auf dem Gebiete des Erwerbes. Sie hat weit mehr schlimme als gute Früchte gebracht.

Der Verfasser charakterisirt nun, nachdem er darauf hingewiesen, daß unserm Staatswesen die schwere Aufgabe obliegt, um der zunehmenden Verarmung zu entgehen, hier Wandel zu schaffen, die Armengesetzgebung in England, Frankreich und Deutschland. In Deutschland bestehen zwei Systeme, welche das Verhältniß des einzelnen zur Gemeinde hinsichtlich der Unterstützungspflicht regeln. Das System der Heimat in Baiern, in den übrigen Bundesstaaten das System des Unterstützungswohnsitzes. Der Verfasser kritisirt beide Systeme und kommt zu dem Ergebnisse, daß das des Unterstützungswohnsitzes, welches sich auf den sogenannten wirthschaftlichen Gesichtspunkt gründet, d. h. die Armenunterstützung als eine Gegenleistung für die Vortheile betrachtet, welche das Staatswesen aus der Arbeitsthätigkeit des Verarmten gezogen hat, in der Theorie unrichtig und in der Wirkung geradezu gemeinschädlich sei. Er giebt dem Heimat-System entschieden Vorzug. Wir räumen

ein, daß es im Gebiete des Unterstützungswohnsitzgesetzes bezüglich der Zugehörigkeit leicht Zweifel und Streitigkeiten giebt und daß zwischen den Gemeinden vielfach ein kleiner Krieg herrscht, da sie bemüht sind, sich die Armenlast einander zuzuwälzen, bevor der Fall der Unterstützungspflicht eingetreten ist, wir wollen andrerseits anerkennen, daß das Heimat-System ein gewisses persönliches sittliches Verhältniß begründet, daß insbesondere der Heimatgemeinde gegenüber aus einem Gefühle der Anhänglichkeit und aus Ehrgefühl viele sich scheuen unthwillige Ansprüche zu machen, die am Orte des Unterstützungswohnsitzes mit anspruchsvollem Trotz auf ihr Recht pochen; trotzdem können wir dem Verfasser in seiner Vorliebe für das Heimatsystem nicht beistimmen. Bei dem außerordentlichen Wechsel der Bevölkerung zumal in Districten, die arm sind oder großen Fabrikstädten nahe liegen, fällt bei diesem System den Gemeinden eine Menge von Armen zur Last, die allen Zusammenhang mit ihrer Heimat verloren haben. Jahrelang haben die Armen in Städten ihren Erwerb gehabt. Es ist eine entschiedene Härte, die Fürsorge für dieselben, wenn sie durch Alter oder Krankheit zurückgekommen sind, der Heimatgemeinde zuzuschieben. Andrerseits verhehlen wir uns nicht, daß das Unterstützungswohnsitzgesetz die großen Städte unverhältnißmäßig belastet, denn die Frist von zwei Jahren ist zu kurz bemessen, um zu beurtheilen, ob sich jemand in seinem neuen Wohnorte zu halten vermag. Eine Verlängerung der Frist auf fünf Jahre würde größere Stetigkeit bewirken und die Vortheile, welche der Verfasser von dem Heimatsystem erwartet, nach sich ziehen.

Zum Schlusse seiner trefflichen Abhandlung behandelt der Verfasser die freiwillige Armenpflege, welche der öffentlichen zur Seite treten muß. Dieselbe soll auf religiös-sittlicher Grundlage ruhen; ihr Ziel ist die wirthschaftliche Selbständigkeit ihrer Pfleglinge.

Verzeichniß der Periodica aus den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft im Besitze der K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Herausgegeben von Paul Emil Richter, Secretär der Bibliothek. Dresden, Burdach, 1880.

Das vorliegende Heft enthält einen vollständigen, mit großer bibliographischer Sorgfalt und Zuverlässigkeit gearbeiteten Katalog aller auf der Kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden befindlichen periodisch erschienenen oder noch erscheinenden Literatur, alphabetisch geordnet und begleitet durch wiederum alphabetisch geordnete Herausgeber- und Materienverzeichnisse. Für den Eingeweihten ist damit genug gesagt; er wird mit beiden Händen nach diesem wichtigen literarischen Hilfsmittel greifen und sich durch den Preis — 6 Mark —, der nur im Verhältniß zu dem äußern Umfange des Heftes, nicht aber im Verhältniß zu seinem reichen Inhalte hoch erscheint, nicht abschrecken lassen. Keiner, der wissenschaftlich arbeitet, es sei auf welchem Gebiete es wolle, wird in Zukunft diesen Katalog entbehren können und wollen. Kann er ihn nicht selbst erwerben, so wird er wenigstens darauf dringen, daß die ihm zunächst stehenden Stadt-, Schul- oder Universitätsbibliothek ihn anschaffe. Dem Fernerstehenden aber wird die Bedeutung des Katalogs einleuchten, wenn wir hinzufügen, daß die Dresdener Bibliothek einen geradezu stupenden Reichthum an älterer und neuerer Zeitschriftenliteratur besitzt und daß das vorliegende Verzeichniß die Benutzung desselben durch seine praktischen Indices auch da ermöglicht und erleichtert, wo, wie so oft, der Suchende für das, was er sucht, vielleicht nur geringe Anhaltepunkte hat.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Das Herrenhaus.

Die dreitägige Debatte über den Steuererlaß, welche in voriger Woche im Herrenhause spielte, und bei welcher die vom Minister a. D. Camphausen angestiftete und geführte Opposition zuletzt unterlag, nachdem sie ihren Chef vom Reichskanzler unsanft aus dem Sattel hatte heben sehen*), hat die Augen des Publicums wieder einmal auf das Haus der preußischen Lords gelenkt, deren Verhandlungen sonst keineswegs mit besonderm Interesse verfolgt werden. Dies giebt uns Gelegenheit, einen Blick auf Wesen und Charakter dieser Körperschaft zu werfen und anzudeuten, was unsers Erachtens an der Zusammensetzung derselben und an ihrer Behandlung durch die Regierung anders zu wünschen wäre.

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat auf das, woran der Fürst Herrn Camphausen bei dieser Gelegenheit erinnerte, schon im Mai 1877 hingewiesen. Er sagte damals in dem Grenzboten-Artikel „Andere Frictionen," außer der Hofopposition gebe es noch anderes, was den Fürsten verstimme, seine Kraft aufreibe und so Veranlassung zu seinem Verlangen nach Entlassung aus seinen Aemtern geworden sei, und fuhr dann fort: „Wir greifen heute davon diejenige Friction heraus, die in dem Verhalten gewisser Kräfte, welche unmittelbar unter ihm — richtiger neben ihm — thätig sind, zu gewissen bedeutungsvollen Reformwünschen liegt, welche die Gedanken des Fürsten erfüllen, mit deren Verwirklichung es aber nicht vorwärts will. Mit andern Worten: der Reichskanzler vermißte, als er seinen Abschied nachsuchte, namentlich bei dem einen seiner Collegen die erforderliche Zustimmung und Unterstützung zur Ausführung von Maßregeln auf dem Gebiete der Zoll- und Handelspolitik und des Steuerwesens, die er für unerläßlich hält, und die bisher nicht in Angriff genommen werden konnten. . . . . Er wünscht die angedeuteten Reformen, denkt aber nicht daran, seine Wünsche selbst in Pläne umzugestalten und als Gesetzentwürfe der Volksvertretung zu unterbreiten. Er erwartet, daß seine Collegen das übernehmen, er hat ihnen diese Erwartung ausgesprochen, und daß der Versuch, sie zu solcher Initiative zu veranlassen, erfolglos ge-

Es macht einen eignen Eindruck, daß das Herrenhaus, welches doch ein mit dem Abgeordnetenhause gleichberechtigter Factor der preußischen Gesetzgebung sein soll, auch in dieser Session wieder, wie gewöhnlich, unter dem Drucke größter Eile zusammentritt, um hastig hochwichtige Fragen, diesmal u. a. neben der wichtigsten, dem Budget, das Zuständigkeitsgesetz zu erledigen. Die Berathung des Budgets ist die einzige, bei welcher das Haus Gelegenheit findet, gleich dem Hause der Abgeordneten seine Meinung über bedeutsame politische Angelegenheiten zu äußern. Allerdings ist sein Antheil an der Feststellung des Budgets von der Verfassung geringer bemessen als der des andern Hauses. Aber gerade bei der Allgemeinheit der Berechtigung, welche unserm Oberhause in Betreff des Budgets zusteht, weist die Verfassung darauf hin, daß es den Etat nicht sowohl in den Einzelnheiten berathen, als ihn, an den oder jenen seiner Titel anknüpfend, in seiner gesammten politischen Bedeutung benutzen soll, um jener Auffassung unsers Staatslebens öffentlich zum Worte zu verhelfen, die in den Klassen herrscht, welche diese Körperschaft vertritt. Nun hat man aus den Kreisen der letztern noch nie eine Klage darüber vernommen, daß sie nach dem bis jetzt üblich gewesenen Geschäftsgange an dem ihr gebührenden Antheile an der Beeinflussung der Politik der Regierung verkürzt werde. Nirgends scheint es im Herrenhause schon empfunden worden zu sein, daß die Berathung des Budgets, zu welcher das der Abgeordneten viele Wochen gebraucht hat, dort in ein paar Stunden abgethan worden ist, nachdem man vorher Zeit gefunden, der verhältnißmäßig untergeordneten Frage des Steuererlasses innerhalb der letzten Decade der Geschäfte drei ganze Sitzungen zu widmen.

Das Befremden an dem Charakter der Angriffe, welche die Regierung bei diesem Meinungskampfe erfuhr, wird durch den Hinblick auf die kurze Spanne Zeit, welche dem Hause zur Berathung der obengenannten viel wichtigern Vorlagen der Session verblieb, erheblich gesteigert. Der letzte Grund zu dieser Opposition ist ohne Zweifel einerseits in der Unruhe, andrerseits in der Arbeitslust früher hoch gestellter Beamten zu suchen, die im Herrenhause Sitz und Stimme

---

blieben ist, gehört zu den Gründen, welche den Kanzler bewogen, seinen Abschied zu verlangen." Kurze Zeit vorher hatte auch die „Post" bemerkt, der Reichskanzler „könne nur dann im Dienste bleiben, wenn seine Collegen zu den bezeichneten Reformen aus eignem Antriebe und mit eignen productiven Kräften schritten. . . Es sei ein unbilliges Verlangen, daß er selbst die nöthigen Arbeiten liefere und sie der Kritik eines in entgegengesetzten Spuren (d. h. im Geleise der Manchesterschule) gehenden Ressortministers unterwerfe. Einen solchen Weg habe er in der Eisenbahnfrage eingeschlagen und äußerlich die Zustimmung aller gewonnen, sobald es aber an die Ausführung gegangen, hergebrachtermaßen passiven Widerstand und die übliche Abweisung gefunden, ähnlich wie bei der Fortschrittspartei, die auch zu sagen pflege: Nur so nicht, sondern anders — nämlich so, wie es nicht geht."

gefunden haben. Ehemalige Minister, die wie v. Bernuth, Graf Lippe, Friedenthal und Camphausen freiwillig zurückgetreten sind, haben zum Theil die Neigung, die gewohnte ministerielle Thätigkeit als Parlamentarier fortzusetzen, zum Theil die verdrießliche Empfindung, nach ihrer Verabschiedung nicht wieder ein Portefeuille erhalten zu haben oder sonst wie verwendet worden zu sein. Sie müßten sich einer ungewöhnlich vornehmen Denkart erfreuen, wenn sie Erfolge derer, die jetzt ihre Posten einnehmen, frei von jeder Mißgunst betrachten oder gar herbeizuführen geneigt sein sollten, und es ist nur menschlich, nur natürlich und gewöhnlich, wenn bloße Durchschnittsnaturen der Versuchung, den Eindruck hervorzurufen, daß ihr Rücktritt eine unausfüllbare Lücke in die Regierungsmaschine gerissen habe, keine höhern patriotischen Rücksichten entgegen zu stellen im Stande sind.

Wie schon anfangs bemerkt worden, ist der Plan zu dem Feldzuge gegen die Steuererlaßvorlage des Fürsten Bismarck im Herrenhause von Herrn Camphausen entworfen worden, und derselbe ehemalige College des Kanzlers hat das Hauptmanöver dieser Campagne in dem betreffenden Ausschusse durch Einwirkung auf dessen Mitglieder vorbereitet. Dabei wurde offenbar die Absicht verfolgt, die fast völliger Vergessenheit anheimgefallnen guten Freunde der eingeschlafnen altliberalen Partei, durch die Herr Camphausen einige Bedeutung erlangt hatte, wieder in den Vordergrund zu ziehen und an ihre Verdienste zu erinnern, und dies konnte wirksam nur geschehen, wenn man der jetzigen Regierung die Erfüllung ihrer Aufgabe nach Kräften erschwerte und sie durch übelwollende Vergleiche zwischen der gegenwärtigen und der frühern Verwaltung als jener Aufgabe nicht gewachsen hinstellte, wobei man sich billig verwundern kann, daß Herr Camphausen so wenig Selbsterkenntniß und Gedächtniß besaß, sich nicht zu erinnern, welch ein Rabenvater er den von der französischen Kriegsentschädigung übrig gebliebenen, unter seiner geringen Befähigung zu nutzbarer Anlegung dieser ungeheuern Summe vertrockneten und verflüchtigten Millionen gewesen war. Auch daran konnte er denken, daß er, nachdem er den Kanzler jahrelang mit dessen Anregungen zur Steuerreform hingehalten, zuletzt mit einer Tabaksteuer kam, die nicht zu gebrauchen war und nur von neuem seine schwache Befähigung in wirthschaftlichen Dingen darthat.

Aber lassen wir ihn liegen, wo ihn die Erwiderung des von ihm angegriffnen hingeworfen, und sehen wir uns einige andere Gegner des Fürsten bei der großen Debatte an. Graf Lippe war der erste, welcher der Versuchung, sein Müthchen zu kühlen, unterlag und mit größter Schärfe, Bitterkeit und Gehässigkeit gegen die Regierung in die Schranken ritt, der er ehedem angehört hatte. Ihm folgte auf gleicher Bahn der frühere Finanzminister v. Bodelschwingh,

der sich dadurch ein langdauerndes Andenken gesichert hat, daß er bei Beginn des letzten Kriegs mit Oesterreich erklärte, die Mittel zur Löhnung der Armee seien nur bis zu Ende der nächsten Woche vorhanden. Aehnliche Wege wandelte der ehemalige Ministerpräsident v. Mantenffel. Daneben suchten Unterstaatssecretäre a. D. durch die Schärfe ihrer Angriffe der Regierung nahe zu legen, daß ihre Befähigung zu noch höhern Stellungen von ihr verkannt worden sei. Die Minister Camphausen und Friedenthal haben diese Tradition in betrübender Weise wieder aufleben lassen, nachdem dieser wie jener aus eignem Entschlusse unter schwierigen Verhältnissen aus dem gegenwärtigen Cabinette ausgeschieden waren und dem letztern die Weiterführung der von ihnen selbst angefangnen Werke und die Verantwortlichkeit für das Gelingen derselben überlassen hatten.

Harte Worte für ein solches Verfahren drängen sich uns in die Feder. Wir wollen sie nicht gebrauchen. Das Publicum mag die rechte Bezeichnung für eine solche Handlungsweise selbst finden, und es wird sie finden; denn es gilt im gewöhnlichen Leben nicht für ein Zeichen edel angelegter Naturen, denen Steine in den Weg zu werfen und in die Räder zu greifen, welche schwerwiegende Aufgaben zu bewältigen haben, zu deren Lösung die Hemmenden selbst sich unfähig fühlten.

Die 39 Mitglieder des Herrenhauses, welche die Minorität bei der Abstimmung über den Steuererlaß bildeten, setzt sich, wenn wir von einigen zornschnaubenden alten Herren absehen, die zu allem, was vorkommt, nein sagen, aus Reactionären der äußersten Rechten wie Graf Lippe, Graf Brühl, Freiherr v. Tettau, Herr v. Rochow und Herr v. Oldenburg, ferner aus fortschrittlich verblendeten Politikern wie die Herren v. Forckenbeck und Forchhammer, dann, wie bemerkt, aus unzufriednen und frondirenden Beamten höherer Klasse und deren Eideshelfern und schließlich aus einer Anzahl fanatischer Freihändler unter den Bürgermeistern zusammen, die von ihrem doctrinären Standpunkte aus die angeblich schutzzöllnerische Regierung bekämpfen zu müssen meinen.

Diese Minorität stellt also ein Conglomerat der heterogensten Elemente dar. Sie sind mit einander nur durch die aus den allerverschiedensten Motiven hervorgegangne Feindschaft*) gegen den Fürsten Bismarck und seine Politik verbunden. Ganz besonders lebhaft und auffällig äußert sich diese Stimmung bei solchen Herrenhausmitgliedern, bei denen ein besonderes königliches Vertrauen den Beweggrund zu ihrer Ernennung und die Basis ihrer Stellung im Hause bildet. Sie glauben verwunderfamer Weise jenes Vertrauen am geeignetsten dadurch

*) In wie weite Kreise wenigstens ein Anhauch dieses Gefühls geht, ersieht man aus der Haltung der „Post," die über die Sache Artikel von süßsaurem Geschmacke brachte.

zu rechtfertigen, daß sie der Regierung des Königs, der ihnen ihr Mandat ertheilt, thunlichst viele Schwierigkeiten und Verlegenheiten zu bereiten bemüht sind.

Daß eine infolge ihrer Zusammensetzung nothwendig unfruchtbare Opposition dieser Art dem Herrenhause drei volle Tage von der Woche, die demselben zur Erledigung der obengenannten wichtigen Fragen überhaupt übrig blieb, wegnehmen konnte, zeigt einen Grad von Nachsicht auf Seiten der Mehrheit, den wir mit zu den Ursachen der mangelhaften praktischen Betheiligung jener Körperschaft an unsrer Politik zählen dürfen. In der kurzen Zeit, welche demzufolge dem Hause noch geblieben ist, hat es den Staatshaushalt und das Zuständigkeitsgesetz zu bewältigen. Daran aber, daß es überhaupt bis auf die beiden letzten Wochen der Session neben den vielen und meist sehr lebhaften Debatten des andern Hauses unthätig bleiben mußte, ist unsrer Ansicht nach das Herrenhaus selbst nicht schuld, mindestens dürfen wir in ihm die Quelle dieses Uebelstands nicht allein suchen. Allerdings fällt dabei ein gewisser Mangel an Interesse für staatliche Angelegenheiten, der bei einem großen Theile unsrer Lords zu beobachten ist, erheblich ins Gewicht. Die Hauptschuld jedoch trägt unsers Erachtens die Staatsregierung und zwar deshalb, weil sie nicht nur die finanziellen Vorlagen, sondern gleichzeitig auch alle wichtigen und Interesse erweckenden andern Vorschläge und Entwürfe zuerst an das Abgeordnetenhaus bringt. Jenes ist durch die Verfassung geboten, dieses nicht.

Wir wissen, um ein Beispiel für das Gesagte anzuführen, nicht und können auch nicht errathen, aus welchen Rücksichten die Regierung sich bewogen gesehen hat, sämmtliche Organisationsgesetze, sowohl die, welche für die ganze Monarchie, als die, welche für einzelne Provinzen bestimmt waren, regelmäßig und ausschließlich zunächst dem Abgeordnetenhause vorzulegen, welches dieselben entweder in seinen Commissionen liegen oder sie wenigstens nicht vor der Schlußwoche der Session dem Herrenhause zukommen ließ. Manchen Leuten kann dabei eine Variation des bekannten Schillerschen Verses einfallen, die ungefähr lauten würde: Wenn das Laster satt ist, setzt sich die Tugend zu Tisch. Mit andern Worten: der bescheidene Theil wird seiner Bescheidenheit gemäß hintangesetzt und übel behandelt. Sollen wir uns die Sache damit erklären, daß wir sagen: Vor dem Abgeordnetenhause fürchtet sich die Regierung, vor dem Herrenhause nicht?

Wir sind der Meinung, daß diese Politik weder recht würdig, noch recht praktisch ist. Ja man kann dieses Verfahren kaum als Politik bezeichnen; denn mit diesem Ausdrucke pflegen wir doch in der Regel den Begriff einer Thätigkeit zu benennen, welche weiter schaut als auf leichte und bequeme Befriedigung einzelner Bedürfnisse der Verwaltung. Wir können uns der Befürchtung nicht erwehren, daß spätere Regierungen den Fehler zu büßen haben werden, welchen

die gegenwärtige mit einem Verhalten begeht, das einer Nullificirung des preußischen Oberhauses nahe kommt.

Der erwähnte Mangel an Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, welcher die größere Anzahl der Mitglieder des Herrenhauses charakterisirt, ist zweifelsohne theilweise Folge unzweckmäßiger Einrichtungen, welche jene Körperschaft ihrer Entstehung und Ergänzung zu verdanken hat. Infolge deren fehlt den meisten Mitgliedern des Hauses eine lebendige Beziehung zum öffentlichen Leben. Der warme Pulsschlag desselben erreicht sie nicht. Es wird Politiker geben, die sich noch der ebenso lebhaften als wirksamen Thätigkeit erinnern, mit welcher die ehemalige erste Kammer, die durch das Herrenhaus ersetzt worden ist, in das staatliche Leben eingriff, und der solcher Lebhaftigkeit entsprechenden Theilnahme, welche die öffentliche Meinung damals gerade vorzugsweise für die Verhandlungen dieser Kammer an den Tag legte, weil sie in Wahrheit inhaltreicher waren und mehr geistige Capacität gewahren ließen als die Debatten der zweiten. Wem dies noch gegenwärtig ist, der kann nicht ohne Bedauern damit das Gewicht und die Wirksamkeit vergleichen, die dem Herrenhause, dem umgestalteten Machthaber jener Körperschaft verblieben sind.

Der Fehler, dem wir hier begegnen, liegt aber nicht lediglich an den unzureichenden Wurzeln, welche das Herrenhaus nach seiner Ergänzung mit dem Lande verbinden; denn auch so wie der jetzige Senat Preußens entsteht und zusammengesetzt ist, würde er mehr Bedeutung haben, wenn die Regierung ihm mehr Bedeutung beilegen wollte und nicht durch die Art und Weise seiner Betheiligung an den Landtagsgeschäften und durch die Auswahl bei den Ernennungen dazu beitrüge, daß das Haus auf einen nur geringen Antheil an den gesetzgeberischen Arbeiten beschränkt wird und beschränkt bleibt. Die Form, in welcher unser Oberhaus seine Betheiligung an diesen Arbeiten hinzunehmen genöthigt ist, hat die Folge, daß die Vorbereitungen in den Commissionen und die laufenden Geschäfte im wesentlichen von den Mitgliedern in die Hand genommen werden, die ihren Wohnsitz in der Hauptstadt haben, und letztere sind größtentheils zurückgetretene und mit ihrem Rücktritte mehr oder weniger unzufriedene Beamte. Wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir annehmen, daß diese Berliner mit Zurechnung einiger Vertreter großer Städte die zur Beschlußfähigkeit erforderliche Zahl 60 stellen. Die übrigen Mitglieder des Hauses, namentlich die Vertreter des großen Grundbesitzes in den Provinzen, denen das Hauptgewicht in dieser Versammlung zugedacht war, erscheinen neben den Genannten nur bei den seltenen Gelegenheiten, wo der Abstimmungs-Apparat im Verlaufe weniger Tage die Ergebnisse der Session sanctioniren soll, und das ist ein ganz entschiedener Nachtheil.

Die erste Frage bei vielen der zu jenem Zweck in Berlin eintreffenden ist gewöhnlich die: Wann wird man wieder heimreisen können? Bei der Berathung des Gesetzes, welches gerade für den Großgrundbesitz von höchster Bedeutung war, und welches demselben mit unerträglicher Vexation bedrohte (wir meinen das Feld- und Forstpolizei-Gesetz), sind, wenn wir recht zählten, nur etwas mehr als 80 Herrenhausmitglieder zur Abstimmung erschienen, von denen kaum zwanzig den durch dieses Gesetz gefährdeten Grundherren aus der Provinz angehörten.

Wir kommen zum Schluß und zur Moral dieser Betrachtungen, und diese lautet wie folgt: Wenn die Regierung wirksame Politik treiben und nicht bloß einzelne Ressorts verwalten will, so wird sie die Nothwendigkeit einsehen müssen, den Versuch zu unternehmen, ob eine bessere, mehr auf dem Fuße der Gleichheit mit dem Abgeordnetenhause sich bewegende Behandlung des Herrenhauses nicht bewirken kann, daß dessen Mitglieder sich lebhafter und regelmäßiger an den Landtags-Geschäften betheiligen. So wie der Geschäftsgang bisher war, darf es fernerhin nicht gehalten werden, wenn die wünschenswerthe Regeneration des Hauses sich vollziehen soll. Denn wer wollte jetzt etwas Stichhaltiges und Ueberzeugendes gegen die Ansrede vorbringen, mit welcher die Mehrzahl der 133 Herrenhausmitglieder, die von den 300 bei der letzten namentlichen Abstimmung zugegen waren, auf den Vorwurf antworten konnten, daß sie erst in den letzten beiden Wochen in der Mitte der andern erschienen seien, gegen die Frage nämlich: Was hätten wir denn früher hier gesollt? Etwa an der Thür des Abgeordnetenhauses warten, bis es den dortigen Herren beliebte, uns den Abhub ihrer Leistungen zukommen zu lassen? Oder auf die Minister zu warten, bis die für uns Zeit haben? Wir können das ganz und gar ebenso gut zu Hause abwarten. Wir meinen, es wird nicht leicht sein, den Gegenvorwurf, der hierin für das bisherige Verfahren der Regierung gegen das Herrenhaus liegt, zu entkräften, und so kommen wir auf unsere Forderung zurück, daß hier Remedur eintreten sollte und bald.

Zur logischen Frage.

Von Conrad Hermann.

Hegels Name ist in der Geschichte der neuern Philosophie insbesondere durch die von ihm angestrebte Reform der Logik berühmt geworden. Hegel mit seiner Zeit und der ganzen in ihr herrschenden Richtung der Philosophie liegt jetzt hinter uns. Wir sind in ein neues und weiteres Zeichen unter den Sternbildern am Firmamente der Philosophie eingetreten. Auch die Logik Hegels ist wiederum wesentlich in Vergessenheit gerathen, und es hat an ihrer Stelle von neuem die ältere oder gemeine Logik, zunächst namentlich durch Vermittlung Herbarts und Trendelenburgs, ihre Herrschaft auf den Universitäten und den Schulen befestigt. Für die Anregung dieses an sich abstracten Themas vor einem größern Publicum möchten wir eine Entschuldigung darin zu erblicken glauben, daß es sich hier nicht um eine bloß philosophische, sondern um eine allgemein wissenschaftliche Frage von einer bestimmten Wichtigkeit für unser ganzes geistiges Bildungsleben überhaupt handeln dürfte.

Die Logik nimmt insofern eine besondere und ausgezeichnete Stellung in dem Ganzen der Philosophie ein, als sie beinahe den einzigen unbestrittnen und allgemein anerkannten Theil in allem weitern Umfange der Bestrebungen derselben bildet. Die Philosophie ist, wie bekannt, fast zu allen Zeiten zerrissen gewesen in eine weite Mehrheit wechselnder, sich bekämpfender und drängender Richtungen oder Systeme. In allen andern Theilen derselben herrscht ein fortwährender Streit entgegengesetzter Ansichten und Meinungen; nur das allgemeine Gesetz des wissenschaftlichen Denkens, wie es die sogenannte formale Logik in sich enthält oder vertritt, wird widerspruchslos von jedermann anerkannt und zugegeben, und die Philosophie hat zunächst auch immer diesem Theile ihre äußere Stellung in dem Organismus der Wissenschaft und an den Universitäten zu verdanken gehabt. Die formale Logik als solche hat darum eigentlich auch keine Geschichte, oder es ist dasjenige, was jetzt hierunter verstanden wird, wesentlich noch dasselbe, was schon von Anfang an und namentlich seit Aristoteles und der Scholastik als allgemeiner Ausdruck des wissenschaftlichen Denkgesetzes angesehen worden ist. Eine radicale Reform dieses Theils der Philosophie aber ist erst durch Hegel angestrebt oder durchzuführen versucht worden. Aristoteles und Hegel aber sind die beiden größten Parteihäupter oder die Vertreter einer doppelten allgemeinen entgegengesetzten Grundauffassung über das ganze Wesen

und die Aufgabe der Logik in der Geschichte. Es giebt eben darum überhaupt erst seit Hegel eine wahrhaft große und brennende logische Frage in der Philosophie, und es schließt sich an dieselbe zugleich das Buch des Verfassers dieses Aufsatzes „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (Leipzig, M. Schäfer, 1878) an.

Wenn der Standpunkt irgend eines großen Philosophen in der Geschichte durch den Fortgang der Zeit überschritten worden ist, so folgt hieraus noch nicht, daß derselbe einmal und für immer abgethan oder überwunden worden sei. Wir haben es kürzlich erlebt, daß der Ruf nach der Rückkehr oder der Wiederanknüpfung an Kant unter uns erklungen ist. Dieser Ruf hat insofern eine bestimmte Berechtigung, als Kant unverkennbar der Stammvater der ganzen auf ihn folgenden neuern deutschen Philosophie ist. Man greift naturgemäß zurück zur Wurzel oder zum ersten Ausgangspunkte eines Weges, wenn man bemerkt, daß man von da an irgendwo fehl gegangen ist oder sich in der Irre verlaufen hat. Dies scheint in der That der Fall zu sein im Hinblick auf die offenbar einseitigen und übertriebnen Versuche einer idealistischen Speculation in den Lehren von Fichte, Schelling und Hegel. Man hört von allen diesen unmittelbaren Nachfolgern Kants jetzt wenig mehr reden, während das philosophische Denken unsrer eignen Gegenwart in verschiedner, wohl mehr oder weniger berechtigter Weise wiederum mit Kant selbst Fühlung zu gewinnen versucht. Hegel namentlich, der jüngste Ausläufer dieser idealistischen Richtung, ist zur Zeit beinahe vollständig verschollen, und es ist auch nichts leichter und wohlfeiler, als auf die Ungeheuerlichkeiten und Extravaganzen in der ganzen Art und Weise des Hegelschen Denkens hinzuweisen. Immer aber sind alles dieses doch Mittelglieder, durch welche wir fortwährend mit Kant zusammenhängen oder an ihn gebunden sind. Was sind wir denn aber überhaupt jetzt in der Philosophie, oder was ist aus der deutschen Philosophie geworden, seitdem Hegel und sein logischer Idealismus vom Schauplatze abgetreten ist? Die Antwort hierauf kann weder sehr bestimmt noch auch sehr erfreulich lauten. Ein großes und entscheidendes wissenschaftliches System mindestens ist auf Hegel nicht mehr gefolgt. Wir haben die Irrthümer Hegels erkannt, aber diese Irrthümer sind schwerlich ausreichend, ihn einfach und schlechthin zu den Todten zu werfen. Man kehre zunächst nur einmal um bis auf Hegel, um sich darüber zu orientiren, was man seitdem geworden ist und ob wir wahrhaft aufwärts oder abwärts gekommen sind in der Philosophie. Dort war wenigstens noch eine bestimmte wissenschaftliche Fahne, die den ganzen Gedanken oder das Princip der Philosophie in Deutschland vertrat. Sind wir wahrhaft am Ende und bankerott geworden mit unserm Capitale der geistigen Speculation? Oder ist der jetzt herrschend ge-

wordene Pessimismus der Lehren Schopenhauers und Hartmanns etwas anderes als der Ausdruck davon, daß es überhaupt gar keine wahre und echte wissenschaftliche Philosophie mehr geben könne? Denn wenn die Welt schlecht und ein verpfuschtes Machwerk irgend eines fabelhaften und eingebildeten metaphysischen Urprincips ist, so ist es weder möglich, noch kann es auch nur der Mühe lohnen, sie in ihrer innern Vernunft und Ordnung denkend begreifen zu wollen. Dieses letztere war dasjenige, was Hegel wollte oder zu erreichen versuchte. Das war doch mindestens ein großartiges und würdiges Programm der Philosophie! Es ist eine ganz müssige und unwissenschaftlich gestellte Frage, ob die Welt als Ganzes genommen gut oder schlecht sei, oder gar, wie die jetzige modische Lehrformel lautet, die Bilanz zwischen dem Guten und dem Schlechten in der Welt ziehen zu wollen. Der echte wissenschaftliche Denker sucht das Wirkliche in seiner innern Ordnung zu begreifen, so weit er es vermag. Das aber ist immer ein ernstes, anhaltendes und mühsames Ringen. In dieser Weise hat unter allen Umständen Hegel gearbeitet und gestrebt. Der jetzige Pessimismus aber wirft einfach die Flinte ins Korn, indem er in feigem Schimpfen auf die Schulphilosophie es verschmäht, den ernsten Kampf mit den wahren und echten Problemen der Welt aufzunehmen.

Die ganze Entwicklung der deutschen Philosophie von Kant an steht auch in einem bestimmten wesentlichen Zusammenhange mit dem Fortschritt und mit den Wandlungen im Lebensschicksale der Nation. Wir sind eine lange Zeit hindurch Träumer und Idealisten gewesen auf dem Gebiete der Wissenschaft ebenso wie auf dem der nationalen Politik. Unser ganzer geistiger oder intellectualer Idealismus aber hatte seine Wurzel zunächst in der Abwesenheit eines echten und gesunden Realismus in dem äußern politischen Leben der Nation. In dem reich gegliederten Garten des frühern deutschen Staatencomplexes sproßten überall die mannichfaltigsten Blüthen und Früchte des eigenartigen geistigen Bildungsstrebens empor. Die geistige Bildung empfing nicht wie etwa sonst von der mächtigen Hand des Staates oder der Monarchie einen bestimmten gleichmäßigen Charakter oder Typus. Sie ist im weitesten und strengsten Sinne nur ein Product des ureigensten Geistes und Lebens des Volkes selbst gewesen. In der Philosophie hat nur Hegel und seine Lehre das eigenthümliche Schicksal gehabt, eine Zeit lang vom preußischen Staat officiell gepflegt und in seinen Schutz genommen worden zu sein Die spätere Abwendung der Gunst der öffentlichen Meinung von Hegel mag zum Theil mit durch diese künstliche Bevorzugung herbeigeführt worden sein. Es sind überhaupt in unserm nationalen Leben Dinge vorgekommen, wie sie sonst in allem gewöhnlichen oder regelmäßigen Völkerleben nicht vorzukommen pflegen und wie sie allein in der ganz besondern Eigenthüm-

lichkeit unserer allgemeinen politischen und Culturstellung ihre Erklärung finden. Der nationale Staat oder das concrete Vaterland ist für uns eine lange Zeit hindurch ein unerreichbares und gleichsam in den Wolken schwebendes Ideal gewesen. In den drei entscheidenden Epochen der Jahre 1848, 1866 und 1870 bis 1871 sind wir der Verwirklichung dieses Ideales successiv näher getreten. Es hatte sich aber ergeben, daß das früher geträumte Ideal eines allgemein deutschen Nationalstaates eine Unmöglichkeit war, und wir sind erst mit dem Jahre 1866 auf den Boden einer realen oder praktisch möglichen nationalen Politik übergetreten. Hiermit aber war, wie es scheint, auch der frühere metaphysisch-philosophische Idealismus zum Ende gelangt, der seine Wurzel in dem gleichen Sehnen nach einem unmöglichen und unverstandnen Bestrebungsziele des Erkennens gehabt hatte. Es waren ja alles nur Träume gewesen, worin Fichte, Schelling, Hegel und ihre Zeit die Aufgabe der Philosophie oder der geistigen Wissenschaft erblickt hatten. Wir sind auch hierin realistisch geworden, und ebenso wie das wirkliche Vaterland ein andres war als das eingebildete, ebenso ist auch die wirkliche Wissenschaft noch eine andere, als sie im Lichte der damaligen abstract idealistischen Speculationsversuche erschien. Durch die nenere Bewegung der Philosophie ist auch das Reale wiederum mehr gegenüber dem Idealen betont und in seinem Rechte anerkannt worden. Der Pessimismus hat freilich insofern immer Recht, als die Welt nicht einfach so gut, vollkommen oder vernünftig ist, als sie es nach dem Lehrbegriffe Hegels zu sein schien. Auch hat namentlich die sogenannte exacte Methode oder Denkweise Herbarts und die historisch-kritische Richtung Trendelenburgs wesentlich dazu beigetragen, der gegenwärtigen Gestaltung der deutschen Philosophie einen weit mehr an das Reale oder Empirische sich anschließenden Charakter zu geben als früher. Wir leben jetzt anscheinend ohne weitere national-politische und allgemein wissenschaftliche oder philosophische Ideale. Es giebt namentlich auch in der Gegenwart kein eigentlich herrschendes System oder keine im weiten Umfange als wahr und befriedigend anerkannte Richtung und Lehrformel in der Philosophie mehr. Wir sind offenbar seit jener Epoche auch in unserm innerlich geistigen oder wissenschaftlich philosophischen Leben in ein ganz anderes Stadium eingetreten als früher. Es ist gewissermaßen auch die ganze übrige europäische Welt ebenso wie wir selbst davon überrascht worden, daß wir mit einem Schlage aus einer Nation von Idealisten und Träumern ein wirkliches praktisches und politisches Volk geworden sind wie alle andern. Darum fort mit aller Einbildung und Träumerei! Der Realismus als solcher ist das Zeichen der Zeit, in dem wir allein wahrhaft gesunden und emporkommen können. Wer war aber mehr der Ausdruck und Vertreter jenes ganzen abstracten und hohlen Idealismus der frühern Zeit in der Philosophie als Hegel?

Was Hegel in der von ihm aufgestellten sogenannten Wissenschaft der Logik erstrebte, war etwas vollkommen anderes als was in dem Princip und der Tendenz der gemeinen oder formalen Logik enthalten war. Die letztere hat es als solche nur mit dem allgemeinen Formgesetze alles geordneten Denkens zu thun. Was aber Hegel wollte, war eine umfassende Darstellung oder Bearbeitung aller allgemeinen und nothwendigen Grundbegriffe des Denkens, welche nach seiner Voraussetzung zugleich die reinen ansichseienden Elemente oder Wesenheiten alles Wirklichen sein sollten. Hegel griff hiermit zurück auf den Standpunkt und die Voraussetzungen der Ideenlehre Platons, welcher hierin auch eine Region objectiver Wesenheiten oder einen geistigen Begriffshimmel als Substanz und Hintergrund alles Wirklichen angenommen hatte. Auch die ganze Gliederung des Systems oder der wissenschaftlichen Weltanschauung Hegels ist eine ähnliche wie die bei Platon: während der letztere als die drei Haupttheile der Philosophie die objective Dialektik oder metaphysische Ideenlehre, die Physik oder die Lehre von der sinnlichen Welt und endlich die Ethik als die Lehre vom sittlichen Leben oder der moralischen Welt unterschieden hatte, so zerfiel für jenen das Ganze der Philosophie oder der gedankenmäßigen Wissenschaft in die drei Abtheilungen der Logik, der Naturphilosophie und der subjectiven Geistes- oder Geschichtsphilosophie, deren erste sich auf den objectiven Begriff als solchen oder in seinem Ansichsein, die zweite auf die Entfremdung oder das Andersein desselben von sich in der Natur, die dritte auf die bewußte Rückkehr oder Wiederbesinnung desselben auf sich im Leben des menschlichen Geistes bezog. Bei beiden Philosophen also dieselbe Dreigliederung in ein logisch-ideales Jenseits, die sinnliche oder natürliche und die menschliche oder moralische Welt. Allerdings unterscheidet sich Hegel von Platon immer dadurch, daß ihm der objective Begriff ohne weiteres die ganze Wirklichkeit durchdringt oder beherrscht, während für diesen das Diesseits oder die Realität nur ein unvollkommnes Abbild des idealen logischen Jenseits zu sein schien. Man hat in neuerer Zeit vielfach theils von Seiten der Hegelschen Schule selbst, theils auch von derjenigen der Philosophie Herbarts auf die wesentliche Verwandtschaft oder Aehnlichkeit des Lehrbegriffs Hegels mit dem des Aristoteles im Alterthum hinweisen zu dürfen geglaubt. Von ersterer Seite namentlich gefiel man sich darin, in Hegel gleichsam den modernen Aristoteles oder den der Stellung dieses letztern im Alterthum entsprechenden letzten Abschluß und Gipfelpunkt der Geschichte der neuern Philosophie zu erblicken. Allerdings wird diese Analogie scheinbar durch manche Momente unterstützt und bestätigt. Was Hegel lehrt, ist unmittelbar genommen ein ganz ähnlicher Idealrealismus und ein immanent vernünftiges Werden in dem ganzen Umfange des Wirklichen, als dieses an sich auch in dem Sinne der

Lehrweise des Aristoteles lag. Man vergißt aber über dieser Aehnlichkeit des metaphysischen Lehrbegriffs den tiefern Unterschied in der ganzen formalen Stellung und Methodik des Denkens beider Philosophen. Hegel ist in seiner Methode des Erkennens des Wirklichen ganz ebenso der reine abstracte logische Idealist und Dialektiker wie Platon, wenn auch die Art seiner Dialektik eine andre, mehr systematische und schulmäßig abgeschlossne oder pedantische war. Hegel vertritt in der Geschichte der neuern Philosophie im allgemeinen ganz den gleichen Standpunkt einer specifisch begrifflichen oder abstract dialektischen Erkenntniß des Wirklichen auf Grund der Voraussetzung einer objectiv-metaphysischen Begriffswelt und einer wesenhaften Identität des innern Denkens mit dem äußern Sein, wie ihn in der Geschichte der alten philosophischen Speculation Platon vertreten hatte. Die neuere logische Wissenschaft Hegels aber schließt sich durchaus an den Gedanken und das Princip der objectiven Dialektik oder metaphysischen Ideenlehre Platons an. Die subjective oder formale Logik aber hatte ihre Begründung gefunden durch Aristoteles und es wurde insofern durch Hegel wiederum die dieser Aristotelischen entgegengesetzte streng objective und metaphysisch inhaltsvolle Auffassung des Denkprincips bei Platon erneuert.

Daß das Gesetz des Denkens, wie es in der gemeinen oder formalen Logik niedergelegt ist und seinen Ausdruck findet, ein an sich richtiges sei, wird von niemand geleugnet werden können. Wir bedienen uns dieses Gesetzes bei allen möglichen Operationen des Denkens, und es liegt dasselbe in der ganzen Natur des Denkprincips mit innerer Nothwendigkeit begründet. Eine andere Frage aber ist die, ob jene gemeine Logik eine wahrhafte, wissenschaftlich würdige und praktisch brauchbare Darstellung oder Erscheinung dieses Denkgesetzes sei. Diese Frage aber glauben wir aufs bestimmteste verneinen zu müssen. Daß diese gemeine Logik allgemeinhin für trocken gilt, möchte ihr noch nicht zum Vorwurf gemacht werden können. Es ist ja manches in der Wissenschaft trocken, wenn es nur sonst einen vernünftigen Sinn und praktischen Endzweck hat. Das letztere zunächst möchte bei der formalen Logik aufs entschiedenste bestritten werden können. Wenn es sich um eine sogenannte formale Bildung oder Schulung des wissenschaftlichen Denkens handelt, so sind hierfür namentlich zwei Wissenschaften von hervorragender Bedeutung, einmal die Philologie und andrerseits die Mathematik, deren jede allerdings eine andere Art des wissenschaftlichen Denkens in sich vertritt, in denen aber doch immer eine wirkliche und fruchtbringende Gymnastik für das letztere enthalten liegt. Durch die gemeine Logik aber hat niemand wirklich denken gelernt, und es hat wohl jeder, der auf der Schule oder der Universität eine mehr oder weniger unfreiwillige Bekanntschaft mit derselben gemacht hat, das entsetzlich Oede, Leblose und Unfruchtbare der ganzen in ihr

enthaltnen Bestimmungen an sich empfunden. Es muß nichtsdestoweniger eine solche Wissenschaft da sein, welche das ganze Gesetz oder Princip alles geordneten Denkens in sich vertritt. Die Existenzberechtigung der formalen Logik ist insofern eine unzweifelhafte; ob sie aber gerade so sein müsse, wie sie jetzt ist, oder ob ihre gegebene traditionelle Gestalt ihrer wahren Stellung und Aufgabe entspreche, auch dies ist eine Frage, die bei einer nähern kritischen Beleuchtung nur verneinend wird beantwortet werden können.

Die gemeine Logik nennt sich die formale, d. h. es ist nur das allgemeine Formgesetz des Denkens, nicht aber der besondere materielle Inhalt der einzelnen Begriffe desselben, auf welches sie sich bezieht. Dieses Formgesetz aber ist ein unbedingt einfaches. Es beruht auf dem Verhältnisse der drei logischen Grundeinheiten des Begriffs, des Urtheils und des Schlusses. Die Logik sucht an sich die Bedingungen oder Kriterien festzustellen, nach denen aus zwei schon gegebenen Urtheilen oder Prämissen ein neues oder Schlußurtheil mit Sicherheit abgeleitet und gefolgert werden darf. Es gründet sich hierauf das System der gewöhnlich angenommenen 64 sogenannten Schlußfiguren, welche in der gemeinen Logik noch unter den läppischen und barbarisch klingenden scholastischen Benennungen barbara, celarent u. s. w. aufgeführt werden. Ueberhaupt ist es weit weniger der Geist des Aristoteles als vielmehr nur der der engherzigen und beschränkten Denkweise der Scholastik, welcher in dieser ganzen auf uns gekommnen Ruine aus dem Mittelalter lebt. Alles wissenschaftliche Denken bestand damals in einem ganz äußerlichen und mechanischen Rechnen oder Operiren mit einer Anzahl abstracter theologischer und metaphysischer Begriffe. Die formale Logik sollte gleichsam ein allgemeines Rechenbrett sein, um alle möglichen Combinationen oder Verbindungen der Begriffe im voraus festzustellen und zu begrenzen. Für die damalige Rohheit und Unvollkommenheit des Denkens mochte dieses Verfahren seine Berechtigung haben. Das wissenschaftlich Verkehrte hiervon aber und der Grundirrthum der ganzen gemeinen Logik besteht darin, daß dieselbe ihren eigentlichen Charakter einer rein formalen Theorie des Denkens verfälscht und verunstaltet hat durch die Hereinziehung des Elements der sogenannten Kategorien oder der als allgemeine Richtpunkte und oberste Eintheilungsprincipien angesehenen Grund- oder Stammbegriffe des ganzen weitern Denkapparates. Ein gewisses System solcher Kategorien war bereits durch Aristoteles aufgestellt worden. In der neuern Zeit aber hat Kant der ganzen Kategorienlehre insofern eine noch höhere Bedeutung zu geben versucht, als nach ihm die Kategorientafel der Bestimmungen der sogenannten Qualität, Quantität, Relativität und Modalität der Urtheile nebst ihren weitern Unterabtheilungen ein rein subjectives und a priori gegebenes Gesetz oder Ordnungsprincip für die

Auffassung aller andern empirisch gegebenen oder a posteriori gewonnenen Begriffe des Denkens in sich darstellen sollte. Man hatte in diesem Elemente der Kategorien dem Begriffe der Form des Denkens einen weitern Inhalt oder eine vollkommnere Ausdehnung zu geben versucht. Aus der Combination der einzelnen hieraus abgeleiteten sogenannten Urtheilsformen aber war auch das weitere System aller jener einzelnen künstlich ersonnenen Formen oder Figuren des Schließens im Denken entstanden. Alles dieses aber war nichts als eine Verpfuschung des reinen wissenschaftlichen Begriffs oder Charakters der Form des Denkens gewesen; denn jene Kategorien sind nichts als einzelne bestimmte oder materielle Begriffe des Denkens wie alle andern, die nur mehr oder weniger willkürlich und ohne bestimmtes Princip aus der Menge der übrigen als eine oberste beherrschende Oligarchie alles Denkens herausgerissen worden sind. Die gemeine Logik ist insofern gar keine wahre und reine Darstellung der Form des Denkens als solcher. Unter der Form des Denkens kann nur dasjenige verstanden werden, was über allem besondern Inhalt oder aller nähern speciellen Materie des Gedachten steht. Alle echte Theorie einer Sache aber kann nur eine schlechthin einfache sein, während auf der andern Seite eine jede noch so künstliche Erweiterung einer Theorie doch niemals im Stande sein wird, den ganzen Umfang der concreten Fälle und Erscheinungen des Wirklichen zu erschöpfen.

Es ist aber auch dies als ein Vorurtheil oder eine falsche Auffassung zu betrachten, daß auf die bloße äußere Form des Denkens als solche beim Schließen irgend etwas ankomme oder daß aus dieser die wahrhaften Kennzeichen für die Richtigkeit irgend einer logischen Operation entnommen werden könnten. Denn diese Form als solche ist eine so bestimmte und einfache, daß über sie selbst an sich niemals ein Streit oder ein Zweifel entstehen kann. Auch ist dieselbe mit der ganzen Natur des Denkprincips so untrennbar verwachsen, daß es an sich niemals einer künstlichen oder theoretischen Reflexion und Bezugnahme auf sie bedarf. Ueberall aber wo irgend ein Zweifel an der Richtigkeit einer logischen Schlußfolgerung entsteht, hat dieser nicht in der bloßen Form derselben, sondern immer nur in einem Irrthum oder einem Mißverständniß über den materiellen Inhalt oder das sachliche Was der einzelnen in ihr mit einander verbundnen Begriffe seinen Grund. Wir sehen dieses daraus, daß etwa in der Mathematik, deren Begriffe überall einen durchaus fest bestimmten und objectiv begrenzten Inhalt haben, niemals ein Zweifel an der Richtigkeit oder Statthaftigkeit einer Schlußfolgerung entstehen wird. Wenn alle andern Begriffe so klar, fest und durchsichtig in ihrem Inhalte begrenzt wären wie diejenigen der Mathematik oder die Zahlen, so würde über die Form des Denkens niemals ein Streit ent-

stehen können. Der Schwerpunkt der Kunst des Denkens liegt allein in der richtigen Erkenntniß und Feststellung des Inhalts der einzelnen Begriffe. Es ist vollkommen falsch, auf die bloße Form des Denkens als solche das entscheidende Gewicht in der Logik legen zu wollen. Abgesehen hiervon aber ist auch die ganze Theorie der begrifflichen Verhältnisse, Urtheile u. s. w. in der gemeinen Logik im höchsten Grade unvollkommen, entbehrt jeder wahren wissenschaftlichen Einheit und Abrundung und ist von einseitigen und pedantisch beschränkten Bestimmungen überladen. Es ist eine Schande für die Wissenschaft, daß dieser ganz mittelalterliche Plunder heute noch die Stelle einer Lehre vom Denken an unsern Universitäten einnimmt. Alle Reformen und Verbesserungen im einzelnen aber führen hierbei zu nichts. Es muß die ganze Lehre oder Wissenschaft vom Denken auf neue und vollkommnere Grundlagen gestellt werden. Dies kann nur geschehen durch eine neue und entscheidende Wendung im Fortgange der Philosophie, da der Schwerpunkt von dieser überhaupt in der wissenschaftlichen Auffassung und Bearbeitung des Denkprincips liegt.

Man versteht unter einem philosophischen System gewöhnlich irgend eine allgemeine Lehrformel über die höchsten Principien oder letzten Beschaffenheiten der Welt und unsers ganzen menschlichen Wissens von derselben. Die wesentliche Bedeutung aller dieser Lehrformeln aber ist die gewesen, die allgemeinen Gesichtspunkte, Methoden und Ziele des wissenschaftlichen Erkennens der Wirklichkeit in sich zu vertreten und zur Darstellung zu bringen. Die Reihe der philosophischen Systeme in der Geschichte bezeichnet die allgemeinen Stadien und Entwicklungsphasen im Fortgange der Wissenschaft. Der Werth eines philosophischen Systems liegt darin, irgend eine neue Seite der Welt der denkenden Betrachtung oder der Erkenntniß des menschlichen Geistes zu erschließen. Die philosophische Speculation über das Allgemeine oder die Principien der Dinge hat allmählich zu einer immer reichern Erkenntniß und Bearbeitung des concreten oder empirischen Inhalts der Wirklichkeit hingeführt. Hegel und seine Lehre aber bildet in der That das letzte große und wichtige Glied in der allgemeinen Kette dieser philosophischen Gedankenbestrebungen in der Geschichte. Seine Logik insbesondere hat den Werth gehabt, der Lehre vom Denken einen reichern, vollkommnern und wahrhaftern Inhalt der wissenschaftlichen Bearbeitung zu geben oder doch zu zeigen, als er in dem Principe der ältern oder gemeinen Logik enthalten war. Die souveräne Verachtung des gewöhnlichen oder empirischen Denkgesetzes bis Hegel hatte allerdings keine Berechtigung. Immer aber ist doch in diesem Gesetze allein noch nicht die ganze Wahrheit und Vollkommenheit des wissenschaftlichen Denkprincips enthalten. Eine Erweiterung und höhere Fortbildung der bisherigen Lehre vom Denken ist entschieden geboten. Es kann aber

auf diesem ganzen Gebiete etwas doppeltes unterschieden werden, einmal die Bestimmung des Princips der Form, andrerseits die Bearbeitung des speciellen Inhalts oder der Materie der einzelnen Begriffe des Denkens. Es ist eine berechtigte Annahme oder Voraussetzung Hegels, daß alle allgemeinen Begriffe, aus denen unser Denkapparat besteht, an sich ein geordnetes System oder eine eigenthümliche Welt von geistigen Elementen oder Erscheinungen bilden und daß es demzufolge auch eine sich hierauf beziehende ausgedehnte Wissenschaft in Gestalt einer erweiterten Kategorien- oder objectiven Ideenlehre geben müsse. Es ist neben der formalen Logik immer noch das Postulat einer materiellen Logik oder einer umfassenden Bearbeitung des Inhalts der einzelnen Begriffe gegeben. Das Verhältniß dieser doppelten Aufgabe ist ein ähnliches, wie es auch von einer jeden Sprache einmal in der Grammatik eine rein formale Disciplin, andrerseits aber im Lexikon eine wissenschaftliche Darstellung und Bearbeitung des ganzen materialen Apparats oder Wortvorraths derselben giebt. Hegel vertritt wenigstens den Gedanken einer solchen erweiterten materialen logischen Wissenschaft in sich, wenn auch die Durchführung desselben bei ihm eine falsche und ungenügende gewesen sein mag. Es ist aber auch das allmählich zu einer falschen und veralteten Auffassung geworden, daß die Philosophie ein Gebiet sei, welches sich bloß mit den allgemeinen Principien und Gesammtfragen der Dinge zu beschäftigen habe. Der Begriff der Philosophie ist jetzt richtiger vielmehr ein Name für einen Complex einzelner Disciplinen, der Logik, Aesthetik, Psychologie u. s. w., deren jede an sich einen ebenso reichen und ausgedehnten Stoff der strengen erkennenden Bearbeitung in sich umschließt als jede andere gewöhnliche oder sogenannte empirische Wissenschaft sonst. Mit bloßen abstracten Lehrformeln allein ist jetzt nichts mehr gethan; es bietet aber überall die bisherige idealistische Weiterentwicklung der neuern Philosophie von Kant an Anknüpfungspunkte und Bedingungen für eine höhere und vollkommenere Fortführung und wissenschaftliche Durchbildung des ganzen Princips der Philosophie in sich dar.

Wir stehen überall unter dem Einflusse und der Macht eines Gesetzes der historischen Entwicklung, welches von uns nicht willkürlich verändert und durchbrochen werden kann. Der vor kurzer Zeit erfolgte Eintritt in eine neue Epoche unsres nationalen Lebens bedeutet nicht einfach und schlechthin einen vollständigen Bruch mit der frühern Vergangenheit desselben. Der jetzige Realismus kann nicht unbedingt gleichbedeutend sein mit einer Verleugnung oder Verwerfung aller unsrer frühern idealistischen Einbildungen und Illusionen. Der großdeutsche Traum hat eine Erneuerung und verjüngte Wiederherstellung gefunden in dem Bündniß mit Oesterreich. Die organische Durchführung des

politischen Einheitsgedankens in beiden Gebieten ist jetzt die nächste weitere Aufgabe. Die ganze deutsche Machtstellung nach außen aber ist identisch und untrennbar verbunden mit dem Fortschritt und der weitern Ausbildung des geistigen Culturlebens im Innern. Daß hierzu auch die Philosophie gehört, wird von niemand bestritten werden können. Das ideale Bildungs- und Erkenntnißstreben in der Wissenschaft findet vorzugsweise durch die Philosophie seine Vertretung. Was aus Kant sich weiter entwickelt hat, kann zuletzt nicht eine bloße sich im Sande verlaufende Reihe von Erscheinungen gewesen sein. Es sind dieses alles auch große nationale Heroen und Lichtgestalten gewesen. Daß wir aber auch jetzt noch der Ideale im Leben und in der Wissenschaft bedürfen, ist ein ebenso wenig zu bestreitender Satz. Die Pflege und Ausbildung der Wissenschaft im höhern oder geistigen Sinne des Wortes ist überhaupt die hervorragendste Specialität und charakteristische Eigenthümlichkeit in unserm ganzen nationalen Culturleben gewesen. Was die Wissenschaft jetzt aber ist, das ist sie wesentlich mit durch die ganzen Bestrebungen und Gedankenentwicklungen unsrer frühern Philosophie geworden. Die Philosophie im Sinne Hegels war insofern an sich bereits identisch mit der Idee oder dem Wesen der Wissenschaft überhaupt, als ihre Aufgabe nach ihm in einer umfassenden logischen Construction des ganzen Inhalts der Erscheinungen des Wirklichen bestand. Hegel wollte das Reale in seinem vollen Umfange begreifen, inwiefern es ein ideal geordnetes oder geistig vernünftiges war. Dieses ist zuletzt nichts andres als die Aufgabe und das Bestrebungsziel aller wahren und gedankenmäßigen Wissenschaft überhaupt. Es war dies also keineswegs eine bloße abstracte metaphysische Lehrformel, sondern ein ernster Versuch, die ganze Wissenschaft als eine geistige Einheit aufzufassen und zu gestalten. Die letzten Ziele aller Entwicklung der Philosophie in der Geschichte können nur identisch sein mit denjenigen der wahren und vollkommnen geistigen Wissenschaft überhaupt. Die methodischen und metaphysischen Voraussetzungen Hegels hierbei waren einseitige und beschränkte, aber seine Lehre bezeichnete doch das endliche Ziel einer Vereinigung oder eines Zusammenfallens der Philosophie mit der wahren und geistigen Wissenschaft überhaupt.

Der Name der Philosophie vertritt jetzt bei uns einen Complex von Bestrebungen, die zum Theil nicht bloß dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auch dem des weitern gebildeten oder geistreich populären Denkens der Nation angehören. Es hat sich sogar eine gewisse Reaction gegen die frühere streng geschlossene und einseitig pedantische Schulphilosophie unter uns erhoben. Alles dies hat seine bestimmte naturgemäße Begründung und Berechtigung gehabt. Die Nation hat ja auch immer einen Antheil und ein Interesse an der Philosophie, und nicht allein die strenge und schulmäßige Wissenschaft auf dem Ka-

theder der Universität. Die Philosophie schlägt ihrer Natur nach immer die Brücke vom Boden der Wissenschaft zu dem des weitern allgemeinen und gebildeten öffentlichen Denkens. Die Lehren der Philosophie sind einem Theile nach auch Ausdrucksformen der verschiednen Phasen oder Entwicklungsstufen des öffentlichen Geistes und Bewußtseins im Leben der Nation überhaupt. Der Maßstab der allgemeinen Bildung oder des an sich selbst klaren und verständlichen Denkens muß jetzt mit Nothwendigkeit auch an die Philosophie angelegt werden. Es handelt sich aber hierbei auch noch um mehr als um eine bloße geistreiche Gedankenentwicklung und um die Befriedigung eines unklaren und unverstandnen Bedürfnisses nach irgend einer allgemeinen metaphysischen Weltanschauung. Auch die Lehren der neuern Populärphilosophie eines Schopenhauer und Hartmann sind zuletzt nichts als Einbildungen und Schrullen. Der unterbrochne Faden des Zusammenhangs mit der idealistisch-wissenschaftlichen Entwicklung der neuern Philosophie von Kant an muß wieder aufgenommen werden, um zu einem gesunden und befriedigenden Abschlusse desselben hinzuführen. Das Ideal oder Ziel einer Wissenschaft, die wesentlich und zunächst im Gedanken begründet ist, bleibt bestehen, wenn auch die Versuche der Erreichung desselben in den Lehren von Fichte, Schelling und Hegel unzureichende oder verfehlte gewesen sein mögen. Aus dem kritischen Anschluß an das Vergangne aber kann allein die weitere Aufgabe und Wahrheit für uns selbst oder die Zukunft aufgefunden werden. Der geistige Einheitsgedanke alles Wissens aber hat in den Lehren von Fichte, Schelling und Hegel eine dreifache Stufe seiner Entwicklung zu durchlaufen gehabt. Fichte stellte das Postulat einer selbstthätigen Erzeugung oder Projection des ganzen Inhalts der Welt oder des Wissens aus dem ersten leeren oder voraussetzungslosen Punkte des Bewußtseins oder Ich der Vernunft. Schelling sah in dem Gegensatze des Menschen und der Natur oder des subjectiven und des objectiven Geistes eine sich in sich selbst reflectirende Dirimirung der höhern Einheit des metaphysisch Absoluten, und die Welt verwandelte sich ihm in ein System organisch aus einer höchsten Einheit herkommender Abtheilungen und Unterschiede. Für Hegel endlich war alles ein einheitliches großes geistiges Werden oder gleichsam eine organisch nothwendige geordnete Entfaltung des ansichseienden objectiven Begriffes. Alles dieses waren Formeln und Richtpunkte für die geistige Auffassung und Erkenntniß alles Wirklichen als einer Einheit. Für Hegel war alles eine große zusammenhängende Reihe oder Stufenfolge von Erscheinungen, und sein Bestreben war überall darauf gerichtet, jede einzelne Erscheinung an die ihr gebührende Stelle in diesem Processe einzuordnen. Es wurde hierdurch namentlich die ganze Geschichte als ein solcher einheitlicher Proceß der Entfaltung von ihm aufzufassen versucht. Der Verfasser dieses Auf-

satzes hat in seiner „Philosophie der Geschichte“ (Leipzig, C. F. Fleischer, 1870) diese ganze Lehre Hegels einer eingehenden Kritik und vollkommenern Weiterführung zu unterwerfen versucht. Alles dieses waren immerhin großartige und zum Theil auch fruchtbringende Bestrebungen eines idealistisch gedankenmäßigen Erkennens der Welt und ihrer Erscheinungen. Die entscheidende wissenschaftliche Hauptfrage der Philosophie aber ist die nach der Natur und dem Wesen des menschlichen Denkprincips, und in dieser Rücksicht muß die Logik Hegels immer als der wichtigste und fundamentalste Theil seines Systems angesehen werden.

Die ganze Annahme einer objectiven Begriffs- oder Ideenwelt in Gestalt eines logisch-metaphysischen Jenseits entbehrt als solche freilich einer jeden genügenden wissenschaftlichen Basis oder Berechtigung. Was außer uns liegt, sind unmittelbar genommen nur Sachen und einzelne Realitäten. Der Begriff als solcher aber hat eine Existenz nur in unserm Denken und nicht außer uns in der Welt der Sachen. Allerdings aber werden die Begriffe mit einer bestimmten Nothwendigkeit durch uns aus den Erscheinungen der äußern Welt gebildet oder abstrahirt. Sie sind insofern ihrem Stoffe oder ihrer Möglichkeit nach auch an sich oder außer uns schon vorhanden, ehe sie der Wirklichkeit nach von uns innerlich festgestellt oder gebildet werden. Unser Denken gewinnt seinen ganzen Inhalt erst durch eine erkennende Beziehung oder einen eindringenden Anschluß an die uns gegenüberstehende wirkliche Objectivität. Alles Denken des menschlichen Geistes ist ein Streben nach Erkenntniß oder nach Einstimmigkeit seines Inhalts mit dem geistigen Inhalte des uns gegenüberstehenden Seins oder der Welt. Es ist deswegen aber falsch, wenn von dem neuern Idealismus ohne weiteres der Grundsatz von der einfachen Identität des innern Denkens mit dem äußern Sein aufgestellt worden ist. Auch ist das menschliche Denken ein nach Inhalt und Form mehr oder weniger anderes in jeder einzelnen Sprache, und insbesondre sind alle die von Hegel als reine Wesenheiten des Seins hingestellten Begriffe unmittelbar genommen nichts als ein Complex von Worten der deutschen Sprache, denen nicht ohne weiteres der Charakter von an sich allgemeinen und nothwendigen Elementen oder Abstractionen des Denkens zugeschrieben werden darf. Die unmittelbare empirische Wirklichkeit des Denkens in der Seele ist keine andere als diejenige in der Form der Sprache. Alle wissenschaftliche Bearbeitung des Denkens hat daher nothwendig auch diese gegebene Gestalt oder Form desselben in der Sprache mit in Betracht zu ziehen. Es giebt kein sogenanntes reines oder absolutes Denken an sich, wie es von jener idealistischen Logik angenommen oder vorausgesetzt wird, sondern das wirkliche Denken ist immer nur ein mehr oder weniger vollkommner Versuch der Annäherung an die Erkenntniß des reinen geistigen Wesensgehaltes der Dinge der Welt. Das Denken in allen seinen

Erscheinungen, Aufgaben, Zielen und Gestaltungen bietet einen an sich unbegrenzten Inhalt und Stoff der strengen und geordneten wissenschaftlichen Bearbeitung in sich dar, und sowohl die gemeine als auch die Hegelsche Logik ist eine durchaus unvollkommne oder auf einseitigen und falschen Voraussetzungen beruhende Vertretung des Denkens in der Wissenschaft. Ueber die Zeit der bloßen hohlen und abstracten Lehrformeln und Theorien in der Philosophie sind wir hinaus oder müssen doch versuchen, über sie hinaus zu kommen. Es handelt sich auch in unserm öffentlichen oder politischen Leben durchaus nicht mehr um ein bloßes allgemeines Princip oder um die Durchführung irgend einer bestimmten allein seligmachenden Formel der Weisheit in allen wichtigen und entscheidenden Fragen der nationalen Wohlfahrt und Existenz. Es sind in der Wissenschaft wie in der Politik concrete und inhaltreiche Aufgaben und Ziele, in deren Erledigung wir jetzt eingetreten sind. Die Formeln der philosophischen Systeme und die der politischen Parteien sind nur einseitige und unvollkommne Richtpunkte für die Auffindung des Wahren, Echten und Gesunden in der Wissenschaft und im Leben. Es giebt einen wahren und auch einen falschen Idealismus in der ganzen Auffassung und Gestaltung aller menschlichen Dinge; während der letztere sich in einer beschränkten und einseitigen Formel berauscht und hierin seine Genüge findet, so sucht der erstere die wahrhaften, eigentlichen und großen Ziele des Lebens zu erfassen. Es hat aber bei uns Wissenschaft und wissenschaftliche Bildung jederzeit mit dem praktischen oder öffentlichen Leben in der innigsten und untrennbarsten Verbindung gestanden. Die wissenschaftlichen Lehren und Theorien, wie sie auf den Universitäten vertreten und ausgebildet worden sind, haben auch im Staat ihre Anwendung und Durchführung gefunden. Der neuere deutsche und zumal der preußische Staat ist selbst wesentlich ein Product wissenschaftlicher Gedanken und Vorstellungen gewesen. Das Wahre im Leben zu finden, ist selbst auch eine Aufgabe des strengen geistigen oder wissenschaftlichen Denkens gewesen. Logik und Philosophie aber vertreten an sich immer in der reinsten Weise das ganze Princip des Denkens und der Bildung der Wissenschaft in sich. Der ganze Standpunkt der gemeinen Logik aber ist wissenschaftlich unwahr und durch die Bildung der Zeit längst überschritten, während die neuere Logik Hegels bei aller ihrer Unvollkommenheit doch zuerst das Ziel einer erweiterten, höhern und ausgedehntern Wissenschaft vom Denken festgestellt und bezeichnet hat.

Schliemanns Trojanische Sammlung.*)

u dem Geschenk, welches Dr. Schliemann dem Kaiser mit seiner bisher in London aufbewahrten Sammlung trojanischer Alterthümer gemacht hat, kann sich die deutsche Wissenschaft gratuliren, und mit inniger Genugthuung werden alle, die diese Sammlung aus eigner Anschauung kennen und die dem genialen Streben und dem beharrlichen Eifer Schliemanns bei der Zutageförderung dieser äußerst wichtigen Alterthümer die gebührende Bewunderung zollen, vernommen haben, wie der Kaiser dieses ansehnliche Geschenk aufzustellen und den patriotischen Geber zu ehren beschlossen hat. Die Berliner Kritik, die von Anbeginn an über Schliemanns Ausgrabungen, über die von ihm aufgestellten Ansichten, über den „Schatz des Königs Priamos" und über den Mann selbst die Nase gerümpft hat, wird nun auch über die Ehre, die ihm widerfährt, in der ihr eignen Manier Witze reißen, und doch ist die Berliner Kritik, wenn der Sache auf den Grund gegangen wird, mehr als alles andre dazu mitthätig gewesen, daß Berlin, daß Deutschland dies unschätzbare Geschenk erhalten hat.

Die erste Aufstellung der trojanischen Alterthümer unter dem Namen Schliemann Collection im South Kensington Museum zu London war entschieden ein glücklicher Griff, wenn es darauf ankam, der Sammlung möglichst viele Beschauer zuzuführen und ihr den Weltruf zu verschaffen, den sie wirklich erhalten hat. Paris wäre wohl im Stande gewesen, ihr ebensoviele Besucher zu sichern; aber Paris enthält nicht diesen immensen Reichthum von ausgegrabenen Alterthümern aus allen Erdtheilen, der in dem South Kensington, dem British und dem jetzt eingegangenen India Museum zerstreut aufgespeichert ist, und durch dessen Vergleichung mit der Schliemannschen Sammlung die letztere erst so unendlich werthvoll erscheint. London gab der Schliemannschen Sammlung einen vorzüglich ehrenvollen und günstigen Platz; sie nahm sich an der Stelle, wo sie aufgestellt war, zwischen den elegantesten und kostbarsten Producten älterer und neuerer asiatischer und europäischer Kunstindustrie ungefähr so aus, als wenn ein rauher Bauersmann in dem Prunkgemache einer Lady einlogirt wäre. Und doch kam ganz England in dieses „Grüne Gewölbe" von South Kensington hauptsächlich des schlichten Bauers wegen, der eine zauberhafte Anziehung

*) Dem vorstehenden Artikel haben wir die Aufnahme in d. Bl. nicht versagt, obwohl wir die geschichtlichen Ausführungen desselben nicht allenthalben zu vertreten wagen. D. Red.

auf die Besucher auszuüben schien. Es war der Zauber des Neuen, des Neuesten.

Natürlich war England begierig, diesen außerordentlichen Schatz zu behalten, wenn er auch nicht an derselben Stelle aufgestellt bleiben konnte und, im Falle er England verblieben wäre, zu den verwandten Schätzen ins britische Museum hätte gebracht werden müssen, wo sich die assyrischen, ägyptischen, amerikanischen und afrikanischen Alterthümer aufgestellt finden. Im Sommer 1880 hörten wir in London mit Bestimmtheit behaupten, daß Schliemann seine Sammlung an das South Kensington Museum für 6000 Pfund Sterling verkauft habe. Jetzt ist es klar, daß aus diesem Handel, wenn er überhaupt in Frage gestanden hat, nichts geworden ist. Daß England Anerbietungen gemacht hat, ist unumstößlich gewiß; möglich aber erscheint es, daß die gemachten Anerbietungen zu niedrig waren, um Schliemann, der ein Vermögen an den Erwerb seiner Sammlung gesetzt hat, ganz zu schweigen von der unendlichen Mühe und der großen Gefahr, zu befriedigen. England hat schon mehr als einmal aus übelberathener Knauserei auf den Erwerb wichtiger Schätze der Wissenschaft verzichtet, und es wird wohl nun, nachdem mit dem Verlust der Schliemannschen Sammlung eine große Lücke in der Vollständigkeit seiner Sammlungen entstanden ist, diesen Verlust innig beklagen.

Das South Kensington Museum ist wesentlich zu dem Zwecke gegründet, um der britischen Kunstindustrie durch Muster, die aus allen Ländern und Zeiten zusammengebracht sind, zu Hilfe zu kommen. Der Einfluß, den dieses Museum auf den Geschmack und die Erfindung englischer Industrie und Kunst schon jetzt ausgeübt hat, ist von unberechenbarer Größe. Für diesen Zweck boten freilich die trojanischen Alterthümer kaum einen nennenswerthen Nutzen, da sie einen noch sehr jugendlichen Standpunkt sowohl der Goldschmiedekunst als der Töpferei repräsentiren. Ihre ganze Bedeutung liegt auf Seiten der Wissenschaft. Obgleich nun auch das wissenschaftliche Interesse in der Leitung des South Kensington Museum stark vertreten ist, wie denn überhaupt die Bethätigung der britischen Gelehrten an der Alterthumswissenschaft eine hervorragende und durch grandiose Mittel unterstützte ist, so überwiegt doch, wie die jüngst gemachte Erfahrung lehrt, das kunstindustrielle Interesse, welches zum Rückhalt das kaufmännische hat. Und anderntheils muß das wissenschaftliche Interesse in Bezug auf die Troja-Sammlung nicht mit jenem Eifer und jener Ueberzeugung von dem Werthe derselben verbunden gewesen sein, welche dem Verluste derselben hätten vorbeugen können. Es ist klar, daß die englischen Gelehrten in Betreff der wissenschaftlichen Bedeutung der Sammlung zu keiner vollen Ueberzeugung gekommen waren, und daß der Glaube, den sie anfänglich den Auffassungen Schliemanns entgegengebracht

hatten und der sich hauptsächlich auf die Beleuchtung des homerischen Zeitalters und der homerischen Dichtung bezog, durch die nörgelnde Berliner Kritik wankend gemacht worden ist. Die letztere hat den Ton, den sie bei dem ersten Bekanntwerden der Entdeckung Schliemanns im Geiste der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ anschlug, selbst in wissenschaftlich gehaltenen Beleuchtungen nie ganz verlassen, immerfort hat sie ein hochmüthiges Herabblicken auf den dilettantisch gelehrten Kaufmann gezeigt, der das Glück gehabt hat, mit dem „Tiefensinn“ begabt große Erfolge zu erreichen, und der nach der Ansicht dieser superklugen Herren, die sich die Welt von ihrem Fenster aus besehen, an Ort und Stelle manches Werthvolle durch sein ungestümes und rücksichtsloses Miniren zerstört haben soll. Schliemann hatte gewisse Ansichten geäußert, wie über den gefundnen „Schatz“, über die an den Gefäßen befindlichen Eulengesichter, über die Bedeutung der Verzierungen der von ihm als whorls bezeichneten Steine u. s. w., die der Kritik Angriffspunkte darboten, und über die sich streiten ließ. Daß also die Kritik von dem Berliner Studirzimmer aus über diese und andere Punkte mit ihm zu rechten unternahm, kann ihr nachgesehen werden. Aber der hochmüthig spöttische Ton, in den sie verfiel, weil sie nach Art ihres Volks sich denselben gegen den glücklichen Kaufmann ohne Wissenschaft erlauben zu können glaubte, und von dem sich die gleichgearteten englischen Kreise anstecken ließen, war unverzeihlich. Es ging so weit, daß tonangebende Londoner Blätter von Schliemann und seinen Ideen nicht anders als mit dem Ton des jocosen Zweifels sprachen. Dies war in den Augen der englischen Wissenschaft natürlich ein bedenkliches Zeichen, was den Ankauf seiner Sammlungen betraf; die Herren Engländer waren gegen den Berlin-Londoner Spott nicht gefeit, weil sie den Werth der Schliemann-Sammlung, von den Suggestionen des Sammlers selbst dazu verleitet, in Nebendinge setzten, und die hervorragende Bedeutung derselben für die Culturgeschichte übersahen. Diese Bedeutung aber, welche die Sammlung als an der Stelle des alten Troja gemachter Fund von Erzeugnissen altasiatischer Industrie zwischen den ähnlichen Erzeugnissen der assyrischen, ägyptischen, phönizischen und altgriechischen Industrieen hat, ist der aller Kritik Trotz bietende und für die Culturgeschichte überaus wichtige Werth derselben. Es sei erlaubt, hierüber einige weitere Andeutungen zu geben.

Da der Fundort, von dem wir mit Schliemann glauben, daß er die Trümmerstätte des homerischen Troja ist, die unzweifelhaften Spuren einer großartigen Verwüstung durch Feuer aufzeigt, so ist natürlich nicht zu erwarten, daß aus dem durch Brand verwüsteten Ort Gegenstände, die dem Feuer Nahrung bieten, Erzeugnisse aus Holz, Leder und Gewebe erhalten blieben. Wagen und Pferdegeschirre, Kleidungsstücke und Mobiliar sind verbrannt, und nur einige wenige

kleine Reste und Bruchstücke sind erhalten; erzene Gegenstände, die das Feuer nicht geschmolzen, sind durch nachheriges Rosten halb zerstört; nur silberne und goldne Schmucksachen, die von der einfachen Goldschmiedekunst ihrer Werkstätte Zeugniß geben, sind erhalten, und, was uns das wichtigste dünkt, eine große Menge thönerner Gefäße der verschiedensten Art, für das Studium der Keramik eine unschätzbare Ausbeute.

Ehe die keramische Kunst in Griechenland die Schönheit des classischen Ideals erreichte, in der sie von der Nachahmung der Natur ganz befreit erscheint und durch die geschaffnen Formen der Gefäße sowohl als durch die Verzierung derselben für den Schönheitssinn aller nachfolgenden Zeiten mustergiltig geworden ist, hatte die Kunst des Töpfers eine lange Bahn zu durchlaufen, die mit der einfachsten Nachahmung der von der Natur dargebotnen Gefäße anhebt, von Ostasien und dem östlich von diesem liegenden Amerika ausgeht und in ihrer Fortsetzung durch Mittelasien und Vorderasien bis nach Griechenland fortschreitend immer reichere und schönere Gestaltungen aufweist.

Die ältesten Formen der Thongefäße scheinen diejenigen zu sein, die in Amerika, in Peru und Mexico ausgegraben sind, von denen das britische Museum in London eine reichliche Auswahl enthält. Sie sind fast alle von den durch die Pflanzenwelt gegebnen Formen, z. B. von der Becherform der Fruchtschalen der Lecythis, leicht abzuleiten. Naturvölker in Afrika, Australien und Amerika bedienen sich noch heute der von der Natur gegebnen Schalen, und die Indianer von Goyana fertigen noch heute aus Thon dieselben Gefäßformen und verzieren sie ebenso, wie sich die altpernanischen und mexicanischen einfachern Gefäße geformt und ornamentirt finden. Selbst in der brasilianischen Provinz Para und in Neu-Seeland sind ähnliche ursprüngliche Thongefäße ausgegraben worden, und die noch üblichen ordinärsten, aus freier Hand gefertigten irdenen Geschirre in Asien haben in den Formen mit ihnen die größte Verwandtschaft. Da die natürlichen Gefäße in Becherform alle unten rundlich sind, so bedürfen sie, um zu stehen, eines ringartigen und unten abgeflachten Untersatzes, wie ihn der Querschnitt eines hohlen Baumstammes bietet. Solche irdene Untersätze finden sich viele in der peruanischen Sammlung; in der trojanischen findet sich einer von hartem Stein. Der Gebrauch, das Gefäß für sich selbst zum Stehen fähig zu machen, indem man bei den thönernen Nachahmungen der Naturgefäße den Ring unten befestigte oder statt desselben Füße ansetzte, trat jedenfalls später ein und ist schon an mehreren der amerikanischen Gefäße befolgt. Die Töpfer der uralten Culturstaaten Peru und Mexico mußten schon der Natur aus praktischen Rücksichten nachzuhelfen und zugleich dem Gefäß, das sie herstellten, etwas von seiner natürlichen Schönheit zu bewahren, während die ordinäre ostasiatische

Töpferwaare nicht Ringe und Füße, sondern unten abgeflachten Boden zeigt. Für den forschenden Liebhaber ist es nun äußerst interessant zu sehen, wie die gefäßbildende Kunst in ihrem Fortschritt von Osten nach Westen immer freier mit den von der Natur gegebnen Formen umspringt und einen stetig wachsenden Reichthum mannichfaltiger Formen schafft, wie das älteste Indien nach den im Nil Gerri gefundnen Gefäßen zu schließen, die jetzt ganz außer Gebrauch sind, sein eignes Kunstprincip hat, das die Formen aus ganz andern Linien zusammengesetzt zeigt, als alle übrigen der Welt, wie denn Indien überhaupt eine Welt für sich gewesen zu sein scheint. Die in den Trümmern des alten Ninive gefundnen Gefäße, verglichen mit den ältesten der Länder am stillen Ocean, zeigen einen immensen Fortschritt, und manche davon kommen der classischen Schönheit der griechischen schon sehr nahe, näher, als es die schönsten der reinägyptischen thun. Zwischen den assyrischen und den ägyptischen einerseits und den vollendeten griechischen Formen andrerseits stehen dann die als archaisch bezeichneten, die man aber, da sie in den Trümmern phönizischer und griechischer Cultur gefunden sind, z. B. in Cypern, wo sich das Griechenthum auf das phönizische Wesen pfropfte, auch als phönizische ansprechen kann.

Bei all den Unterschieden aber, die der Keramik der einzelnen genannten Nationen anhaften und die theils aus der Natur ihres Landes und ihrer vorherrschenden Materialien, theils aus ihrer Lebensweise und ihren besondern Bedürfnissen zu erklären sind, die aber groß genug sind, um für die Keramik jeder Nation einen sehr bestimmt ausgeprägten Charakter zu constituiren, ist es nun doch auch wieder interessant, die Uebereinstimmung zu beobachten, mit der gewisse Formen von allen in gleicher Weise festgehalten und gepflegt worden sind, so z. B. die Form einer seitwärts plattgedrückten runden Flasche, ähnlich unsern runden Jagdflaschen.

Der Fortschritt, der in der Ausbildung einer Gefäßform zu schönerer Gestalt und besserer Brauchbarkeit gemacht wird, indem sie von einem Volke zum andern wandert, beruht oft auf scheinbar ganz geringen Aenderungen, auf einer neuen Proportion des Fußes zum Obertheil, auf der geringern oder größern Biegung des Halses oder des Ausgusses, auf der einfachern oder künstlichern Gestalt des Deckels, auf der Zahl und dem Ansatz der Henkel. Der einfache eiförmige Becher z. B., dem ein Henkel angesetzt ist, welcher den Rand des Obertheils nicht überragt, was die ältere asiatische Form ist, gewinnt dadurch, daß der phönizische oder griechische Künstler den oder die Henkel in einer gewissen Proportion über den Rand erhöht, ein völlig anderes, ein weit gefälligeres Aussehn, in welchem er sich bis auf unsre Zeit erhalten hat. Was die classische griechische Kunst anlangt, so kann man sagen, daß ihr alle Bestandtheile zur Composition

ihrer schönen Gefäße von Asien her vorbereitet waren, und daß sie nur durch eine neuartige und von der Anschauung eines schönern Ganzen inspirirte Combination der gegebnen Theile die classischen Formen geschaffen hat, die sich gegen die asiatischen Formen, wozu auch die ägyptischen gehören, ausnehmen wie ein Volk von Göttern gegen ein Volk von Bauern. Den Formen der griechischen Vasen, Krüge, Becher u. s. w. liegt die Anschauung der schönen Menschengestalt zu Grunde. Damit war aber ein ungeheurer Unterschied in der Form constituirt, zu welchem noch derjenige hinzutrat, der in der kunstvollen Verzierung und Bemalung der für den Luxus bestimmten Gefäße beruhte.

Welche Stellung nimmt nun die dardanische oder trojanische, von Schliemann aus den Trümmern mehrerer auf- und übereinander gebauten Städte ausgegrabene Sammlung von Gefäßen zwischen den übrigen vorderasiatischen, der assyrischen, ägyptischen, phönizischen und vorclassisch-griechischen ein? Dürfen wir nach den von uns in London mit gewissenhaftem Bemühen angestellten Betrachtungen und Vergleichungen über diesen Punkt ein kurzes Urtheil formuliren, so würden wir sagen: Die dardanischen Gefäße repräsentiren mit einer Vollständigkeit, wie es keine andern thun, sämmtliche Gefäßformen asiatischen Ursprungs, mit Ausnahme allein der ganz eigenartigen, die in dem südlichen Gebirgslande von Vorderindien gefunden worden sind, und deren bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie aus eingebauchten statt aus ausgebauchten Linien componirt sind. Die einzigen Formen, die der trojanischen Sammlung fehlen, sind solche, die der ganz speciellen Natur andrer Länder angehören, z. B. die hohen und schlanken Wasserkrüge vom Nilthal, die thönernen Särge der Assyrer, die aus gradlinigen Flächen gebildeten, ursprünglich aus Holz gefertigten, später in Thon nachgeahmten Gefäße des alten China u. a. m. Die Troja-Sammlung zeigt mithin eine Art von colluvies gentium, wodurch sie historisch zwischen die Nationen der asiatischen Ebenen und die Völkchen der griechischen Inseln, Küstenebenen und Bergflächen gestellt erscheint, so daß die Griechen nur in Troja oder im Trojanerlande die Augen aufzumachen brauchten, um alles, was Asien an keramischer Kunst hervorgebracht hatte, auf einem Haufen beisammen zu finden. Damit ist die nicht hoch genug anzuschlagende Bedeutung der Schliemannschen Sammlung für die Culturgeschichte angedeutet. Diese einzige Stellung, welche die Nordwestecke von Kleinasien in Bezug auf einen hochwichtigen Theil der menschlichen Geräthschaften einnahm, beschränkte sich nicht auf diese; es liegen Andeutungen genug vor, daß sie sich auf das ganze Culturleben erstreckte.

Die deutsche Wissenschaft — das ist mit Fug und Recht zu sagen — wird aus der Autopsie der trojanischen Alterthümer in Berlin die fruchtbarsten An-

regungen erhalten, und hoffentlich wird der vom Standpunkte der jüdiſch-berliniſchen Kritik bis jetzt geübte Spott vor der gerechten Anerkennung des genialen Unternehmungsgeiſtes und der patriotiſchen Liberalität Dr. Schliemanns verſtummen.

Gneiſenau in den Jahren 1815 bis 1831.

(Schluß.)

Gneiſenaus Aufenthalt in dem trauten Erdmannsdorf war nicht ungeſtört. Erſt im Jahre 1825 konnte der General die ihm nach den Befreiungskriegen zugefallene Dotation Sommerſchenburg in Beſitz nehmen. Der Zuſtand der neuen Beſitzung, die in längerer Verpachtung verwahrloſt war, erforderte ſeine ganze Arbeitskraft, gab ihm aber wenigſtens dafür die erfriſchende Freude des Schaffens. Sein für Naturſchönheiten tief empfängliches Gemüth ſchwelgte im Anſchauen der entzückenden Landſchaft, die der Blick von dem hochgelegnen Schloſſe umfaßte, und als ſeine wirthſchaftlichen Pläne guten Fortgang nahmen, fühlte er ſich geradezu wie verjüngt. Umſomehr mußte er es bedauern, daß ein Amt ihn jetzt wieder einen großen Theil des Jahres an die Hauptſtadt des Landes band.

Am 8. März 1817 hatte ihm der Staatskanzler Fürſt Hardenberg mitgetheilt, daß ihn der König zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt habe. Gneiſenau konnte die ihm zugedachte Ehre nicht ausſchlagen. „Als ich meine Entlaſſung begehrte," ſchreibt er an Clauſewitz von Berlin aus (6. April 1817), „dachte ich nicht lange mehr zu leben und wollte mit meinen Kindern den Reſt meiner Tage verbringen. Wie es weiter kam, wiſſen Sie. Nun rechnete ich darauf, daß meiner nicht ferner gedacht werden würde. Ich war ſo glücklich mit meinen Kindern! Jetzt ruft man mich, und ich kann nicht verweigern zu kommen. All das verächtliche Gerede von meiner der Regierung feindſeligen, mißvergnügten Stimmung würde neuen Schwung erhalten haben. Dem wollte ich mich ferner nicht preisgeben und ſomit gehorchte ich." Wirklich betheiligte ſich Gneiſenau bis zu ſeinem Tode mit Eifer an den Berathungen des Staatsrathes. In zwei ſtändigen Ausſchüſſen der Verſammlung, dem für auswärtige und dem für militäriſche Angelegenheiten, führte er ſogar den Vorſitz, und wenn auch gerade ſeine

Persönlichkeit noch im Jahre 1825 das Mißtrauen des österreichischen Cabinets erregen konnte, so sind doch, wie es scheint, diese Ausschüsse zu einer wirklichen Thätigkeit nicht berufen worden.

Da Gneisenau durch die Sitzungen des Staatsrathes ohnehin der ländlichen Ruhe entrissen war und mit der wiederkehrenden Gesundheit auch frische Lebenslust wieder in ihm erwachte, so bewarb er sich um die Stellung als Gouverneur von Berlin. Er erhielt dieselbe im Jahre 1818, beantragte aber bereits 1820, als der Staat in große finanzielle Bedrängniß gerieth, daß die Stellung als eine bloß repräsentative eingehe. Der König nahm sein Anerbieten an, befahl aber, daß Gneisenau die Wohnung und den Titel eines Gouverneurs beibehalte. Er blieb daher nominell Gouverneur von Berlin bis zu seinem Tode und lebte abwechselnd hier und in Erdmannsdorf. Der Aufenthalt in Berlin wurde ihm dadurch angenehmer, daß Clausewitz hierher versetzt wurde und auch mit andern Freunden in der großen Stadt der Verkehr leichter unterhalten werden konnte. Am Hofe wurde er mit großer Aufmerksamkeit behandelt, und als König Friedrich Wilhelm sich mit der Gräfin Dillon vermählen wollte, wurde neben Schön, als dem Vertreter der Civilbeamten, Gneisenau, als der Vertreter des Heeres, um sein Gutachten gebeten. Er gab, wie er Clausewitz (29. Sept. 1817) mittheilte, ein verneinendes Votum ab, und die beabsichtigte Vermählung unterblieb. Im Jahre 1819 wurde Gneisenau zum Präses der Ober-Militär-Examinations-Commission und am 18. Juni 1825, dem Jahrestage von Belle-Alliance, zum Generalfeldmarschall ernannt.

In einer Stellung, wie sie Gneisenau seit seinem Eintritt in den Staatsrath einnahm, mußte er natürlich den verschiedensten Fragen der Politik, die damals den Staat in Athem erhielten, nahetreten, und seine Briefe aus jener Zeit mußten seine Theilnahme darthun. Doch mit Recht macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß auf diese Briefe nicht allzuviel Werth zu legen sei. „Gneisenau sagt öfter von sich selber, daß die Dialektik seine Sache nicht sei. Er ist durchaus nur der Mann der That, nicht der Theorie; selbst in der Heerführung gehen seine Pläne in der Regel nicht über das zunächstliegende praktische Ziel hinaus; selten finden wir eine Vorherüberlegung für die verschiednen eventuellen Fälle; erst im Moment des Handelns übersieht er die Situation, setzt sich das Ziel und wählt die Mittel. Wo Gneisenau einmal auf eine rein theoretische Auseinandersetzung sich einläßt, wird man ihn nicht immer auf der Höhe seines Geistes finden.“ In der preußischen Verfassungsangelegenheit gehört er weder zur Feudalpartei, deren Unfähigkeit er genügend kennen gelernt hatte, noch zur demokratischen, die in ihrer antigouvernementalen Richtung Staat und Gesellschaft umzustürzen drohte; „so war ihm der liberale Aristokratismus mehr

ein praktischer Mittelweg, als ein selbständiges, eigenberechtigtes Ideal wie etwa bei Stein."

Nicht anders zeigt sich Gneisenaus Charakter in der Frage der deutschen Einheit. Gehörte er auch der deutsch-nationalen Richtung an, so beschäftigte er sich doch nie mit der Frage der deutschen Einigung, weil sie nie in das Stadium einer großen praktischen Entscheidung trat, und wenn er in der preußischen Verfassungsfrage einen Mittelweg einzunehmen suchte, so ist er in der deutschen Frage, die der Praxis noch ferner lag, geradezu indifferent geblieben.

Daß Gneisenaus Briefe eine pessimistische Auffassung der damaligen Lage des Staates zeigen, darf uns nicht wundern. Erst nach Ablauf einer sehr langen Zeit trat es allmählich zu Tage, daß die preußische Regierung den ungemeinen Schwierigkeiten gegenüber, die es zu bewältigen galt, damals im großen und ganzen den richtigen Weg gegangen ist. „Die Sachen hier," schreibt er an Clausewitz (Berlin, 7. April 1817), „liegen in einer tiefen Verderbtheit; die Administration ist höchst schlecht, obgleich meist redliche Menschen darinnen sind. Um fünfzig Procent wohlfeiler könnte man sie doppelt so gut haben. Stellen sind in Menge geschaffen worden, um Familien sich zu verbinden." Und in dem Briefe an Gröben (Berlin, 18. Dec. 1818) heißt es: „Unser Zustand ist nicht erfreulich. Die Finanzen sind nicht geordnet, die Civilverwaltung ist so verwickelt, so überladen und kostbar, daß die Geschäfte erlahmen, und die Kräfte des Staates in unnützer Schreiberei aufgezehrt werden."

Man hoffte auf eine allgemeine Besserung durch eine Verfassung. Aber „mit der Verfassung," liest man in dem Briefe an Clausewitz (Erdmannsdorf, den 29. Sept. 1817) „ist es nicht einem Einzigen im Ministerio Ernst. Verheißen will man, hinhalten, selbst täuschen, um Zeit zu gewinnen. Man fühlt wohl, daß die Verständigen und Tüchtigen in der Nation eine gerechte Form verlangen, unter welcher sie beherrscht sein wollen, und daß man der unzähligen unausgeführten und halb wieder aufgehobenen Ministerial-Verfügungen endlich überdrüssig ist und eine öffentliche Berathung über Gesetzvorschläge verlangt, allein man hat weder den Muth solche zuzugestehen noch solche zu verweigern." Am ausführlichsten spricht sich der General in einem Briefe an die Prinzessin Luise (Berlin, den 20. Nov. 1819) über die Verfassung aus. „Meine Hauptgrundsätze hierüber sind, daß eine Konstitution durchaus nur vom König als ein Gnadengeschenk ausgehen müsse; daß eine Civilliste nicht stattfinden dürfe, sondern der König seine Domänen als ein Privat-Eigenthum behalten müsse, woraus er zu den Staatsbedürfnissen so viel als ihm genehm sei beitragen könne; daß die Reichsstände nur aus den Provinzialständen gewählt werden können, und zwar aus den verschiednen Ständen der Gesellschaft und nicht aus

der Gesammtmasse der Nation, wodurch hauptsächlich nur unpraktische Gelehrte und unruhige Advokaten ꝛc. in die Versammlung kommen würden; daß ferner, bei aller Freiheit der Berathung dennoch dem König und seinen Ministern so viel Macht verbleiben müsse, um den Staat, bei seiner gefährlichen Stellung zwischen den großen Mächten, in achtbarer Stellung gegen das Ausland zu erhalten und ferner zu entwickeln, denn wir in Preußen würden, bei einer so demokratischen, stürmischen und gefahrvollen Konstitution wie die englische wahrscheinlich zu Grunde gehen."

Als gegen die dreißiger Jahre hin revolutionäre Bewegungen fast alle Staaten Europas durchzuckten, wurde sein Mißtrauen gegen den Liberalismus immer größer. Hart urtheilt er über die Revolutionen in Spanien, Neapel und Belgien und tadelt natürlich auch alle Wühlereien in Deutschland. Auch die Uebertreibungen im Turnwesen wollten ihm wenig gefallen. „Das Turnwesen," schreibt er, „hat zu meinem Leidwesen sein Wesen etwas zu weit getrieben. Gleichsam als ob Alles nur vorhanden wäre, um dem Turnwesen zu dienen. So ist aber diese Classe von Leuten. In steten Uebertreibungen verschmähen sie das Erreichbare, um dem Phantastischen nachzujagen."

In den letzten Jahren seines Lebens zog sich Gneisenau, ungehalten über die unerquicklichen politischen Kämpfe und die Art, wie auch sein Name oft darin genannt wurde, fast ganz von der Politik zurück. „Ich will mich," heißt es in dem Briefe an Gibsone (Berlin, 25. Febr. 1820), „auf meine Berufsfragen, das heißt: die militärischen, beschränken, und die politischen nur insoweit in das Auge fassen, als es meine Stellung im Staatsrath gebietet. Im steten Widerspruch, sowohl mit der Kampyzischen Partei als der der sogenannten hiesigen Liberalen mich befindend, bin ich es überdrüssig, mich stets in Discussionen gezogen und genannt zu sehen, meine Ansichten verstümmeln, in meine Reden eine andere Auslegung bringen zu lassen, und mir Absichten und Pläne unterlegen zu lassen, die meinen Neigungen und Ueberzeugungen fremd sind. Somit ist mein Wunsch, unberührt von den Streitigkeiten des Tages zu bleiben, wohl sehr begründet, um so mehr, da der Streit beiderseits mit unredlichen Waffen geführt wird."

Wir können diese Darstellung von dem Verhältniß Gneisenaus zu den wichtigsten politischen Fragen jener Zeit nicht schließen, ohne der Bemerkungen zu gedenken, die der General über einige Zeitgenossen machte, und die zwar selbstverständlich nicht als endgiltige Urtheile aufzufassen sind, aber um ihres Urhebers willen doch Beachtung verdienen.

Von Alexander I. sagt er (An Gibsone, 1818, S. 311): „Er ist ein arglistiger Fürst, sucht zu täuschen und seine Rede ist nichts weiter als eine Coquetterie

mit den liberalen Ideen in Europa." Ueber Stein schreibt er, als die Rede davon war, daß er wieder in das Ministerium eintreten werde (An Clausewitz, Berlin, 23. Decbr. 1817): „Zu Herrn von Steins Wieder-Einführung in das Ministerium ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden. Die Ungleichheit seines Charakters, sein Mangel an Menschenkenntniß, die Härte seiner Formen und Ausdrücke, seine zum Theil üblen Wahlen haben die Besseren ebenso sehr von ihm entfernt, als seine rechtschaffene Gesinnung die schlechteren abschreckte." Den Staatskanzler Fürsten Hardenberg nennt er (An Clausewitz, Berlin, 6. April 1817) „bei allen den verwegenen, der öffentlichen Meinung hohnsprechenden Thaten seiner Verwaltung" dennoch einen einzigen Menschen, „mit sehr edelmüthigen Bewegungen, der sich für Großes und Edles begeistern kann, wie keiner unter allen Räthen des Königs." Wenig günstig wird Wilhelm v. Humboldt beurtheilt. Gneisenau rühmt an ihm (An Gruner, Erdmannsdorf, 22. Octbr. 1817) Treue des Gedächtnisses in Aufbewahrung des Ganges der Discussionen und scharfe Dialektik, aber er versagt ihm sein Vertrauen. „Niemand liebt ihn, selbst nicht diejenigen, die an ihn sich halten;" er tadelt seinen Geiz, und an Stein schreibt er, daß Humboldt Vertrauen, Achtung, Charakter und Muth fehlten. Am wärmsten spricht er sich über den Kronprinzen Friedrich Wilhelm aus. „Der Kronprinz trägt (An Gräfin Reden, Berlin, 9. April 1817) eine herrliche Natur in sich, die höchste Genialität und die glänzendste Reinheit ohne Flecke. Wir anderen Männer, wären wir nicht meist von Anbeginn so verderbt, müßten uns schämen, vor ihm zu stehen. Wunderbare, bei weitem noch nicht genug anerkannte Wirkung der Tugend auf die Verderbtheit, die nur durch Spott einer solchen Ehrfurcht gegen jene sich erwehren kann, denn die Weltleute lachen über diese Reinheit. Dieser junge Fürst, und zwar zehnfach so als Kronprinz, ist eine seltene Erscheinung." Aehnlich schreibt er wenige Wochen später (An Clausewitz, 6. Juli 1817): „Der Kronprinz ist reich ausgestattet an Gemüth, Geist und Edelsinn, muthwillig und manchmal ausgelassen, wie es bei seinem regen Blut nicht anders sein kann, doch immer herzlich und gut und von einer Reinheit, wovon ich, aus einem verderbten Zeitalter herstammend, das Räthsel noch nicht zu lösen vermag."

In neun Jahren war Gneisenau vom Hauptmann zum General der Infanterie, von einem in den mäßigsten Vermögensverhältnissen lebenden Landedelmann zum großen Grundbesitzer emporgestiegen. Er theilte jetzt das Jahr zwischen dem Leben in der Residenz als der vornehmste Militär, mitarbeitend an der Gesetzgebung, und dem Leben auf dem von der Natur prächtig geschmückten Landsitze im Kreise einer geliebten Familie. Wer sollte das Glück seines Lebensabends nicht preisen? Er selbst schreibt, da er seinen siebzigsten Geburtstag

gefeiert hat, an Gröben (den 10. Nov. 1829): „Wenn ich mein langes Leben überschaue und die Wohlthaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, und welche treue Freunde er mir hat zugewendet, ... so ist mein Herz mit Dank erfüllt gegen denjenigen, von dem mir alles dieses geworden. Mein ganzes Leben erscheint mir als ein Wunder. Wie ich als mutterloser, von meinem Vater, der auf Abentheuer in der Welt herumirrte, nicht unterstützter Knabe barfuß in die Schule ging, nachher von meinen Großeltern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde, aber von Jesuiten und Franziskaner-Mönchen nur einen geistig dürftigen und abergläubigen Unterricht erhielt, dagegen von einem ehemaligen protestantischen Prediger Bücher besserer Art erhielt, die das Bedürfniß besserer Lectüre in mir erregten; wie ich späterhin mein kleines großmütterliches Erbe verschwendete und in die peinlichsten Verlegenheiten gerieth, wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte, oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde, dies Alles muß mir als ein Wunder erscheinen. Wie der König mich unter so vielen andern, die höher standen als ich, gerade mich zum Befehl in Colberg ernannte, mich fortwährend erhob, mir in unsern Feldzügen durch seine Aufträge Beweise eines hohen Vertrauens gab, alles das begreife ich nicht. Meinem Erstaunen darüber kommt nur meine Dankbarkeit gleich." Als Gräfin Reden von Würzburg aus, wo Gneisenau seine Jugend verlebte, ihm schrieb, daß sie sein großväterliches Haus aufgesucht habe, wurden fröhliche und traurige Erinnerungen wieder lebendig. Er gedenkt des protestantischen Pfarrers Herwig, welcher in ihm durch Einführung in den Homer die Liebe zu literarischen Beschäftigungen erweckte; die Stadt ist ihm noch wohl bekannt. Deutlich kann er sich des kleinen Hauses erinnern, das seiner Tante gehörte, und das er manchmal, wenn auch nur selten, besuchen durfte. „Da schwelgte ich denn in dem Anblick der Veste, des Leistenberges, der Kugel, des Flusses, der Schiffe, und sehnsuchtsvoll blickte ich stromabwärts im Geist nach Amerika und Indien, in Träumen von Colonisation, Städtegründung und Kriegführen versunken."

Es war Gneisenau nicht vergönnt, im Frieden und inmitten der Seinigen sein Auge zu schließen. Mitten im Getümmel des siebenjährigen Krieges hatte Gneisenau das Licht der Welt erblickt, und im Feldlager sollte ihn die Sterbestunde ereilen. Der polnische Aufstand vom Jahre 1830 zwang die preußische Regierung zur Aufstellung eines Beobachtungscorps. Das Commando erhielt Gneisenau. Jetzt wo die Aussicht zu neuen Thaten für ihn gekommen schien, war bei ihm keine Rede mehr von zu hohem Alter und abnehmendem Gedächtniß. Er faßte nicht nur das augenblickliche Commando gegen Polen, sondern auch das zukünftige gegen Frankreich ins Auge. Sein Plan war, Preußen solle thätig in Polen eingreifen und die Empörung unterdrücken helfen. Diese Maß-

regel sei sehr geeignet, die Russen zu Preußens dankbaren Verbündeten zu machen für den bevorstehenden Krieg mit Frankreich. Mit ihnen zusammen würden dann die Preußen jenseits des Rheins mit Uebermacht erscheinen, wohlgerüstet und durch eine Vorschule an Kriegs-Erfahrung bereichert. Sein Interesse an den auswärtigen Verwicklungen tritt in seinen Briefen stark hervor. Namentlich beschäftigt ihn Frankreich. „Usurpator gegen Usurpator," schreibt er an Clausewitz (7. Decbr. 1830), „so ist mir der junge Napoleon (II.) lieber als König Philipp. Das allerbeste wäre, daß wir zwei französische Reiche stiften könnten, ein nördliches und ein südliches, jenes für Napoleon II., ein südliches für Heinrich von Bourbon, oder meinetwegen für den König Philipp. Da wären wir eines starken Nachbars los. Die Moral könnte hiergegen Nichts einwenden, und am Ende ist es meine Moral, dem König und Preußen glücklich zu dienen."

Daß die Bildung eines ganz unabhängigen Königreichs Polen, für welche ja der deutsche Liberalismus schwärmte, die größten Gefahren für Deutschland im Gefolge gehabt hätte, erkannte er klar. „Die Polen würden sofort Westpreußen mit Danzig von uns zurückzuerhalten streben und später dann auch Galizien, und gelänge dieses z. B. während eines Krieges mit Frankreich durch Unglücksfälle, die doch auch nicht im Reiche der Unmöglichkeiten liegen, so hätten wir stets Kriege in unserem Lande oder in unserer Nachbarschaft zu gewärtigen, ein Zustand, der uns bald eine politische Schwindsucht zuziehen würde." (An Gibsone, Posen, den 24. April 1831.)

Auch der Verfassungsfrage in Preußen wendete er seine Aufmerksamkeit jetzt wieder zu. In einem Briefe an Stein (Posen, d. 11. Mai 1831) spricht er sich nochmals gegen die Centralrepräsentation aus, ehe das Volk nicht für das öffentliche Staatsleben besser ausgebildet worden sei. Er berührt dabei das Wahlgesetz, als die Hauptsache der Verfassung. „Das französische ist schlecht, das englische noch schlechter. Bloß nach dem Steuer-Ertrag das Wahlrecht und die Wählbarkeit abzuschätzen, verleiht dem Reichthum und der Wohlhabenheit einen zu großen Einfluß und wird immer die Proletarier in Bereitschaft zur Empörung setzen. Viel gerechter ist es, die Repräsentation nach Ständen zu ordnen: Standesherren, Adel, Bürgerthum und Bauernstand, und eine solche Verfassung hat einen alten germanischen Charakter."

Als das Trauerspiel in Polen sich seinem Ende nahte, der Sieg der Russen entschieden war, und dieser Sieg keine Gefahr für das benachbarte Preußen in sich zu bergen schien, schrieb Gneisenau an General Krauseneck (19. Mai 1831), „So viel haben wir aus diesem Kriege gelernt, daß alle die Besorgnisse, die man aus der Größe der russischen Macht schöpfen wollte, nichtig sind, sie, die Russen sind für uns sehr nützliche Bundesgenossen und nicht zu fürchtende Feinde;

darum mögen wir getrost mit ihnen im Bündniß bleiben, 200 000 Mann ihrer Truppen werden in einem Kriege gegen Frankreich uns nützliche Dienste leisten und früher oder später bricht dieser Krieg dennoch aus."

Länger als man Anfangs erwartet, hatte sich der Krieg in die Länge gezogen. Aber der Feldmarschall wußte den Offizieren seines Hauptquartiers in seiner lenkseligen und geistig anregenden Weise den Aufenthalt in Posen zu verkürzen. Clausewitz in seinen Briefen, Brandt und Rhaden in ihren Memoiren haben mancherlei über jene Zeit aufbewahrt. Mit Liebe und Ehrfurcht haben sie alle Gneisenaus gedacht.

Endlich sollte auch für ihn die letzte Stunde schlagen. Als während des polnischen Revolutionskriegs die Cholera sich der preußischen Grenze näherte, hatte Gneisenau an seine Gemahlin geschrieben: „Wenn mir die Wahl gelassen wäre, welcher Todesart ich sterben wolle, so würde ich mir, nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluß die Cholera wählen. Wenn man 71 Jahre alt geworden ist, die geistige und die körperliche Kraft sich gemindert haben und Erfreuliches nicht mehr zu erwarten ist, oder wenigstens nicht viel mehr, jedann kann man wohl wie ich, mit Ruhe, in Hinsicht auf sich selbst, inmitten der Seuche diese mit Gleichgültigkeit betrachten und seine Besorgnisse nur den andern Bedrohten widmen." In der Nacht vom 22. zum 23. August ergriff ihn die Krankheit. Nachdem er ohnmächtig zusammengestürzt war, brachte man ihn zu Bett. Der Arzt wurde geholt. Clausewitz und die nächste Umgebung umstanden das Lager. Gneisenau hatte das Bewußtsein wieder erlangt, sprach und scherzte und meinte mit Hinblick auf Diebitsch, welcher derselben Seuche erlegen war, nun wird man die Cholera wohl die Feldmarschallskrankheit nennen. Allmählich wurde er müde, die Ohnmachten wiederholten sich: gegen 12 Uhr ging er ohne Leiden zur ewigen Ruhe ein.

In einer Redoute nahe dem katholischen Kirchhofe in Posen, zwischen Gräbern und Zeichen der Andacht, zwischen Kanonen und Brustwehren fand der Mann, der durch und durch Soldat war und dabei ein wahrhaft frommes Gemüth besaß, eine passende erste Ruhestatt. Erst 1841 wurde der Sarkophag nach Sommerschenburg übergeführt und hier erschien König Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Brüdern, um am Gedenktage von Belle-Alliance der feierlichen Beisetzung und der Enthüllung des von der Armee errichteten Denkmals beizuwohnen und den Manen des großen Todten die schuldige Ehre zu erweisen.

Der letzte Census in den Vereinigten Staaten.

ach der Volkszählung, welche im Jahre 1880 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika vorgenommen wurde, belief sich die Bevölkerung der großen transatlantischen Republik am 1. Juni des genannten Jahres auf 50 152 559 Einwohner, wonach sich im Vergleich zu dem im Jahre 1870 aufgenommenen Census eine Vermehrung der Bevölkerung der letzten zehn Jahre von 11 594 188 Köpfen ergiebt. Von diesem etwa 30 Procent betragenden Bevölkerungszuwachs rechnen amerikanische Statistiker nicht ganz ein Viertel auf die Einwanderung, während drei Viertel der einheimischen Volksvermehrung zugeschrieben werden. Wenn man hierbei die verschiedenen Landestheile der Union in Betracht zieht, so stellt sich heraus, daß der größte Bevölkerungszuwachs westlich vom Mississippi stattfand, während die übrigen Landestheile eine weniger große, aber mehr ständige Volksvermehrung aufweisen. Auch tritt die ziemlich unerwartete Thatsache hervor, daß in den südöstlich vom Mississippi gelegenen Unionsstaaten die Bevölkerungszahl verhältnißmäßig stärker zunahm als in den nordöstlich von dem genannten Strome liegenden Staaten. Die allergrößte Bevölkerungszunahme zeigt sich aber in den nordwestlich vom Mississippi gelegenen Staaten und Territorien, so wie in den Pacific-Staaten. Nebraska und Colorado haben ihre Einwohnerzahl in dem genannten Decennium (1870—1880) ungefähr verviersacht, die von Kansas ist fast um das dreifache gewachsen, die von Oregon und Minnesota nahezu um das doppelte; das letztere läßt sich auch von den im Südwesten gelegenen Staaten Arkansas und Texas sagen. Allen Landestheilen stehen aber einige Territorien voran, von denen fünf jetzt weit mehr Einwohner zählen als der Staat Nevada. Am wenigsten ist die Bevölkerung in den Staaten Vermont, New-Hampshire, Maine und Delaware gewachsen.

In den Vereinigten Staaten findet bekanntlich eine Zählung der Bevölkerung aller zehn Jahre statt; die erste Zählung wurde im Jahre 1790 vorgenommen. Die nachstehende Tabelle zeigt das Resultat der zehn bisher veranstalteten Volkszählungen:

Jahr:	Bevölkerung:
1790	3 929 827,
1800	5 305 925,
1810	7 239 814,
1820	9 638 131,
1830	12 866 020,
1840	17 069 453,
1850	23 191 876,
1860	31 443 322,
1870	38 558 371,
1880	50 152 559.

Wohl selten oder nie hat ein Reich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit einen so starken Zuwachs seiner Bevölkerung gehabt, wie die Vereinigten Staaten. Gegenwärtig zählt, außer China, Großbritannien und Rußland, kein Reich mehr Unterthanen als die Regierung der nordamerikanischen Union. Zu beachten ist dabei — wie auch die Londoner „Times“ hervorhebt —, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, trotz aller nicht wegzuleugnenden Verschiedenheit der Abstammung

und der Rasse, im großen und ganzen von einer Gesinnung beseelt ist und dem gleichen Ziele zustrebt. Bei alledem ist an eine Uebervölkerung noch lange nicht zu denken. Millionen von Menschen können sich noch auf weiten Ebenen niederlassen, die noch von keinem Pfluge berührt sind. Es ist aber auch nicht bloß eine Bevölkerungsklasse an Zahl gewachsen, sondern fast alle Klassen haben zugenommen. Während z. B. das vorzugsweise Ackerbau treibende Minnesota seine Bevölkerung von 439 706 Seelen im Jahre 1870 auf 780 807 im Jahre 1880 vermehrt hat, ist die mehr Handel und Industrie treibende Bevölkerung von Pennsylvanien in derselben Zeit von 3 521 951 auf 4 282 738 gestiegen. Wenn die ländlichen Districte des Westens und Nordwestens Mineralschätze und Bodenproducte in reichem Maße zu Tage förderten, nahmen die Großstädte des Ostens hiervon ihren Theil und überließen den Ueberschuß andern Nationen; und wenn der Staat Colorado 1880 eine Bevölkerung von 174 649 Einwohnern hatte gegen 39 864 im Jahre 1870, so zählte die Stadt Chicago 1880 eine Bevölkerung von 503 304 gegen 298 977 im Jahre 1870 und San Francisko 233 956 gegen 149 473. Daß Großstädte wie New-York, Brooklyn, Philadelphia, Boston und Baltimore langsamer an Bevölkerung zunahmen, ist begreiflich, jedoch wuchsen auch sie immerhin in einem solchen Maße, daß sie unter den bedeutenden Handelsstädten der Welt keine geringe Stelle einnehmen; dasselbe läßt sich von St. Louis, Cincinnati, Neworleans, Pittsburg und vielen andern Städten sagen. Besonders hervorzuheben ist der Umstand, daß mit der Bevölkerung und dem Wohlstande der Landdistricte auch das Gedeihen und Wachsen der kleinern Städte zunahm, daß Land und Stadt gleichmäßig gediehen. Die Stadt Minneapolis in Minnesota zählte 1870 nur 13 066 Einwohner, jetzt nahezu 47 000; ähnliches läßt sich von einer ganzen Anzahl von Städten sagen, wie von Hoboken, Omaha, Toledo, Wheeling, Grand Rapids u. a. Europa übertrifft Amerika gewiß im allgemeinen an Civilisation, aber nicht an Schnelligkeit der Zunahme von Cultur und Bildung. So schnell, wie die Pioniere der Cultur vordringen in die Wälder und die Prärien des fernen Westens, so schnell wachsen gleichsam Dörfer und Städte aus der Erde hervor. Die Amerikaner unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Beschäftigung und ihres Berufes oft gar sehr von einander; selbst in geistiger und sittlicher Beziehung ist der Süden von dem Norden und der Osten von dem Westen verschieden, ja selbst die einzelnen Unionsstaaten haben ihre besondern Eigenthümlichkeiten; dennoch fühlen sich die Bewohner aller Unionsstaaten und Territorien als Söhne eines Landes, als Bürger der Vereinigten Staaten. Kaum ist irgendwo in den entferntesten Gegenden des Westens eine neue Niederlassung entstanden, so erhebt sich eine Kirche, eine Vorlese-Halle (lecture-hall) und es erscheint eine neue Zeitung. Wohin auch immer der Amerikaner geht, er bleibt bei allem Wechsel im Aeußern in seinem Innern derselbe, d. h. Amerikaner. Man hat dem Volke der Vereinigten Staaten oft den Charakter einer Nation abgesprochen; aber bei jedem Schritte, den der Amerikaner, gleichviel ob er jenseits des Oceans geboren ist oder nicht, vorwärts thut, nimmt er die Sitten und Gebräuche mit sich, die in den ältern Theilen der Union herrschen. Ueberall gelten die Gesetze, welche der Kongreß und die Bundesregierung vorschreiben; selbst die Indianer fangen immer mehr und mehr an, sich nach amerikanischer Weise zu civilisiren. Jede neugegründete Stadt trägt, wenn auch nach Zeit und Ort verschieden, einen amerikanischen Charakter, mag derselbe auch nicht gerade nach dem Muster von New-York, Boston oder Washington City zugeschnitten sein.

Was man auch sagen mag, die nordamerikanische Union steht in vieler Beziehung einzig in der Weltgeschichte da. An eine Trennung derselben ist so bald

noch nicht zu denken, wenn auch nicht an einen territorialen Zuwachs, obschon sich in Canada die Stimmen mehren, die einen Anschluß an die Union wünschen. Die öffentliche Meinung hat eine gewaltige Macht in den Vereinigten Staaten, sie zwingt die Minorität sich der Majorität zu fügen, wenn erstere auch nicht so leicht die Hoffnung aufgiebt, dermaleinst zur Herrschaft zu gelangen. Thatsache ist, daß kein anderes Land der Erde so viele excentrische Köpfe zählt wie die Republik der Vereinigten Staaten; aber die Gefahr, die von manchen Seiten hierin erblickt wird, ist nicht so groß, als daß sie nicht von dem unionstreuen nationalen Elemente unterdrückt werden könnte, nöthigenfalls mit Waffengewalt. Die klarern Köpfe erkennen überall, daß nur in der Einheit die Freiheit und das geistige und materielle Wohl der Gesammtheit bestehen kann.

Literatur.

Das katholische Directorium des Corpus Evangelicorum. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Dr. jur. Adolph Frantz, Privatdocenten in Marburg. Marburg, Elwert, 1880.

Als Friedrich August I. 1697 um das Linsengericht der polnischen Krone sein evangelisches Erstgeburtsrecht hingab, entstand die Frage, wer das Directorium des Corpus evangelicorum, welches auf dem Reichstage zu Regensburg bisher von Kursachsen geführt worden war, übernehmen solle. Die Furcht, daß im Falle eines Wechsels Brandenburg die erste Stelle unter den Evangelischen einnehmen könne, bewog Friedrich August, mit Coburg, dann mit Weißenfels zu unterhandeln, um durch das Zugeständniß einer allerdings nur formellen Mitwirkung einer protestantischen Macht das Directorium dem Hause Sachsen zu erhalten. Die politischen Verhältnisse, die damals ein enges Zusammenhalten der Evangelischen dringend geboten, die Rivalität der Stände, die einander eine wenn auch noch so geringe Vergrößerung ihres Ansehens nicht gönnten, bildeten die innere Veranlassung, weshalb man sich bei den vom Kurfürsten von Sachsen abgegebenen Versicherungen, daß in Glaubenssachen keine Aenderung erfolgen solle, beruhigte. Ueberdies bot der mit Weißenfels eingerichtete Modus der Vertretung trotz seiner geringen Bedeutung immerhin eine gewisse Garantie dafür, daß das evangelische Directorium nicht geradezu zum Nachtheil der Evangelischen gehandhabt werden würde. Auch mußte mit dem dereinstigen Regierungsantritte des evangelisch erzogenen Kurprinzen der provisorische Zustand ein Ende nehmen.

Bedenklich gefährdet wurde aber das kursächsische Directorium im Jahre 1717, als aus lediglich politischen Motiven auch der Uebertritt des Kurprinzen erfolgte. Preußens Hoffnungen auf die Führung der Evangelischen erwachten von neuem, aber auch die Kurbraunschweigs, und es begannen nun ein langandauernder Federkrieg und diplomatische Verhandlungen zwischen den betheiligten Staaten. Zuletzt

ließ es die Rivalität der Bewerber zu keiner Entscheidung kommen, und so blieb denn der Welt das eigenthümliche Schauspiel des katholischen Directoriums im Corpus Evangelicorum bis zu dessen Auflösung erhalten.

Den Stimmen gegenüber, welche behaupteten, daß das katholische Directorium indirect eine schädigende Wirkung auf die Entwicklung des evangelischen Religionswesens in Deutschland geübt habe, kommt der Verfasser, der in seinem gediegnen Buche die einschlägigen Verhältnisse und die diplomatischen Verhandlungen, vor allem Brandenburg-Preußens Pläne, eingehend behandelt, zu dem Resultate, daß das katholische Directorium des Corpus Evangelicorum allerdings ein merkwürdiges, einzig in seiner Art dastehendes Factum sei, daß dasselbe aber auf die Entwicklung des evangelischen Religionswesens keinen wesentlichen Einfluß geübt habe.

Aus der Petersburger Gesellschaft. Neue Folge. Dritte vermehrte, bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot, 1881.

Nachdem der erste Band dieses Buches bereits die fünfte Auflage erlebt hat, tritt uns die Neue Folge in dritter Auflage entgegen, Beweis genug, daß das Werk in neuerer Zeit, wo die Beziehungen unsrer Regierung zu Rußland eine tief einschneidende Veränderung erfahren haben und den Wunsch, über die Verhältnisse des russischen Reiches und dessen leitende Persönlichkeiten sich zu unterrichten, in erhöhtem Maße rege geworden ist, einem entschiednen Bedürfnisse entgegengekommen ist. Da das Werk allgemein bekannt ist, so sind wir der Mühe überhoben, es von neuem zu empfehlen. Es sei nur bemerkt, daß diejenigen Artikel, welche die Gegenwart berühren — Kaiserliche Brüder und Söhne, Fürst Bismarck in St. Petersburg, Das höhere Beamtenthum, Die Umgebung Kaiser Alexanders II. —, nach den jüngsten Ereignissen Veränderungen und Zusätze erfahren haben.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 1. Heft. Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881.

Vorm Jahre bezeichneten wir in einer Anzeige von J. Imelmanns interessanter literargeschichtlicher Anthologie „Deutsche Dichtung im Liede“ als ein pium desiderium ein Quellenbuch zur deutschen Literaturgeschichte. Wir dachten dabei an eine umfassende Sammlung aller zeitgenössischen Stimmen, die über einen Dichter oder Schriftsteller selbst wieder aus hervorragender Dichter- und Schriftstellerfeder geflossen sind, gleichviel ob dieselben in poetischer oder prosaischer Form auftreten. Das Unternehmen, dessen erstes Heft hier vorliegt, wird diesen Wunsch zum Theil erfüllen, zum Theil übertreffen; nur zum Theil erfüllen, insofern die geplante Sammlung sich auf das jetzt ja mit besondrer Vorliebe gepflegte 18. Jahrhundert beschränken soll, übertreffen, insofern sie innerhalb dieses Zeitraums nicht bloß kritische Stimmen, sondern auch Dichterwerke selbst umfassen wird. Nach dem beigegebenen Prospecte ist es auf Neudrucke seltener Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrhunderts, im ganzen also auf ein Seitenstück zu der von W. Braune unternommenen Sammlung von Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts (Halle, Niemeyer) abgesehen, und zwar sowohl auf werthvollere metrische und prosaische Dichterwerke wie auf wichtige kritische Anzeigen und Abhandlungen über Poesie. Zwischen Dichtungen von Bodmer, Wieland, Gleim, Bürger, dem Maler Müller, Klinger, H. L. Wagner, F. Jacobi u. a. sollen sich Mittheilungen aus den Bremer Beiträgen, den Schleswigischen Literaturbriefen, den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Schubarts Deutscher Chronik u. s. w. einreihen.

In den meisten Fällen sind einfach diplomatisch getreue Abdrücke in Aussicht genommen, doch sollen Ausgaben mit kritischem Apparat vom Plane nicht ausgeschlossen sein. Für die nächsten drei Hefte sind in Aussicht gestellt: „Voltaire am Abend seiner Apotheose" von H. L. Wagner, der „Faust" des Maler Müller und Gleims „Preußische Grenadierlieder."

Bei dem lebhaften Interesse, welches die Arbeiten unsrer deutschen Literaturwissenschaft namentlich auf dem Gebiete des 18. Jahrhunderts gegenwärtig auch in weitern Kreisen erwecken, wird die vorliegende Sammlung sicherlich großen Anklang finden. Eben weil sie aber nicht auf die zünftig akademischen Kreise beschränkt bleiben wird und nach den Wünschen der Verlagshandlung gewiß auch nicht beschränkt bleiben soll — denn die paar Dutzend Exemplare, die sie an Privatdocenten und Studenten absetzen wird, sollen das Unternehmen doch nicht tragen? — möchten wir rathen, daß sie den oder die Herausgeber bewege, die etwas vornehm thuende Knappheit, in der sich die Einleitung des ersten Heftes gefällt, aufzugeben. Die Art, in der diese Einleitung geschrieben ist, ist unter den zünftigen Literarhistorikern, namentlich dem jüngern Nachwuchs, leider jetzt Mode. Die Herren reden immer, als säßen sie noch ihrer vier oder fünf bei einander am Tische ihres „Deutschen Seminars." Die weitern Kreise der Gebildeten aber brauchen und verlangen bequem einführende, instructive und anregend geschriebene Einleitungen; mit orakelhaften Andeutungen, wie sie die Eingeweihten sich unter einander zuraunen, weiß das Publicum nichts anzufangen. Die Einleitung zu dem vorliegenden Hefte könnte gut und gerne dreimal so lang sein; Seite VII und VIII dagegen hätten wir dem Herausgeber mit Vergnügen erlassen. Die Ausstattung ist einfach, aber gut, solid und ansprechend.

Kain von Gustav Kastropp. Stuttgart, Adolf Bonz und Co.

Wenn im großen Kreislauf des Weltlebens alle Dinge einmal wiederkehren, so braucht es im kleinern Kreislauf der Literatur nicht anders zu sein. Die Benutzung altbiblischer Stoffe zur Darstellung gewisser Empfindungen, welche der neuesten Zeit angehören, nimmt von Lord Byron ihren Ausgang, wenn man bei Seite setzen will, wie viel Milton und Klopstock vom Geist und Wesen ihrer Tage in ihre biblischen Epen hineingetragen haben. Treibt es den Dichter, die wilde Empörung des menschlichen Geistes gegen die verborgnen Rathschlüsse der Gottheit, das Erwachen der Leidenschaft, das erste Hineintreten des Todesräthsels in das Lebensräthsel, das ganze Geschick der Menschheit in den einfachsten, wirksamsten Bildern darzustellen, so wird er leicht auf die Tage, die dem Leben in Eden folgen, und auf die dunkle Gestalt Kains geführt werden. Das vorliegende Gedicht ist jedenfalls das Werk eines Talents, die Composition des Ganzen zeigt einen großen Zug. Die Grundempfindung ist pessimistisch: während der Mörder Abels, der trotzige Rebell gegen Gott, in der großen Fluth, welche die ältesten Geschlechter der Erde vertilgt, seinen Untergang findet und sich diesem Ende entgegensehnt, schwimmt Lilith, die von sich selbst sagt: „Ich bin Versuchung, Sünde, Lüge, alles Böse," zu der über die Wasser der Sündfluth gleitenden Arche Noahs hinüber. Die Schönheit einzelner Schilderungen, die klare Reinheit der Sprache sichern dem Gedicht freundliche Beachtung. Ueber die eigentliche Tragweite der Begabung des Verfassers wird sich freilich erst Stoffen gegenüber urtheilen lassen, bei denen die Belebung selbständiger sein kann und sich die Reminiscenzen nicht so unvermeidlich heandrängen wie in diesem Mysterium.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Gruuow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Die Enthüllungen über die ruſſiſche Politik in Aſien.

1.

Der zwiſchen ruſſiſchen Unterhändlern und dem frühern Emir von Afghaniſtan geführte, bei der zweiten Einnahme von Kabul in die Hände der Engländer gefallne Briefwechſel, lange Zeit von der jetzigen britiſchen Regierung verborgen gehalten, jetzt in die Oeffentlichkeit gelangt, hat mit der zu gleicher Zeit erfolgten Wiederaufriſchung der Kunde von gewiſſen Unterredungen, die der ruſſiſche Botſchafter in London 1876 mit dem Vicekönige von Indien und zwei engliſchen Miniſtern, den Lords Salisbury und Derby, über die Ziele der ruſſiſchen und der britiſchen Politik in Centralaſien gepflogen, nicht nur in England, ſondern auch auf dem Feſtlande aus mehrfachen Gründen ſo große Aufmerkſamkeit erregt, daß wir ausführlicher auf dieſe Enthüllungen eingehen müſſen.

Man erinnert ſich, daß die engliſche Regierung ſich weigerte, jenen Briefwechſel dem Lande vorzulegen, indem die Miniſter öffentlich erklärten, dieſe Correſpondenz ſei ohne Bedeutung. Aber Lord Lytton, unter Beaconsfield Vicekönig von Indien, fand, als er von da zurückgekehrt war, daß die öffentliche Meinung in Betreff der dringenden Nothwendigkeit des letzten afghaniſchen Kriegs irregeführt worden war, und beſtand auf Mittheilung jener Schriftſtücke, da ſie Beweiſe für die Treuloſigkeit der Ruſſen in dieſer Angelegenheit ſeien. Der Herzog von Argyll habe zwar, obwohl er die in Rede ſtehende Correſpondenz geſehen, dem Lande zu verſtehen gegeben, daß die Regierung dieſen Documenten „keine große Wichtigkeit“ beimeſſe, und Lord Northbrook, der ſie ebenfalls geſehen, habe

im Oberhause erklärt, „England habe von Rußland im Osten nichts zu fürchten," er „sollte meinen, es wäre erwiesen, daß weder die eine noch die andere Macht sich von der andern irgendwelcher Feindseligkeiten zu versehen habe." Lord Lytton verblieb trotzdem bei seinem Verlangen, und die englischen Zeitungen wurden in den Stand gesetzt, die gedachten Papiere der Welt mitzutheilen. Die Regierungsblätter bemühten sich, den Eindruck, den sie auf alle Unbefangnen machen mußten, abzuschwächen. Die russische Politik England gegenüber sei nicht so schlimm, als man sie sich nach jener Correspondenz vorstelle, sie habe nur an einen Act der Nothwehr gedacht u. dgl. Die oppositionellen Zeitungen dagegen erblickten in den Schriftstücken Beweise für einen internationalen Treubruch, der alle Welt, mit Ausnahme derer, die immer bereit wären, sich von Rußland dupiren zu lassen, überzeugen müsse, daß die russische Ehre nur eine Redefigur, und daß die Gefährdung Indiens nicht nur durch russische Intriguen, sondern auch durch russische Waffen eine sehr naheliegende Thatsache sei. Der Herzog von Argyll habe geäußert, „diese Papiere könnten Mißstimmung gegen Rußland erregen," er habe aber bei seiner Kenntniß derselben voraussehen können, daß sie dieser Herrn Gladstone so sehr ans Herz gewachsenen Macht jeden gut patriotisch denkenden Engländer entfremden würden.

Nun zur Geschichte dieses merkwürdigen Briefwechsels. Im April 1878 waren die Beziehungen zwischen England und Rußland sehr gespannter Natur, und das letztere zog in Samarkand eine Armee von 20 000 Mann zusammen, um Afghanistan „als Basis von Operationen gegen Indien" zu besetzen. Aber am 6. Mai wurde im Parlament verkündigt, daß zwischen Rußland und England Friedensverhandlungen im Gange seien, am 27. Mai wurde erklärt, daß die Aussichten auf eine Verständigung sich wesentlich gebessert hätten, und drei Tage später schlossen Lord Salisbury und Graf Schuwaloff eine Uebereinkunft ab, welche Rußland einwilligen ließ, sich an dem internationalen Congreß in Berlin zu betheiligen, zu welchem am 3. Juni eingeladen wurde, und welcher am 13. zusammentrat.

Zu dieser Zeit bestand eine telegraphische Verbindung zwischen Petersburg, Samarkand und Taschkend, und doch ist es Thatsache, daß an demselben Tage, an welchem der Berliner Congreß seine erste Sitzung abhielt, der russische General Stoljeteff von Samarkand nach Kabul abreiste, um dem Emir Schir Ali ein Schreiben zu überbringen, in welchem der General v. Kaufmann demselben „die Vortheile eines engen Bündnisses mit Rußland" auseinandersetzte und einen Allianzvertrag vorschlug, dessen Artikel, von Mirza Muhammed Nabbi aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, von den Engländern später in Kabul aufgefunden wurden. Dieser Vorschlag lautete:

„1. Die russische Regierung verpflichtet sich, daß die Freundschaft zwischen der russischen Regierung und der Regierung des Emirs Schir Ali Chan, Emirs von ganz Afghanistan, eine dauernde und ewige sein wird. 2. Die russische Regierung verpflichtet sich, daß, da Sirdar Abdalla Jan, der Sohn des Emirs, gestorben ist, die Freundschaft der russischen Regierung mit jeder Persönlichkeit, welche der Emir zum Thronfolger in Afghanistan bestimmen wird, und mit dem Erben des Thronfolgers eine feste und ewige sein wird. 3. Die russische Regierung verpflichtet sich, für den Fall, daß irgend ein fremder Feind Afghanistan angreift und der Emir außer Stande ist, ihn zu vertreiben, und den Beistand der russischen Regierung nachsucht, die russische Regierung den Feind entweder mit Hilfe von Rathschlägen oder solchen andern Mitteln, die sie für sachgemäß hält, zurückweisen wird. 4. Der Emir von Afghanistan wird mit keiner fremden Macht ohne die russische Regierung um Rath zu fragen und ohne deren Erlaubniß Krieg führen. 5. Der Emir von Afghanistan verpflichtet sich, der russischen Regierung immer in freundschaftlicher Weise zu berichten, was in seinem Reiche vorgeht. 6. Der Emir von Afghanistan wird jeden seiner Wünsche und jede seiner wichtigen Angelegenheiten dem Generalgouverneur von Turkestan, General v. Kaufmann mittheilen, und der Generalgouverneur wird von der russischen Regierung autorisirt werden, die Wünsche des Emirs zu erfüllen. 7. Die russische Regierung verpflichtet sich, daß die afghanischen Kaufleute, die auf russischem Gebiete Handel treiben und Aufenthalt nehmen, vor Unrecht sicher sein sollen, und daß ihnen gestattet sein soll, ihren Gewinn mit hinwegzunehmen. 8. Der Emir von Afghanistan wird die Macht haben, seine Diener zur Erlernung von Künsten und Gewerben nach Rußland zu senden, und die russischen Beamten werden dieselben als Männer von Rang mit Rücksicht und Achtung behandeln. 9. (Ist dem Aufzeichner nicht mehr erinnerlich.) 10. Ich, der Generalmajor Nicolaus Stoljeteff, habe als vertrauter Unterhändler der russischen Regierung die obenerwähnten Artikel zwischen der russischen Regierung und der Regierung des Emirs Schir Ali Chan entworfen und mein Siegel daruntergesetzt."

Der Berliner Friedensvertrag wurde am 13. Juli 1878 unterzeichnet. Nun haben die Regierungspresse Rußlands und seine Freunde in England, d. h. Herr Gladstone und seine Anhänger, behauptet, der Grund, weshalb Rußland versucht, in Afghanistan Einfluß zu gewinnen, habe in dessen Befürchtung gelegen, daß man britischerseits feindselig gegen Rußland vorgehen werde, und daß letzteres nur seiner Selbstvertheidigung halber mit dem Emir intriguirt habe. Dies ist aber unwahr. Da man in Petersburg schon am 13. Juni wußte, daß ein Krieg zwischen England und Rußland sehr unwahrscheinlich geworden war, hätte man den Abgang Stoljeteffs nach Kabul telegraphisch verhindern oder vertagen sollen,

und dies ist, wie wir sehen, nicht geschehen. Der Tractat von Berlin ferner wurde am 13. Juli unterzeichnet, und von diesem Datum an konnte Rußland keine Feindseligkeiten von England mehr erwarten, und so war auch kein Grund mehr vorhanden, russischerseits gegen jenes zu conspiriren. Aber die folgenden Auszüge aus der in Kabul erbeuteten Correspondenz zeigen, daß die russischen Ränke jetzt erst recht einen böswilligen Charakter annahmen. Stoljeteff verweilte in Kabul nur einige Tage, ließ aber in Oberst Rosgonoff einen Vertreter zurück. Derselbe wird mit dem Emir und seinen Räthen weiter verhandelt haben, und wenn dies nur mündlich geschehen ist, so zeigen die nachstehenden Briefe deutlich, welche Tendenz diese Verhandlungen hatten.

Stoljeteff schreibt unterm 21. September 1878 an den afghanischen Minister des Auswärtigen: „Ich versuche Tag und Nacht unsre Ziele zu erreichen und hoffe Erfolg zu haben. Ich gehe heute zum Kaiser, um Sr. Majestät persönlich von unsern Angelegenheiten Bericht zu erstatten. Wenn es Gott gefällt, so wird alles, was nothwendig ist, gethan und bestätigt werden. Ich hoffe, daß die, welche von Osten her in die Thore von Kabul eindringen wollen, sehen werden, daß die Thür geschlossen ist, dann werden sie, das wolle Gott, erzittern. Ich hoffe, Sie werden Se. Hoheit den Emir respectvoll von mir grüßen. Möge Gott sein Leben verlängern und seinen Reichthum mehren!"

In einem zweiten Briefe desselben Generals, datirt vom 8. October 1878 und an den Wessir Schah Muhammed Chan gerichtet, heißt es: „Gott sei Dank, meine Bemühungen sind nicht vergeblich gewesen. Der große Kaiser ist ein treuer Freund des Emirs und Afghanistans, und Se. Majestät wird alles thun, was er für nothwendig halten wird. Natürlich haben Sie nicht vergessen, was ich Ihnen sagte, daß nämlich die Angelegenheiten der Königreiche wie ein Land sind, das viele Berge, Thäler und Ströme hat. Jemand, der auf einem hohen Berge sitzt, kann diese Dinge gut überschauen. Durch die Macht und Ordnung Gottes ist kein Reich dem unsers großen Kaisers gleich. Möge Gott ihm langes Leben schenken! Deshalb sollten Sie allem, was unsere Regierung Ihnen anräth, Ihr Ohr leihen. Ich sage Ihnen in Wahrheit, daß unsere Regierung so klug wie eine Schlange und so arglos wie eine Taube ist. Es giebt viele Dinge, die Sie nicht verstehen können, aber unsre Regierung versteht sie alle. Oft geschieht es, daß eine Anfangs unerfreuliche Sache später als ein Segen betrachtet wird. Nun, mein lieber Freund, ich benachrichtige Sie, daß der Feind Ihrer berühmten Religion durch den Sultan mit Ihnen Frieden schließen will. Deshalb sollten Sie nach Ihren Brüdern sehen, die jenseits des Stromes wohnen (den muhammedanischen Indiern). Wenn Gott sie aufregt und ihnen das Schwert des Kampfes in die Hand giebt, so brecht in Gottes Namen los. Andernfalls sollten Sie wie eine

Schlange sein, öffentlich Frieden machen und insgeheim sich auf den Krieg vorbereiten und, wenn Gott Ihnen seinen Befehl offenbart, ihn erklären. Es wird gut sein, wenn Sie, sobald der Gesandte Ihres Feindes das Land zu betreten wünscht, einen geschickten Emissär, der die Zunge einer Schlange besitzt und voll Trugliſt ist, in das Land des Feindes abschicken, damit er mit süßen Worten das Herz des Feindes bethöre und ihn bewege, von seiner Absicht, mit Ihnen zu kämpfen, abzustehen. Mein lieber Freund, ich befehle Sie dem Schutze Gottes an. Möge Gott der Schirmherr des Reiches des Emirs sein, und möge Zittern fallen auf die Glieder Ihrer Feinde! Amen."

Inzwischen aber war Lord Lytton von der Gegenwart der russischen Gesandtschaft in Kabul benachrichtigt worden, und dann folgte die Zurückweisung der britischen Mission von Seiten Schir Alis und die Kriegserklärung. In Bezug auf letzteres Ereigniß schrieb der Emir an Kaufmann: „Nach der Abreise des Generals Stoljeteff, des Gesandten der erlauchten Regierung zu Taschkend, sind die Beamten der britischen Regierung dreist geworden und haben offen eine feindselige Haltung gegenüber dieser gottverliehenen Regierung angenommen und ihre Leuden gegürtet, um ihr Schaden zuzufügen — Thatsachen, von denen Ihnen brieflich Kunde zugekommen sein wird. Während ich jetzt schreibe, sind sie bis zum Khyberpaß, der Grenze dieses gottverliehenen Gebietes von Afghanistan, vorgerückt, und es bleibt uns beiden nun nichts mehr übrig, als mit einander zu kämpfen. Indem ich mich auf Ihre Freundschaft verlasse, erwarte ich, daß Sie diesem Gegenstand Ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden und mir Ihren freundschaftlichen Beistand in jeder Weise, die Sie für angemessen halten, zu Theil werden lassen werden. Ich bitte, diesem freundschaftlichen Briefe die Abschrift eines herzlichen Schreibens beilegen zu dürfen, welches ich Sr. Kaiserlichen Majestät dem Zaren übersandt habe."

Der letzterwähnte Brief des Emirs an den Kaiser Alexander enthielt nach vielen Klagen über die Thätigkeit, die Lord Lytton entwickelt, um dem russischen Einflusse in Afghanistan entgegenzuwirken, die Bitte um „freundschaftliche Unterstützung nach Maßgabe der Größe des Zaren, damit die Ruhe in Afghanistan aufrecht erhalten bleibe." Ein ähnliches Schreiben richtete Schir Ali um dieselbe Zeit an den General Stoljeteff. Bald nachher ging ein andres an den General v. Kaufmann ab, der in seiner Antwort sagte: „Ich habe Nachricht, daß die Engländer mit Ihnen Frieden zu schließen wünschen, und als Freund gebe ich Ihnen den Rath, sich mit ihnen auf Bedingungen hin zu verständigen, wenn sie solche anbieten." In einem zweiten Briefe bemerkte der General: „Die britischen Minister haben sich gegen unsern Botschafter in London verpflichtet, die Unabhängigkeit Afghanistans zu achten. Ich habe Auftrag vom Kaiser, Ihnen das mitzutheilen

und nach geschlossner Freundschaft nach St. Petersburg zu gehen. Wenn Ihnen Uebles zustoßen sollte, wird es mir leid thun." An den Obersten Rosgonoff aber schrieb er im December: „Der Emir weiß sehr wohl, daß es mir unmöglich ist, ihm im Winter mit Truppen Beistand zu leisten. Deshalb ist es nothwendig, daß der Krieg nicht in dieser unpassenden Zeit begonnen werde. Fangen die Engländer trotz der Bemühungen des Emirs, Krieg zu vermeiden, einen solchen an, so müssen Sie sich von dem Emir verabschieden und nach Taschkend abreisen, weil Ihre Gegenwart in Kabul im Winter nutzlos ist. Außerdem aber sollten Sie bei einer Gelegenheit, wie ein Krieg in Afghanistan ist, hierher kommen und mir die ganze Sache erklären, so daß ich dem Kaiser darüber Mittheilung machen kann. Das wird für Afghanistan wie für Rußland von großem Nutzen sein."

Das also kam aus den Versprechungen, welche Rußland dem Emir ertheilt, heraus. Aber wie weit dieselben sich erstreckten, wie definitiver Natur sie waren, und wie gründlich gerechtfertigt Schir Ali war, von den Russen bewaffnete Hilfe zu erwarten, zeigt folgender Auszug aus einem Briefe, den letzterer am 8. December 1878 an den von ihm dem General Stoljeteff beigesellten Gesandten Mirza Muhammed Hassan Chan abgehen ließ: „Am 22. November wurde das Fort Ali Masdschid eingenommen, und am 2. December wurde die Stellung bei Peiwar Kotal im Karramthale gestürmt und besetzt. Jetzt ist die Zeit zu freundschaftlicher Unterstützung für Se. Kaiserliche Majestät, den Zaren, gekommen. Ich habe an meinen lieben Freund, den Gouverneur von Turkestan, einen Brief mit der Bitte gerichtet, in dieser Zeit der Noth nicht mehr mit der Hilfe von Truppen zurückzuhalten und seinen Beistand auf eine andre Zeit zu verschieben, sondern im Einklange mit den Forderungen der Freundschaft, die zwischen den beiden Regierungen besteht, die 32,000 Mann in Taschkend, von denen General Stoljeteff mir in Ihrer Gegenwart sagte, daß sie bereit stünden und abgeschickt werden würden, falls ich sie beanspruche, nach dem afghanischen Turkestan abmarschiren zu lassen. Ich erlaube Ihnen, die russische Regierung in Turkestan Tag und Nacht dringend um Hilfe anzugehen, und gebiete Ihnen, in dieser Angelegenheit nicht zu zögern."

Ein weiteres der in Rede stehenden Documente ist ein Brief Schir Ali Chans an den General v. Kaufmann, datirt vom 8. December 1878. Es heißt darin: „Die britischen Truppen strömen in Afghanistan herein mit der Absicht, das Land zu erobern, und sie erwarten, den Krieg in kurzer Zeit zum Schlusse zu bringen und die Hauptstadt Kabul einzunehmen. Mein Freund, ich erlaube mir deshalb, Sie mit dem bekannt zu machen, was ich auf dem Herzen habe, und Ihnen zu schreiben, daß, da zwischen der erlauchten Regierung Sr. Kaiserlichen

Majestät, dem Zaren und der gottverliehenen Regierung Afghanistans sowohl auf Grund alter Freundschaft wie infolge des neulich von Seiten der kaiserlichen Regierung durch General Stoljeteff abgeschlossnen Bündnisses vollkommnes Einvernehmen besteht, im Falle, daß der afghanischen Regierung ein Schaden oder Unrecht widerfahren sollte, was Gott verhüte, sicherlich der Staub der Schande auf den Saum der Regierung Sr. Kaiserlichen Majestät fallen würde. Da die Interessen beider Regierungen auf eins hinauslaufen, so erwarte ich von Ihnen selbstverständlich Beistand in Gestalt von Truppen. Ich hoffe, daß Sie alle Truppen, die unter Ihrem Befehle zu Taschkend verwendbar sind, zusammenziehen und eiligst nach dem afghanischen Turkestan absenden werden."

So der letzte Hilferuf des Emirs. Aber, wie wir wissen, kam aus Rußland kein Beistand, und als die britischen Heersäulen weiter vordrangen, floh Schir Ali aus Kabul auf russisches Gebiet, nachdem er einen Brief an General von Kaufmann vorausgesandt, in welchem er denselben benachrichtigte, daß man in einer zu Kabul abgehaltnen Rathsversammlung seiner Edlen den Beschluß gefaßt, er solle Petersburg einen Besuch abstatten. „Dort soll," so hieß es in dem Schreiben weiter, „ein Congreß abgehalten werden zur Erkundigung über meine Angelegenheit mit den Engländern und zur Schlichtung des Streites, nachdem sie gefragt worden sind, was für ein Recht sie gehabt, auf Afghanistan loszurücken." Aber bevor der Emir zur Flucht nach Norden aufbrach, versammelte er einen neuen Durbar seiner Edlen, um ihnen den folgenden ihm aus Livadia zugegangnen Brief Stoljeteffs vorzulegen: „Der Kaiser betrachtet Sie als einen Bruder, und auch Sie, der Sie auf der andern Seite des Wassers sind, müssen dieses Gefühl der Freundschaft und Brüderlichkeit an den Tag legen. Die englische Regierung hegt den dringenden Wunsch, sich durch die Vermittlung des Sultans mit Ihnen zu verständigen, und wünscht, daß Sie dessen Rath und Vorschlag annehmen. Aber der Kaiser begehrt, daß Sie die Engländer nicht in Ihr Land aufnehmen, und wie das letzte Jahr müssen Sie dieselben mit Trugliſt und Täuschung behandeln, bis die jetzige kalte Jahreszeit vorüber ist. Dann wird sich der Wille Gottes Ihnen offenbaren, d. h. nachdem die (russische) Regierung zweimal das Bismillah (im Namen Gottes) wiederholt hat, wird das Bismillah Ihnen zu Hilfe kommen. (Wohl eine mit Absicht gewählte orientalisch mystische Redensart.) Kurz und gut, Sie können versichert bleiben, daß die Angelegenheiten ein gutes Ende nehmen werden. Wenn Gott es erlaubt, werden wir in St. Petersburg eine Versammlung von Regierungen zusammentreten lassen, d. h. einen Congreß, welcher Ausdruck eine Versammlung von Mächten bedeutet. Wir werden dann eine officielle Erörterung mit der englischen Regierung eröffnen und entweder durch Kraft von Worten und diplomatischer Wirksamkeit allen Verkehr und alle

Einmischung Englands in Afghanistan für immer abschneiden, oder die Ereignisse werden mit einem gewaltigen und wichtigen Kriege endigen. Mit dem Beistande Gottes wird im Frühlinge nicht ein Zeichen und nicht eine Spur von Sorge und Unzufriedenheit in Afghanistan mehr übrig sein."

In der Zwischenzeit hatte General v. Kaufmann am 2. Januar 1879 auf den oben angeführten letzten Hilferuf geantwortet und kurz und bündig erklärt, daß „es jetzt unthunlich sei, dem Emir mit Truppen Beistand zu leisten", er möge auf Allah vertrauen und sich der ewigen Freundschaft des Zaren versichert halten. Auf die Nachricht, daß der Emir sich entschlossen, in St. Petersburg einen Besuch abzustatten, rieth der General ihm dringend, das nicht zu thun, sondern in seiner Hauptstadt zu verbleiben und mit den britischen Behörden zu temporisiren. Aber dieser Rath kam zu spät. Schir Ali hatte bereits seine Flucht von Kabul angetreten und kam bald nachher an der russischen Grenze an, wo er starb.

Blicken wir nun zurück, so sollte man meinen, daß englische Staatsmänner nach dem Studium dieser geheimen Briefe kein Verlangen mehr haben könnten, sich in Betreff mittelasiatischer Fragen mit Rußland zu verständigen; denn die gebrannte Katze fürchtet sich vor dem Feuer, und wer einmal lügt, dem glaubt man nicht. Es ist nicht der allergeringste Zweifel, daß Rußland die Engländer in der afghanischen Sache betrogen und zwar während es mit ihnen im Frieden lebte, betrogen und Arges gegen sie im Schilde geführt hat. Der Vertrag von Berlin wurde — wir wiederholen es — am 13. Juli 1878 unterzeichnet. England und Rußland waren durch denselben wieder gute Freunde geworden. Der Telegraph konnte und mußte diese Thatsache von Petersburg nach Samarkand und Taschkend berichten. Aber der Plan Rußlands, durch seinen Einfluß in Afghanistan den englischen zu verdrängen, nahm trotz der Verständigung beider Mächte in Europa seinen Fortgang. Es wurde noch über fünf Monate an seiner Ausführung gearbeitet. Zunächst ging an demselben Tage, wo der Berliner Congreß zusammentrat, Stoljeteff von Samarkand mit Vollmacht zum Unterhandeln nach Kabul. Während der Congreß saß, traf der russische Agent dort ein, und während Rußland und England an der Spree den Frieden besiegelten, hetzte er am Kabulflusse die Afghanen zu feindseligem Verhalten gegen die englischen Nachbarn auf. Ferner wolle man sich erinnern, daß Kaiser Alexander sich verpflichtet hatte, „Afghanistan werde stets als außerhalb der Sphäre russischen Einflusses gelegen betrachtet werden", und nun damit die Art und Weise vergleichen, wie Kaufmann und Stoljeteff dem Emir ein Offensiv- und Defensivbündniß aufdrangen. „Die Vortheile eines engen Bündnisses," so schreibt der erstere, „werden allezeit auf der Hand liegen." Der zweite setzt, nachdem er die Stadt Kabul gesehen und das Gemüth Schir Alis mit Versprechungen und Versuchungen erfüllt hat, sein Werk

während der beiden Monate, die dem Schlusse der Berliner Conferenz folgten, mit Briefen fort, in denen es heißt: „Alles Nothwendige wird geschehen. Ich hoffe, daß die, welche von Osten her durch das Thor Kabuls eintreten wollen, sehen werden, daß es geschlossen ist — dann werden sie, wenn es Gott gefällt, erzittern.“ Und weiterhin: „Der große Kaiser ist ein treuer Freund des Emirs von Afghanistan, und Se. Majestät wird alles thun, was erforderlich ist. Ich sage Ihnen die Wahrheit: unsre Regierung ist so klug wie eine Schlange und so arglos wie eine Taube. Nun, mein lieber Freund, theile ich Ihnen mit, daß der Feind Ihrer berühmten Religion durch den Sultan Frieden mit Ihnen zu machen wünscht. Deshalb sollten Sie auf Ihre Brüder blicken, die jenseits des Indus wohnen. Wenn Gott sie aufregt und ihnen das Schwert zum Kampfe in die Hand giebt, dann brecht in Gottes Namen los; andernfalls sollten Sie wie eine Schlange sein, öffentlich Frieden schließen, insgeheim sich auf den Krieg vorbereiten und, wenn Gott Ihnen seinen Befehl offenbart, Krieg erklären. Wenn der Abgesandte Ihres Feindes das Land zu betreten wünscht, so wird es gut sein, zur Verhandlung mit ihm einen gewandten Emissär abzuschicken, der die Zunge einer Schlange besitzt und voll Trugliſt ist, sodaß er mit süßen Worten das Gemüth des Feindes bethören kann.“

Das war die Sprache des Bevollmächtigten des Zaren drei Monate nach der Verständigung in Berlin, und die weitern Stücke des mitgetheilten Briefwechsels zeigen, wie Schir Ali später 32 000 Mann russische Hilfstruppen verlangt, die man ihm versprochen hatte, wie er, von den Russen im Stiche gelassen, um Erfüllung ihrer Zusagen bat, wie sie vorgaben, das britische Gouvernement gezwungen zu haben, die Unabhängigkeit seines Landes zu garantiren, wie, nachdem das verborgene Complott in seinen Wirkungen durch den raschen Vormarsch der Engländer vereitelt worden, die russische Schlange sich unter die Fittiche der Taube verkroch. Die Schriftstücke lassen ferner erkennen, wie der unglückliche Emir sich von Kabul aufmachte, um seinen Freund, den Zaren, auf dem „Congresse“ zu Petersburg zu treffen, auf welchem, wie Stoljeteff ihm geschrieben, „entweder durch Kraft von Worten und diplomatischer Wirksamkeit aller Verkehr und alle Einmischung Englands in Afghanistan abgeschnitten“ werden sollten, widrigenfalls ein gewaltiger und wichtiger Krieg die Folge sein werde. Endlich liefern uns die Aktenstücke einen förmlichen Vertrag zwischen Rußland und Afghanistan, auf Grund dessen der Emir Schir Ali dann handelte, und der russischerseits treulos gebrochen wurde, sodaß jener fliehen mußte und als Flüchtling in der Ferne einen traurigen Tod fand.

„Behandelt die Briten,“ so rieth der Vertreter des Zaren, „mit Trugliſt, haltet sie hin, bis die kalte Jahreszeit vorüber ist, dann wird die russische Re-

gierung Euch zu Hilfe kommen." Die Raschheit und Unwiderstehlichkeit des englischen Angriffs auf Afghanistan machte diesem perfiden Plane ein Ende, aber jetzt soll der letzte und beste Lohn für das bei diesem Kampfe vergossene englische Blut, das unschätzbare Bollwerk Kandahar wieder aufgegeben werden, weil die Leichtgläubigkeit des unpraktischen Professors Gladstone es für wahr hält, wenn Rußland versichert, es „betrachte Afghanistan als außerhalb der Sphäre der russischen Politik gelegen."

Die durch Gladstone und Genossen vom Staatsruder verdrängte Partei hat sich mit vollem Rechte dieses geradezu kindlichen Glaubens erwehrt, und sie kämpft jetzt gegen denselben mit allen Kräften und Waffen. Eine Probe ihrer Kampfweise mag diesen ersten Theil unsrer Darstellung beschließen. Der Daily Telegraph sagt in einem der verschiedenen Artikel, in denen er die enthüllten Documente in Verbindung mit der Frage wegen Kandahars besprach:

„Wir verschwenden keine Vorwürfe auf den russischen Hof wegen der Treulosigkeit und Doppelzüngigkeit, welche diese Schriftstücke verrathen. Halb barbarisch in der Moral und der Diplomatie und gedrängt von dem Antriebe einer kalmückenhaften Gier nach den Seeküsten von Europa und Asien, vermag er nicht abzulassen von Ränken und Verschwörungen zur Eroberung Konstantinopels und Indiens. In Chiwa wie in Stambul, in Berlin wie in London spielt die russische Politik abwechselnd die Schlange und die Taube, wobei sie die Ehre ihres Souveräns dem Winde preisgiebt, Stamm auf Stamm und Volk auf Volk unter ihre Füße tritt, Verträge nur unterzeichnet, um sie zu brechen, und die Gegner, die es nicht mit Gewalt aus seinem Wege entfernen kann, überlistet. Kein Mensch, der die Geschichte der russischen Kniffe und Schliche kennt, wird über die vorliegenden Enthüllungen erstaunt sein; sie stimmen zu dem übrigen, sind natürlich und unvermeidlich. Aber was soll man von einem britischen Minister wie der Herzog v. Argyll sagen, der, längst vertraut mit diesen Papieren und durch Lord Lyttons Verlangen, sie möchten veröffentlicht werden, von neuem an sie erinnert, es über sich gewann, vor den Peers von England aufzustehen und die Rede zu halten, die er vergangnen Montag vom Stapel ließ? Als der Herzog noch zur Opposition gehörte, hatte er den lebhaften Wunsch, die Papiere veröffentlicht zu sehen; als er aber zur Gewalt gelangte und sie durchlesen konnte, sagte er nichts mehr und würde auch wahrscheinlich ferner nichts mehr von ihnen haben laut werden lassen, wenn nicht Leute, welche Abschriften von ihnen besitzen, die Veröffentlichung gefordert hätten. Darauf nahm sich der Minister, sich der Wirkung, die sie auf die englische Nation hervorbringen mußten, nur zu wohl bewußt, vor, als Advocat Rußlands aufzutreten und Entschuldigungen und

milde Auffassungen einer Politik zu entdecken, die, obwohl sie in Petersburg ganz naturgemäß ist, daraufhin doch in Westminster keinen Vertheidiger hätte finden sollen."

Das Blatt macht dann diese Entschuldigungen mit großem Geschick lächerlich und fährt fort: „Das englische Volk kann in Betreff dieser Papiere aus Kabul jetzt allein urtheilen, und ebenso wird es selbst wissen, was es von den so wenig logischen und gut zu Gesichte stehenden Bemerkungen des Ministers zu halten hat, der den Versuch machte, sie als unbedeutsam darzustellen. Wenn der Herzog von Argyll auf das Jahr 1876 zurückgreift, so möge er sich der Ereignisse erinnern, die damals sich zu entwickeln begannen, und die mit dem Erscheinen einer russischen Armee vor den Mauern von Stambul endigten, so möge er entweder von einer gefährlichen Chronologie absehen oder bekennen, daß er selbst in San Stefano den Bosporus und die Stadt daran übergeben haben würde. Wenn er den Osmanen mehr haßt, als er England liebt, dann und nur dann kann er diese Schriftstücke aus Kabul durchstudiren und blind sein für die Lection, die sie uns ertheilen. Diese Lection lautet deutlich und einfach: wenn wir Afghanistan sich selbst überlassen, so werden sicherlich die Russen dieses von uns geräumte Glacis von Indien betreten. Es ist ganz gleichgiltig, ob wir als Freunde der Unabhängigkeit der Afghanen aus dem Lande abziehen, und ob die Russen als Feinde in dasselbe einrücken; es muß entweder unter unserm Einflusse oder unter demjenigen der Feinde Indiens stehen, und heute haben wir noch die Wahl zwischen diesen beiden Verhältnissen. In Kandahar, dem in gerechtem Kriege erworbnen Preis unsrer Waffen, der Heimat zahlreicher Freunde und Verbündeten der Briten, diesem fruchtbaren, leicht zugänglichen und friedlichen Gebiete, welches das ganze Problem beherrscht, haben wir eine Schutzwehr gegen eine zweite solche kaiserlich russische Verschwörung. Rußland wird nie wieder nach Kabul gehen, so lange wir in dieser Stadt sind, welche die Straße nach Ghazni und die innern Mündungen der Päße flankirt und an der einzigen großen Heerstraße von Herat und Merv liegt. Pischin (welches die jetzige Regierung besetzt halten will) kann keine starke Besatzung ernähren, aber Kandahar mit seiner Umgebung wird, wenn es der Endpunkt einer Eisenbahn wird, eine zahlreiche Grenzwache erhalten, einen reichen friedfertigen Handel entwickeln und sicherere Bürgschaft bieten, daß ‚Afghanistan außerhalb der Sphäre russischer Politik verbleibt,' als die dreimal gebrochnen Gelöbnisse von St. Petersburg." Das ist logisch, praktisch und sehr deutlich.

Wenn, wie jetzt bekannt wird, der russische Botschafter in London, Fürst Lobanoff in Betreff der hier besprochnen Documente erklärt hat, dieselben seien allerdings authentisch, aber sie seien damit zu rechtfertigen, daß man im Herbst

1878 einen Krieg zwischen England und Rußland erwartet habe, so ist damit officiell eingestanden, daß letzteres daran gedacht hat, den Kampf um den Bosporus und die Dardanellen auch in Indien zu führen, so daß Beaconsfield klug handelte, als er die Hand auf Afghanistan legte. Das Eingeständniß Lobanoffs hat aber nicht bloß ein historisches Interesse, es zeigt nicht bloß, daß die Politik des frühern englischen Cabinets auf richtigem Wege wandelte, sondern es bestätigt auch die Besorgniß, mit welcher zahlreiche englische Politiker und keineswegs nur die Opposition der bevorstehenden Preisgebung Kandahars entgegensehen. Herrn Gladstone freilich flößt diese keine Furcht ein. Er grübelt nicht lange darüber, ob die Besetzung Merws durch die Russen einen casus belli bedeuten würde; er giebt sich zufrieden mit dem Versprechen eines hinterher leicht zu desavouirenden Petersburger Diplomaten, daß man für jetzt Merw nicht zu besetzen gedenke, er verhandelt nicht eingehend mit Lobanoff über die Abgrenzung der Interessensphären der beiden Mächte in Mittelasien, sondern giebt die mit großen Opfern in Afghanistan erworbne Stellung Englands einfach auf und untergräbt obendrein im Interesse Rußlands die türkische Herrschaft in Europa. Kein Wunder daher, wenn die Partei der frühern Regierung sich anschickt, einer solchen Quäkerpolitik mit allen Mitteln im Parlament und in der Presse Widerstand zu leisten.

Die gelehrte Dichtung Italiens
im Zeitalter der Hochrenaissance.

Von Paul Schönfeld.

Die vielseitigen, befruchtenden Anregungen, welche das geistige Leben Italiens von der großen humanistischen Bewegung empfing, bilden naturgemäß auch in der Entwicklung der schönen Literatur einen bedeutungsvollen Factor. Der von Petrarca entzündeten Begeisterung für das classische Alterthum, die in dem gleichen Grade zunahm, in welchem das Studium desselben sich erweiterte und vertiefte, sehen wir bald die Versuche folgen, die Antike in eignen Werken zu reproduciren und in Form und Inhalt an die Träger einer Culturepoche anzuknüpfen, als deren

directe Nachkommen und Erben man sich ohne weitere historische Bedenken betrachtete.

Im Bereiche der bildenden Künste hatte die Anlehnung an das Alterthum, weit entfernt sich auf eine sclavische Nachahmung desselben zu beschränken, bekanntlich Schöpfungen hervorgerufen, die mit den aus dem Studium der antiken Denkmäler gewonnenen Elementen durchaus selbständige, neue Gedanken in sich vereinigen. Um von der Freiheit zu schweigen, mit der Sculptur und Malerei die Ideen und Formen der Antike zu den ihrigen umschufen, sei nur an jene epochemachende Leistung der Renaissance, an die geniale Schöpfung des modernen Wohnhauses erinnert, für welches die altrömische Architektur außer der Grundidee, der Anordnung der Wohnräume um einen Hof, schlechterdings keinen Anhalt darbot, dessen Stockwerke, Treppenhausanlagen und Fassaden vielmehr ureigner Erfindung des Quattrocento entsprangen. Ueberall gründliche Versenkung in die mustergiltigen Werke der Vorzeit, aber zugleich ein völlig selbständiges, zielbewußtes Weiterbauen auf dieser Grundlage, wobei die Forderungen der eignen Zeit, die nationalen Eigenthümlichkeiten und die Eigenart des künstlerischen Individuums in gleicher Weise zu ihrem Rechte gelangen.

Wesentlich anders erscheint die Art, wie die Literatur zu dem großen Vermächtniß des Alterthums Stellung nahm. Von vorn herein, als man die lange vergessenen, in der Nacht des Mittelalters begrabenen Geistesschätze der Römerwelt — denn nur um diese handelte sichs ja zunächst — zum Gegenstande liebevollen Studiums zu machen begann, ist das Streben der productiven Talente aufs bestimmteste darauf gerichtet, sich selbst den Ideen und Ausdrucksformen der alten Classiker möglichst zu assimiliren, mit dem eignen Denken und Empfinden soviel wie möglich in ihnen aufzugehen. Daher der mehr und mehr zur Manie sich steigernde Ehrgeiz, es einem Cicero in dessen eigner Sprache an Eleganz der Darstellung gleichzuthun, daher die Geringschätzung, mit der Petrarca, von einem lateinischen Epos späten Nachruhm erträumend, auf seine Dichtungen in vaterländischem Idiom als auf nichtige Jugendtändeleien, ein Angelo Poliziano auf seinen „Orpheus“ als auf ein der Vergessenheit würdiges Machwerk hinblickte, daher die Umständlichkeit, mit welcher noch Lorenzo de Medici sich gedrungen fühlte, seine poetischen Versuche in der Muttersprache zu entschuldigen.

Hatte schon Dante geschwankt, ob er sein berühmtes, freilich infolge des schweren, von scholastischer Gelehrsamkeit durchdrungenen Inhalts nie in seinem ganzen Umfange volksthümlich gewordenes Gedicht nicht lieber in lateinischen Hexametern abfassen sollte, so verlor ein Jahrhundert nach ihm mit der Verbreitung der humanistischen Studien, die in Florenz und an den Höfen zu Neapel, Mailand, Ferrara, Mantua u. s. w. und vor allem unter der Aegide Nicolaus' V.

einen so glanzvollen Aufschwung nahmen, die Vulgärsprache mehr und mehr an Ansehen. In lateinischen Gesängen mit den Alten um den Preis zu ringen, wie es Filelfo, ein zweiter Virgil in den Augen der Zeitgenossen, in seiner „Sforziade“ und Beccadelli in seinem berühmten „Hermaphroditus“ in formaler Hinsicht mit erstaunlichem Geschick unternahm, Stil und Ton der lateinischen Elegiker so getreu innezuhalten, daß selbst der vertrauteste Kenner hier ein ovidisches, dort ein catullisches Poem vor sich zu haben meinte, das war das Ziel der gelehrten Dichter, die von der festen Zuversicht auf Unsterblichkeit durchdrungen keine Ahnung hatten, daß einer Poesie, die ausschließlich in der Vergangenheit wurzelt und sich vornehm von der lebendigen Gegenwart abwendet, keine Zukunft blühen kann.

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts regt sich von neuem die Liebe zur heimischen Dichtung. Das romantische Epos fand in dem Grafen von Scandiano einen eben so begeisterten wie wohlgerüsteten Bahnbrecher; die „Arcadia“ des Neapolitaners Sannazaro zeigte durch die bestrickende Zartheit ihrer Schilderungen und die vollendete Musik ihrer Verse, wessen die italienische Sprache fähig war, und Angelo Poliziano gab in seinem schon erwähnten „Orfeo“ das erste Beispiel einer kunstvollen, wenn auch in engen Grenzen sich bewegenden und noch stark lyrisch gefärbten italienischen Tragödie. Weit entfernt jedoch, der nationalen Dichtung das Feld zu räumen, besteht die gelehrte Poesie daneben fort, ja sie findet zum Theil unter denen, welchen die erstere die besten Leistungen dankte, ihre bedeutendsten und gefeiertsten Vertreter, die sich selbst oft unähnlich genug erscheinen, wenn man ihre Producte auf beiden Gebieten einander gegenüberstellt.

Namentlich mit Anbruch des 16. Jahrhunderts, in jener Zeit also, die für die bildende Kunst den Gipfel der Entwicklung bezeichnet, gewinnt die gelehrte Dichtung — unter der wir nicht etwa bloß die in lateinischem Gewande auftretende, sondern auch die italienische, soweit sie in den Händen der Gelehrten war, zu verstehen haben — mächtig an Ansehen und Umfang. Leo X. setzte seinen Stolz darein, die Zierden der Literatur wie der Kunst an seinem glänzenden Hofe zu vereinigen; zahlreiche Dichterakademien verbreiteten das Interesse an der Poesie, wenn sie auch der Entwicklung derselben ungleich mehr Schaden als Vortheil brachten, indem sie sich vermaßen, diese freieste aller Künste nach rohen, pedantischen Formeln zu lehren und ebenso dem geistlosen Dilettantismus wie einer schnellfertigen und oberflächlichen Kritik Vorschub leisteten. Daß das Volk in seiner Gesammtheit solchen Bestrebungen fern blieb, kann nicht befremden.

Man hat oft den Mangel an schöpferischer Kraft hervorgehoben, der zu der Unzahl von Dichternamen, die Italien im 16. Jahrhundert aufzuweisen hat, in scharfem Widerspruche stehe. Dennoch finden sich fast innerhalb sämmtlicher poetischer Gattungen Anläufe, die es in hohem Grade bedauern lassen, daß die

unselige Nachahmungssucht auch wirklich originell angelegte Naturen verhinderte, ihre Individualität künstlerisch zur Geltung zu bringen, und ein fertiger Kanon, in welchen alles eingezwängt ward, der Freiheit des Schaffens entgegenstand.

Es liegt im Wesen einer mehr experimentirenden und eklektisch copirenden als aus innerm Drange heraus schaffenden Literaturepoche, daß von einer folgerichtigen Entwicklung der einzelnen Kunstgattungen, wie sie am deutlichsten das Griechenthum erkennen läßt, keine Rede sein kann, sondern Epos, Lyrik und Drama gleichzeitig neben einander cultivirt werden. Damit hängt es zusammen, daß allen Mustern und Regeln zum Trotz, in deren vermeintlichem Vollbesitze man an die Arbeit ging, oft gerade die wesentlichsten Grundbedingungen, wie wir sehen werden, außer Acht gelassen wurden.

Wenn man die ungeheure Masse gelehrter Poesien überblickt, welche das italienische Cinquecento überschwemmten, so sieht man weitaus den größten Raum die Lyrik einnehmen, der bekanntlich von jeher die Neigung der Nation am meisten entgegen kam. Die lyrischen Erzeugnisse, die sich in nationaler Sprache gaben, bieten freilich zumeist ein wenig erfreuliches Bild dar. Die Nachahmung Petrarcas, von der sich nur vereinzelte Talente freizuhalten vermochten, hatte zu einer Einseitigkeit, Gehaltlosigkeit und conventionellen Rhetorik geführt, die sich in zahllosen Sonetten, Canzonen und Madrigalen breit machte. Bot der Inhalt dieser vorherrschend erotischen Reimereien wenig mehr als ermüdende Variationen der von Petrarca behandelten Motive, so erstarrte auch die Form zu einem stereotypen Schema, und es ist begreiflich, daß die poetische Diction an jedem kühnen Aufschwung gehemmt war, wenn man das höchste Verdienst darin erblickte, womöglich keinen Ausdruck zu gebrauchen, der nicht durch das classische Beispiel des großen Aretiners gedeckt werden konnte. Demgegenüber erfreut gerade innerhalb der neulateinischen Lyrik oft eine höchst achtbare Gestaltungskraft und echt künstlerische Concentration des Gedankens, die der italienischen Lyrik in bedenklichster Weise abhanden gekommen war. Namentlich das mit besonderm Eifer gepflegte Epigramm, mag es nun zum Spott oder zur Verherrlichung dienen, sticht häufig durch seine lapidare Ausdrucksweise aufs vortheilhafteste von der nichtssagenden Redseligkeit der Dutzendsonettisten ab. Es sei z. B. nur erinnert an die berühmten Distichen, die Sannazar im Auftrage der venezianischen Republik zum Preise der Lagunenstadt verfaßte und die zu deutsch etwa lauten würden:

Einstmals sah Neptun in den Adriawogen Venedig
Stehn und dem Meer weithin Satzungen geben und Recht.
Nun sprich was du nur willst von deinen tarpejischen Burgen,
Rief er, o Jupiter mir oder den Mauern des Mars!
Giebst du dem Tiber den Preis — sieh beide die Städte, so nennst du
Jene von menschlicher Hand, diese von Göttern erbaut.

Wie sehr dieses Genre in Uebung stand, kann der Wetteifer veranschaulichen, der unter den lateinischen Epigrammatisten durch Andrea Sansovinos berühmte Marmorgruppe der Mutter Anna mit Maria und dem Christuskinde erregt wurde, die ein deutscher Protonotar Namens Johann Goritz für die römische Kirche S. Agostino gestiftet hatte. Blossius Palladins gab unter dem Titel „Coryciana" 1524 eine Sammlung dieser Gedichte heraus, auf Grund deren er in der überschwänglichen Widmung dem gefeierten Mäcen die Unsterblichkeit prophezeien zu dürfen glaubte. Neben bombastischen, mit mythologischem Zierrat aufgebauschten Elaboraten enthält das Buch jedoch auch manche trefflichen Verse, in denen theils der fromme Sinn des Stifters gepriesen, theils das Werk des Künstlers mit einer Wärme erhoben wird, die rühmliches Zeugniß von der Begeistrungsfähigkeit jener Zeit ablegt.*)

Aber auch auf dem Gebiete der Elegie trieb die gelehrte Dichtung manche schöne Blüte und weiß mit den Vorbildern der römischen Literatur oft so glücklich zu wetteifern, daß man fast den Eindruck eines echt antiken Productes empfängt. Nächst Sannazar, der auch hier am meisten hervorragt, versteht es namentlich Andrea Navagero meisterhaft, im Geiste der lateinischen Elegiker, wie in seinen Versen an die Nacht oder in dem schönen Gedicht, mit dem er nach seiner Rückkehr aus der Fremde den Heimatsboden begrüßt, edle Empfindungen künstlerisch zu gestalten. Francesco Maria Molza, Bembo und Sadoleto machten mit staunenswerther Leichtigkeit die classische Kunstform zum Gefäß moderner Gefühle. Girolamo Vida, der sich in seinen religiösen Hymnen zu hohem Fluge erhebt, besingt daneben in der Ruhe seines Tusculums nach Art des Horaz die Freigebigkeit seiner hohen Gönner und läßt in stürmisch bewegter Zeit Klänge der Friedenssehnsucht ertönen. Unter den in heimischer Sprache dichtenden strebt Ariost, während Girolamo Muzio, Bernardo Tasso und andre sich ziemlich fruchtlos in Nachahmungen der antiken Lyriker abmühen, in seinen erotischen Elegien der Weise des Ovid und Tibull mit entschiedenem Erfolge nach und erinnert in einzelnen Partien an deren beste Leistungen. Freilich ist die Scala der Empfindungen in allen diesen Gedichten, lateinischen wie italienischen, eine beschränkte, und wahrhaft große Leidenschaften sucht man darin vergebens. Der Unterschied zwischen einer aus dem eignen Sein und Fühlen hervorquellenden und einer mehr von außen her inspirirten Dichtung macht sich eben auch hier geltend.

Nicht ohne Interesse für unsere Betrachtung sind die von dem Studium der classischen Literatur angeregten Versuche, auch die poetischen Formen des Alterthums in der Muttersprache zu reproduciren, wobei man so weit ging, die Ge-

*) S. die in meiner Monographie „Andrea Sansovino und seine Schule" S. 24 mitgetheilten Proben.

setze der griechisch-lateinischen Versbildung und Silbenmessung, ja sogar die sogenannten Positionslängen durchführen zu wollen. Schon während des 15. Jahrhunderts waren vereinzelte Bestrebungen dieser Art aufgetreten, und im 16. fanden dieselben namentlich in Claudio Tolomei und Cosimo Pallavicino eifrige Anwälte, die theoretisch die Berechtigung des durchaus verfehlten Princips nachzuweisen suchten und von denen der letztere im Jahre 1539 eine Sammlung von Poesien oder richtiger gesagt von metrischen Exercitien verschiedner Autoren herausgab, durch die er das Problem auch praktisch gelöst glaubte, die antike Prosodie und Metrik auf eine Sprache anzuwenden, deren Natur einem solchen Zwange durchaus widerstrebt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die angeblichen Disticha und Oden, auf deren Correctheit sich die Verfasser nicht wenig zu gute thaten, fast gänzlich unbeachtet und ohne Einfluß blieben, wenn auch später noch hie und da ähnliche Versuche unternommen wurden.*)

Auch die schon 1529 zu Vicenza erschienene Poetik des Trissino ist, obwohl sie, was den formalen Standpunkt betrifft, den fundamentalen Unterschied zwischen antiker und italienischer Messung klar erkennt, doch in höchst einseitigen gelehrten Anschauungen befangen, wie es bei der Richtung des Verfassers, auf den wir später zurückzukommen haben, nicht anders sein konnte.

Daß die didaktische Poesie die gelehrten Dichter ganz besonders anzog, ist sehr natürlich; bot sich doch hier die ergiebigste Gelegenheit, die Früchte ihrer classischen Studien direct zu verwerthen und unmittelbar an das vom Alterthum geleistete anzuknüpfen. Namentlich war es Virgil, der auch hier, wie auf epischem Gebiete, als Norm diente. Giovanni Rucellai's einst hochberühmtes Gedicht über die Bienen ist in der Hauptsache nichts weiter als eine freie Uebersetzung des 4. Buches der „Georgica" in italienischen versi sciolti, die mit dem Urbild verglichen freilich von Monotonie nicht freizusprechen sind. Durchaus neu in Bezug auf den Inhalt wie von recht anmuthiger Fassung ist jedoch der Eingang des Poems, in dem sich der Autor vom hergebrachten Reime lossagt, die Musen anredend:

Derweil ich einst von euern Gaben sang,
Ihr keuschen Jungfraun, in erhabnen Reimen,
Ihr holden Engel buntbewachsner Ufer,
Umfing mich Schlaf beim Nahn der Morgendämmrung,
Und mir erschien ein Chor von euerm Stamme,
Und in der Sprache, die von Honig träuft,
Ertönten hell und klar mir diese Worte:
„O Freund, dem es behagt nach tausend und

*) Vgl. hierüber meine Abhandlung im „Magazin für die Literatur des Auslandes", Jahrg. 1880, S. 614 ff.

Fünfhundert Jahren unsre Mühn geschäftig
Und unsre Studien wieder zu erwecken,
Laß ab vom Reim und vollen Widerhall!
Du weißt es ja, daß jene Stimme, die
Vom Felsen Antwort giebt, wo Echo wohnt,
Stets eine Feindin unsres Reiches war.
Und weißt du nicht, daß sie, in Stein verwandelt,
Erfinderin der ersten Reime ward?
Und wissen mußt du, daß, wo jene haust,
Für Bienen keine Statt, ob ihrer lästigen
Und unvollkommnen schwätzerischen Töne."
So sprach der Chor, und zwischen Lipp' und Lippe
Mir legt' er eine Wabe süßen Honigs,
Und fröhlich schied er, auf zum Himmel schwebend.

Auch Luigi Alamanni, der hervorragendste didaktische Dichter Italiens (1495 bis 1556), der auch auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiete thätig war, folgt in den formgewandten Versen seiner „Agricoltura," die nicht gelesen zu haben selbst ein Parini für eine Schande erachtete, dem Beispiele der „Georgica," wobei er seine Vorschriften über Landbau, Viehzucht u. s. w. durch mythologische Episoden schmackhafter zu machen bemüht ist.

Die verschiedensten Gegenstände, oft sehr seltsamer Art, boten Veranlassung zu mehr oder weniger umfangreichen Lehrgedichten; so verfaßte der schon erwähnte Girolamo Vida Gedichte über die Seidenzucht (Bombycum) und über das Schachspiel (Scacchia ludus), von denen das letztere das Entzücken Leos X. bildete; Luca Valenziano wählte die Anatomie als Thema, während Pietro Angelio Borgeo und Fracastoro über die Dressur der Jagdhunde, Natale Conti und Cardinal Adriano über die Jagd versificirte Anweisungen gaben und Bernardino Baldi in seinen Nautica sich über Schiffsbau und Seefahrt verbreitete. Die Anführung dieser Titel, die sich beliebig vermehren ließen, möge genügen, um eine Vorstellung davon zu geben, in welchen Stoffen sich diese üppig wuchernde Gattung bewegte. Vida und Fracastoro bekunden ihren poetischen Sinn wenigstens in manchen schildernden Partien. Daß übrigens die bloße Umbildung der vom Alterthum überlieferten Gegenstände den Dichtern nicht immer genügte, sondern auch die Gegenwart mit ihrer Fülle neuer Anregungen und Entdeckungen sie doch bisweilen inspirirte, soll nicht unerwähnt bleiben. So fand die Ankunft des Columbus in Amerika in den einen medicinischen Gegenstand behandelnden Hexametern Fracastoros ihre Schilderung, die freilich in ziemlich absurder Weise mit mythologischen Nomenclaturen verquickt ist; die Erfindung des Compasses verwerthete Baldi geschickt in seinen obengenannten Nautica: Flavio Gioja, der Jupiter um ein Mittel gebeten, den Curs der Schiffe auch bei bedecktem Himmel zu reguliren, erhält den Rath, nach Elba zu gehen und dort die Nymphe Cala-

mita zu befragen, die ihm die Geheimnisse der Natur im Centrum der Erde enthüllt, während Proteus die Umwandlungen prophezeit, die sich an die Erfindung der Magnetnadel knüpfen.*)

Auch im Bereiche des Epos gewinnen die gelehrten Studien im 16. Jahrhundert mehr und mehr an Einfluß und drängen das Volksmäßige zurück. Hatte das romantische Epos zu letzterm in enger Beziehung gestanden, indem es seine Stoffe mit Vorliebe der populären Karlssage entnahm und durch die ironisch gefärbte Behandlung einem specifisch italienischen Charakterzuge seinen Tribut entrichtete, so läßt sich doch schon bei Ariost, wenn man sein Heldengedicht mit frühern wie dem noch stark im Mittelalter wurzelnden Pulci vergleicht, die Hinneigung zur gelehrten Richtung nicht verkennen. Ausschließlich von dieser geht aber das sogenannte heroische Epos aus, welches aus dem Alterthume seine Stoffe schöpft und nach antikem Muster bearbeitet. Schon 1491 hatte der Florentiner Geistliche Jacopo di Carlo ein Product dieser Art geliefert, indem er unter dem Titel Il Trojano eine Fortsetzung der Ilias veröffentlichte. Lodovico Dolce combinirte sogar in einem einzigen Poem von nicht weniger als 55 Gesängen den Inhalt der Ilias und der Aeneide, ohne damit freilich größern Erfolg als sein Vorgänger zu erreichen.

Lateinisch verfaßte Epen übergehend, die wie Falletti's „Sigambrischer Krieg" oder Lorenzo Gambaras „Columbias" historische Vorgänge behandeln, müssen wir doch einen Blick auf die in italienischer Sprache auftretenden Erzeugnisse der heroischen Epik werfen, unter denen des Giovanni Giorgio Trissino Italia liberata dai Goti das erste und wichtigste ist. Eine Frucht mehr als 20jähriger Arbeit, beruht das aus 27 langen Gesängen bestehende Werk auf dem eingehendsten Studium der Alten, dessen sich der Autor in seiner Widmung an Kaiser Karl V. mit sichtlichem Selbstbewußtsein rühmt, nicht ohne dabei freilich zu verrathen, wie naive Vorstellungen er von dem Wesen seiner Aufgabe hatte. Schon die Wahl des Stoffes, der in der Hauptsache aus Procopius geschöpft ist, muß als eine unglückliche bezeichnet werden. Denn welches Interesse kann der Feldzug, den Justinian durch Belisar gegen die Gothen in Italien führen ließ, für die Italiener bieten, die, wie Cereseto mit Recht hervorhebt, das gothische Joch nur gegen das griechische eintauschten und keine andre Rolle in dem Kriege spielten, als maßlos zu leiden und von beiden Parteien zerfleischt zu werden, ohne aus all dem Elend auch nur den geringsten Vortheil für die Zukunft zu ziehen? Diesen Hauptfehler durch die Kunst einer glänzenden Darstellung weniger

*) Beiläufig sei darauf hingewiesen, daß gerade diese Seite der gelehrten Dichtung im 17. und 18. Jahrhundert eifrige Nachfolge fand und noch im gegenwärtigen durch Cesare Arici und andere cultivirt wurde.

fühlbar zu machen, reichte nun aber die Begabung des gelehrten Poeten keineswegs aus; nichts kann es deutlicher als seine Arbeit veranschaulichen, wieviel noch daran fehlt, ein Homer zu sein, selbst wenn man mit dessen Technik aufs engste vertraut ist, seine Schilderungen, seine Gleichnisse genau nachzuzirkeln versteht und aus der ganzen classischen Literatur die schönsten Redewendungen zusammenträgt. Es fehlt die Weihe einer aus dem Stoffe hervorgegangnen Begeisterung, für welche die stricteste Befolgung der aristotelischen Regeln und der Aufwand aller Kunstmittel nicht zu entschädigen vermag. Wie matt und langweilig sind die weitschweifigen Schilderungen des byzantinischen Hoflebens, in wie losem Zusammenhange stehen zur Haupthandlung die meisten der aus der Ilias entlehnten Episoden, die sich wie Flittergold auf einem Bettlergewande ausnehmen. Die farblosen, verschwommenen Engel, die fast regelmäßig aushelfen müssen, um die ins Stocken gerathene Handlung wieder in Fluß zu bringen, sind ein klägliches Substitut der homerischen Gottheiten, und die im Ueberfluß eingestreuten Reden erinnern durch ihr declamatorisches Pathos weit mehr an Statius als an den Sänger der Ilias. Trotz aller antiken Fesseln jedoch, die sich Trissino anlegt, macht er der romantischen Richtung weitgehende Concessionen, so namentlich in dem Liebeshandel zwischen Justinus und Sophia, der sich durch eine ganze Reihe von Gesängen hindurchspinnt und zu allerhand romantisch aufgeputzten Abenteuern Veranlassung bietet, ohne indeß die Hauptaction auch nur im geringsten zu fördern. Den Schweiß der Arbeit läßt sich der Dichter genugsam anmerken, und wenn er im Eingang des Schlußgesangs die Musen apostrophirt:

Nun, da ich langte bei der letzten Mühe
Der mühevollen, langen Dichtung an
Durch euch und durch den göttlichen Homerus,
Der Meister mir gewesen und mein Stern:
Gefall' es euch, mir noch so weit zu helfen,
Daß ich gelange zum ersehnten Ende,
Das nah bevorsteht —

so werden die wenigen Leser, die den Heroismus besitzen, dieses heroische Epos auszulesen, gewiß mit dem Verfasser erleichtert aufathmen. Trissino selbst blieb übrigens die schmerzliche Einsicht nicht erspart, daß seine Riesenarbeit eine verlorne sei, und im Hinblick auf die Triumphe, die Ariost mit seinem Epos errang, soll er bitter geäußert haben:

Sia maledetto il giorno e l'ora, quando
Prosi la penna, e non cantai d'Orlando!

Demungeachtet blieb sein Beispiel nicht ohne Nachfolge. Oliviero besang in ähnlicher Weise Karls V. Krieg gegen den schmalkaldischen Bund in einem aus 24 Gesängen bestehenden Epos, welches er Philipp II. von Spanien widmete, und Alamanni vergeudete noch in hohen Jahren sein bedeutendes Formentalent

an einem der obscursten und undankbarsten Stoffe, indem er in ottave rime die Zerstörung der französischen Stadt Bourges erzählte, wobei er die Ilias bis ins kleinste Detail nachahmte.

Im Gegensatz zu diesen und ähnlichen Leistungen hatten sich mehrere lateinische Epiker, die aus der biblischen Geschichte schöpften, großen Ruhmes bei den Zeitgenossen zu erfreuen. In erster Linie der schon mehrfach genannte Jacopo Sannazaro, der die letzte Zeit seines langen Lebens auf die Abfassung eines Gedichtes De partu Virginis verwandte, ermuntert zu diesem Unternehmen durch Papst Leo, der von der Feder des eleganten Lateiners gleich großen Vortheil für die bedrohte Kirche, wie es in einem Breve heißt, und für den Ruhm seines Pontificats erhoffte. Das Gedicht, welches in den fließendsten Hexametern geschrieben, in naiver Weise allerhand Gestalten aus der antiken Mythologie herübernimmt, beginnt mit der Verkündigung an Maria, läßt dann im Limbus den König David das Leben Christi prophetisch erzählen, schildert die Begegnung mit Elisabeth, flicht bei Gelegenheit der von Augustus angeordneten Schätzung eine ausführliche, in wenig Zusammenhang mit dem Ganzen stehende Beschreibung der römischen Provinzen ein und verweilt dann bei den Ereignissen zu Bethlehem. Wie unpassend sich die classische Gelehrsamkeit bisweilen vordrängt, zeigen die Lobpreisungen, die Joseph jenem Städtchen zollt, indem er, der schlichte Mann aus dem Volke, sie über Kreta, die Heimat des Jupiter, und Delos, die Insel Apolls und Dianas erhebt. Für derartige Wunderlichkeiten entschädigt indeß eine Fülle gelungener Partien, die den Ton antiker Classiker oft aufs glücklichste treffen; so glaubt man Ovid zu hören bei der Schilderung der Oertlichkeit, in welcher Christi Geburt stattfindet (II, 284 ff.):

> Unscheinbar liegt hart an den Mauern des Städtchens die Grotte;
> Niemand weiß, ob menschliche Hand, ob irgend ein starker
> Geist der Natur sie geformt, auf daß sie den Landen ein solches
> Schauspiel biet' und lange bestimmt zu so hehrem Berufe,
> Himmlischen Gast aufnehme dereinst. Ein mächtiger Felsen
> Wuchtet darauf und es hangen herein vielzackige Blöcke
> Rings, und verwittert Gestein allseits umsäumet die Grotte,
> Ein willkommenes Heim nach Tagwerks Mühe dem Landvolk.

Im dritten Gesange wird die Geburt des Heilands festlich begangen und nach homerischem Vorbild ein himmlischer Rath abgehalten, bei dem den antiken Gottheiten allegorische Wesen wie die Freude, die Hoffnung, die Eintracht substituirt sind; darauf folgt die Anbetung der Hirten, und zuletzt referirt der Fluß Jordan mit ziemlicher Breite die durch Proteus ihm gewordene Weissagung seines Ruhms, eine Wiederholung jener im ersten Gesange enthaltnen Scene, die der Erfindungskraft des Poeten wenig Ehre macht.

An Ruf zunächst kam diesem Gedicht, das eine ungeheure Zahl von Auflagen erlebte und zu verschiednen Malen commentirt wurde, die ebenfalls auf Leos Anregung entstandene „Christiade" des Girolamo Vida, die an poetischem Gehalt dem Werke Sannazars fast überlegen ist. Die grandiose Schilderung des höllischen Rathes hielt selbst Tasso für würdig, sie fast wörtlich übersetzt seinem „Befreiten Jerusalem" einzuverleiben. Daß Vida über eigene Phantasie gebietet, zeigt sich in Fällen, wo der biblische Bericht schweigt, wie bei der Erzählung von der Ehebrecherin, deren äußeres und inneres Leben in meisterhaften Zügen entwickelt wird, oder bei der Schilderung des Traumes, durch den die Gattin des Pilatus erschreckt wird. Daneben finden sich freilich einzelne bedenkliche Mißgriffe, wie die so ganz am unrechten Orte eingeflochtene lange Erzählung der Lebensgeschichte Christi, die Pilatus, von den Juden zur Fällung des Urtheils gedrängt, nichtsdestoweniger geduldig anhört. Für deutsche Leser sind Stellen wie die Versuchung des Judas durch ihre Aehnlichkeit mit Klopstocks Messiade von besonderm Interesse. Anhangsweise möge noch der „Sarca" des Cardinals Bembo, obwohl dem Inhalt nach ebensowohl der Idylle wie dem Epos angehörig, hier Erwähnung finden, der in classischen Hexametern die Vermählung jenes Flußgotts mit der Nymphe Garda schildert und die Seherin Manto den einstigen Ruhm des Virgil aufs schwunghafteste prophezeien läßt.

Indem wir uns nunmehr der Betrachtung des gleichzeitigen italienischen Dramas zuwenden, betreten wir ein Gebiet, auf welchem sich fast ausschließlich die gelehrte Bildung thätig und herrschend zeigt. Es ist nicht zu entscheiden, wie sich die dramatische Kunst in Italien entfaltet haben würde, wenn sie, wie die griechische, aus nationalen Elementen hervorgegangen wäre. Die kirchlichen Mysterien, in denen man oft den Ausgangspunkt des italienischen Dramas hat erblicken wollen, lassen thatsächlich einen innern Zusammenhang mit dem kunstmäßigen Drama, wie es sich im 15. Jahrhundert auszubilden begann, nicht erkennen. Das Drama der Renaissance ist keine Frucht eines auf nationaler Grundlage vollzognen künstlerischen Entwicklungsprocesses, sondern vielmehr eine Anleihe von einer fremden, abgeschlossen vorliegenden Culturepoche, dem classischen Alterthum. Das Studium desselben hatte bereits im 15. Jahrhundert das Verlangen erweckt, auch in dramatischen Dichtungen mit den Alten zu wetteifern, und eine Reihe von Nachahmungen hervorgerufen, die bis über die Hälfte des Jahrhunderts nur in lateinischer Sprache auftraten. Lag darin von vornherein eine Emancipation von allem Volksthümlichen ausgesprochen, so war es nicht minder verhängnißvoll, daß die dramatischen Regeln, anstatt sich allmählich aus der dichterischen und scenischen Praxis zu ergeben, bereits fertig vorlagen und es lediglich galt, die gewählten Stoffe denselben möglichst anzupassen. Man nahm

diese Regeln, die man übrigens nur ungenügend und einseitig erfaßte, blindlings und ungeprüft als Norm an, und die unantastbare Autorität derselben verhinderte, wie später bei den Franzosen, jeden originellen Anlauf. So wurden die mehrfach unternommenen, wenn auch noch unbeholfenen Versuche, Ereignisse der vaterländischen Geschichte dramatisch zu verwerthen, durch das gelehrte Drama bald zurückgedrängt.

Von verschiednen kleinern Fürstenhöfen, wie denen zu Mailand, Mantua und Ferrara eifrig gepflegt, erfreute sich das Theater zu Rom, wo schon Pomponius Laetus durch Aufführung antiker Stücke, besonders plautinischer Lustspiele, sowie der Cardinal Raffaello Riario durch seine enthusiastischen Bemühungen wirksam vorgearbeitet hatte, einer besondern Gunst unter dem prachtliebenden Mediceer Leo X., der die Seneser Gesellschaft der Akademiker an seinen Hof zog und von dieser nicht nur die Stücke des Plautus und Terenz, sondern auch Originalpossen, meist ziemlich derber Art, in Scene setzen ließ.

In die leoninische Periode fällt aber auch das erste regelrechte italienische Trauerspiel größern Umfangs. Trissino, den wir bereits als den Vater jenes todtgebornen heroischen Epos kennen lernten, ward auch der Begründer der antikisirenden Tragödie, und zwar durch seine im Jahre 1514 aufgeführte „Sofonisba." Er hatte damit mehr Glück als mit jenem epischen Experiment, nicht nur weil das bekannte Sujet ungleich dankbarer, sondern auch weil das dramatische Talent des Dichters sein episches entschieden überragte, wie schon aus dem planvollen, geschickten Aufbau des Stückes hervorgeht. Auch sticht der Schwung der Sprache und die Wärme des Gefühls, zu der er sich an mehreren Stellen, namentlich bei dem Untergange der Heldin und in einigen lyrischen Partien erhebt, aufs erfreulichste ab von der Trockenheit und Kälte seines epischen Werkes. Wie in diesem führte Trissino übrigens auch in der „Sofonisba" den reimlosen fünffüßigen Jambus ein und behielt den Reim bloß in den lyrischen Bestandtheilen bei, die dem Chore der cirthensischen Frauen zufallen. Dieser, eine rein äußerliche Copie des griechischen Chores, mit dem er sogar die Eigenthümlichkeit gemein hat, daß er constant in der ersten Person des Singulars von sich spricht, steht freilich, was den Ton seiner Ergüsse betrifft, jener süßlichen Declamation weit näher, die zwei Jahrhunderte später in Metastasios Stücken die Herrschaft führt, und wirkt in den meisten Fällen durch seine weitschweifigen und oft recht banalen Auslassungen nur retardirend auf den Gang der Handlung. Auch die ausgedehnte Stichomythie in dem Dialog zwischen Lälius und dem Boten ist eine unverkennbare Nachahmung der antiken Muster, desgleichen die Exposition, die jedoch ganz überflüssige, für den Inhalt des Stückes bedeutungslose Momente mit größter Umständlichkeit entwickelt. Ueberhaupt wird zuviel erzählt und zu wenig gehandelt:

so ist der nahezu fünf Seiten einnehmende Bericht, den eine Sclavin von dem Ende der Heldin giebt, für moderne Begriffe entsetzlich schleppend. Der Hauptfehler liegt indeß in der mangelhaften Charakteristik der einzelnen Personen, von denen eine wie die andere, sei es nun Scipio, Syphax oder Massinissa, sich in demselben hochtrabenden, eines individuellen Gepräges entbehrenden Pathos ergeht.

Der nächste, der in Trissinos Fußtapfen trat, war der Florentiner Rucellai, der außer einem „Orestes" auch einen romantischen Stoff in seiner „Rosmunda" behandelte und damit eine lange Reihe blutiger Greuelstücke eröffnete. Die Fabel des Trauerspiels, nach Paulus Diaconus ziemlich frei gestaltet, ist in Kürze folgende. Rosmunda, die Tochter des im Kampfe mit dem Langobarden-König Alboin gefallnen Gepidenfürsten Kunimund, bestattet, eine zweite Antigone, dem Verbote des Siegers trotzend, die Leiche auf dem Schlachtfelde. Falisco, ein Hauptmann Alboins, betrifft sie dabei und nimmt sie mit ihrer Amme und dem Chore ihrer Jungfrauen gefangen. Alboin, der sie tödten will, wird von Falisco, der sich dankbar der von ihrem Vater genossenen Wohlthaten erinnert, davon abgebracht und sogar bestimmt, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Rosmunda nimmt schließlich seinen Antrag, den sie zuerst entrüstet zurückweist, auf Zureden der Amme an. Sie wird geliebt von Almachild, einem jungen Krieger des Alboin, der sich zu ihrem Retter aufwirft. Seine Hoffnungen werden jedoch vernichtet durch die Kunde von der bereits vollzognen Vermählung, bei welcher der König Rosmunda gezwungen hat, ihm aus dem Schädel ihres Vaters Bescheid zu thun; sie hat sich lange gegen das Gräßliche gesträubt, durch die fürchterlichen Drohungen aber

Zum Tod erschreckt, versuchte sie zuletzt
Dreimal, indem die Hand ihr zitterte,
Die grauenvolle Schale zu ergreifen —
Doch ebensoviel Male sanken ihr,
Besiegt vom Schmerzgefühl, die Hände nieder.
Am Ende nahm der König sie und setzte
Sie an den Mund ihr, und dem Zwang sich fügend,
Trank sie daraus, doch Thränen mehr als Wein.

Zur Erhöhung des Effects erscheint die Unglückliche alsbald mit dem Schädel auf der Bühne. Almachild beschließt sie zu rächen und den König zu tödten, und im fünften Acte berichtet eine Sclavin, daß er es ausgeführt. Rosmunda preist Gottes Schutz, und damit verläuft das Stück vollständig im Sande, indem man weder erfährt, was aus ihr, noch was aus ihrem Befreier wird. Trotz des romantischen Stoffes lehnt sich die Behandlung eng an die classischen Vorbilder an, und selbst einzelne Stellen derselben, wie das berühmte sophokleische „Nie geboren zu sein" finden sich fast wörtlich in dem Stücke wieder.

Wir gehen nicht näher ein auf die wüsten Machwerke eines Lodovico Dolce, Vincenzo Martelli und andrer, die sich zu ihrer Zeit eines maßlosen Beifalls erfreuten und sich gegenseitig darin zu überbieten suchten, durch die forcirtesten Reizmittel auf die abgestumpften Nerven einer Generation zu wirken, die wenig darnach fragte, ob den aristotelischen Forderungen einer tragischen Schuld und Sühne, einer Katharsis Rechnung getragen wurde. Hatte doch dieses Zeitalter, ähnlich demjenigen des Seneca, alle festen sittlichen Begriffe und Maßstäbe verloren, ein Umstand, in dem, wie Hettner in seinen „Italienischen Studien" (S. 276 ff.) scharf betont hat, der Hauptgrund zu suchen ist, daß die italienische Renaissance, so schöpferisch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, im Drama zu einer selbständigen, großen Leistung sich nicht aufzuschwingen vermochte. Auch Tassos „Torrismondo", eine Umbildung des Oedipusmythus, kann ungeachtet seines sichern Kothurnschrittes den Werth einer großen poetischen That nicht beanspruchen. Als eine Ironie des Schicksals erscheint es fast, daß gerade Pietro Aretino, der literarische Sansculotte par excellence, in seiner „Orazia" sich in so hohem Grade der Aufgabe gewachsen zeigt, eine wirkliche Tragödie hervorzubringen, und in einzelnen Scenen eine dramatische Kraft entwickelt, um die ihn alle übrigen Tragiker Italiens beneiden dürfen.

Daß innerhalb der Komödie die Herrschaft der Gelehrsamkeit keine so ausschließliche sein konnte, erklärt sich schon aus dem Wesen dieser Gattung, die der Sphäre des Volkes am nächsten steht und dem italienischen Naturell bei seiner ausgesprochnen Vorliebe für Witz und Satire besonders sympathisch erscheinen mußte. So hat sich denn die mehr oder weniger improvisirte commedia dell' arte mit ihren stehenden Typen dauernd neben dem Lustspiel der Gelehrten, der commedia erudita zu behaupten vermocht und, wenn auch mit vornehmer Geringschätzung von jenen betrachtet und von den Bühnen der Akademien verbannt, auf freien Plätzen das Ergötzen der Masse gebildet. Das Vorhandensein einer solchen nationalen Richtung gereichte aber mit der Zeit auch der gelehrten Komödie zu entschiednem Vortheil, indem dieselbe dadurch veranlaßt ward, mit dem Leben der Gegenwart Fühlung zu suchen, wenn sie auch in der Form ebenso streng wie die Tragödie an den Regeln des classischen Kanons festhielt und sich sogar in vielen Fällen darauf beschränkte, die Fabeln antiker Stücke durch Uebertragung der altrömischen Verhältnisse ins Moderne ihrem Publicum mundgerecht zu machen. Der Begünstigung, welche die Aufführungen des Plautus und Terenz seit dem 15. Jahrhundert an den Höfen und Akademien genossen, ist bereits oben gedacht worden, und ebenso legen die zahlreichen Ausgaben und Uebersetzungen jener Dichter beredtes Zeugniß für ihre ungemeine Beliebtheit ab.

In das Verdienst, für die commedia erudita die nationale Sprache ein-

geführt zu haben, theilen sich Arioſt und der Cardinal Bibbiena, von denen der erstere in seiner „Caſſaria“ und den „Suppoſiti“ in Bezug auf Inhalt und Behandlung ſich noch völlig von Plautus und Terenz abhängig zeigt, während in der „Lena“ und noch mehr im „Negromante“ das nationale Element in den Vordergrund tritt und ſomit eine Annäherung an die commedia dell' arte ſtattfindet. Das letztgenannte Werk, in der Form antikiſirend, indem es durchgängig in Trimetern oder wenn man will in versi sdrucciolo verfaßt iſt, darf als ein durchgebildetes Intrignenſtück bezeichnet werden, in welchem die Satire ihr ausgelaſſenes Spiel treibt.

Wie der Inhalt aller dieſer Stücke einen düſtern Einblick in die moraliſche Verkommenheit des Zeitalters eröffnet, ſo zeigt ſich auch in der Komödie des Cardinals Bibbiena, jenes maître de plaisir am Hofe Leos X., eine erſchreckliche Lockerung aller ſittlichen Fundamente. Seine vor den höchſten geiſtlichen Würdenträgern und hochgeſtellten Frauen aufgeführte „Calandra,“ die man als die beſte Komödie ihrer Zeit hinzuſtellen pflegt, iſt eine Umarbeitung der plautiniſchen Menaechmi, die außer ihm dem Triſſino, Firenzuola und zahlreichen andern Italienern den Stoff lieferten und auch auf Shakeſpeares What you will, wenn auch nur mittelbar, einwirkten. In der Vorrede zu dem in reinſter toscaniſcher Proſa verfaßten Luſtſpiel rechtfertigt der Autor die moderne Umformung des Stoffes durch die Ueberzeugung, daß eine ſolche dem Geſchmacke der Gegenwart mehr entſpreche, und die Anwendung des heimiſchen Idioms damit, daß er von allen verſtanden zu ſein wünſche, ein charakteriſtiſches Zeichen dafür, daß der gelehrte Poet ſich des Widerſpruchs zwiſchen der früher herrſchenden lateiniſchen Form und dem Zwecke der Luſtſpieldichtung klar bewußt war. „Die Sprache,“ ſo heißt es im Vorwort, „die Gott und die Natur uns gegeben, dürfen wir nicht geringer ſchätzen als die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche. ... Sein eigner Feind iſt, wer die fremde Sprache mehr achtet als die eigne. Die meine iſt mir ſo theuer, daß ich ſie nicht für alle Sprachen, die heute exiſtiren, dahingäbe; ſo, hoffe ich, geht es auch euch. Darum muß es euch angenehm ſein, die Komödie in eurer Sprache zu hören.“ Von einer Analyſe des Stückes dürfen wir um ſo eher abſehen, als dieſelbe anderwärts ausführlich gegeben iſt;*) von den Eigenthümlichkeiten der Behandlung aber, dem das Ganze durchdringenden geiſtreich frivolen Ton und der Leichtigkeit und Lebhaftigkeit des Dialogs läßt ſich natürlich nur aus der Lectüre ſelbſt eine Vorſtellung gewinnen. Bedenkliche Stellen ſtreichen oder abändern, wie es das Teatro Valle zu Rom vor kurzem thun zu müſſen glaubte, um die „Calandra“ dem modernen

*) S. Ruth, Geſchichte der italieniſchen Poeſie. II, 520 ff.

Publicum vorzuführen, heißt die Physiognomie eines Stückes verwischen, dessen ganze Haltung sich über alle heutzutage geltenden Rücksichten dreist hinwegsetzt.

Ueberragt werden Ariost und Bibbiena im komischen Fache von Macchiavelli, der im Unmuth über die kläglichen Zeitverhältnisse geistige Ablenkung suchend, zu verschiednen Malen den Soccus anlegte. Die wegen ihres Inhalts berüchtigte „Mandragola" muß vom rein künstlerischen Standpunkte aus betrachtet ob ihres vortrefflichen Aufbaues und der scharfen Charakteristik, namentlich des geradezu meisterhaft gezeichneten Pater Timoteo, als die bedeutendste Leistung in der Geschichte der italienischen Komödie gelten. Ganz besonderes Interesse darf sie auch deshalb beanspruchen, weil sie nicht etwa wie die „Clizia" desselben Verfassers nach römischem Muster gearbeitet ist, sondern durchaus auf eigner Erfindung beruht, die allerdings vielleicht, wenn man der Tradition glauben darf, an einen wirklichen Vorfall anknüpfte. Wir begegnen hier dem Versuche eines berufnen Talents, die Komödie von den Fesseln der gelehrten Richtung zu befreien, einem Bestreben, welches von Pietro Aretino weiter verfolgt wurde. Dieser zeigt in seinen fünf Lustspielen, die sämmtlich, nicht eben wählerisch, aus dem Leben und Treiben der Mitwelt schöpfen, bei aller Regellosigkeit und Indecenz eine Originalität der Erfindung und ein Gestaltungsvermögen, aus dem sich ahnen läßt, wie fruchtbar die Verschmelzung der commedia erudita mit der Volkskomödie hätte werden können, wenn sich eine mit wahrer künstlerischer Bildung ausgerüstete Kraft für diese Aufgabe gefunden hätte. Jedenfalls waren auf dem Gebiete der Komödie die Ansätze vorhanden, um das, was die gelehrte Dichtung innerhalb der übrigen Gattungen nicht vermochte, zu erreichen und durch das Studium des classischen Alterthums eine thatsächliche Förderung, eine wesentliche Bereicherung der nationalen Literatur herbeizuführen.

Bertuchs Briefe an Gleim.

Zur Geschichte des Weimarer Hofes beim Regierungsantritte Carl Augusts.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Friedrich Justin Bertuch war am 30. September 1747 als Sohn eines Arztes zu Weimar geboren. Durch den Tod seines Vaters — derselbe starb am 3. April 1755, 75 Jahre alt — früh verwaist, wuchs er in dem Hause eines thüringischen Predigers auf, mit dem die Mutter sich wieder verheirathet hatte. Er studirte dann in Jena zuerst Theologie, später Jurisprudenz.

Als Erzieher der Söhne des Freiherrn Bachof von Echt auf dem Gute Romschütz bei Altenburg, der als dänischer Gesandter und Geheimerath in Madrid gelebt hatte und eine treffliche Sammlung der spanischen Classiker besaß, wurde er sowohl durch den Freiherrn selbst als durch einen Kammerdiener mit spanischer Sprache, Literatur und Sitte bekannt. So kam es, daß er später wenn auch nicht die erste, so doch die erste gute Uebersetzung des Don Quixote liefern konnte. Wie Hannibal durch den Marsch in den ausgetretenen Gewässern Oberitaliens ein Auge verlor, so behauptete Bertuch etwas übertrieben, daß der Fleiß beim Don Quixote ihn sein rechtes Auge gekostet habe. Bei Abfassung dieser Bearbeitung war er aber auch schon durch Wieland angeregt. Wielands Roman Don Silvio von Rosalva diente ihm sonderbarer Weise neben Cervantes und Avellaneda als Muster. Die Uebersetzung erschien 1775 und 1776. Bertuch wohnte damals zu Weimar in einem Hause, wo er besonders an Werktagen die Krämer und Käufer belauschen konnte. Er benutzte dies, um viele spanische Redensarten durch deutsche zu ersetzen, die dem Handel und Verkehr in Deutschland abgelauscht waren.

Aber die Anregungen, die er im Altenburgischen empfing, beschränkten sich wohl nicht auf den Don Quixote. Gab er doch schon 1771 während der Altenburgischen Periode selbst unter dem Titel „Heinrich und Emma" eine Nachbildung von dem Nußbraunen Mädchen*) des Dichters Prior heraus. Auch seine Verbindung mit Christian Felix Weisse**) stammt wohl schon aus der Sachsen-Altenburgischen Periode.

Im Jahre 1773 kehrte Bertuch nach Weimar zurück, wo er nach dem Tode seines Stiefvaters schon die Schule besucht hatte. Hier hatte Wieland 1773 den Deutschen Merkur gegründet. Bertuch wurde sehr bald Mitarbeiter, nach und nach aber Mitredacteur, Expedient und Verleger desselben. Abgesehen von dem Buchhändler Nicolai war er der einzige Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, der vom Selbstverlage zum schwungvollen Betriebe des Buchhandels überging. Von dem Schauspieldirector Seiler, mit dem er zunächst durch Abfassung oder Uebersetzung von Singspielen in Verbindung stand, hatte er die Buchführung erlernt. Weder bei Klopstock und Lessing noch selbst bei Bode scheint dies der Fall gewesen zu sein, und recht im Gegensatze zu Bertuch, aus dessen Unternehmungen 1791 das Industriecomptoir zu Weimar hervorging, wurden die in Gleims Selbstverlage erschienenen Schriften später nur noch verschenkt. Bertuchs Vorschläge für ihren regelrechten Vertrieb blieben, ebenso wie vielfache ander-

*) Man wird bei diesem Namen an das nußbraune Mädchen bei Goethe erinnert.

**) Vergl. Minor, Bertuch an Weisse im Archiv für Literaturgesch. 1880. S. 484—487.

weitige Verhandlungen, ohne Erfolg. Doch wurde nach Gleims Tode eine rechtmäßige Gesammtausgabe seiner Werke durch seinen Neffen Körte veranstaltet.

Ein ungleich bedeutenderes Interesse aber als diejenigen Stellen, welche sich in dem nachfolgenden Briefwechsel auf Gleim und Bertuch beziehen, nehmen diejenigen in Anspruch, in denen Bertuch über Wieland berichtet. Zwar ergänzen sie in Bezug auf Wielands Besuche bei Gleim nur Wielands eigne Correspondenz mit Gleim.*) Aber in Bezug auf den Sturz des Grafen Görtz sprechen sie das aus, was Wieland kaum anzudeuten wagt. Sie enthalten die erste nähere Nachricht über diesen für die Geschichte Carl Augusts so wichtigen Vorfall, ohne den vielleicht ebensowohl Wieland als die Herzogin Anna Amalia den Hof zu Weimar verlassen haben würde.

In den Denkwürdigkeiten des Grafen Görtz aus dessen hinterlassnen Papieren**) ist bloß gesagt, daß die Herzogin ihn drei Monate vor dem Regierungsantritte des Erbprinzen als Leiter seiner Erziehung entlassen habe, was für Görtz höchst unerwartet und schmerzlich gewesen sei. Auch Wegele weiß bloß, daß Görtz bald überflüssig geworden. Wegele***) und Düntzer†) sagen in ihren Schriften über Carl August fast gleichlautend, daß sie sich nur weniger handschriftlichen Quellen zu erfreuen gehabt hätten, aber gerade über den Abschied von Görtz scheinen sie beiden ganz gefehlt zu haben. Johann Gustav Droysen als Verfasser einer Schrift über Carl August wußte nichts über die Entlassung des Grafen Görtz. Er erinnert sich auch jetzt nicht, wie er mir gütigst mittheilt, in preußischen Acten, die den Fürstenbund betreffen, etwas darüber gefunden zu haben. Schölls Carl August-Büchlein fängt mit der Beziehung zu Goethe an und enthält gleichfalls gar nichts über den Grafen. Erst der Freiherr Carl von Beaulieu-Marconnay verbreitete Licht über die Angelegenheit, und dieses wird durch die seinem Buche††) in keiner Beziehung widersprechenden Briefe von Bertuch an Gleim noch heller. Die Resultate aus dem Nachlasse Fritschs, welchen Beaulieu mitgetheilt hat, und die aus den Briefen Bertuchs, die hier abgedruckt werden sollen, sind nun mit einander verbunden folgende.

Die Erziehung Carl Augusts während der Regentschaft war dem Grafen Görtz und Wieland, der dem Grafen Dank schuldig war, übergeben. Beide hielten

*) Vgl. H. Pröhle: Lessing, Wieland, Heinse. S. 234—237.

**) Zwei Bände, Stuttgart, Cotta, 1827. I. S. 12 und 14.

***) Leipzig, 1850. Man vergleiche besonders S. 21.

†) Leipzig, Dyk. S. besonders I. (1861), S. 4 und 8.

††) Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch. Weimar, Böhlau, 1874. Vgl. besonders S. 88—100.

unter sich und mit dem biedern Prinzen so treu zusammen, daß sich dessen Mutter besonders durch den Sohn zurückgesetzt fühlte. Sie zog ihren Minister v. Fritsch ins Vertrauen, um eine Aenderung dieser Verhältnisse herbeizuführen. Dieser verwies sie auf die Zukunft, in der gewiß von selbst eine Trennung zwischen Görtz und Wieland eintreten werde. Die Voraussagung traf ein, und zwar gingen die ersten Schritte zur Uneinigkeit allerdings von Görtz aus, in welchem möglicher Weise Bedenken gegen die ganze Wielandsche Richtung besonders im Verhältnisse zur Prinzenerziehung entstanden waren, Bedenken, die er anfänglich jedenfalls nicht gehabt hatte. Schon Düntzer weiß, daß Wieland den Grund legte zu Carl Augusts Vorliebe für die französische Literatur und das Schlüpfrige dabei nicht als gefährlich betrachtete. Mit Rücksicht auf diese Richtung, die Wieland auch dem künftigen Regenten mitzutheilen gestrebt hatte, versuchte dann Graf Görtz auf der großen Reise eine Gegenwirkung. Mit Bezug auf diese Reise weiß dies im wesentlichen schon Düntzer, wenn er dabei auch vorzugsweise an Wielands Freund Knebel denkt, der an der Reise selbst theilnahm, aber eine einfachere Natur war, auch als Erzieher des Prinzen Constantin weniger in Betracht kommen konnte. Desto wichtiger war Wieland, dessen Stellung um diese Zeit im allgemeinen auch durch den Göttinger Dichterbund erschüttert war. 1774 hatte er seinen „Verklagten Amor" beendigt, in welchem er auf die satirische Nachricht anspielt, daß die deutschen Dichter zu Walpurgis am Fuße des Brockens den Wodan anbeteten. Da dies eine Anspielung auf Schloß Wernigerode am Fuße des Brockens und auf die Theilnahme der Grafen Stolberg am Göttinger Dichterbunde war, so hatte der geschäftige Gleim sich bemüht, wenn auch nicht seine Grafen zu Stolberg-Wernigerode, die bei dem Halberstädter Domcapitel betheiligt waren, von dem Verdachte zu reinigen, daß sie bei den Wodansmahlen der Göttinger Dichter präsidirt hätten, so doch anzudeuten, daß jene Stolberge in Göttingen nicht zu den Grafen zu Stolberg-Wernigerode gehörten, worüber sich dann Wieland am 17. October 1774 noch nähere genealogische Mittheilungen ausbat.*) Nur acht Tage später ist der unten mitgetheilte Brief Bertuchs vom 24. October 1774 und der eingeschobene Brief Boies vom 25. October 1774 geschrieben, welche beide von Wielands Verhältnisse zum Dichterbunde handeln. Wenn man sich aber auch schwer enthalten kann, die Richtung des Dichterbundes und die des Grafen Görtz oder Carl Augusts gegen Wieland in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, so lag doch zuletzt der Herzogin Anna Amalia nichts daran, den schwachen Wieland, sondern vielmehr den staatsmännischen Görtz zu beseitigen. Ihre Klage gegen Fritsch, daß ihr Sohn „verzogen" sei, war nicht sowohl eine

*) Vgl. Lessing, Wieland, Heinse, S. 74 und 75.

Anspielung auf die schlüpfrige Wielandsche Richtung als auf Carl Augusts unkindliches Verhalten gegen die Mutter gewesen. Man hatte die Stellung Carl Augusts in Bezug auf die Regierungsverhältnisse formell ungebührlich eingeschränkt; aber bald hatte trotzdem die Mutter von den Behörden kaum noch das für sie nöthige Geld herausbekommen können. Vielleicht hatte gerade der staatsmännische Görtz Carl August die Augen darüber geöffnet, daß ihm als Erbprinzen nicht die Ehren bestimmt waren, die er hätte beanspruchen können. Jedenfalls gelang es Wieland, der selbst in Gefahr war, beseitigt zu werden, den Grafen zu stürzen, wenn auch nur deshalb, weil Görtz wegen eines Todesfalls hatte verreisen müssen. In den nachfolgenden Briefen vom 27. Juni 1775, 2. Juli 1775 und 14. Juli 1775 wird dies zum ersten Male dargelegt. Durch sein Auftreten in dieser Sache bewährte sich Wieland seiner Meinung nach gewiß als den Mann, der Carl August, diesem Alcid al bivio, schon in seiner Dichtung „Hercules am Scheidewege" nach Kräften seine Rathschläge ertheilt hatte.

Was Wieland selbst viel zurückhaltender über diese Angelegenheit an Gleim schrieb, stimmt doch mit Bertuchs Briefen an Gleim gar wohl überein, selbst wenn man davon absieht, daß Wieland öfters auf die Ergänzung durch Bertuchs Correspondenz gerechnet haben mag. Wielands Feindseligkeit bestätigt auch der in Keils „Frau Rath" abgedruckte Brief Wielands. In der Biographie des Grafen Görtz von Heinrich Döring*) wird zwar gesagt, der Grund, warum Görtz seine Stelle als Oberhofmeister niedergelegt habe, sei nicht bekannt; allein weiterhin wird doch bemerkt: „Ob sich das freundschaftliche Verhältniß zwischen Görtz und Wieland auch später erhalten, ist zweifelhaft. Aus der Correspondenz zwischen Görtz und Dalberg scheint hervorzugehen, daß das Verhältniß durch ein zweideutiges Benehmen Wielands gegen seinen ehemaligen Freund lockerer geworden. ‚Wenn Wieland etwas entschuldigt, schrieb unter anderem Dalberg am 18. September 1775, so ist es die Eigenschaft eines Dichters.'"

So hatte sich Wieland die Herzogin verpflichtet und seine in dieser Zeit auch durch den Hainbund tief erschütterte Stellung wenigstens am Hofe zu Weimar für immer befestigt. Daß ohne Wielands Sieg auch Goethe in Weimar nicht möglich gewesen wäre, scheint mir ohne Grund behauptet worden zu sein. Da-

*) Freiherr von Biedermann in Dresden hatte die Güte mich auf diese wenig bekannte Arbeit in der allgemeinen Encyklopädie I. Serie, 72. Theil, S. 178—196 aufmerksam zu machen. Dörings Urtheil hatte um so mehr Gewicht, als er von Bertuch und Wielands Sohne das Richtige wissen konnte. Doch ist diese Stelle bei Döring entnommen aus Görtz' Denkwürdigkeiten I. S. 27 und 28. Döring schrieb auch Bertuchs Biographie in den Zeitgenossen, Neue Reihe, Bd. 5. Heft XIX S. 77—103.

gegen konnte von Gleims Ueberſiedlung nach Weimar, von der in den nachfolgenden Briefen viel geſprochen wird, nach Goethes Einzuge keine Rede mehr ſein. Die Urſache davon, daß Gleim ſich in Halberſtadt nicht gefiel, mag die geweſen ſein, daß er ſich als Domſecretär durch ſeinen Streit mit Spalding, in welchem dieſer im Rechte war, geſchadet hatte. Die läppiſche Geſchichte vom Paſtor Amor, die in dem Briefe vom 24. Oct. 1774 gut erzählt iſt, hatte neuen Verdruß gemacht. Aber auch ſein Amt an ſich war dadurch unangenehm, daß die ergiebigen Einnahmequellen desſelben zu wenig geregelt waren. Das Vermögen, welches er zu jener Zeit ſchon beſaß, an Wielands Seite in Weimar zu genießen, mußte für ihn ein verlockender Gedanke ſein. Indeſſen verräth uns Bertuchs Brief vom 28. April 1775, daß Gleim Wielands Charakter nicht traute. Außerdem entging es Gleim gewiß nicht, daß der eigennützige Bertuch ihn in buchhändleriſche Speculationen zu verflechten gedachte. Suchte doch Bertuch noch in ſeinem reichen und glücklichen Alter Ludwig Wieland, den Sohn ſeines Freundes, als Redacteur des Oppoſitionsblattes auf eine unerlaubte Weiſe auszunutzen, wie dieſer ſelbſt gegen Heinrich Döring geklagt hat.

Die Beziehungen der Herzogin und Wielands zu Görtz blieben unfreundlich. Wieland und die Herzogin aber blieben lebenslänglich im beſten Einverſtändniß. Carl Auguſt wußte ſich Görtz bei der Entlaſſung zu verbinden. Er begnügte ſich nicht damit, daß Görtz ſchon durch das Entlaſſungsdecret der Herzogin vom 1. Juli 1775 den Titel Excellenz und eine lebenslängliche Penſion von 1500 Thalern erhalten hatte; er verſchaffte ihm auch noch 20 000 Thaler durch die Landſtände, nahm ihn mit zu ſeiner Vermählung und machte ihn zum Oberhofmeiſter der neuen Herzogin. Indeſſen zeigte ſichs bald, daß Anna Amalia nicht ohne Grund den Grafen Görtz gefürchtet hatte. War er auch in dem Intriguenſpiele der Dichter und Frauen zu Weimar unterlegen, König Friedrich berief ihn zu den ehrenvollſten diplomatiſchen Arbeiten vor dem baieriſchen Erbfolgekriege und am Fürſtenbunde.

Bertuch konnte ſchon ſeinen Brief vom 16. September 1775 aus Schloß Belvedere datiren. Als geheimer Secretär hatte er auch die Aufſicht über den Park. Ob das, was Bertuch als Gärtner gethan, auf Goethes Wahlverwandtſchaften eingewirkt hat, weiß ich nicht. Aber daß Bertuchs Frau, eine geborne Slevogt aus Waldeck, junge Mädchen in der Verfertigung künſtlicher Blumen unterrichtete, hat, wenn ich nicht irre, ſeinen Schatten in Goethes Leben und Dichtungen geworfen.

Ich laſſe nun zunächſt den Briefwechſel zwiſchen Bertuch und Gleim folgen, wie er in der Gleimſchen Familienbibliothek zu Halberſtadt aufbewahrt wird.

1. Bertuch an Gleim. Weimar, den 23. September 1774.

Wüßten Sie, mein Theuerster Gleim, in welche Angst und Bekümmernis Ihr noch immer dauerndes Stillschweigen Ihre hiesigen Freunde, Ihren Wieland und mich setzt, gewiß, auch nur ans Mitleiden, hätten Sie uns seit Ihrer Zurückkunft ein Paar Zeilen geschrieben, damit wir wüßten, wie Sie sich befänden. Sind Sie krank, bester Mann? oder sind Sie aufs neue wieder so in Ihre marternden Verdrüßlichkeiten verwickelt, daß Sie nicht an uns denken können? Sind Sie denn mit Ihrer lieben Gleminde von uns wohl nach Hauße gekommen? Haben Sie meinen Brief vom 14. August nicht erhalten? Lieber Gott! was hätte ich Sie nicht alles zu fragen, wenn ich mein Herz ausleeren wollte! Nur auf eins wenigstens antworten Sie mir, mein Theuerster: nämlich daß Sie noch leben, gesund und noch mein Freund sind; dann bin ich zufrieden.

Unser Wieland ist diese Woche mit einem Sohn erfreut worden. Ein wackrer Junge. Die Seeligkeit sollten Sie sehen, in welche er Vater und Mutter gesetzt. Ich weiß Sie nehmen Theil daran. Beyde Weiber, die Wöchnerin und die alte Mama, haben mir es nachdrücklich aufgetragen, Ihnen diese Neuigkeit, nebst tausend Empfehlungen von beyden an Sie und Ihre Mlle Niece, zu schreiben. Ich hätte es ohnedieß gethan, denn ich weiß ich kann meinem Gleim keine größere Freude machen, als wenn ich ihm schreibe, daß seine Freunde glücklich sind.

Um alles was Ihnen theuer und werth ist, bitte ich Sie, Theuerer Freund, reißen Sie uns nur durch eine Zeile an Wieland oder mich aus der Ungewißheit über Ihr Befinden. Ich umarme Sie aufs zärtlichste — o! möcht ich es persönlich können. — Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Gleminde und bleiben Sie mein Freund.

2. Bertuch an Gleim. Weimar, den 24. October 1774.

Welche Herzensfreude, mein Theuerster Gleim, machten mir nicht Ihre zwey Briefe, die ich beyde zugleich, einen von unserm Wieland, und einen durch die Post erhielt! Sie sind gesund? und noch mein Freund? O nun lebe ich wieder; was braucht ich weiter zu meiner Zufriedenheit? Im allgemeinen nichts; aber ihr einen höheren Grad von Vollkommenheit zu geben, vielleicht, einen Tag bey Ihnen in Halberstadt zu seyn, und mich mit Ihnen zu letzen und satt zu schwatzen. Dank, tausend Dank, guter, bester Mann, für Ihre herzliche Einladung dahin! Ich will kommen, aber diesen Winter nicht; vielleicht künftiges Frühjahr mit den Schwalben. Ich habe viele Ursachen dazu; denn 1. soll sich der kleine Sturm, in welchem Sie noch jetzt auf dem Meere schweben, ganz legen, und Sie sollen gutes Muthes werden; 2. will ich gern die Natur in Ihrem kleinen Sans Souci in neuem Gewande sehen, an Ihrer Hand zur Quelle Ihrer Emma*) wallfahrthen und Blumen brechen. Der Himmel wird mich doch noch bis dahin frey laßen. Haben Ihre Verfolger noch nicht ausgerast? Möchten Sie doch bald dieser Unsinnigen los werden, und in den Hafen der Ruhe einlauffen: Und, o liebster Gleim, möchte Weimar dieser Hafen für Sie seyn, wo Ihnen so manch warmes Herz entgegen-

*) Bei Gleims Gartenhause fließt die Holz-Emme oder Holz-Emma vorbei, die noch in diesem Jahrhundert als holde Emma besungen worden ist. Emma bedeutet Fluß wie in Emmenthal. Die Quelle dieser Emma ist freilich nicht bei Halberstadt, sondern am Brocken.

klopft; wo Ihnen so viel Arme Ihrer Freunde offenstehen, und wo in wenigen Monaten ein junger Fürst regieren wird, der Musen und Künste schätzt, und ihre Priester schätzt und liebt. Ich habe Ihnen so viel zu sagen; wie werde ich es auf einem so elenden Bogen können? Also nur das Nöthigste.

1. Freund von Knebel ist wieder hier, hat seine Station angetreten und alles ist gut. Man schätzt und liebt ihn jetzt als einen ehrlichen Mann, sowohl von Seiten der Prinzen als der Herzogin. Ich freue mich, daß es so gut gegangen ist. Ihr Zeugniß von seinem Charakter bey Wieland und ein Brief vom Graf Görz aus Potsdam an unsern H. Graf zu Knebels Favour haben vieles dazu beygetragen.

2. Wie bedaure ich Sie nicht, liebster Gleim, daß es Ihnen so fatal mit Ihrem Halladat geht. Was hat denn Klopstock für Ursachen, sein Versprechen wegen des Debits durch seine Sammler zu brechen? Ich finde dies gar nicht fein. Alles was der Merkur kann, liebster Mann, soll er Ihnen dabey leisten. Der siebente Band war, als ich Ihren Brief erhielt, bereits gedruckt, und schon versendet. Zu diesem war es also zu spät. Im achten aber wollen wir Nachricht davon geben. Es wird bereits daran gedruckt. Schicken Sie mir also baldmöglichst eine gedruckte Nachricht deswegen, welche ich bey Versendung des achten Bandes an die Collecteurs beyschließen, und sie zu Sammlung der Pränumerationen und Beförderung des Debits auffordern kann. Die Correspondenz von unsern Collecteurs will ich Ihnen sämmtlich besorgen. Rechnen Sie bey Uebersendung der gedruckten Nachrichten wenigstens auf 110 Collect: jeder muß wenigstens 10 Stück haben, und also müßen Sie mir über 1000 Stück schicken. Wollen sehn! sagt Göthe.

3. Herr Professor Schmidt in Gießen schickt uns für den Merkur, ein Leben von Michaelis. Es ist gut geschrieben, hat viele Partikularitäten, und Ihr edles Herz, liebster Gleim, wird mit seinen Verdiensten um Michaelis in das wahre Licht gestellt. Von dieser Seite wäre also nichts dagegen zu sagen und es wär uns ein angenehmer Beytrag zum Merkur. Nun erinnerte ich mich aber, daß Sie mir sagten, Sie selbst wollten Michaelis Leben herausgeben, und dabey zugleich die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ankündigen. Wär dies, so würde es Ihnen nicht angenehm seyn, wenn wir Ihnen zuvorkähmen. Ferner möchte Freund Wieland die Geschichte von Pastor Amor darinnen durchaus nicht in die Welt schicken, ohne daß Sie sie gelesen und gebilliget, verbeßert oder commentirt hätten. Sie ist kurz; ich will sie Ihnen daraus abschreiben. „Gleich nach seiner (Michaelis) Ankunft in Halberstadt, bezog er das Zimmer des abwesenden Herrn Jacobi. Die Amoretten die dasselbe verzieren und insbesondere ein Pastor Amor veranlaßte ein Paar satyrische Briefe in Prosa mit untermischten Versen, die — besonders in den poetischen Stellen — die man auf eine Mißhelligkeit zwischen Herrn Gleim und Spalding deutete, viel Feinde erweckte. Sein Herz wußte nie etwas von persönlichem Haß, aber er würde solchen Mißdeutungen, gleich andern Satirikern künftig noch mehr unterworfen gewesen seyn. Eine Beylage jener Briefe war eine Probe einer Romanzirung der Aeneide, die er ganz durchzuführen gedachte." Dies ist es, liebster Gleim. Schreiben Sie uns ja ja bäldest Ihre Gedanken über diesen Punkt und ob wir überhaupt Herrn Schmidts Aufsatz annehmen können oder nicht; denn der Druck wartet drauf.

4. Haben Sie schon den Göttinger Musenalmanach von 1775 gelesen? Gott weiß was da in Göttingen für eine Rotte loser Buben aufsteht und unter Herrn Boies Anführung, den Götzen Wieland niederreißen, und unsinnig genug, auf deßen Trümmern Klopstocken, vielleicht malgré lui même, eine Bild- und Ehrensäule

errichten will. Das ganze Ding wimmelt von Pasquillen gegen Wieland; und Barde, Freyheit, Vaterland, Klopstock ist das allgemeine Feldgeschrey darinnen. Der kühnste Knabe von allen ist ein gewißer Voß; dieser Tritt S. 209 unter seinem eigenen Nahmen heraus vors Lager, spricht dem Riesen Wieland Hohn, und wirft nach ihm mit den Knochen unsres guten seel. Michaelis.*) Sehn Sie auch liebster Gleim wie sie sich S. 18 und 41 zweier kleiner Gedichte von Ihnen auf Klopstock zu erschleichen, und als Waffen gegen Wieland zu bedienen gewußt haben. Was hat Wieland den Leuten gethan, pour être maltraité de cette façon la? Ich kann unmöglich glauben, daß Klopstock dies alles billigen kann; oder ich weiß nicht was ich von ihm denken soll. Den jungen Dichterlingen vergebe ich es auch; denn diese hat Schwindelgeist und Bardenwuth ergriffen, aber Boie, dieser Boie, der heuer hier war; Wieland täglich besuchte; ihm in meiner Gegenwart ewge Liebe und Freundschaft schwor: mir und Gottern eben dies abwesend sagte, der nun dies drucken und der Welt unter seinem Namen lesen laßen kann, begeht eine Infamie. Er ist mein ältester akademischer Freund; aber diese That macht ihn in meinen Augen ehrlos. Ich habe es ihm trocken geschrieben. Wieland verhält sich bey der ganzen Sache wie die Sonne wenn der Mond vor sie tritt; wir Leutgen auf Erden leiden die Verfinsterung, und sie glänzt fort.

Unser liebes Fräulein Sunnemann grüßt Sie tausendmal. Die kleine liebenswürdige Schwärmerin liebt Sie ohne Gränzen; und doch wette ich nicht mehr als ich. Sie sind jetzt in Berlin, liebster Gleim? Möchten Sie doch Zeit haben mir bald zu antworten. Ich küße unsrer lieben Gleminde**) die Hand und bin ewig liebster Gleim Ihr Bertuch.

3. Boie an Bertuch. Göttingen, den 25. October 1774.

Ihr Brief, lieber Herr Bertuch, trifft mich, wie ich eben, nach Abwesenheit von vier Monaten wieder hierher komme, und selbst erst (Sie könnens glauben mit so vieler Bestürzung als Sie) das lese, worüber Sie sich beklagen. Der Almanach war schon ins Publikum, und dem Unheile war also nicht mehr abzuhelfen. Mein erster Gedanke, wie ich's sah, war, selbst deswegen an Herrn Wieland zu schreiben, und ihm mit zweyen Worten zu sagen, ich bin nicht mehr der Herausgeber des Almanachs, habe von diesem Angriffe nichts gewußt, billige ihn nicht und bin noch so sehr Ihr Freund als zuvor. Sie sind mir zuvorgekommen, und ich liebe Sie, wegen der edlen Hitze, mit welcher Sie's gethan haben. Wißen Sie also ich bin noch so sehr Ihrer guten Gesinnungen würdig, wie zuvor, und hören Sie kurz den Zusammenhang der Sache. Ich übergab bey meiner Abreise die Ausgabe des Almanach meinem Freunde Voß, völlig mich verlaßend auf seinen Geschmack, den ich kenne, und nichtsweniger befürchtend, als diesen für mich so unangenehmen Ausgang. Ich erhielt die ersten Bogen auf meiner Reise, war damit zufrieden, und zeigte sie unter andern Jacobi in Düßeldorf. Die letzten sah ich erst hier, und mein Erstaunen war so groß als meine Unzufriedenheit. Aber was soll ich sagen? Was thun? Voß hat nach seiner Ueberzeugung geschrieben, hat sich genannt,

*) Nicht allein einst gegen Heinse, sondern auch J. B. Michaelis gegenüber bei Gelegenheit seines „Pastor Amor" hatte Wieland eine sittliche Entrüstung gezeigt, die allgemein in Verwunderung setzte. Von Michaelis soll sich in Halberstadt eine Selbstbiographie voll Reue über sein Leben finden. Ein ergreifendes geistliches Lied von ihm selbst wurde bei seinem Begräbnisse gesungen.

**) Gleims Nichte und Haushälterin.

und ist wegen der Folgen ganz ruhig. Er kennt Wieland den Menschen nicht, und hat nicht unedel gehandelt, weil er Recht zu haben glaubt; dächt ich so, ich hätte ebenso geschrieben, ebenso drucken laßen. Ich bin froh und stolz, daß ich Wielanden von andrer Seite kenne; liebe und ehre ihn, werd es immer thun und würd es laut sagen, wenn ich den Beruf*) zu schreiben fühlte. Aber meinen Freund, trotz alles dieses wahrlich einen edlen jungen Mann, kann ich nicht zwingen zu denken, zu fühlen wie ich, da ich ihn nicht überzeugen kann. Das einzige was ich thun kann, ist, daß ich meine Hand ganz vom Almanach abziehe und das thue ich. Von diesem gehört mir so nichts, als das Manuscript zu den wenigen Bogen, die ich bey meiner Abreise in Voßens Hände ließ, auf diese hab ich ihm nun auch mein Recht abgetreten, und das Büchlein ist forhin [forthin] nicht mehr das meinige. Wenn Wieland und Sie mich kennen, wie ich hoffe, werden Sie das für keine Ausrede halten können. Ich mag nicht unter der Decke spielen. Die Beleidigung nicht gestehen, auf einen andern schieben, wäre unedler als die Beleidigung selbst. Daß ich nicht mehr der Herausgeber des Almanachs bin, sagen Sie bey Gelegenheit im Merkur, sonst aber, bitte ich, erwähnen Sie meines Namens dabey nicht. Ich bin in seltsamer Lage in dieser Sache. Viele meiner Freunde sind Wielands Freunde nicht. Ich gestehe es Ihnen so offen, daß ich Wielanden liebe, als ich ihm gestehn würde, daß sie meine Freunde sind. Sie sind edle Menschen und greifen ihn nur an, weil sie seinen Ton für gefährlich halten. Ich denke ich kann beyder Freund bleiben, und habe es nie gewollt seit dem ich mich kenne. Nur consistent denken und handeln! Ja — wenn ich mehr könnte, so würden alle Fehden bald aufhören. Wenn die, die Musen lieben, sich doch nicht selbst das Leben verbitterten! Sie brauchten oft sich nur zu kennen, um sich zu lieben. Göthe und Wieland selbst würden Freunde werden, wenn sie sich sähen. Sind's doch Jacobi und er geworden. Mehr als ich's sagen kann, hab ich mich über diese Vereinigung gefreut. Wenn ich doch das Werkzeug zu einer anderen werden könnte. Die Freunde der Musen sind eines Volkes und haben Frieden. So wie ich Ihren Brief erhalte, schreib ich die Antwort. Ich habe kaum Zeit sie zu überlesen. Nachläßig, hingeworfen, aber wahr! Vielleicht sehe ich [Sie] noch ehe ich Deutschland verlaße.

Ich umarme Sie, leben Sie glücklich.

4. Bertuch an Gleim. Weimar, den 7. November 1774.

Hier lege ich mein theurer bester Gleim, Ihren lieben, ach! Ihren herzlieben Brief, den ich eben empfangen, gelesen — nein verschlungen und mit unserm lieben Wieland abermals gelesen habe auf meinem Schreibtische nieder, und, stünd es nur bey mir, augenblicklich nähm ich meinen Pelz, würf mich auf den Postwagen, flöhe in Ihre Arme und drückte Sie an mein Herz. Gott! warum kann ich denn nicht! Ich kann nicht kommen, liebster Gleim —! diesen Winter nicht; beklagen Sie mich doch liebster Gleim! Ich bin doch wohl ebensoviel Mitleids werth, als Yoriks Staar? Und bey Gott, Sie sind doch eben ein so empfindsamer Mann als Yorik war? Mag's doch schneyen, windsausen und wittern wie's wollte; was thät mir's? Ich in meinen Wolfspelz eingewickelt und der Gedanke von und an meinen Gleim mit

*) In der mir vorliegenden Abschrift dieses Schreibens steht „Brief." Wie aus dem nächsten Briefe Bertuchs hervorgeht, schickte er nämlich diesen Brief an Gleim, der ihn nach Weimar zurücksenden mußte, aber eine Abschrift davon nehmen ließ.

hinein, könnt' es gewiß aushalten und ich kähm gewiß noch jetzt zu Ihnen, wenn mir alles dies nicht nun seit wenigen Tagen ganz unmöglich worden wäre. Ach! liebster Gleim, das Herz unsers Wieland hat eine schmerzliche Wunde empfangen; sein Sohn, sein neugebohrener einziger Sohn, der das Glück seines Lebens war, ist ihm vor wenigen Tagen gestorben. Seine Seele und sein Leib leiden bey diesem Falle noch immer erstaunend viel. Ich bin sein einziger Gesellschafter, Rath und Trost und besorge fast alle seine Geschäfte. Grausam, unausſprechlich undankbar wär es, wenn ich ihn jetzt in dieser Lage verließ. Ueberdieß liegt mir der Druck, die Anordnung und Correspondence des Merkur jetzt ganz allein auf dem Halse. Nur 14 Tage meiner Abwesenheit würden gewaltige Verwirrungen machen. Sehn Sie, sehen Sie liebster Gleim, daß ich jetzt nicht kommen kann, so sehr ich es wünsche, so sehr ich die Arme nach Ihnen ausstrecke, und so sehr diese kleine Reise vielleicht auch meiner Gesundheit vortheilhaft seyn würde; denn auch ich bin halb krank, liebster Fremd: ein garstiges chronisches Kopfweh, welches mich schon seit 4 Jahren alle Winter durch martert, hat mich wieder, frißt die Hälfte meiner Zeit, und quält mich baß. Sehen Sie liebster Gleim ich kann nicht. Schreiben [Sie] aber dies ja nicht auf die Rechnung meines Herzens, oder fürchten Sie sich der Sünde.

Sie laviren? Eine Windstille warten Sie jetzt bis Weihnachten ab? Und dann wieder Sturm? Hohe See? Nicht wahr? — Gott, o Gott, warum läßest du doch deine guten Menschen so von den bösen zerfleischen? — Doch, darf ich fragen? Ich bin Wurm, und du bist Gott! —

Sie haben Recht mein guter, mein liebster Gleim; laßen wir die Göttinger Knaben und mehr ihres gleichen ihren Kreißel peitschen so lang sie wollen. Ein Mann, der Mann ist, muß eben nicht gleich den Stock gegen sie aufheben, wenn er bey ihnen vorbeygeht und sie ihm ihren Kreißel aus Eifer oder wohl gar aus Muthwillen zwischen die Beine peitschen. Meine Hitze flog hoch auf, aber mein Herz war Schuld dran, dem seine Freunde Alles sind, was es auf Erden hat. Der Dolch, der auf meinen Freund gezückt wird, durchbohrt mir schon zehnfach den Busen. Ich glaubte Boie habe eine Schandthat begangen; ich schrieb ihm einen harten Brief; ich kann's nicht leugnen; allein er hat sich gerechtfertigt; wenigstens glaub ich's. Hier ist sein eigenhändiger Brief an mich, liebster Gleim. Lesen Sie ihn, vergeßen Sie aber nicht, mir ihn wieder zu schicken, er ist mir nöthig.

Wegen Halladat, mein Liebster, denk ich, machen wir es so. Sie schicken mir nämlich vor allen Dingen nicht die Exemplare selbst — weil wir die Zahl des Abſatzes noch nicht wißen, und Sie sich vielleicht nur überflüßige Fracht machen könnten — sondern nur 1000 Stück Nachrichten für unsere Collecteurs. Zu diesen laß ich einen kleinen Empfehlungsbrief drucken, worinnen Halladats wahrer Werth anseinander geſetzt wird, und welchen unser Wieland entwerfen und mit seinem Namen unterzeichnen will. In diesen Brief eingeschlagen, laße ich unter Wielands Siegel (als welcher Postfrey ist, so weit die Kaiserl. reutende Post geht) diese Nachrichten an unsre Collecteurs laufen und bitte um Beschleinigung dieser Collecte. Vorher aber liebster Gleim müßen Sie mir melden, was ich diesen Leuten als Provision versprechen kann, denn Sie wißen wohl daß nur Vortheil die Thätigkeit der Meisten in Bewegung setzt. Nun erwarte ich was diese Herren mir schreiben, mache die Summe, und sage Ihnen wie viel Sie mir Exemplare schicken sollen, die dann mit dem 8. oder 9. Bande des Merkurs versendet werden können. Melden Sie mir aber ob Sie oder die Collect: das Versendungs-Porto tragen. Verlaßen Sie sich hierinnen auf meine Thätigkeit und meinen Eifer Ihnen zu dienen. Ich will alles thun, was ich mit meinen schwachen Kräften kann. Nur liebster

Gleim debitiren Sie selbst kein einziges Exemplar vor der allgemeinen Lieferung, sonst sind uns die Spitzbuben die Nachdrucker auf dem Nacken, haschen eins auf, und liefern es nachgedruckt, ehe selbst noch das Original erscheint. Ich kenne diese Raubthiere schon.

Das Geschenk eines Exemplars Ihres Halladat, welches Sie mir versprechen, macht meinem Herzen Freude. Ein Abdruck der Seele meines Freundes, meines Gleim, Himmel! welch Geschenk könnte mir über dies gehen!

Sie wollen Ihre Werke selbst herausgeben, liebster Gleim, schreiben Sie mir? Gut! Vortrefflich! Aber wenn es meinen Bitten und Wünschen nachginge, so warteten Sie nur noch eine kleine Weile damit, liebster Mann. Ursach warum? ist diese. Wieland und ich wir haben beyde, wenn uns Gott leben läßt, fest beschloßen, hier in Weimar, unter dem Schutz und mit Unterstützung unsres jungen vortrefflichen Fürsten, eine große Buchhandlung zu errichten, die besten Schriftsteller Teutschlands durch höhere Bezahlung ihrer Werke mit uns zu verbinden, der großen Buchhändler Rotte dadurch das Gleichgewicht zu halten, und folglich dieselben zu nöthigen gerechter und billiger gegen verdienstvolle Gelehrte zu sein, die sie jetzt als ihre Tagelöhner halten und bezahlen. Ihre Werke nun, liebster Gleim, würden ein guter Verlagsartikel für unsre Handlung seyn, wenn Sie deren Ausgabe bis dahin verschieben könnten. Ueberhaupt, mein Theuerster, denk ich, müßen Sie nie eher die Sammlung Ihrer Werke unternehmen, bis Sie Unruhe und Geschäfte gute Nacht gesagt haben, den Satanskrallen Ihrer Verfolger entgangen und in den Hafen der Ruhe eingelaufen sind. Und dieß — schreiben Sie mir — sey ja nicht mehr fern. Schon künftigen Sommer wenn alles gut geht. O guter, bester, liebster Gleim, hier ist der Ort, wo ich Ihnen etwas sagen muß, daß Ihnen auch vielleicht noch Ihr Wieland in einem beyliegenden Blättchen sagt, wenn es seine kranken Nerven und wunden Augen zulaßen. Sie wollen sich allen politischen Verbindungen entreißen und ein glückliches Winkelchen der Welt suchen, wo Sie den Rest Ihres Lebens, froh, heiter in den Armen Ihrer Freunde durchleben können und Weimar scheint Ihnen nicht geschickt dazu? Und warum nicht bester Mann? Sie trauen unserm Carl August nicht zu, daß er ein August seyn werde? falsch, bester Gleim! Sie beurtheilen ihn ganz falsch. Kennten Sie nur sein Herz und seinen Kopf, Sie würden anders denken. Sie kamen eben zu einer der unglücklichsten Epochen hier an, da ein allgemeiner Geist der Wiedervärtigkeit unsern Hof zerüttete. Alles war wieder einander; der Hof war auf dem Lande; Sie blieben so kurze Zeit bey uns; der Prinz war froh, wenn er damals sich nur einige Zeit vom Hofe entfernen konnte, und folglich konnten Sie ihn nicht sprechen. Rechnen Sie ihm dieß uns Himmelswillen nicht an, sonst, wie gesagt, beurtheilen Sie ihn falsch. Jetzt ist alles wieder ruhig und einig, und gewiß, sollten Sie ihn jetzt sehen, Sie würden von ihm entzückt werden. Gute Menschen und helle Köpfe wird er gewiß für den Schatz seines Landes halten und sie darinnen zu erhalten suchen. Und überdieß, liebster Gleim, wenn Sie als Privatmann ohne Amt, ohne politische Verbindungen leben wollen, wo können Sie beßer, bequemer und wohlfeiler Leben als hier? Wo haben Sie so viele Freunde, die Sie so herzlich und innig lieben, als hier? Würden diese Freunde nicht alles thun, was Sie nur könnten, Ihnen Ihr leben froh und glücklich zu machen? Würde man einen Mann von Ihren so ausgebreiteten, soliden Kenntnißen und Erfahrungen nicht höchst schätzen und ehren? O kommen Sie doch, bester Mann; leben Sie als Bruder mit uns; helfen Sie unsre Thätigkeit beseelen; helfen Sie uns Gutes thun und Menschen glücklich machen. Thun und arbeiten Sie alsdann was Sie wollen.

Nehmen Sie an unserm Merkur Antheil, und bringen Sie alsdann den Musen und Grazien Opfer, ohne das Bosheit ihre Galle drauf speyt. — Gott! was gäb ich nicht drum wenn ich noch das Glück genießen sollte, mit Ihnen in den Mauern meiner Vaterstadt zu wohnen! Und wie glücklich würden Sie Wieland und seine Familie dadurch machen! Seine vortreffliche Mutter, glaub ich, lebte noch eins so lange; denn mit einer Extase der Empfindung hat sie mir heut gesagt, daß sie Sie wie einen Apostel Gottes verehrt. Faßen Sie Ihren Entschluß ja nicht zu schnell, liebster Gleim, und denken Sie immer, daß wenn auch nur ein kleines Häuflein guter Menschen in Weimar wäre, diese Alle gewiß Ihnen angehören.

Was das Leben unsres seel. Michaelis betrifft, so kann ich Ihnen sagen, daß er nicht in den Merkur kommen soll, da es Ihr vortrefflicher Freund Petrarch-Schmidt herausgeben will. Ein andres wär es, wenn diese Ausgabe nicht zum Besten der armen Aeltern geschähe; dann wär ich selbst der Meynung man kann die Leben unsrer Dichter unsren dummen Deutschen nicht genug schreiben und drucken, aber bey diesem Falle könnte es doch der guten Absicht schaden. Ich will deswegen an Herrn Prof. Schmidt in Gießen schreiben, ihm die Gründe sagen, warum wir von seiner Biographie nicht Gebrauch machen können und ihn zugleich bitten selbst keinen Gebrauch davon zu machen. Welch ein Herz müßte er haben, wenn er es nicht thät! Wenigstens verlaßen Sie sich darauf, daß Ihr Wille in Ansehnung der Sie betreffenden Stellen — ohngeachtet der Ihnen und Ihren Verdiensten nur die strengste Gerechtigkeit hat wiederfahren laßen — geschehen soll; ich glaube ich habe einige Macht über ihn.

Unser guter Knebel grüßt Sie tausendmal, bester Mann; nicht minder unser vortreffliches Frl. Sunnemann die Kleine. Wie lieb hat Sie diese nicht.

Unser Wieland läßt mich rufen, und mir sagen, daß er seinen Brief an Sie schon auf die Post habe. Leben Sie wohl mein theurer Gleim.

Empfehlen Sie mich doch Gleminden und Ihrem vortrefflichen Freunde Klammer-Schmidt. Ich liebe und schätze ihn hoch.

Diesen Brief liebster Gleim dürfen keine als Ihre Augen sehen, ich habe Ihnen Alles im engsten Vertrauen gesagt.

5. Bertuch an Gleim. Weimar, den 21. November 1774.

Wüßten Sie wie sehr Sie mich mit Ihrem letzten Briefe erschreckt und traurig gemacht haben böser, lieber Gleim, dauren würd' es Ihnen. Ein harter, unerbittlicher Mann sind Sie, daß Sie sich nicht entschließen können oder wollen, Weimar zu dem Winkel der Welt zu machen, wo Sie leben wollen. Lieber Gott! thät's mir nur nicht so weh', gern maulte ich ein bißgen darüber mit Ihnen. Gern sagt' ich Ihnen in's Ohr, daß Sie ein bißgen Hypochonder wären, und daß Sie unter andre Menschen müßten, andere Menschen und Scenen haben müßten, die Ihnen alles Vorige vergeßen machten, um sich wieder zu heilen; und daß Sie dieß in Weimar finden könnten. Bester Mann wie könnten Sie hier nicht leben, sobald Sie nur privatisiren wollten; Sie könnten Verbindung mit Dem Hofe haben oder nicht, Gesellschaft haben oder nicht, in der Stadt, oder, nahe der Stadt, auf dem Lande wohnen, Wielanden Wöchentl. ein, zwey, dreymal, oder auch nicht, sehen, mich, das gutherzigste Geschöpf unter der Sonne, und das Sie gewiß wie sein Blut liebt, haben, wenn Sie wollten; Ihre andern Freunde und Freundinnen, deren Sie sich gewiß noch manche hier machen werden, ungerechnet; und dann schnitten Sie alle Fäden, durch die Sie jetzt noch unbequem mit der Welt zusammenhängen,

ab, Tränken, ehe Sie zu uns kähmen den Lethe Becher für alle Schurkereyen der Welt, und lebten das Leben eines Patriarchen. Liebster Gleim, nichts verschworen! Noch hoff' ich. Doch auch dann, wenn Ihr Entschluß nicht nach meinem Wunsche ausfällt, bleibe ich Ihr wärmster Freund. Ziehen Sie nach Nordamerika zu den Esquimaux oder nach terra del fuego zu den Patagonen; mein Herz und Seele nehmen Sie doch mit. Fast aber erräth ich, liebster Gleim, was Sie noch scheu macht, Weimar zu wählen. Gewiß sind es — Wielands Launen. Nicht wahr? Ist es nichts als dieß, mein Theuerster, so kommen Sie sicher heut noch, denn diese haben Sie weniger als nichts zu fürchten. Wieland's Launen sind Wolken an einem hellen Sommerhimmel, oft wohlthätig; nie nimmt sein Herz Theil dran, welches gewiß eins der besten ist, das Gott einem Sterblichen gab; dem Ihrigen völlig gleich; und Wieland ist warlich ein edler Mann; tausend Erfahrungen haben mich davon überzeugt. Ueberhaupt war der kleine Vorfall, der uns eines Abends, bey Ihrem Hierseyn, mit ihm begegnete, die stärkste Eclipse in der ich ihn noch gesehen habe. Aber eben dieß, bester Gleim, eben diese Launen beweißen die ganz reine Seele unsres Freundes, die ganz ohne Falsch ist. Könnte er sich bey Ummuth verstellen, sich außen glatt zeigen, dann gute Nacht Wieland, dann wärest du falsch, und dann trante ich dir nicht! Die in Göttingen ausgestreuten Nachrichten von seiner Ungenade sind Infamien und Lästerungen der schwärzesten Schurken. Nie hat ihn unser edler Carl August mehr geliebt, und nie hat er sein ganzes Herz und Vertrauen vollkommner beseßen, als eben itzt.

Dank, mein bester Gleim, innigsten Dank für das Versprechen, unsre künftige Buchhandlung mit Ihrer Hülfe zu unterstützen; durch sie hoffen wir die Gelehrten von der Egyptischen Dienstbarkeit der Buchhändler zu befreyen. Aber St! keiner Seele einen Hauch davon! sonst konspiriren die Schurken mit vereinten Kräften dagegen. Den vorseyenden Umständen nach müßen Sie allerdings die eigne Ausgabe Ihrer Werke ankündigen, ohngesäumt ankündigen, damit Ihnen nicht der Schurke (der vermuthlich die Kinder Ihrer Muse für verlaßen und für rem nullius ansieht) zuvorkommt. Laßen Sie uns dieß ohne Zeitverlust noch im 8. Bande des Merkur thun, der längstens in 4 Wochen erscheint, und schicken Sie mir daher mit nächsten Posttage die Ankündigung davon schriftl. zu. Die Ausgabe selbst können Sie ja alsdann noch einige Zeit verzögern, und für uns aufheben. Meiner Rechnung nach, liebster Freund, müßen Sie dabei etwas Ansehnliches gewinnen.

Was Sie mir von Ihrem Halladat schreiben verstehe ich nicht ganz, liebster Mann. Sie wollen noch eine zweyte Ausgabe davon, gebunden für 4 Gr. machen laßen? Warum das? Dies würde Ihnen ganz ohnstreitig den Absatz der ersteren, die ihnen doch schon ohnedieß gedruckt daliegt, und worinnen Geld steckt, verhindern. Wißen Sie, was mein Rath wäre, liebster Gleim? Ich dächte, da Sie doch die Collectur, Versendung und Correspondence von Halladat nicht selbst besorgen können, Klopstock Sie hat sitzen laßen*) und Sie von anderswo auch keine Hülfe zu hoffen haben, so verkauften Sie die ganze Auflage, mit billigen Bedingungen, aus freyer Hand an einen Buchhändler; und wollen Sie sich nicht selbst damit abgeben, so

*) Die Correspondenz über den Vertrieb von Gleims Halladat war in Klopstocks Namen von Klopstocks und Leßings Freunde Bode geführt worden. Sie liegt mir gleichfalls vor. Früher hatte Gleim in einer buchhändlerischen Verbindung mit Bachmann gestanden. Dieser Magdeburger Kaufmann und Dichtermäcen, dessen Beziehungen zu Klopstock in meiner Schrift „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" S. 124 und 144 und in meinen in Constantin Rößlers Zeitschrift enthaltenen Mittheilungen über die Karschin geschildert sind, war bald darauf als Buchhändler, jedoch ohne Gleims Schuld, bankerott geworden.

überlaßen Sie mir das ganze Geschäft; ich will es besorgen. Schreiben Sie mir dann nur 1., Wie viel Bogen Halladat hat? 2., Wie viel Sie Exemplare davon liegen haben? 3., Auf was für Pappiere und 4. Wie Sie den Preiß machen, und was Sie an Rabbat geben wollen? Dann wird sich's schon machen. An Etwas muß ich Sie dabey erinnern, mein Theuerster! Sie haben mir ein Exemplar Ihres Halladat, wo Sie noch verschiedenes selbst hineingeschrieben, versprochen. Ich bin äußerst neugierig darnach; sehnsüchtig bin ich darnach, liebster Gleim! Wenn ich Ihnen nun bey unsrer heyligen Freundschaft schwör, daß es, außer mir, keine Seele sehen, und daß es in meinem Schreibtisch verschloßen liegen solle; könnten Sie mir es dann nicht schicken? O welche Freude machten Sie mir damit!

Und endlich mein liebster, mein Theuerster Gleim, hier haben Sie in beyliegenden Blättern einen Beweiß, daß es mir nicht an Muth und Thätigkeit fehlt, etwas Gutes zu unternehmen. Ich hab es geschworen, schon vor 5 Jahren geschworen, die manes meines Lieblings Cervantes zu versöhnen, und dem liebenswürdigen Thor, Don Quixote, den Bettler Mantel abzunehmen, in welchem er seit länger als 26 Jahren schon in Teutschland herumzieht. Meine Seele hatte durch tausend kleine Leiden, Ihre [sic] Elasticität beynahe verlohren; allein Weimar, Wieland, Sie liebster Gleim, und manche andere Combinationen haben sie ihr völlig wiedergegeben und ich fühle mich jetzt wieder stark genug für die Last, die ich mir aufladen will. Kurz ich will den Don Quixote des Cervantes und Avellaneda, zum erstenmale aus dem Spanischen übersetzen (verteutschen), mit Anmerkungen begleiten, selbst drucken, verlegen, kurz Alles thun, was Ihnen beyliegende Nachricht sagt. Nun helfen Sie mir auch, so viel Sie können, das heißt, liebster Gleim, sammeln Sie mir nur unter Ihren Freunden und Bekannten in und außer Halberstadt, Subscribenten, und empfehlen Sie mein Unternehmen. Diese Bitte aber, sobald Sie Ihnen nur im mindesten beschwerlich fällt, soll von mir nicht gethan seyn. Vielleicht übernähme im letzten Falle Freundin Gleminde, oder Hl. K. Sekr. Schmidt*) die Collectur. — Hier lege ich Ihnen auch einen Brief, diese Sache betreffend, an die Karschin bey. Ich denke, weil sie so viel Bekanntschaften in Berlin hat, so kann sie mir nutzen. Sind Sie der Meinung auch, liebster Gleim, so schicken Sie ihn an sie mit einem empfehlenden Umschlage von sich, ab; wo nicht, so laßen Sie ihn liegen, und nehmen die gedruckten Nachrichten zu Ihrem Gebrauche heraus.

Das Schönste, das Beste, was ich nur weiß, soll ich Ihnen von Frl. Sunnemann sagen, sie liebt Sie bis zur Schwärmerey. Nicht minder den herzlichsten Gruß von Cato-Knebel. Es geht ihm wohl; er ist geschätzt, geliebt; aber nur der Zeit-Mord am Hofe schmerzt ihn. Nun aber aus Wieland's Hauße versichert Ihnen alles seine wärmste Liebe und Freundschaft; Vater, Mutter und Großmutter, und die kleine Grazien-Schaar küßt Sie liebesvoll.

Empfehlen Sie mich Ihrer guten vortrefflichen Gleminde und Klamer Schmidt. Was gäb ich drum, wenn ich Sie, mein theurer Gleim, jetzt gleich nur einmal umarmen und an's Herz drücken könnte! O welche Wollust für Ihren Bertuch.

*) Kriegssekretär Clamer Schmidt. (Schluß folgt.)

Von Ocean zu Ocean.

Auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans wird bekanntlich seit längerer Zeit mit Eifer die Frage discutirt, ob es nicht für den Welthandel von höchster Bedeutung und von unberechenbarem Nutzen sein werde, wenn der centralamerikanische Isthmus durchstochen und das Stille Meer mit dem Atlantischen Ocean durch eine Wasserstraße verbunden werde. Viele Millionen sind bereits dafür gezeichnet, namentlich in England, Frankreich, Spanien und Amerika, und drei Pläne liegen vor, um das große Werk zu Stande zu bringen. Ferdinand von Lesseps, der gefeierte Erbauer des Suez-Canals, befürwortet die Panama-Route; der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, General U. S. Grant, und seine Freunde empfehlen den Weg über die Landenge von Nicaragua; der talentvolle und durch manche kühne Bauten erprobte Ingenieur, Capitän Eads, ebenfalls ein Amerikaner, verwirft jeden Schiffscanal und spricht sich für eine riesige Schiffseisenbahn aus, welche leicht und sicher die schwersten Oceanfahrzeuge über den Isthmus von Tehuantepec von Ocean zu Ocean befördern soll.

Das kostspieligste Unternehmen ist zugestandnermaßen das des Herrn von Lesseps; es erfordert, wie behauptet wird, mindestens 110 Mill. Dollars, nach andern drei- bis viermal so viel; der von General Grant noch kürzlich in der North American Review warm befürwortete Plan verlangt 50 bis 75 Mill. Dollars; die Schiffseisenbahn des Herrn Eads endlich beansprucht wenigstens 100 Mill. Dollars. Mit dem Bau des Panama-Canals soll, einer Kabeldepesche zufolge, bereits begonnen sein; für den Nicaragua-Canal wird der Congreß der Vereinigten Staaten höchst wahrscheinlich 50 Mill. Dollars garantiren, so daß auch dies Unternehmen, welches in kürzerer Frist zu verwirklichen sein soll als der Panama-Canal, nächstens in Angriff genommen werden wird; die von Capitän Eads projectirte Schiffseisenbahn scheint aber vor der Hand nicht zu Stande zu kommen, weil der amerikanische Congreß nach den neuesten Nachrichten diesem Plane nicht günstig gesinnt ist.

Während nun die genannten Befürworter eines interoceanischen Canals, namentlich Herr von Lesseps und dessen Anhänger, nicht müde werden, die große Wichtigkeit einer solchen Wasserstraße für den Welthandel, vornehmlich auch für Europa, zu betonen, hat der Vorsteher der Regierungsdruckerei zu Washington City, Herr Defrees, in einer längern Abhandlung den Beweis angetreten, daß ein Schiffscanal über eine der centralamerikanischen Landengen keinen finanziellen

Erfolg, wenigstens nicht für den großen Welthandel, haben werde. Er kommt zu der Schlußfolgerung, daß der Handel zwischen Europa, Asien und Australien in der Hauptsache, wie bisher, seinen Weg durch den Suez-Canal nehmen werde, weil dieses die kürzeste Route sei. Folgendes entnehmen wir dem Artikel des Herrn Defrees:

Es ist bis jetzt nahezu unmöglich, die Kosten der Durchstechung des centralamerikanischen Isthmus und den Bau eines Canals anzugeben, welcher mindestens 45 englische Meilen lang, 50 Yards breit und 25 Yards tief durch das Gebirge und mit einer Tiefe von 30 Fuß unter dem Meeresspiegel des Stillen Oceans, dessen Wasser bekanntlich bei der Panama-Landenge viel höher steht als das des Atlantischen Meeres, hergestellt werden soll. Der tüchtigste und erfahrenste Ingenieur kann die Kosten auch nicht annähernd berechnen. Die Annahmen variiren von 110 bis 400 Mill. Dollars. Die Zinsen von der letztern Summe, die aber kaum ausreichen dürfte, zu 6 Procent angenommen, würden 24 Mill. Dollars sein. Hierzu würden die Verwaltungskosten und die Ausgaben für Reparaturarbeiten kommen. Wo ist der Handel, welcher in Gestalt von Durchgangszöllen diese ungeheure Summe aufbringen könnte? Sicherlich ist es nicht der Handel zwischen Asien, Australien und Europa, denn dieser findet leichtere und billigere Routen für Dampfer durch den Suez-Canal und für Segelschiffe um das Cap der Guten Hoffnung. Eine Vergleichung der Distanzen, die Defrees anstellt, zwischen den wichtigsten Handelsplätzen erweist diese Behauptung als richtig. Die Distanz zwischen Liverpool und Australien durch den Suez-Canal beträgt 11221 (engl.) Meilen und durch den proponirten Panama-Canal 12869 Meilen, ein Unterschied zu Gunsten der erstern Route von 1648 Meilen. Die Distanz von Liverpool nach Singapore in Indien beträgt durch den Suez-Canal 8296 und durch den proponirten Panama-Canal 15416 Meilen, ein Unterschied zu Gunsten des erstern von 7120 Meilen. Von Liverpool nach Hong-Kong beträgt die Entfernung durch den Suez-Canal 9865 und durch den Panama-Canal 14290 Meilen, ein Unterschied von 4425 Meilen. Von Liverpool nach Yokohama ist die Distanz durch den Suez-Canal 11540 und durch den Panama-Canal 12612 Meilen, ein Unterschied von über 1100 Meilen zu Gunsten der Suez-Route. Diese auf kaum zu bezweifelnden Thatsachen beruhenden Zahlenangaben stellen es außer Frage, daß kein nennenswerther Theil dieses ungeheuern Handels durch den Panama-Canal seinen Weg nehmen wird; im Gegentheil würde nur ein Theil des Handels zwischen den Atlantischen und den Pacific-Staaten und desjenigen zwischen den südamerikanischen Republiken am Stillen Meere einerseits und Europa andrerseits seinen Weg durch ihn verfolgen. Kein Theil des Handels mit Japan und China würde durch denselben nach

Europa gehen, weil er durch den interoceanischen Canal eine kürzere und bessere Route fände. Der Tonnengehalt des Handels, auf den die Befürworter des Canals so viel Gewicht legen, betrug nach Defrees im Jahre 1878 nur 5468017 Tonnen, wovon ein großer Theil aus Weizen, Guano und salpetersaurem Natron bestand. Diese Handelsartikel dürften auch fernerhin in Segelschiffen um das Cap Horn befördert werden, weil deren geringer Marktwerth die Zahlung hoher Durchgangszölle, theilweise wenigstens, nicht zuläßt. Demnach würden ungefähr 2 Mill. Tonnen übrig bleiben, die den Canal passiren, wenn diese Passage nicht durch die Gebühren für Zölle, Benutzung der Ankerplätze u. s. w. ausgeschlossen wird, was sicherlich der Fall ist, sobald die betreffenden Kosten mehr als 2 Dollars für die Tonne betragen. Zu 2 Dollars für die Tonne aber würden die durch den Canal erzielten Einnahmen sich auf etwa $3^1/_2$ bis 4 Mill. Dollars belaufen, was wenig mehr als 1 Procent auf die Erbauungskosten ergiebt, ohne Rücksicht auf die Reparatur- und Verwaltungskosten. Die Ausfuhr und die Einfuhr der südamerikanischen Republiken am Stillen Ocean kann schwerlich jemals von entscheidendem Einfluß auf den Welthandel sein, da deren Gebiet zu bergig und das Land verhältnißmäßig unproductiv ist. Der Haupthandel der zu den Vereinigten Staaten gehörenden Pacificstaaten wird binnen kurzem vorzugsweise mit China, Japan und den Inseln im Stillen Meere geführt werden, denn dort haben die Pacificstaaten der Union (Californien und Oregon) einen Markt für den Ueberschuß ihrer Farmen und Fabriken zu suchen. Herr Nimmo, der Chef des statistischen Bureaus im Schatzamte der Vereinigten Staaten, jedenfalls eine der besten Autoritäten in solchen Fragen, hält es für wahrscheinlich, daß nicht mehr als 3 Procent des Welthandels zur See durch den Panama-Canal gehen würden. „Es mag für diejenigen," bemerkt Herr Defrees, „welche so enthusiastisch für die Idee eintreten, eine Wasserstraße durch Centralamerika für den Handel aller Nationen herzustellen, von Interesse sein, daß im Jahre 1878 der ganze ungeheure Handel zwischen Asien, Australien und Europa mit Benutzung des Suez-Canals nur 3 236 941 Tonnen betrug, die auf 1774 Dampfern und 3 Segelschiffen befördert wurden."

Was vorstehend über den Panama-Canal gesagt worden, das gilt auch vielfach mit Bezug auf den Welthandel von dem Nicaragua-Canal, obschon die Herstellungskosten des letztern viel niedriger sein würden. Nach der Herstellung der nördlichen Pacific-Eisenbahn beträgt die Distanz zwischen New-York und Yokohama mit Benutzung dieser Bahn etwa 7000 engl. Meilen und mit Benutzung des Panama-Canals 9776 Meilen, ein Unterschied von 2776 Meilen zu Gunsten der erstern. Zwischen New-York und Hong-Kong beläuft sich der Unterschied der beiden Routen auf 2438 Meilen. Es wird behauptet, daß die Panama-

Route als Wasserstraße den Vortheil der billigern Beförderung von Waaren über die Eisenbahn habe. Herr Defrees antwortet hierauf: „Dieser Unterschied ist sehr gering, wenn er überhaupt existirt, sobald man die Zollgebühren und die Zeit in Anrechnung bringt. Ein Theehändler z. B. in New-York, welcher eine Sendung von Hong-Kong via Nördliche Pacific-Eisenbahn beordert, würde dieselbe empfangen und verkaufen, ehe eine solche Sendung Panama erreichen könnte, wenn sie mit Benutzung dieser Route beordert wäre. Die Zeit ist in unserm eilig vorwärts strebenden Zeitalter ein wichtiger Punkt in der Berechnung."

Die Bedenken des Herrn Defrees gegen die Bedeutung des Panama-Canals für den Welthandel mögen vielleicht nicht in allen Punkten stichhaltig sein; den Eindruck aber dürften sie doch auf den unbefangnen Beurtheiler der Sache machen, daß die von dem genannten Canal für den Handel der gesammten Welt erträumten Vortheile keine ganz reale Basis haben. Anders und günstiger allerdings liegen die Dinge für die Küstenstaaten der nordamerikanischen Union in Betreff des Nicaragua-Canals. R. D.

Literatur.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Wietersheim. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage, besorgt von Felix Dahn. Erster Band. Mit einer Karte von H. Kiepert. Leipzig, T. O. Weigel, 1880.

Zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem Wietersheims „Geschichte der Völkerwanderung" zum ersten Male erschien, und noch ist das verdienstvolle Buch durch keinen ebenbürtigen Genossen verdrängt worden. Zwar der Einwendungen sind genug dagegen erhoben worden. Es fehlte dem Buche an allem Zusammenhange. Vieles gehörte gar nicht hinein, und was hinein gehörte, war wenig übersichtlich geordnet. Dazu mußte natürlich bei den außerordentlichen Fortschritten, welche in den letzten Jahren auf dem Gebiete der ältern deutschen Geschichte gemacht wurden, das Werk immermehr veralten. Dennoch hatte die „Geschichte der Völkerwanderung" auch ihre unleugbaren Vorzüge, so daß wir es mit Dank anerkennen müssen, daß der Herausgeber, nachdem die erste Auflage vergriffen ist, eine zweite, vollständig umgearbeitete Ausgabe veranstaltet hat. Felix Dahn, wie kein andrer auf diesem Gebiete der Geschichte bewährt, hat sich der in vieler Hinsicht undankbaren Aufgabe, das alte Werk zu sichten, zu überarbeiten und mit den Forderungen der heutigen Wissenschaft in Einklang zu bringen, mit großem Geschick unterzogen.

Was die äußern Veränderungen betrifft, so hat Dahn die ersten drei Bände des Wietersheimschen Buches in einen Band zusammengezogen. Dies ist ihm dadurch möglich geworden, daß er den ganzen großen Excurs über die ältere römische Ge-

schichte und Verfassungsentwicklung von der Gründung der Stadt und von Servius Tullius an strich, die den Text allenthalben durchbrechenden Einzeluntersuchungen in den kleiner gedruckten Nachtrag verwies, endlich Abschnitte aus der römischen Geschichte, wie die Erzählung der orientalischen Kriege, ausschied oder zusammenzog. Während in der ersten Auflage die Darstellung in eine Reihe von Excursen auseinanderfiel und, um nur eines Beispiels zu gedenken, in der Erzählung der Kämpfe zwischen Germanen und Römern die Feldzüge des Drusus übergangen werden, dagegen am Ende des ersten Bandes ein Vortrag über die Feldzüge der Römer in Deutschland von Drusus bis zu Varus Niederlage abgedruckt ist, welcher die nothwendige Ergänzung bringt, so ist in der von Dahn besorgten Auflage überall eine straffere Anordnung des Stoffes eingetreten.

Aber nicht nur die äußere Form, auch der Inhalt des Werkes hat sich nach den Ergebnissen der neuesten Forschung, an welcher ja Dahn selbst in hervorragender Weise sich betheiligt hat, wesentlich verändert. Kaum eine Seite wird der Leser, namentlich da, wo es sich um germanische Verhältnisse handelt, finden, die nicht wichtige Aenderungen erfahren hätte.

Es würde der Aufgabe d. Bl. fernliegen, wollten wir nur die hauptsächlichsten Verbesserungen und Neuerungen Dahns dem Leser vorführen; diese Aufgabe würde einer historischen Fachzeitung zufallen. Für unsere Zwecke genügt es, einen der wichtigsten Unterschiede, der in der Auffassung der ersten und zweiten Auflage über die Veranlassung und das Wesen jener großen Völkerbewegung besteht, darzulegen. Wietersheim hatte bei der Untersuchung über den Grund und das Wesen der Wanderung die Nothwendigkeit einer Auswanderung wegen Uebervölkerung unbedingt verworfen. Ein ungeheurer Irrthum, meint er, würde die Behauptung sein, daß es einer germanischen Bevölkerung der ersten Jahrhunderte irgendwo und jemals an Boden zu ihrer Ernährung gefehlt habe. Der einzige entscheidende Antrieb sei in der Kriegslust, dem Nationalcharakter, dem Ueberhandnehmen der Gefolgschaften zu erblicken. Dahn bestreitet nun nicht, daß Verfassungsänderungen diese Entwicklung gefördert haben, wenn auch nach seiner Meinung dieselben nicht in der Entwicklung des Gefolgswesens, sondern im Zusammenfassen der Gaustaaten zum Staat der Völkerschaft und im Häufigerwerden des Königthums bestanden haben; aber er stellt die Ansicht auf, daß alle Verfassungsänderungen selbst zum großen Theil erst Folgen der Uebervölkerung gewesen seien, nur eine Wirkung der Völkerausbreitung wie die sogenannte Völkerwanderung eine andre Wirkung der gleichen Ursache. Seitdem Cäsar die Germanen in ihrem eignen Lande aufgesucht habe, bis auf die Zeit des Tacitus hin, habe der allmähliche Uebergang von überwiegendem Nomadenthum mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem seßhaften Ackerbau sich vollzogen. Dieser Uebergang hat aber nach Dahn überall eine gewaltige und rasche Vermehrung der Bevölkerung zur Folge. Denn „die gesteigerte Cultur im allgemeinen und die Mehrproduction, sowie die mehr gesicherte und regelmäßige Beschaffung der Nahrungsmittel, die in diesem Uebergange liegen, bewirken mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes die raschere und stärkere Vermehrung.“ Das stark vermehrte Volk konnte aber bei einem Ackerbau extensiven Charakters sich nicht mehr ernähren, es mußte sich nach andern Ländern umsehen. Vereinzelte Elementarereignisse — Deichbruch, Ueberschwemmung, auch Seuchen und Mißwachs, die ja hie und da nach Sage und Geschichte gewirkt haben — sind damit als regelmäßige Ursachen ausgeschlossen, und wenn vielfach der Druck andrer Völker von Osten her erwähnt wird, so kann man nur zugeben, daß dieser den Auswanderungstrieb verstärkte und ihm die Richtung nach Süden und Westen gab. In keinem Falle aber hat dieser äußere

Druck jenen Trieb erzeugt. „Die innere, Jahrhunderte lang stetig wirkende, manchmal wieder schwächer treibende Ursache ist vielmehr in derselben Thatsache zu suchen, welche auch in andern Erscheinungen zu Tage tritt: nämlich die erstaunliche, trotz der colossalsten Menschenverluste unerschöpflich immer stärker anschwellende Volksmenge der Germanen." So ist es also nicht Raub, sondern Land, was der Germane sucht. Land fordern die Kimbern von Rom. Arioviſt will Land in Gallien, will dort sich und seine Gaue niederlassen, durchaus nicht mit dem erbeuteten Golde über den Rhein zurückkehren. „Dieses von Arioviſt bis Chlodovech, von der Wanderung der Kimbern bis zu der der Baiern und Langobarden immer wiederholte Verlangen nach Land für Weib und Kind und Unfreie und Heerden war der treibende Grund der großen, endlich erzwungnen Ausbreitungen: nicht Abenteuer und Raubfahrten von Gefolgen, sondern die aus zwingenden Gründen der Noth und der veränderten Verfassung erfolgenden Ausbreitungen ganzer Völker oder doch einzelner auswandernden Gaue, aber stets als Völker, nicht bloß als Krieger, haben die weltgeschichtlichen Veränderungen bewirkt."

Ein sehr lehrreiches Beispiel führt Dahn in der meisterhaften Einleitung vor in der Geschichte der langobardischen Wanderung. Aus keiner andern lernen wir das Wesen der Völkerbewegung besser kennen, wird der Beweis mit zwingenderer Kraft beigebracht, daß keineswegs Uebermuth, Kriegslust, Beutesucht, sondern die bittre Noth, wie sie den Aufbruch veranlaßt hatte, so die Beschlüsse und Schritte der Wandrer leukte.

Wenn wir aber anerkennen, daß die zweite Auflage der Geschichte der Völkerwanderung nicht bloß an vielen Stellen entschiedene Verbesserungen erfahren hat, das ganze Buch auch übersichtlicher und lesbarer geworden ist, so will uns doch bedünken, daß Dahn in seinen Aenderungen nicht immer consequent gewesen sei. Während er an einzelnen Orten die Wietersheimsche Meinung durch seine eigne ersetzt, an andern wieder durch Zusätze die Thatsachen ins rechte Licht bringt oder veraltetes ohne weiteres streicht, begnügt er sich bei andrer Gelegenheit ein Fragezeichen oder ein „zweifelhaft" in Parenthese zu setzen oder er stellt hinter ein „kann" der ersten Auflage ein „muß." Auch glossirt er gelegentlich seinen Vorgänger. Wenn z. B. Wietersheim lobend anerkennt, daß bei Constantin, wenn die Politik völlig außer dem Spiele war, die gutartige Natur hervortreten konnte, fügt Dahn hinzu: „freilich ein übles Lob!" Anderswo wird auch wohl eine Meinung als allein der ersten Auflage angehörig bezeichnet. Wir meinen, daß es besser gewesen wäre, wenn der Verfasser, dem doch ein übertriebenes conservatives Verfahren nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann und der z. B., wenn Wietersheim sagt, daß „der Herr" die Macht der Hunnen gebrochen habe, den Herrn hinausescamotirt und die Sache einer natürlichen Entwicklung überläßt, noch entschiedner verfahren wäre und überhaupt nichts im Texte hätte stehen lassen, was nicht voll und ganz seine Meinung ist. Sicher wäre dann die Lectüre genußreicher geworden, die vielen Marksteine, welche die Grenzgebiete der beiden Autoren bezeichnen, wären verschwunden, und die zwei Seelen, die in dem vortrefflichen Buche sich oft zum Unbehagen des Lesers fühlbar machen, in eine zusammengeflossen.

Handbuch der Archäologie der Kunst. Von Dr. Carl Bernhard Stark, Prof. zu Heidelberg. Erste Abtheilung. Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst. Leipzig, W. Engelmann, 1880.

Seit Otfried Müllers Handbuch der Archäologie, auch in seiner zweiten Ausgabe, mehr und mehr veraltet war, hatte sich das Bedürfniß nach einem neuen,

Die Enthüllungen über die ruſſiſche Politik in Aſien.

2.

ir kommen zum zweiten Punkte der Enthüllungen, die hier beſprochen werden ſollen. Bei Gelegenheit der Veröffentlichung der in Kabul gefundnen geheimen Papiere wurde zugleich die Erinnerung an gewiſſe Unterredungen wieder aufgefriſcht, die Graf Schuwaloff im Jahre 1876 nicht bloß mit dem damals zum Vicekönig von Indien ernannten Lord Lytton, ſondern auch mit dem Miniſter für Indien, Lord Salisbury, und dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Derby, in Betreff Centralaſiens gepflogen.

Der allgemeine Inhalt dieſer Beſprechungen war kein Geheimniß. Man wußte, daß Schuwaloff den genannten Engländern den Vorſchlag gemacht hatte, in Aſien eine beſtimmte Grenzlinie zu ziehen, über die hinaus keine der beiden Mächte ihren directen oder indirecten Einfluß ausdehnen ſolle. Nur die Einzelheiten dieſes Vorſchlags waren dem Publicum unbekannt. Nach Mittheilungen engliſcher Blätter, die in der Form verſchieden waren, inhaltlich aber übereinſtimmten und anſcheinend derſelben Quelle entſtammen, der wir die erſte Veröffentlichung der im vorigen Abſchnitt unſrer Betrachtung mitgetheilten Aktenſtücke verdanken, beſtand der Vorſchlag des ruſſiſchen Botſchafters in folgendem. England ſollte Afghaniſtan bis zum Hindukuſch ſeinem indiſchen Reiche einverleiben, alſo von den Provinzen Kabul, Kohiſtan, Ghazni, Kandahar und Ferrah Beſitz ergreifen, wogegen Rußland den Oxus überſchreiten und Balkh beſetzen, alſo ſich vom Norden her bis zu dem genannten hohen Bergzuge ausbreiten ſollte. Der letztere hätte dann die Grenze der nun unmittelbar an einander ſtoßenden

beiden asiatischen Gebiete gebildet. Was mit Herat geschehen sollte, blieb in dem Vorschlage Schuwaloffs unerwähnt. Dagegen ging Rußland in seiner freundlichen Gefälligkeit so weit, anzudeuten, daß England für den Fall eines Aufstandes der muhammedanischen Bevölkerung Indiens jederzeit auf den Beistand der „benachbarten civilisirten Macht" rechnen und demzufolge sein indisches Heer vermindern dürfe. Für alle diese schönen Anerbietungen hat sich Rußland außer der Einwilligung in die Besetzung Balkhs von England nur die Zustimmung zu einer Theilung der Türkei aus, bei welcher England ebenfalls reichlich bedacht werden sollte. Rußland hätte sich nach diesem Plane bis an das Aegeische Meer ausgedehnt, Konstantinopel wäre mit Thracien ein sogenannter Freistaat, in Wirklichkeit aber ein völlig von Rußland eingeengtes und beherrschtes Gebiet geworden, Oesterreich-Ungarn hätte Bosnien (welches es factisch schon hat) und ganz Nordalbanien bekommen und Griechenland wäre mit Epirus und Thessalien entschädigt worden. Lord Beaconsfield war ehrlich und klug genug, die Betheiligung an der Ausführung dieses Projectes, das unter anderm die Donau, Oesterreich-Ungarns große Lebensader, in ihrem untern Laufe in russische Hände gebracht haben würde, abzulehnen.

Das Journal de St. Petersbourg hat diese Enthüllungen in Abrede gestellt. Es bemerkte in seiner Nummer vom 18. Februar, die russische Politik habe sich niemals mit solchen chimärischen Plänen beschäftigt, und die russische Diplomatie habe zu keiner Zeit der englischen Regierung derartige abgeschmackte Eröffnungen gemacht. Niemals sei von einer Gebietstheilung die Rede gewesen. Lord Clarendon und Fürst Gortschakoff hätten seinerzeit lediglich die Absicht gehabt, zu einem Einverständniß in den allgemeinen Fragen zu gelangen und einen modus vivendi anzubahnen, durch welchen die Interessen beider Staaten sicher gestellt würden. Kein einziger Diplomat habe den Vorschlag gemacht, die Schwierigkeiten in Asien mit einem Schlage zu lösen.

Damit ist aber nichts bewiesen. Und ebenso wenig vermindert die sehr behutsame officielle Antwort, die Lord Granville im Parlament auf eine ungenaue Anfrage Lord Stanleys in Betreff der Angelegenheit ertheilte, die Genauigkeit der Behauptungen der englischen Oppositionspresse, die wir im obigen wiedergegeben haben. „Wir begnügen uns," so erwidert der wohlunterrichtete Daily Telegraph auf die Aeußerungen des Ministers, „angesichts der Ableugnung von Dingen, die gar nicht behauptet worden sind, nämlich, daß die englische und die russische Regierung Mittheilungen über den Gegenstand besäßen, mit einer Wiederholung der am vorigen Sonnabend in Betreff des durch einen hervorragenden russischen Staatsmann einem ebenso hervorragenden englischen öffentlichen Beamten gemachten Vorschlags von uns gebrachten Angaben. Dieser Vorschlag

ist damals zur Kenntniß der Minister gelangt, und die Minister können jetzt darüber Nachforschungen anstellen. Inzwischen wagen wir, da die Ableugnung in Abrede stellt, daß eine solche Unterredung im Jahre 1876 stattgefunden habe, zu vermuthen, daß die Idee selbst 1876 nicht mehr den Charakter von etwas neuem an sich trug. Keineswegs dunkle und undeutliche Zeichen und Spuren von dem Vorhandensein jener ungeheuerlichen Immoralitäten der russischen Politik existiren in officiellen Schriftstücken und Drucksachen. Sollten sie etwa unbemerkt geblieben sein, so erlauben wir uns die Beamten des Indischen und des Auswärtigen Amtes zum Studium der Blaubücher einzuladen, die sie selbst veröffentlicht haben."

In diesen Blaubüchern finden wir nun folgendes. Am 23. Juni 1875 schrieb der englische Geschäftsträger am Petersburger Hofe, Herr Doria, daß er eine Besprechung mit Baron Jomini (Gortschakoffs rechter Hand) gehabt, in welcher „Se. Excellenz sich über die Beziehungen zwischen England und Rußland hinsichtlich der Stellung des letztern in Centralasien verbreitet habe, wobei er geäußert, wenn die beiden Regierungen mehr im Einvernehmen handelten, so könnte das ein Mittel werden, sie beide in ihren respectiven Besitzungen im Osten zu stärken, wo in der muselmännischen Bevölkerung ein mächtiges feindliches Element, eine Bedrohung beider Regierungen lebe .... Auch betrachtet Se. Excellenz die Möglichkeit, daß die beiden Gebiete einmal mit ihren Grenzen an einander stoßen könnten, nicht als Grund, sich unbestimmten Befürchtungen von Feindseligkeiten zu überlassen. Wenn Rußland mit Deutschland und Oesterreich zusammengrenzte und mit diesen Ländern im Frieden lebte, warum sollte einmal die Thatsache, daß seine Besitzungen die Grenzen des britischen Reichs in Indien berührten, einen Grund abgeben zu einer Kriegführung, von der kein verständiges Gemüth für möglich halten könnte, sie werde zu Sieg und Eroberung führen?"

Diese Unterhaltung scheint in Petersburg ungefähr zwölf Monate vor derjenigen in London stattgefunden zu haben, in welcher Schuwaloff die oben angeführten Vorschläge machte. Aber zwanzig Tage nach dem 23. Juni, nämlich am 13. Juli 1875 — man beachte die Daten und merke sie sich als Beweise für die Continuität der Anschauungen, Pläne und Anerbietungen des Petersburger Unterstaatssecretärs — berichtete Herr Doria dem Lord Derby: „Baron Jomini sagte zu mir, daß man sich zuerst über die neutrale Zone (in Centralasien) besprochen und sie als Grenze für das Vorrücken beider Reiche vorgeschlagen habe, dann aber fügte er hinzu, eine neutrale Zone ist auf einem Gebiete, wo Barbaren hausen, eine Unmöglichkeit . . ." „Indessen," so fährt der Bericht des englischen Geschäftsträgers fort, „bestand der Hauptpunkt in dem Vortrage Sr. Excellenz darin, daß er die in seinem Gemüthe haftende Idee zeigte,

das britische und das russische Reich in Asien müßten sich einmal mit ihren Grenzen berühren. . . Se. Excellenz sagte, wenn England es in seinem Interesse finden sollte, Afghanistan seinem indischen Reiche einzuverleiben, so würde die russische Regierung dies nicht als eine gegen sich gerichtete Drohung auffassen und ebensowenig den Versuch machen, es zu verhindern . . ." Herr Doria fügt hinzu: „Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß viele Russen und unter ihnen Leute von politischer Stellung und im Dienste der Regierung vollständig überzeugt davon sind, daß für alle Zeit die Aufrechthaltung eines großen neutralen Gebiets zwischen den beiden Reichen eine Unmöglichkeit ist, und daß dieser Gedanke aufgegeben werden muß."

Ein Wink in Bezug auf das, was vor fünf und ein halb Jahren vorging, scheint Kabul sehr bald erreicht zu haben; denn in einem Briefe des Generals v. Kaufmann an den Emir Schir Ali, der vom 12. Juli 1875, demselben Tage, wo Doria seine zweite Unterredung mit Jomini hatte, datirt war, und der im September in Kabul eintraf, machten sich die dortigen Behörden folgende geheime Notiz: „Diesmal hat die russische Regierung sich zum Theilnehmer an der Beschützung Afghanistans erklärt. Dieser Paragraph schlägt einen neuen Ton an. Gott weiß, was für Staatsgeheimnisse in ihm stecken."

Im Mai 1876 begegnete Lord Augustus Loftus, der britische Botschafter in St. Petersburg, dort dem General v. Kaufmann, der zu ihm sagte, er habe die Rede des Herrn Disraeli gelesen, und dem Botschafter „die Hoffnung ausdrückte, daß Rußland und England in Centralasien in herzlichem Einverständniß zu ihrem beiderseitigen Wohle und zum Fortschreiten der Civilisation handeln würden."

Wir brauchen aus den Blaubüchern nur noch den Brief zu citiren, den Lord Loftus am 21. Juni 1877 auf Befehl des Lords Derby an Herrn de Giers schrieb, und in welchem es hieß, „die Bewegung russischer Truppen gegen Merv oder ein anderes derartiges Vorgehen werde Ihrer Majestät Regierung die Nothwendigkeit auferlegen, in dem entsprechender Weise vorzurücken. . . Dieselbe könne aber eine so starke Annäherung der Vorposten der beiden Reiche nicht als an sich wünschenswerth oder förderlich für die Erfüllung der schwierigen Pflichten betrachten, welche den Verwaltungen dieser Länder auferlegt seien."

Diese indirecte Antwort auf die Anerbietungen des Versuchers bewog diesen nicht, vom Urgiren seiner Pläne abzulassen. Im Jahre 1878 theilte das Indische Amt dem Minister des Auswärtigen zu London einen Brief mit Berichten des Regierungsagenten in Peschawar mit, der vom 3. August datirt war, und in welchem die folgende Stelle vorkam: „Ein Ungenannter übersandte von hier eine Bittschrift an den Emir, in welcher er denselben benachrichtigte, daß die britische

und die russische Regierung auf freundschaftlichem Fuße mit einander stünden und in ihren Absichten übereinstimmten, und daß Persien auf der Seite Rußlands stünde... Die drei Mächte wünschten auf irgend eine Weise Besitz von dem Gebiete Sr. Hoheit zu ergreifen und es unter sich zu vertheilen." Der Berichterstatter fährt fort: „Als diese Bittschrift dem Emir vorgelesen wurde, brach Se. Hoheit in Hunderte von Verwünschungen des Verfassers aus und zerriß das Papier."

Wir wiederholen, daß die Citate nicht den Zweck haben, die Angaben der englischen Presse in Betreff des russischen Theilungsplans zu bekräftigen; denn diese enthielten eine feststehende, keinem ernsten Zweifel unterliegende Thatsache. Sie sollten nur zeigen, wie unvorsichtig es war, wenn hohe englische Beamte bei der Ableugnung von Verhandlungen vergaßen, daß ganz ähnliche Dinge in den aller Welt zugänglichen Blaubüchern gedruckt zu lesen waren.

Warum wir so ausführlich auf die Sache eingegangen sind? Handelt es sich doch um eine uns fernliegende Streitfrage. Wir entgegnen: mit nichten fernliegend. Absehend von der Verschlingung der centralasiatischen und der türkischen Frage, erinnern wir daran, daß der siebenjährige Krieg sehr wesentlich ein Krieg um französische und englische Interessen in Nordamerika war. Sodann aber hat die Sache noch eine andere für uns beachtenswerthe Seite, indem sie in das constitutionelle Leben hineinspielt. Was wir meinen, soll ein Artikel der St. James' Gazette aussprechen, dem wir beipflichten. Es heißt da: „Es will wirklich scheinen, als ob das englische Publicum, nachdem es nach der Theorie der Verfassung im vorigen Jahre sein Urtheil über die Politik ausgesprochen, die unser Land Rußland gegenüber zu verfolgen habe, endlich Gelegenheit erhalten solle, etwas von den wichtigsten Thatsachen des Falles zu erfahren. Wie es kommt, daß diese Thatsachen so lange verhüllt geblieben sind, wollen wir gegenwärtig nicht untersuchen. Es ist bei beiden Parteien, wie wir annehmen, Grundsatz, daß wir unter einer Volksregierung leben, und daß es das Volk ist, welches in letzter Instanz über das Verhalten der Minister zu Gerichte sitzen muß, ein Grundsatz, der, wie wir vermuthen sollten, das gemeinsame Zugeständniß beider Parteien einschließt, daß absichtliche Täuschung und Mystification des obersten verfassungsmäßigen Tribunals nicht nur eine Beleidigung der Würde, sondern ein Streich gegen das innerste Leben des politischen Systems ist, unter dem wir leben. Zu solcher Täuschung und Mystification haben aber beide politischen Parteien ihre Zuflucht genommen, und die Partei mit dem Wahlspruch: ‚Vertrauen auf das Volk' ist in der Sache ebenso schuldig wie die, der man vorwirft, sie mißtraue dem Volke und weiche der Controle seiner Vertreter im Parlamente aus. Beide haben gestattet und es zuweilen ermuthigt, daß ihre Lands-

leute annahmen, die Beziehungen zwischen Rußland und England und die Stellungen der beiden Mächte in Asien seien ganz und gar verschieden von dem, was sie, wie wir jetzt sicher wissen, wirklich gewesen sind .... Regierungen besitzen unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, diplomatische Documente nach Gutdünken ihren Landsleuten mitzutheilen oder vorzuenthalten. Wozu sie aber nicht berechtigt sind, was sie nicht thun können, ohne die Volksregierung zu einem bloßen Schein und einer Posse zu machen, das ist die Ermuthigung ihrer Landsleute zu einer Auffassung der Dinge, welche den documentarischen Beweisen in den Händen der Minister gänzlich widerspricht. Die frühere und die jetzige Verwaltung mag berechtigt gewesen sein, die officiellen Beweise für die Thatsache, daß die russische Regierung die englische vor vier Jahren zu einer Theilung Asiens eingeladen und sich dafür die Erlaubniß, sich auch ein Stück davon zu nehmen und in Asien bis zum Hindukusch vorzudringen, ausgebeten hat, nicht zu veröffentlichen. Wozu sie aber nicht befugt waren, das war die Wiederholung und Sanctionirung der Wiederholung der alten Gemeinplätze über ‚Russenfurcht,' von denen sie wußten, daß sie einen gefährlichen Irrthum einschlossen, und die in ihrem Schweigen liegende, ja selbst in Worten ausgedrückte Einstimmung in den Chor wohlfeiler Sarkasmen, mit denen die Warnungen sogenannter Russophoben empfangen wurden. Es giebt keinerlei Schlüsse aus den heutigen Enthüllungen, die nicht schon wiederholt in der Gestalt offenbar die Wahrscheinlichkeit für sich habender Vermuthungen und Betrachtungen dem Lande vorgetragen worden wären; aber sie kamen von unverantwortlichen Tagesschriftstellern und dergleichen Leuten und wurden sofort mit der falschen Aufschrift ‚Panik' und ‚Alarmschlagen' bezeichnet — einer Aufschrift, von der die Regierung wußte, daß sie falsch war, die sie aber nicht nur nicht beseitigte, sondern zuweilen sogar befestigte. Jetzt ist die Wahrheit an den Tag gekommen, vielleicht noch nicht die ganze, aber genug, um die Freunde Rußlands hier zu Lande zu fragen, ob sie noch immer so verliebt in die Politik eines ‚freundschaftlichen Einvernehmens' mit jener Macht sind wie früher, und wohin nach ihrer Meinung ein Einvernehmen, wie es mit jenen Vorschlägen (Schuwaloffs) angedeutet wurde, ein englisches Ministerium verschlagen haben würde, das verrückt genug gewesen wäre, auf solche Anerbietungen einzugehen."

Aus den Erinnerungen eines däniſchen Staatsmannes.

Memoiren haben in der Regel einen eigenthümlichen Reiz und Werth. Theils iſt derſelbe in der Ergänzung der geſchichtlichen Erkenntniß, die ſie gewähren, theils in der geiſtigen und ſittlichen Individualität, die ſich in ihnen ſpiegelt, begründet. In der einen Beziehung tritt der Charakter der handelnden Perſönlichkeiten, die Richtung oder der Gegenſatz der Richtungen, welche die Zeit beſtimmen, lebendiger vor unſre Augen; die individuellen Elemente im Verlauf der Begebenheiten, Wechſel und Dauer in Stimmungen und Neigungen werden lebhafter von uns empfunden. In der andern Beziehung iſt der Gewinn ein zweifelhafterer je nach dem innern Gehalt der darſtellenden Perſönlichkeit; er iſt abhängig von der Vielſeitigkeit ihrer Beobachtungen, von der Klarheit und Schärfe ihres Urtheils. Und nicht immer wird uns der doppelte Genuß zu Theil, dankbar einer Bereicherung unſrer geſchichtlichen Erkenntniß uns zu erfreuen und an dem Bilde einer edeln, freien und bedeutenden Perſönlichkeit uns zu erquicken.

Die Lebenserinnerungen des Mannes, auf welche wir hier das Intereſſe unſrer Leſer lenken möchten,*) bietet uns nach beiden Seiten volle Befriedigung. Sie verſetzen uns in den Ausgang des vorigen und in den Anfang dieſes Jahrhunderts. Die geiſtige Bewegung in Deutſchland, die öffentlichen Zuſtände in Dänemark, Rußland, Spanien und England unter dem Einfluß der franzöſiſchen Revolution und der Herrſchaft Napoleons, wie ſie ſich im Geiſte eines Mannes ſpiegeln, der mit weitem Blick, offenem Auge, Adel der Geſinnung, Feſtigkeit der Ueberzeugung beobachtet und beurtheilt, dem ſein liebenswürdiges Naturell den Schlüſſel für die mannichfaltigſten und entgegengeſetzteſten Individualitäten in die Hand giebt, und der ſeine reichen Erfahrungen in der durchſichtigſten, ſchönſten Darſtellung auszuſprechen weiß, das iſt der Gegenſtand, der uns hier feſſelt, und für den wir eine allgemeinere Theilnahme zu erregen gewiß ſind.

Wir verzichten darauf, dem Lebenslauf des Mannes, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, Johann Georg Riſts, von ſeinen erſten Anfängen an zu folgen, beabſichtigen vielmehr denſelben nur inſoweit darzuſtellen, als er mit den großen, allgemeinen Bewegungen der Zeit in Zuſammenhang ſteht. Wir unterlaſſen es daher,

*) Johann Georg Riſts Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes, 1880.

in das idyllische Pfarrhaus zu Niendorf bei Hamburg einzutreten, wo ihm Kindheit und erste Jugend verfloß — Rist wurde geboren den 23. November 1775 —, und suchen ihn zuerst als Schüler des Hamburger Gymnasiums auf. Den Unterricht, den Rist hier empfing, weiß er wenig zu loben. Trotz des berühmten Namens einiger Lehrer mochte die Hamburger Anstalt damals wohl unter den gelehrten Schulen Deutschlands ziemlich niedrig stehen. Der Vortrag der Professoren fesselte nicht, und so konnte es geschehen, daß während desselben die Schüler die französischen Revolutionshymnen summten. Die Ideen der französischen Revolution, die damals so viele Sinne blendeten und in einen förmlichen Taumel der Begeisterung versetzten, hatten in Hamburg einen sehr empfänglichen Boden gefunden. Viele Franzosen hatten sich hier gesammelt, der Herzog von Orleans, Dumouriez hielten sich unter fremden Namen in der vermöge ihrer Neutralität einladenden Stadt auf. So wurde Hamburg kosmopolitisch. „Als ich Bewohner von Hamburg wurde," sagt Rist, „stand diese Stadt mitten in einer Verwandlungsepoche. Der alterthümliche Rost in Gesinnung, Bauart, Sitten und Lebensweise war merklich abgeschliffen, und gerade um diese Zeit hatte der plötzlich zunehmende Wohlstand durch die Neutralität während des Revolutionskrieges sich schnell vermehrt, die Ansiedlung fremder, üppiger Handlungshäuser und das Einströmen einer Menge müssiger, zum Theil wohlhabender, zum Theil dem Luxus dienender Fremden, die hier Sicherheit und Zeitvertreib suchten, dem ganzen Getriebe des bürgerlichen Lebens einen ungewöhnlichen Schwung, den Gesellschaften einen andern Charakter und den Sitten eine neue Richtung gegeben, die man wohl lustiger, aber nicht eben besser nennen durfte. Kaffeehäuser, schöne Läden, Restaurationen, glänzende Fuhrwerke entstanden erst in dieser Zeit; ein französisches und englisches Schauspiel kam neben dem deutschen auf, und die Verführung drang in die Bürgerhäuser und zeigte sich zuerst frech auf den Gassen." Kein Wunder, daß die Ideen der Revolution hier Eingang fanden. Rist erzählt uns, daß in dem Hause eines Verwandten, Schuhmacher, wöchentlich ein Kreis von Literaten und ihnen gleichgesinnten Radicalen sich zusammenfand, in welchem rücksichtslos über alles, was bis dahin als Heiligthum gegolten hatte, der Stab gebrochen wurde. Häufig endeten diese Zusammenkünfte in jacobinischen Bacchanalien. Die Theilnahme an diesen Zirkeln brachte zum Glück dem Gymnasiasten keinen Schaden. Sein reiner und klarer Geist blieb von ihren Ausschweifungen unberührt; „noch erinnere ich mich deutlich," erzählt er, „des innern Grauens und Widerwillens, mit dem die Ruchlosigkeit dieses Kreises mich erfüllte, mich, dem so Vieles heilig und werth war. Ich konnte die Wuth nicht theilen, die sich, gleich einer Ansteckung, der Menschen bemeistert hatte, die ich im übrigen Leben als harmlos kannte; und wenn ich so früh schon in die Geheimnisse der

revolutionären Gesinnungen eingeweiht war, so schützte ihre Uebertreibung mich doch vor der Ansteckung."

Als der Gymnasiast Student wurde, vertauschte er Hamburg mit Jena. Das Studium der Jurisprudenz, das er erwählt hatte, vermochte ihn aber wiederum nicht zu fesseln. „Noch war die geistreiche historische Methode, das Recht zu lehren, wie Savigny und Eichhorn sie seitdem angewandt, nicht gefunden; einzeln, ohne Verknüpfung, schienen die strengen, willkürlichen Definitionen und Regeln dazustehen; wie Goethe sie im Faust charakterisirt, eine Pflege der Vorzeit, welche die Mitwelt nach sich schleppt, dem Heut und Gestern, dem Volksgefühle fremd." Desto mehr wurde Rist von philosophischen und poetischen Interessen angezogen, und in einem Kreise ideal gerichteter Jünglinge, die sich „Gesellschaft der freien Männer" nannte, fand er reiche Befriedigung. Der spätere berühmte Bürgermeister Smidt war Mitglied dieser Gesellschaft gewesen, jetzt gehörten ihr zwei Männer an, von denen der eine auf philosophischem Gebiet eine hervorragende, der andre auf poetischem eine geachtete Stellung sich erwerben sollten, Herbart und Gries. Besonders Herbart, damals als erster Schüler Fichtes und als abstruser Metaphysiker unter den Commilitonen gekannt, trat Rist näher. Er wurde diesem der Interpret der Philosophie Fichtes. Rist, anfänglich der Speculation abgeneigt, hatte sich einer Gesammtanschauung zugewandt, welche die Erkenntniß des Unendlichen dem menschlichen Geiste versagt und ihn in die Schranken des Endlichen bannt. Die Gesetze des Weltalls zu erforschen, sich ihnen demüthig zu fügen, war ihm als die einzige Aufgabe des Menschen erschienen. Der Gedanke an ein Fortschreiten der Menschen galt ihm als Thorheit, alles Sein als ewiger Wechsel und Kreislauf. Es war Fichtes Philosophie, welche, nachdem Herbart ihm ihr Verständniß erschlossen, dies Gebäude zerstörte. Unter schweren Kämpfen gewann Rist den neuen Standpunkt, den Lauf der Welt zu betrachten. Was er diesem verdankte, war das tiefeingeprägte Gefühl von der geistigen Würde des Menschen, die Gewohnheit eines höhern Maßstabes für die irdischen Dinge und die feste Ueberzeugung von einer über alle weltlichen Verhältnisse erhabnen Bestimmung. Die energische Persönlichkeit Fichtes stärkte den Eindruck der Lehren, die er vortrug. „Nicht ruhig wie ein Weltweiser, sondern gleichsam zornig und kampflustig stand der kleine, breitschultrige Mann auf seinem Katheder, und ordentlich sträubten sich seine schlichten braunen Haare um das gefurchte Gesicht, das Züge von einer alten Frau und von einem Adler trug. Wenn er stand auf seinen stämmigen Beinen oder hinschritt, so war er festgewurzelt in der Erde, wo er ruhte, und im Gefühl seiner Kraft sicher und unbeweglich. Kein sanftes Wort ging über seine Lippen und kein Lächeln; er schien der Welt, die seinem Ich gegenüberstand, den Krieg erklärt zu haben und durch Herbigkeit den Mangel

an Anmuth und Würde zu verbergen." Hatte Rist in Jena vor allem philosophischen Studien sich gewidmet, so suchte seine nicht auf die abstracte Speculation, sondern vielmehr auf das Reale und Concrete angelegte Natur in Kiel, wo er die akademischen Studien vollendete, wieder den Zusammenhang mit dem geschichtlichen Element zu gewinnen. Daneben beschäftigte er sich eifrig mit der Lectüre der neuern deutschen Dichtung, besonders mit Wieland und Goethe.

Ein Ausflug nach Kopenhagen im Sommer 1797 brachte die entscheidende Wendung im Leben Rists. Er wurde Privatsecretär des dänischen Ministers, des Grafen Schimmelmann. Barthold Georg Niebuhr war sein Vorgänger in dieser Stellung gewesen. Es war eine neue Welt, die sich hier dem jungen Manne erschloß. Aus dem stillen, eng geschlossnen Kreise wissenschaftlicher Bestrebungen war er in die laute Wirklichkeit der öffentlichen Kämpfe und Bewegungen getreten, und manche Blicke in die Ordnung und Verwaltung eines einzelnen Staats sowie in die internationalen Beziehungen waren ihm gestattet. Immer mehr gewann er das Vertrauen des Ministers, der sich über die zartesten öffentlichen und Privatverhältnisse gegen ihn aussprach, ihm auch größere Ausarbeitungen für den Staatsrath und den König auftrug.

Es waren ausgezeichnete Männer, die damals den leitenden Einfluß auf die Angelegenheiten Dänemarks ausübten, ebenso hervorragend durch Adel der Gesinnung und ideales Streben, wie durch geistige Begabung: neben Graf Schimmelmann die Grafen Bernstorff, Rantzau, Reventlow, alle von den neuen Ideen der Zeit erfüllt, mit großen Plänen der Volkserziehung und Volksbeglückung sich tragend. „Nur zu sehr, sagt Rist, ging der für alles jugendliche und höher zielende Streben so lebhaft empfängliche Graf (Schimmelmann) auf solche Ideen ein, deren Ausmalung uns mehr als einen Abend verkürzt hat; man hätte mögen glauben, und er selbst meinte wohl auch, er werde seine Portefeuilles eines schönen Tages abliefern und mit uns zur Gründung eines schönen und freien Landbau- und Erziehung-Vereins nach großem Maßstabe hinausziehen."

In der That, eine wohlwollendere Regierung konnte nicht gedacht werden. Das Reformwerk, das Struensee gewaltsam und unbesonnen begonnen hatte, war nach kurzer Reaction wieder aufgenommen und weiter geführt worden. Es bezog sich in erster Linie auf die Bauern; am 20. Juni 1788 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und für die Bildung der Befreiten durch Verbesserung des Volksschulwesens gesorgt. Günstig waren auch die äußern Verhältnisse, da die Neutralität Dänemarks in den Europa erschütternden Kriegen den aufblühenden Handel schützte. Und doch mußten die öffentlichen Zustände Dänemarks die ernstesten Besorgnisse erregen. Die Finanzen waren ungeordnet. Die Regierung verfuhr, wie wohlwollend auch immer, doch eigenmächtig, mehr nach Billigkeit

als nach Gesetz und Recht; aus der Staatsverwaltung verlor sich die Einheit, indem jeder Minister unmittelbar mit dem zur Alleinherrschaft geneigten Kronprinzen verhandelte, der als Vertreter des blödsinnigen Königs Christian VII. die Zügel der Regierung in der Hand hatte. Eine öffentliche Meinung fehlte fast ganz, und insoweit sie sich als Opposition zur Geltung zu bringen suchte, wurde sie zurückgewiesen. Und die Schlaffheit, die sich in der Regierung zeigte, wirkte auch auf das Volk zurück.

Da kam von außen die Anregung zu kräftigerer Bewegung. England, das die Neutralität Dänemarks seit lange mit scheelen Augen beobachtete, erhob die Forderung, daß dieser Staat auf das Recht verzichten solle, seine Handelsschiffe durch begleitende Kriegsschiffe zu decken. Eine englische Flotte, die am 23. August 1800 auf der Kopenhagener Rhede ankerte, gab dieser Forderung Nachdruck. Dänemark mußte einwilligen. Aber dies war nur der erste Act in dem Drama der Demüthigungen, in das Dänemark eintreten sollte. Der zweite Act folgte bald. Der östliche Nachbarstaat, das mächtige Rußland, nöthigte Dänemark einer Coalition beizutreten, an der auch Schweden Theil nahm, deren Zweck die bewaffnete Neutralität war, deren Spitze sich gegen England richtete, und deren Kosten voraussichtlich Dänemark als erstes Angriffsobject zu bezahlen hatte. Die Antwort Englands auf diese Coalition war die Entsendung einer Flotte, die am 30. März 1801 oberhalb der Kopenhagener Rhede erschien. Unterhandlungen blieben erfolglos, und so kam es am 2. April zum Kampfe. Von beiden Seiten wurde Muth und Tapferkeit bewiesen. Noch am selben Tage boten die Führer des englischen Geschwaders, Parker und Nelson, einen Waffenstillstand an. Er wurde angenommen, vielleicht zum Schaden Dänemarks. Lange schwankte die dänische Regierung, ob sie nicht die Erneuerung des Kampfes einem demüthigenden Frieden vorziehen solle. Da kam die Nachricht vom Tode Kaiser Pauls und brachte die Entscheidung. Dem Waffenstillstand folgte eine vorläufige Convention, und die englische Flotte zog sich zurück.

Jetzt sollte auch Rists Lebensweg eine neue Wendung nehmen. Seiner Neigung, in die diplomatische Laufbahn einzutreten, war der Staatssecretär Graf Bernstorff, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, freundlich entgegengekommen. Doch schien es, als ob Rist noch längere Zeit werde warten müssen, bis sich Gelegenheit zu seiner Verwendung fände. Nun kam sie unerwartet schnell. Rist wurde zum Gesandtschaftssecretär in Petersburg ernannt. Es sind sehr interessante, lebensvolle, wenn auch wenig erfreuliche Bilder der russischen Verhältnisse, die uns uns gezeigt werden. Wir verzichten darauf, einzelne derselben nachzuzeichnen, und theilen statt dessen das Urtheil mit, das der feine Beobachter und ernste, sittliche Mann über die Petersburger Gesellschaft fällt. „Die Peters-

burger Gesellschaft bewegt sich überall in einer durchaus simulichen Sphäre und schließt jedes höhere Bedürfniß aus, so daß echte Wissenschaft in dem Strudel bald untergehen muß. Die unendliche Abstufung der Rangverhältnisse vom Collegien-Assessor zum Hofrath, von diesem zum Collegien-, von da zum Etats- und ordentlichen, zum wirklichen Etatsrath, die verschiedenen Classen des Annen-Ordens sind eben so viele Sprossen einer Leiter, die nur durch Branchbarkeit und Geschmeidigkeit am Spieltisch und im Vorzimmer der hohen Gönner erstiegen werden, wo die eigenthümliche, freie Gesinnung für immer verloren geht. Noch lange wird sich in diesem Reich unter den Beamten eine solche nicht bilden können; denn dies ganze Gebäude der strengen Unterordnung ruht auf der breiten Basis einer eigenthümlich slavischen, mit europäischer Verfeinerung wohl, aber nicht mit europäischer Bildung und Gesinnung zu verschmelzenden Nation. Wie glatt aber auch Zweige, Blüthen und Früchte schimmern mögen, so treibt doch das slavische Element unaufhörlich aus dieser Wurzel seine vergifteten Säfte zu ihnen hinauf, und gleich den Sodoms-Aepfeln ist der Geschmack bitter und das Innere Asche." Auch an der Kaiserkrönung Alexanders zu Moskau nahm Rist Theil und sah hier zum ersten Mal die ganze kaiserliche Familie zusammen. „Wahrlich etwas Schöneres und wahrhaft Fürstlicheres, sagt er, könnte man nicht sehen, von der verwitweten Kaiserin, einer großen, schönen, breiten und überaus freundlichen Frau, bis zu den jüngern Großfürstinnen und ihren kleinen Brüdern herab. Aber die regierende Kaiserin, damals in der Blüthe der Jugend, eine der edelsten Gestalten, die ich je gesehen, ließ mir einen Eindruck von Anmuth und Würde, der sich nicht verwischt hat und der sich auch nicht beschreiben läßt; ihr einfacher und höchst geschmackvoller Putz bezeichnete gleich die Frau, die auch im Privatstande die erste gewesen wäre. Nichts von kaiserlicher, aber die größte weibliche Hoheit umgab sie, und nur an dem leicht umwölkten Auge und der tiefen Gleichgiltigkeit, mit der sie alles um sich her zu betrachten schien, mochten sich die Spuren ihrer erhabnen Bestimmung entdecken lassen. Der Kaiser, ein schöner Jüngling, trug eher den Charakter der Weichheit und Ueppigkeit in seinem ganzen Wesen, als die ernstere Richtung, welche er seitdem genommen."

Nur kurze Zeit, wenig mehr als ein und ein halbes Jahr, hatte Rists Aufenthalt in Petersburg gedauert, als er in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Doch sollte er diesen Posten nicht antreten. In Kopenhagen wurde ihm die Wahl gestellt, ob er nach Berlin gehen oder das inzwischen frei gewordne Legationssecretariat in Madrid übernehmen wolle. Er entschied sich für letzteres. Auf der Reise nach Spanien verweilte er einige Zeit in Paris. Frankreich befand sich damals im Uebergang von der Republik zum Kaiserreich. Die Anreden Citoyen und Monsieur wechselten, vereinzelt hörte man auch ein

Monsieur de. In der Armee, am Hofe, unter den Beamten war die Republik zu den Todten gelegt, der erste Consul war Fürst, wenn ihm auch der monarchische Titel noch fehlte. Royalisten gab es kaum. Republicaner und Jakobiner bildeten allein eine gefürchtete Opposition. Mit dieser kam Rist durch Vermittlung des Grafen Schlabberndorf in Verbindung. Diese originelle Persönlichkeit lebte damals schon zwölf Jahre in Paris, aber immer noch wie ein Reisender, der den nächsten Morgen weiter zu ziehen denkt. Seine Wohnung war ein Wirthshausstübchen im dritten Stock, das ebenso vernachlässigt wie er selbst erschien. „In einem weiten grauen Schlafrock, meist ohne Beinkleider, bringt er oft Monate lang vor seinem Pult oder neben dem Kamin zu; sein Haar sträubt sich unordentlich auf seinem Haupt, und ein zolllanger grauer Bart bezeichnet eine unvordenkliche Zeit, die er fern vom Publicum zugebracht." Und dieser Mann war der Mittelpunkt aller Neuigkeiten; ausgezeichnete Fremde sowie die Mitglieder der jakobinischen und republicanischen Partei trafen hier zusammen und sprachen sich mit einer Unbefangenheit aus, die sie sonst nur in geschütztester Zurückgezogenheit sich gestatten konnten.

Am 21. Juli 1802 kam Rist in Madrid an. Das Bild der politischen Verhältnisse Spaniens, das uns Rist zeichnet, ist ein sehr trübes. Der Hof machte den Eindruck völliger Verkommenheit. Der König, unbedeutend und schwach, war völlig in den Händen der Königin und ihres Liebhabers, des Friedensfürsten Don Manuel de Godoy, zweier gleich unsittlicher Persönlichkeiten. Von ihnen drang der Geist der Corruption in alle Kreise, die mit der Regierung in Verbindung standen.

An der Spitze der Opposition stand der Prinz von Asturien, später König Ferdinand VII., oder richtiger seine Gemahlin, eine österreichische Prinzessin, die ihn an Einsicht und Charakter weit überragte, aber von Spionen umringt, nur wenig Einfluß gewinnen konnte. Die Herrschaft des Klerus war unbegrenzt; auch wer innerlich mit den Dogmen des Katholicismus, vielleicht sogar mit dem Christenthum gebrochen hatte, fügte sich derselben. Von einer innern sittlichen und religiösen Aneignung der katholischen und überhaupt der christlichen Lehre war wenig zu spüren. Mechanische Theilnahme am Gottesdienst hier, inbrünstige und eifrige Gebete, auf Vergebung eben begangner Sünde oder Erlangung eines ersehnten Guts gerichtet, dort, bildeten den Inhalt der Frömmigkeit.

In Madrid war Rist auch Zeuge von einem Auto-da-Fé, vielleicht dem letzten, das Spanien gesehen. Das ganze Corps diplomatique war zu diesem Schauspiel eingeladen. Die Angeklagte war ein der dienenden Klasse angehöriges Weib von 33 Jahren, das als Wunderthäterin eine Zeit lang eine Rolle gespielt hatte. Sie erschien gebunden, einen Strick um den Hals, mit bloßen Haaren.

eine grüne Kerze in der Hand, bedeckt mit einer gelben, spitzen, roth und schwarz geringelten Mütze, auf der ihre Schuld der Gotteslästerung, Ketzerei, Heuchelei und Schändung des Heiligsten angezeigt war. Dank der Herrschaft milderer Sitten wurde sie nicht zum Feuertode, sondern nur zu achtjährigem strengen Disciplinar-Gefängniß und sechsjähriger Verbannung aus allen Aufenthaltsorten des Hofes verurtheilt.

Im Juli 1806 wurde Rist von seinem Posten abberufen. Er hatte zuletzt als Geschäftsträger während längerer Abwesenheit des Gesandten fungirt und wurde nun in dieser Stellung nach London berufen. Ueber Lissabon, wo er einige Zeit verweilte, begab er sich nach seinem Bestimmungsorte. Wie ganz anders erschien ihm, was er hier fand, gegenüber den Erfahrungen, die er in Rußland und Spanien gemacht hatte! Das öffentliche Leben der Engländer, die Vereinigung von Ordnung und freier Bewegung erregte in ihm den Eindruck des Großartigen und Erhebenden. Dagegen konnte das gesellige Leben ihn wenig anziehen. Es war, soweit die große Welt in Betracht kam, noch oberflächlicher, als es überhaupt zu sein pflegt. Alles drehte sich um Modesachen und Privatverhältnisse, und pedantische, anspruchsvolle Steifheit machte den Verkehr lästig. Das Familienleben Englands blieb Rist verschlossen. „Das ganze gesellige Leben der Engländer, sagt er, von dem Thürklopfer an, bis zu der Sitte, keine Dame zu grüßen, ohne von ihr anerkannt, bemerkt zu werden, scheint darauf eingerichtet und abgesehen, sich einander gegenseitig vom Leibe zu halten.“ Außer den Morgenbesuchen fand jede Zusammenkunft nur auf besondere Einladungen statt. Selbst Geschwister, die verschiedne Häuser bewohnten, konnten nur angemeldet oder gebeten sich des Abends besuchen. Eine ergötzliche Schilderung giebt uns Rist von einem drawing-room der Königin. „Die Königin stand an einem Spiegeltischchen, ohne Umgebung; in der wildesten Unordnung wälzte sich ein Strom, von Herren und Damen gemischt, unwillkürlich vorwärts geschoben, gegen sie hin, an ihr vorbei, in steter Gefahr sie umzustoßen. Da ächzten und schrieen auch wohl die schönen Damen, vergebens von ihren weiten Reifröcken geschützt, aus denen die geschmackvoll gezierte Büste, wie die Rose aus einem plumpen Blumentopf, hervorragte. Da fiel die Tochter der Herzogin von Gordon, einer hastigen, geistreichen Frau, in Ohnmacht, und die Mutter ertheilte einem Gentleman, der sie auffing und stützte, außer einem Schwall böser Reden, eine derbe Ohrfeige. Da galt kein Anstand, kein Ansehen der Person; sich retten und durchdringen war die Losung. Es ist unmöglich, sich von dem Mangel an Schicklichkeit und Anstand, der bei diesen, am hellen Tage gehaltenen Hofgalas herrschte, noch von dem ungeschlachten Wesen, dem linkischen Aussehen des Engländers im Feierkleide und Haarbeutel eine Vorstellung zu machen.“

Im Sommer 1807 trat die verhängnißvolle Katastrophe ein, die Rists Abberufung zur Folge hatte. Eine Spannung zwischen England und Dänemark bestand, wie schon oben erwähnt, seit langer Zeit. Sie wurde stärker und stärker, bis sie sich in offnen Feindseligkeiten löste. Den Anfang derselben bildete der bekannte Raubzug Englands, der Dänemark seine Flotte kostete. Ohne daß eine Kriegserklärung erfolgt war, ohne daß Rist etwas ahnen konnte, erschien eine englische Flotte im Sund und verlangte die Auslieferung der dänischen Flotte, „weil die englische Regierung davon unterrichtet sei, daß die dänische Flotte Frankreich überlassen werden solle, um gegen England gebraucht zu werden." Als Dänemark sich weigerte, landeten die englischen Truppen und bombardirten drei Tage Kopenhagen. Eine Capitulation, nach welcher die dänische Flotte den Engländern übergeben und die Citadelle Fredrikshafen von englischen Truppen sechs Wochen besetzt bleiben sollte, suspendirte für kurze Zeit den Kampf, der dann in einen offnen Krieg überging.

Unter so schmerzlichen Erfahrungen kehrte Rist aufs tiefste erschüttert nach Kopenhagen zurück.

Bis hierher führt uns der erste Band seiner Memoiren. Von kaum geringerm Interesse aber ist der zweite. Hat jener den Vorzug, eine bunte Reihe von anziehenden Bildern aus dem Leben Nord- und Südeuropas uns vor Augen zu führen und den Entwicklungsgang eines selten harmonisch angelegten und reich begabten jungen Mannes zu zeichnen, so fesselt uns der zweite Band, indem er uns einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der französischen Invasion und des Befreiungskrieges liefert. Der größte Theil dieses Bandes ist den Verhältnissen Hamburgs unter französischer Herrschaft und der kurzen Unterbrechung derselben durch die Besetzung Tettenborns gewidmet. Als dänischer Generalconsul war Rist in der Lage, mit den leitenden Persönlichkeiten in stetem Zusammenhange zu bleiben, auch thätig in den Lauf der Dinge einzugreifen. Ein hohes Interesse gewährt auch der letzte Theil der Schrift. Zur Regelung finanzieller Fragen war Rist 1814 als dänischer Commissar nach Paris geschickt worden und blieb dort bis zur Rückkehr Napolens. Das Bild, welches er uns von den Zuständen und bestimmenden Persönlichkeiten in Paris entwirft, ist reich an treffenden Charakteristiken und zeigt uns anschaulich die Ursachen, welche den schnellen Sturz des restaurirten Thrones bei dem Nahen des Imperators herbeiführten.

Es würde uns zu weit führen, den Verlauf der Ereignisse hier zu vergegenwärtigen, welche der Verfasser vom Standpunkt des dänischen Diplomaten, des deutschen Patrioten und des warmen Freundes der Stadt Hamburg in klarer Beleuchtung darstellt; wir beschränken uns darauf, die hervorragenden Persönlich-

keiten jener Zeit, mit denen Rist zusammengekommen war, in der Beleuchtung, in welcher sie hier erscheinen, zu charakterisiren.

Aus der Zeit der französischen Occupation Hamburgs werden uns vor allem drei Männer in lebensvoller Zeichnung vor Augen geführt: Bernadotte, Davoust, Tettenborn; und nicht bloß die beiden ersten, auch Tettenborn trifft mit Recht das scharfe, zum Theil vernichtende Urtheil des Verfassers. 1808 besuchte Rist Bernadotte als commandirenden General. Er hatte in Flottbeck bei Hamburg sein Hauptquartier genommen und führte da nach der allgemeinen, wohl begründeten Meinung ein sybaritisches Leben. Seine äußere Erscheinung war höchst angenehm, er besaß einen edeln, feinen Anstand, durch Wohlwollen, das er in Rede und Handlungen zeigte, hatte er sich bei den Truppen und der Bevölkerung Zuneigung erworben, Napoleon gegenüber stand er in Opposition und machte aus seinen republicanischen Grundsätzen kein Hehl. Aber die guten Eigenschaften Bernadottes wurden durch die Schwäche gegen seine Umgebung, seine sittliche Haltlosigkeit, die Nachlässigkeit, mit der er alle geschäftlichen Angelegenheiten behandelte, paralysirt. Eine ganz andre Persönlichkeit war Davoust, mit dem Rist in häufige Berührung während einer langen Zeit treten mußte. Er hatte in ihm einen finstern, hohläugigen Alba zu sehen erwartet und fand einen ansehnlichen, feisten Mann mit breitem Rücken, weichem, glattem Gesicht, das mit einer spiegelblanken Glatze bis zum Hinterkopf in Verbindung stand, Glotzaugen und einem eher freundlichen und behaglichen als strengen Ausdruck. Aber der Anblick täuschte. Davoust war der entschiedenste Gegensatz zu Bernadotte. Damals wenigstens jedem Vergnügen, jeder Zerstreuung entsagend, ging er ganz in rastlose Thätigkeit und Arbeit auf und bemühte sich, sie, nach seinem Sinn, in strenger, unparteiischer Gerechtigkeit auszuüben. Dem Kaiser war er aufrichtig und unbedingt ergeben, er war ihm ein Ideal, dem er eine fast religiöse Verehrung widmete. Im Heere hielt er eine strenge Disciplin, eine musterhafte Ordnung aufrecht. England dagegen und wer ihm verdächtig erschien, Sympathien für dasselbe zu hegen, war ihm Gegenstand bittersten Hasses und rücksichtsloser Verfolgung. Daraus entsprang die Härte, die Verfolgungssucht, das Spionierysystem, die seinen Namen zu einem Schrecken in Deutschland machten und den allgemeinen Haß gegen ihn erregten. Die Hälfte seines Stabes bestand aus Spionen, die sich in alle Gesellschaften drängten, um zu horchen. In der Einverleibung Hamburgs ging er rücksichtslos und schonungslos zu Werke; die bis dahin bestehenden Gewalten wurden erniedrigt, verhöhnt, mißhandelt. Die Verwaltungscontrole wurde mit einem Despotismus gehandhabt, der jedes Gefühl persönlicher Freiheit unterdrückte. Ohne Municipalbeschauung konnte kein Kind getauft, kein Todter beerdigt werden. Die Douaniers drangen bei Tag und Nacht in die Wohnungen, wo Unterschleif und

versteckte Colonialwaare vermuthet wurde. Von dieser Geißel wurde Hamburg durch das Einrücken der Russen Tettenborns auf kurze Zeit befreit. Kein Zweifel, diese Occupation war ein Handstreich des Leichtsinns. Hamburg konnte nicht behauptet werden und mußte den Enthusiasmus, mit dem es die Befreier aufgenommen hatte, schwer büßen. Auch war Tettenborn durchaus nicht der Mann, um die Rolle, die ihm zugefallen war, mit Erfolg durchzuführen. Seinem moralischen Charakter zollt Rist wenig Anerkennung. Bewies auch Tettenborn Unerschrockenheit und zeigte, wenn die Gelegenheit es forderte, Gewandtheit, konnte er auch, wenn er es wollte, Feinheit der Sitten und Liebenswürdigkeit des Umgangs entwickeln, fehlte es ihm auch nicht an einem edlern Element, so wurde dies doch durch leidenschaftliche Rohheit, einen wüsten Lebenswandel und Hunger nach Gold und Ehre niedergehalten. Auch in seinem Stabe waren manche zweifelhafte Persönlichkeiten, die eine Vertrauensstellung einnahmen, deren sie nicht würdig waren. Die Spenden des Patriotismus der Hamburger, von Reichen und Armen in heiliger Begeisterung geopfert, sind zum großen Theile verpraßt oder gestohlen worden. Die Befestigung Hamburgs wurde nachlässig betrieben, und Tettenborn bekümmerte sich nicht um sie. Auch in der Vertheidigung Hamburgs gegen den wieder heranrückenden Davoust machte Tettenborn Fehler. Hamburg fiel von neuem in die Hände Frankreichs.

Die erbärmliche Rolle, welche Dänemark hierbei gespielt hatte, veranlaßte Rist, seinen Abschied zu erbitten. Er wurde denn auch seiner Stellung enthoben und auf Wartegeld gesetzt. Offenbar infolge eines Drucks, den Davoust ausübte, mußte Rist seinen Aufenthalt außerhalb Holsteins nehmen. Er wählte, eben vermählt, Hadersleben zum Wohnsitz. Inzwischen gestaltete sich die Lage für die Alliirten günstiger. Bernadotte und Tettenborn besetzten Schleswig-Holstein. Dänemark schloß mit Schweden Frieden. Für Rist eröffnete sich damit wieder ein neues Arbeitsfeld, er wurde Mitglied einer mit der Wiederbesitznahme und Reorganisation der Herzogthümer so wie der Besitznahme von Pommern beauftragten Commission, die ihren Sitz in Kiel nehmen sollte. Es spricht für die Gesinnung, welche diese Commission beseelte, daß sie aus eigner Initiative eine Denkschrift an den König richtete, Holstein eine Verfassung zu geben, um das fast zerrissene Band des Vertrauens zwischen dem dänischen Hofe und dem deutschen Lande neu zu knüpfen. Aber dies Unternehmen war ein Schlag ins Wasser; es fand keine Billigung, weder bei den Ministern noch bei dem König.

Nach der Rückkehr der Bourbonen finden wir Rist in Paris, mit dem Auftrage, die Interessen Dänemarks bei den dort anzuknüpfenden Liquidationsverhandlungen zu vertreten. Diesem Aufenthalt verdanken wir einige werthvolle Charakteristiken; wir heben die des Herzogs von Wellington, der Frau von Staël

und des königlichen Hofes hervor. Die Zeichnung Wellingtons ist meisterhaft, eine Bestätigung der Darstellung H. v. Treitschkes. Ohne Genialität hat Wellington nur durch Kaltblütigkeit, Klarheit des Blicks, härteste Disziplin die Erfolge errungen, denen er seinen Ruhm schuldet. Zuneigung oder Enthusiasmus hat er in seinem Heere nicht hervorgebracht, hat ihn auch nicht gesucht, er bedurfte dieser idealen Aspirationen nicht. Uebrigens hatte auch eine stets gefüllte Kriegskasse keinen geringen Antheil an seinen Erfolgen. Sein Auftreten in Paris war fürstlich; aber maßloser Hochmuth und kleinliche Eitelkeit, Trivialität in der Conversation, Gehaltlosigkeit in seinen Neigungen zeigten, daß er nicht zu den großen Männern gehörte. Er ist lange höher geschätzt worden, als er verdiente; Treitschkes und Rists Schriften werden seine Bedeutung auf das rechte Maß zurückführen. Der Mittelpunkt der Opposition in Paris war damals der Salon der Frau von Staël. Nach dem Sturze Napoleons zurückgekehrt, nahm sie, von demokratischen Neigungen erfüllt, eine feindselige Stellung gegenüber der französischen Regierung ein; und die Schwächen derselben bildeten die Zielscheibe der Satire für den geistreichen Kreis, der sich bei ihr einzufinden pflegte. Der Held der Völkerfreiheit, für den sie damals schwärmte, war Bernadotte; für die Erwerbung Norwegens durch Schweden trat sie daher mit Begeisterung ein. Dieser Umstand mußte Rist, den Vertreter Dänemarks, hindern, in ihrem Salon sich vorstellen zu lassen. Sie vertrat Dänemark feindliche Interessen. Peinlich war es auch für Rist, in ihrem Hause A. W. Schlegel zu begegnen, der in schwedischem Solde gegen Dänemark geschrieben hatte. Der Eindruck, den Schlegel damals machte, bezeichnet Rist mit dem herben, aber schwerlich unrichtigen Wort: er war aus einem der bedeutendsten deutschen Gelehrten ein ungelenker und pedantischer Frauendiener, ein süßlicher Hofmann geworden. Von Frau von Staël entwirft Rist in einem Briefe folgendes Bild: „Sie ist nachgerade sehr welk und matronenhaft geworden, während ihr pechschwarzes Haar, ihre krallen Augen, der freche Blick und Ton, die unruhige Haltung anzeigen, daß ihre Leidenschaften den Jahren Trotz bieten und das vollkommene Bild eines koketten alten Weibes geben." Obwohl Rist ihr in mehrern Salons begegnet war, hatte er sich von ihr doch immer entfernt gehalten. Aber vergeblich. Bei einem Diner, zu welchem sowohl Rist wie Frau von Staël geladen waren, pries sie, wie gewöhnlich, ihren schwedischen Helden und berührte die norwegische Angelegenheit; schließlich wandte sie sich in tactloser Weise an Rist, seine Meinung zu hören. Rist erwiederte kurz und trocken: Mais l'événement me dispense de la peine de penser. Nach Tische trat sie wieder an Rist und überschüttete ihn mit einem Phrasenschwall, in welchem sie sich als intellectuelle Urheberin der Befreiung Norwegens vom dänischen Joch darstellte und Dänemark das Glück einer freien Verfassung wünschte. Rist ant-

wortete so höflich als möglich: Wir müßten sehen, ob die norwegische Freiheit so vielen Succeß als ihre übrigen Werke haben würde; die andern Dänen wollten doch eine Verfassung lieber von ihrem König als von dem Kronprinzen von Schweden erhalten. Es scheint, daß Frau von Staël damals Agentin Bernadottes war, der noch immer verlangende Blicke nach dem französischen Throne richtete. Bald nachher muß übrigens die unstäte, intrigante Frau in ihrem Heroenkultus gewechselt haben. Es wurden Briefe an Mürat aufgefangen, in denen sie ihn mit Schmeicheleien überhäuft und als le dernier soutien de la liberté en Europe preist.

Wenden wir uns schließlich zu dem Bilde, das uns Rist vom bourbonischen Hofe zeichnet. Es ist wenig günstig. Der König, klein, schwammig, mit gichtisch geschwollnen Beinen, einem gerundeten Kopf mit herabhängenden Wangen, Gesichtszügen, mit deren heiterm Ausdruck der kalte Blick der Augen contrastirte, imponirte weder noch konnte er anziehen, auch nicht durch die geistreiche, freundliche Conversation, in der er Meister war. Seine Nichte vollends, die Herzogin von Angoulême, die Tochter Ludwigs XVI., mußte gradezu Antipathien erwecken. Ihre traurige Jugend hatte sie bitter und hart gemacht. Der trockne, herbe Ton ihrer Stimme, die starren Züge, das bleierne Auge verwandelten das Mitleid, das ihre Vergangenheit in Anspruch nahm, in Grauen. Ihr Gemahl war eine winzige, alltägliche Gestalt, nüchtern von Ansehen, trivial und beweglich in seinen Manieren. Seinen Bruder, den Herzog von Berry, schildert Rist als einen kurzen, dicken, rohen Gesellen von dem mediesten Ausdruck und nennt ihn einen gemeinen, rohen Wüstling. Der Vater beider Prinzen, Graf Artois, war der Mittelpunkt der Kreise, die eine Restauration der Verhältnisse vor der Revolution forderten. Seine äußere Erscheinung war noch nicht verfallen, wie die seines Bruders, auch an sich angenehmer. Sein inneres Wesen entbehrte aber des Gehalts.

Wir begreifen es, daß dieser so repräsentirte Thron kein festes Fundament im Volke finden und fast ohne Schwertstreich bei der Rückkehr des Imperators zusammenbrechen konnte. Damit endete auch die Mission Rists in Paris, und er kehrte in die Heimat zurück.

Die Memoiren Rists sind im Zusammenhange nicht weiter geführt worden, und dies mit gutem Grunde. Von 1815 bis 1834 lebte Rist in unfreiwilliger Muße, die nur durch einzelne kommissarische Arbeiten unterbrochen wurde. Erst 1834 erhielt er eine feste Anstellung in der neu errichteten schleswig-holsteinischen Regierung, bei deren Umbildung 1846 er sein Amt niederlegte; 1847 starb er.

Sein frommer Sinn hat dankbar auf seine Lebensführungen zurückgeblickt, in denen wir einen tragischen Zug nicht verkennen können. Fast alle diplomatischen

Bestrebungen, in denen er selbständig einzugreifen hatte, sind mißlungen, nicht durch seine Schuld, sondern infolge der traurigen Verhältnisse, in denen seine schwache, haltungslose Regierung zu den übrigen Mächten stand. Und seine Laufbahn, die so glänzend begann, hat einen mühsam sich fortschleppenden, zeitweise völlig unterbrochnen Fortgang genommen. Nur in einer Hinsicht zeigt seine Entwicklung ein stetiges Wachsthum. Sein innrer Mensch ist fortgeschritten von Jahr zu Jahr, auf dem Grunde echter Frömmigkeit reifend und sich vertiefend.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Bertuchs Briefe an Gleim.

Zur Geschichte des Weimarer Hofes beim Regierungsantritte Carl Augusts.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

(Schluß.)

6. Bertuch an Gleim. Weimar, den 14. April 1775.

Lieber, Theurer Vater Gleim, das war ein hartes Fleck für mich, das vom Anfange des Jänners bis itzt. Die Teufels mechanischen Arbeiten, die alle wie Meereswogen über mich auf einmal hereinstürzten, hätten fast mein bißchen Geist und Seele erstickt und ersäuft, nur über mein warmes Herz konnten sie nicht Herr werden. Dieß liebte Sie, Theuerster Gleim, unter alle dem Gewühl, so inbrünstig fort als jemals, ohngeachtet mein Kopf, mein armer wüster Kopf keinen Brief an Sie gebähren konnte, womit jenes zufrieden gewesen wäre. Gott sey Dank, nun ist's meistens vorbey, ich springe mit Jubel heraus, schüttele meine struppichten Schwingen mit Gefühl von Wohlbehagen aus, und fliege zu Ihnen, zu Ihnen Theuerster Mann, mit unserm Wieland, in Ihre Arme und hohle mir Seele wieder. Himmel, welch' ein Gedanke, den May bei Ihnen genießen! Ich fühle, er zieht mein fast ganz abgelaufenes Uhrwerk wieder auf; alle Federn würken stärker, alle Räder und Räderchen spielen leichter. O Liebster, wie wollen wir uns freuen, uns genießen und mit Gleminde und unsern lieben Wieland's Wonnetage leben. Aber bester Gleim, eher als den 10. May ist's schlechterdings unmöglich, daß wir von hier abreisen. Zwey Ursachen sind's, die uns hier aufhalten, erstens gewinnt dadurch unsre liebe Wielandin, die sich noch immer nicht von ihrem letzten gefährlichen Zufalle erhohlen kann, noch etwas mehr Kräfte zur Reise, und zweytens müssen wir uns nothwendig erst den May des Merkur vom Halse schaffen, daß wir ruhiger bey Ihnen seyen. Der Gedanke, daß zu Hause nicht alles besorgt

und in Ordnung sey, würde unsern Wieland und mich nicht ruhen laßen, würde sich in unsre höchsten Freuden mischen. Sie würden ihn auf unsern Gesichtern lesen, und — o ich mag's nicht denken, daß ich nicht bey Ihnen von ganzem Herzen froh seyn sollte. Also, liebster Gleim, den 10. reisen wir, und den 11. Abends sind wir gewiß in Ihren Armen. Wir gehen nicht über Blankenburg und Sondershausen durch den Harz, weil die Wege zu schlecht sind, sondern über Altstädt, wo wir Nachtlager auf dem Schloße halten und Eißleben, und damit wir es in 2en Tagen bequem enden, laße ich einen Laufzettel vorher auf die Posten gehen, daß wir Pferde bereit finden. Wir wollen schon fortkommen, wenn ich Marsch Comissarius bin. Unser Wieland wird's Ihnen auf den Montag schreiben.

Daß ich Jacobin nicht kennen lernen soll, das beklage ich! Aber doch den guten Klamer Schmidt? Grüßen Sie ihn indeß tausendmal von mir, und sagen Sie ihm, wie ich mich freue ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Der vortrefflichen Gleminde küße und drücke ich bald die Hand; jetzt in Gedanken; und Ihnen? o Theurer Gleim, wie schlägt Ihnen dieß Herz entgegen das Sie ewiglich liebt!

N. S. Unsere kleine liebe Sunnemann henkt beynahe für Leid, daß sie nicht mit uns zu Ihnen hüpfen kann.

7. Bertuch an Gleim. Weimar, den 28. April 1775.

Nein, nein, nein, mein guter, theurer Vater Gleim, dießmal soll's kein böser Dämon, — und wär's Beelzebub aus der untersten Hölle — hindern, daß wir nicht am 10. May morgens um 5 Uhr unsre Schwingen lüften und in die liebesvollen Arme unsrer theuren Halberstädter eilen, Wieland, sein gutes Weibchen, Aglaja — Sophie und ich. Verlaßen Sie sich darauf, bester Mann; Wieland von dem ich eben komme, und dem ich nur einen Ihrer lieben Briefchen vorgelesen habe, hat mir's auf's Neue in die Hand geschworen, grüßt und küßt Sie tausendmal, und hofft's Ihnen mit mir bald, Herz an Herz zu sagen, daß er Sie noch und ewig liebe. Sie werden ihn jetzt ganz anders finden als vor dem Jahre, liebster Gleim, dort von garstigen schiefen Hof-Lagen wund, an seiner Gesundheit selbst leidend, war er finster; seine Seele schwamm in Nebel. Aber itzt nachdem sich die Verstimmung des Hofes in lauter Harmonien aufgelößt, und seine Gesundheit weniger auf der Folter liegt, ist er heiter, wonniglich, hat neue Lebenskraft und ist wieder unser Wieland. Kein Gedanke mehr von einer solchen Scene wie vor dem Jahre! O wüßten Sie, wie viel bittere Reue sie ihm nachher gekostet hat, bemitleidet würden Sie ihn haben. Kurz, theuerster Freund, wir bringen Alle die herrlichsten Dispositionen mit, bey Ihnen Elysiens Freuden zu genießen, und unter jedem blühenden Bamme in Gottes Tempel ein Inbellied zu singen. Bitten Sie nur die guten Geister der Gesundheit, daß sie unserm lieben Wieland's Weibchen ein bißchen mehr Kräfte und Fleisch zur Reise geben, denn itzt sieht sie noch nicht viel körperlicher aus als Miß Echo in meinem großen Ovid. Aber auch Ihnen, liebster Gleim, auch Ihnen sollen die guten Götter Gesundheit geben, I will wear them with my prayers, sagt das Nußbraune Mädchen, beim Prior; und dieß will ich auch für Sie thun.

O gute Götter, nur
Nur diesen Nektarbecher
Schenkt rein und lauter uns
Kein Tröpfchen Wermuth fließe
Mit ein. — O gute, gute Götter!
Gießt's lieber auf mein Leben!

Nur diesen Nektarbecher
Schenkt rein und lauter uns!

Dieß, lieber Gleim, soll mein Morgen und Abendgebet bis zum 10. May seyn. Unsre Marschroute wird folgende seyn. Den 10. May frühe hier aus, und 6 Meilen bis Altstädt; da gespeißt und Pferde gewechselt; nachmittags noch 2 Meilen bis Eisleben. In Eisleben übernachtet. Den 11. frühe bis Harkerode; da gespeißet, von da über Ermsleben nach Dietfurth,*) wo wir meiner Rechnung nach um 4 Uhr Nachmittag eintreffen; und von da weiter in unsers Gleims Arme. Dies alles bleibt aber nur in so fern richtig, wenn wir so herrliches Wetter und so guten Weg behalten, als itzt, und unser gutes Wieland's Weibchen die erste starke Tagereise vertragen kann. Ist eins oder das andere nicht liebster Gleim, so sehen Sie wohl, daß wir leicht auch drittehalb Tag zur Reise brauchen könnten. Eben darum, liebster Freund, dächte ich, fähmen Sie uns lieber nicht nach Dietfurth entgegen, weil wir die Fälle nicht voraussehen können. Ein anders wäre es, wenn wir 2 Männer allein kähmen; dann wollten wir Ihnen die Stunde auf einer Wett Uhr halten. Werden Sie ja ja gesund bester Mann! Mit unbeschreiblichen Freuden eile ich zu Ihnen und zur lieben Gleminde, und zu Klamern. Amen!

8. Luise Sunnemann an Bertuch. Ohne Datum.

So werd ich Ihnen (sie) vor Ihrer Abreise also nicht wieder sehn, mein lieber kleiner Freund? Nun alle gute Engel, alle Schutz Götter der Freundschaft begleiden Sie und unsern Wieland. Aber eine Reise im Blüthen Mond mit den (sie) Sänger der Grazien, mit der guten lieben Perisade, mit der kleinen Grazie Sophie zum liebenswürdigen Vatter Anacreon, wie könte die nicht glücklich sein! Gott eine Reise zu Gleim; in den (sie) Gedanken liegt Götter Wonne! Gern, wie gern gäb ich Ihnen ein kleines ganz kleines Briefchen an den vortreflichen Mann mit; aber der Furcht ihm vielleicht dadurch auch nur einiger Augenblicke des Genusses seiner Freunde zu berauben, opfere ich eines der süßesten Gefühle meines Herzens auf, dieses nehmlich in diesen Augenblicken des Andenkens des verehrungswürdigen Mannes mich zu versichern. Ihrem guten Herzen aber, lieber Bertuch, trau' ich es zu, daß Sie nach dem Sie sich recht satt geschwatzt und recht satt geküßt, ihn auch an Frl. Sunnemann die Kleine erinnern; ihm sagen, wie sie die Stunde da sie ihn zum erstenmale sah, unter die schönsten ihres Lebens rechne, aber nicht sagen daß sie allemal wenn sie an ihm denkt, wenn wir von ihm reden ein Bischen schwärmt, den daß bleibt unter uns. Und Sie, wenn Sie sich nun einander den Frühling verschönern in kleinen süßen blühenten Lauben, bey Mond Licht und Nachtigallengesang, Kränze winden und den Götterchen der Freude opfern, werden nicht Ihre kleine zurückgelaßene Freundin vergeßen, die alsdann nichts als der Gedanke an Ihr allerseitiges Glück glücklich macht. Louise.

9. Gleim an Bertuch. Halberstadt, den 26. Mai 1775.

Jammer Schade, mein lieber Bertuch, daß Sie vor sieben Jahren nicht mein Bertuch wurden. Ich habe ruhig nachgedacht. — Und gefunden, daß mit Ihnen

*) Auch bei dieser Reiseroute scheint, wie es im vorigen Jahrhundert üblich war, auf Antiquitäten noch keine Rücksicht genommen worden zu sein. Weder Bertuch noch Wieland erwähnen Luthers Geburtshaus in Eisleben und die Ruinen bei Harkerode und Ermsleben (Arnstein und Konradsburg). In Dietfurth, jetzt einer Eisenbahnstation zwischen Quedlinburg und Halberstadt, war Gleim mit dem Prediger befreundet.

mein schöner Plan*) zur Ausführung gebracht wäre. Sie haben just die Munterkeit und den kaufmännischen Geist, der dazu erfordert wird — ohne Zweifel hatten Sie auch vor sieben Jahren die Liebe zu dem gemeinen Besten der gelehrten Welt in höhern Grade noch, als Sie itzt sie haben können, da sie selbst ein Buchhändler werden wollen. Ich wünsche Ihnen Glück dazu und werde so Viel möglich meinem Bertuch dem Buchhändler, hold und gewärtig seyn, ist's aber bey dem allen nicht zu bedauern zu besenfzen, daß mein leichter schöner Plan, die Schriftsteller dem Joch der Buchhändler zu entziehen, nicht ausgeführt werden soll? Ramler mußte grob und ungeschliffen werden, Michaelis mußte sterben, Heinse sich entführen laßen, Bertuch in den Stand der heiligen Ehe treten, bloß damit der schöne leichte Plan zu Grunde gehen mußte, dann, daß Sie mein bester Bertuch vor sieben Jahren von unserm Jacobi mir verschwiegen wurden, das hätte nicht geschadet: wenn Sie itzt noch keine Caroline hätten. Augenblicklich gingen Sie mit ihrem Gleim auf jenen großen Entzweck loß, und hörten nicht auf bis sie (Sie) mit ihrem Gleim am Ende stünden; das Unglück folglich ist und bleibt das Unglück daß eine Caroline Slevoigt ein so Vortreffliches Mädchen in Ihren Augen ist, daß unser Wieland aus ihrem Erbprinzen einen so guten Fürsten gemacht hat, und so weiter. Uebrigens mein bester Bertuch, Sie waren kaum weg, als mich gereute, daß ich von meinen schönen Plan, nicht ausführlicher mit Ihnen und unserm Wieland gesprochen hätte. Sie hätten nur noch 8 Tage bleiben sollen. Unser Wieland sagte so ernsthaftig, daß er länger nicht bleiben könnte, deswegen ließ ich ab, um einige Tage Zulage zu bitten.

10. Bertuch an Gleim. Weimar, den 29. Mai 1775.

Seelige Tage, die wir bey dem guten lieben Vater Gleim durchlebten, warum verflohet ihr doch so schnell? Ich möchte weinen, wenn ich's denke, daß alle unsre Freuden auf diesem Planeten so flüchtig, flüchtiger als ein Gedanke sind! Aber was half's? Trennen mußten wir uns! Gott weiß wie schwer mirs wurde! Wir fuhren fort; Wieland setzte sich rückwärts, um so lang als möglich noch den Blick von Halberstadt zu haben; ein Vergnügen wars uns, daß uns noch Herr Gleim**) und der gute Stamford***) begleiteten. Endlich waren auch die weg, und nun war Onkle und Nichte unser immerwährendes Gespräch; wir fühlten mit was für guten lieben Menschen wir gelebt und uns unsers Daseyns gefreut hatten; jedes wußte noch eine kleine besondere Anekdote von Ihnen zu erzählen, und am Ende seufzten wir alle, daß wir sie schon hatten verlaßen müßen. Abends 6 Uhr waren wir in Eisleben; Donnerstags drauf früh 10 Uhr bey unsren Freunden in Kalbsried †); da blieben wir anderthalb Tage und endlich am Sonnabend 5 Uhr trafen wir wieder hier ein, fanden alles in Wielands Hause wohl, und uns sehnlich erwarten. Lieber Gott, wie tief stecken wir nicht schon beyde wieder in Arbeiten, und mein Kopf ist doch so wüste, daß ich kaum denken kann. Eben deswegen, theuerster Herzensfreund, wird auch dieß nur ein kurzes Briefchen.

*) Die Publication bedeutender neuer Bücher von verschiedenen Autoren betreffend.

**) Ein Verwandter des Dichters, der Lehns-Secretär Gleim.

***) H. W. v. Stamford, Findling, geb. zu Bourges in Frankreich 1740, gestorben den 16. Mai 1807 in Hamburg.

†) Erst hierdurch ist bewiesen, daß Wieland wirklich in Kalbsriedt war. Es gehörte damals der Familie von Kalb und ist jetzt Eigenthum des Hoftheater-Intendanten Herrn E. A. A. von Wolzogen in Schwerin.

Welche Freude machte uns nicht gestern Ihr liebes Briefchen! Tausend, tausend Dank dafür! Wir waren eben bey Wieland versammlet, wie es kahm; die kleine Sonnemann war auch dabey, und hüpfte für Freuden wie ein Lämmgen, und beschwor uns Alle den Herzens Vater Gleim für sie zu bitten, daß er auch ihr Vater seyn wolle. O liebster bester Gleim, welch eine Aussicht machen Sie uns in Ihrem Briefe! Die Hoffnung, ernstlich daran zu arbeiten, um noch einmal mit uns unter einem Zenith leben zu können! Gewiß, von allen Glückseligkeiten meines Lebens wäre dies eine der größten.

Der lieben herzguten Gleminde und dem vortrefflichen Stammford, dem guten Schmid und Herrn L. S. Gleim tausend tausend Grüße. Ich kann keinem von ihnen itzt schreiben, denn ich eile; aber mein warmes Herz liebt sie Alle.

Noch eins, theuerster Gleim; ich muß Sie vor Ihrem Bergerac warnen; trinken Sie ja keinen Tropfen davon; es ist ein häßliches Geschmiere, vormmter sonderl. schrecklicher Schwefel Einschlag ist, den Sie sogar riechen können. Wir haben die Entdeckung unterwegs gemacht. Sie können die Probe machen, wenn Sie nur eine Eyerschale in ein Glas davon werfen, und eine Nacht über stehen laßen, da werden Sie sehen wie schwarz und grün sie ist. Trinken Sie ja nicht davon. Ihr kostbares Leben soll nicht durch einen verfluchten Weinmischer vergiftet werden. Tausendmal küße und drücke ich Sie mit unaussprechlicher Liebe an mein trenes Herz.

11. Bertuch an Gleim. Weimar, den 27. Juni 1775.

Ich zögerte mit Fleiß ein wenig, liebster Vater Gleim, mit meiner Antwort auf Ihren (sic) herzliebes letztes Briefchen, um Ihnen zugleich etwas Neues von der Zurückkunft unsrer Prinzen melden zu können. Nun sind sie da; am 21ten dieses kahmen sie; ich segnete die Stunde da sie zu unsern Thoren herein fuhren; mein Herz hüpfte in der Brust, und eine Thräne zitterte mir im Auge, da ich Carl Augusten zum erstenmale wiedersahe. O Carl August! sey weise, sey gut! seufzte ich ihm entgegen. Ohngefähr $^1/_2$ Stunde, nachdem er ankommen war, gönnte mir die Herzogin noch die Gnade ihn ganz allein in ihrem Zimmer zu sprechen. Das erste was ich bemerken konnte, war, daß der Herzog nichts affektirtes angenommen hatte, und ein wenig ernsthafter, übrigens aber noch eben so freundlich als sonst schien. Wir müßen ihm einige Tage Zeit laßen, der erste Anschein ist nicht immer der wahre, sagte ich zu Wielanden. Dies thaten wir, und mit Hülfe unsers Knebels, der uns einige Winke über gewiße Dinge gegeben hatte, entdeckte sichs, daß ihn Graf Görtz während dieser Reise so ganz umstrickt und mit einem Zauberduft übergoßen hatte, daß es beynahe unmöglich schien, ihm die Binde von den Augen zu reißen. Die Gefahr, in welcher sich der arme Carl August (deßen Herz immer gut und edel, nur verführt ist) befindet Ihnen recht lebhaft zu zeigen, denken Sie sich den Gr. G. als einen äußerst stolzen und ehrsüchtigen Menschen; als den ausgelerntesten Hypokriten, als einen Feind der Herzogin Mutter und der jungen Herzogin, und als einen Mann, der neben der Sucht, sich zu bereichern keine geringere Absicht hat, als hinter der Scene selber Herzog zu seyn. In diesen Händen liegt C. A., fühlt und sieht nicht, daß er auf einer Spinnewebe über einem Abgrunde schwebt. In den ersten Tagen war es unserm W. nicht möglich an ihn und zu einem vertrauten tête à tête zu kommen, immer wich er aus; denn dazu war er schon von G. angewiesen, und dieser verließ ihn auch sehr wenig. Zum Glück mußte vorige Woche Gr. G. Schwiegermutter in Gotha sterben, wodurch G.

gezwungen wurde auf einige Tage abwesend zu seyn. Diesen Augenblick benutzte W.; er brach durch, griff C. A. ans Herz, sagte ihm erstaunende Wahrheiten, und riß ihm die Binde über G. völlig von den Augen. Natürlicherweise wehrte sich C. A., Meinungen fahren zu laßen, die er bisher immer als Wahrheiten geglaubt hatte, allein W. kämpft wie ein Löwe für Wahrheit und gute Sache. Ich möchte ihn anbeten über das, was er gestern und heute gethan hat; denn eben gestern und heute sind erstaunend heiße Scenen zwischen ihm und C. A. hierüber vorgefallen. Dieser ist von Grund aus erschüttert, aber noch ist er Alcid al bivio. Die Wiederkunft des Gr. G., welche heut seyn wird, muß entscheiden wozu er greift, kann ihn dieser wieder übermeistern, sich aufs neue seines Vertrauens bemächtigen, so gängelt er ihn fort, wird Liebling, erster Minister, Regent und um W. sowohl als um mich ists für immer in Weimar gethan; denn W., so sehr er auch in der Welt auf nichts weitere Ansprüche macht, wird nicht länger in Abdera wohnen wollen, und mich, ein ehrlichen Mann und W. Freund und Vertrauten, wird sicher nicht ein Mann wie Gr. G. so nah um die Person des Herrn (als Secretaire) leiden, wo ihm alles dran gelegen seyn muß, eine von seinen Creaturen zu haben. Kurz liebster, Theuerster Herzens Gleim, sinkt die Waage, die itzt noch schwebt, auf die Seite der Schurken und Narren, so gehen wir beyde, W. und ich von hier weg. Denken Sie indessen einmal, lieber Vater, denken Sie einmal ein bißgen mit kaltem Blute für uns, und welcher Plan, auf diesen Fall, für uns der beste und thunlichste sey. Für W., der doch auf jeden Fall seine Pension von 600 Thlr. behält, denk ich, würde es am besten seyn, sich mit dem Götterbothen nach Halberstadt zu setzen, und diesen recht in Aufnahme zu bringen; für mich sehe ich aber kein ander Mittel, als irgendwo Dienst und eine Stelle zu suchen, wo ich nicht ganz deplaciret bin; denn kähm es erst dahin, so braucht W. alles was ihm der Merkur bringt, als einen nöthigen Zuschuß zur Unterhaltung seiner Familie und zu den Bedürfnißen seines Herzens, und unedel wäre es von mir, wenn ich ihm zumuthen wollte, mir etwas davon abzugeben. Kurz denken Sie einmal für mich, mein Herzensfreund; mein Kopf ist von den Teufeleyen zu heiß und zu verwirrt als daß ich etwas kluges denken könnte. Aber geschworen ist es, ehe will ich Gaßenfeger werden, als einem Schurken dienen, oder sein Werkzeug seyn einen verruchten Plan auszuführen.

Abends 9 Uhr.

Ich komme aus dem Concert, Gr. G. ist zurück, was ich fürchte, scheint sich zu bestätigen. Ich fragte W. ob er nichts an Sie zu bestellen hätte, weil ich heute an Sie schrieb. „Grüßen Sie meinen Herzensbruder von mir, und bitten ihn, er soll mir indeßen die Federn und Strohalme zu einem Nestchen bei sich zusammentragen, weil summa probabilitas da ist, daß ich in Zeit von einem Jahre nicht mehr hier bin. Diese Woche kann ich ihm noch nicht schreiben; es muß sich erst setzen."

Dies, liebster Gleim, sind die jetzigen Lagen der Dinge hier. Mit nächstem Posttage vielleicht das Detail davon, oder etwas mehr Entwickeltes. Hypokriten, liebster Gleim, Hypokriten kahmen aus Pandorens Büchse, denn sie sind die Summa alles Bösen.

Hier ist Merkur vom Junius. Sind Sie zufrieden wie Wieland Halladat darin präsentiert hat?

Kommen Sie, liebster Vater Gleim, ich umarme Sie und denke mich an Ihre Brust! in Ihre Arme!

Gott was gäb ich drum, könnt ich nur diesen Abend bei Ihnen seyn.

Meinen besten Herzensgruß an meine liebste Schwester Gleminde, v. Stammford und Schmidt. Lebt wohl meine Besten und denkt an Eure Armen W. und B.

Eine Bitte, liebster Theuerster Gleim! Schreiben Sie nicht gleich wieder; wenigstens nicht an W., sondern nur an mich. Zweitens verbrennen Sie diesen und die folgenden meiner Briefe ja ja gleich wenn Sie sie gelesen haben, damit sie in keine unrechten Hände kommen. Nur unter dieser Gewißheit kann ich ohne Schleyer an Sie schreiben.

Wielands Weibchen bittet Schwester Gleminden um das Recept, grüne Erbsen einzumachen.

12. Bertuch an Gleim. Weimar, den 7. Juli 1775.

Nur einen fliegenden Zettel dießmal, liebster Herzens Vater, als Umschlag um unsers Wieland Brief, der Ihnen vielleicht mehr sagt, als ich itzt kann. — Vorige Woche war heiß, schrecklich heiß für uns. Wieland hat gekämpft wie ein Halb-Gott, das Herz des armen verstrickten Carl Augusts aus den Netzen eines gefährlichen Mannes herauszuarbeiten. Glücklicherweise war dies eben auch der Zweck der Mutter, aber ihre Hitze übereilte ihre Schritte, die, langsamer gethan, sicherer gewesen wären. Das Resultat davon ist, Graf Görz ist vorigen Sonnabend verabschiedet, aber durch die Uebereilung dieses Schrittes vielleicht gerade Carl Augusten als ein unschuldig Leidender vorgestellt; und so wäre am Ende nichts gethan. Der große Hauptpunkt auf den nun alles ankommt, ist die Wahl der neuen Minister; ist die nicht gut, so schlägt man dem Herzog abermals die Thür zum Tempel des Glückes vor der Nase zu. Ich spreche unserm Wieland täglich neuen Muth zu, unsern Herkules auf dem Scheidewege nicht zu bald zu verlaßen; und er hats warlich oft nöthig. Gott! hätten doch nur die Sachen schon ausgegohren, daß man einmal deutlich sehen könnte, was zu thun oder nicht zu thun sey. Nichts — itzt fühl ichs — nichts ist auf der Welt marternder als Ungewißheit. Noch immer bin ich geneigt mein liebes Halberstadt als den Hafen anzusehen, wohin wir beyde, Wieland und ich, uns aus diesem Orkan retten. Ich schmachte recht nach Ihrem nächsten Briefe, lieber Vater Gleim.

Von Halladat hab ich beynahe alle 40 Exemplare vertrieben. Einige wenige sind mir noch übrig, die ich auch noch anzubringen hoffe. Die gute kleine Sunnemann — welche itzt mit ihrer Mutter auf 4 Wochen in Lanchstedt ist, hat mir treulich dabey geholfen.

Tausend Dank dem herzlichen Stammford für seinen warmen Brief; er war ein Tropfen Thau auf mein trocknes Herz; aber antworten kann ich ihm itzt unmöglich; mein armer Kopf ist ganz zerrüttet.

O liebster Herzens Vater, was gäb ich drum von itzt an nur 8 Wochen bey Ihnen zu seyn, da wär ich ein fertiger Mann! bey Ihnen, bey Schwester Gleminden, bey Stammford, beym Vater Dom Dechant,*) tausend Empfehlungen an ihn! — bey Schmidt! Ach ich mag's nicht denken! Aber littens auch meine eignen Geschäfte, kann, darf ich meinen Wieland verlaßen? itzt da ich sein einziger Freund bin? Nimmer! Nein, nie soll man's Ihrem Bertuch nachsagen, daß er seinen Freund verlaßen habe.

*) Spiegel zum Desenberge.

13. Bertuch an Gleim. Weimar, den 14. Juli 1775.

Die Götter der Gesundheit, der Freude, der Ruhe, des Wohlbehagens seyen mit meinem Gleim im Bunde! Ich wollt' nicht gern, daß er den Gedanken mitgenommen hätte, daß seine Freunde in Weimar unruhig wären. Ich eile daher nebst unsern theuren Wiel. Ihnen auch dies Wölkchen von der Stirn zu wischen. Seyn Sie ruhig lieber Herzens Vater; ruhig über Wiel., ruhig über mich. Im Grunde glaub' ich wird's am Ende beßer bey uns gehen, als man Anfangs dachte, und vielleicht wird dieß brouvage, wenns erst ausgegohren und seine Hefen gesetzt hat, dennoch trinkbar. Im Ganzen können Sie es in der Ferne nicht übersehen und das Detail davon ist viel zu weitläufig. Jetzt ist's Windstille bey uns, denn die Herrschaft ist seit einer Woche in Gotha. Kurz, liebster Gleim, seyen Sie unsertwegen vorjetzt ganz ruhig, bis ich Ihnen weiter schreibe. Für mich bin ich gar nicht verlegen, denn Sie haben Recht guter Vater, es gehen hundert Wege zum Tempel der Göttin mit der Kugel; und wenigstens einige davon traue ich mir zu finden.

Der Schluß Ihres letzten Briefes: „Gott erhalte Sie bey der Liebe zu Ihrem Mädchen und bey der Freundschaft zu Ihrem Gleim;"

hat mir eine Thräne — wie soll ich sie nennen, fühlen konnt ich sie! — der Liebe, der höchsten Empfindsamkeit entlockt. An Ihrem Busen hätt' ich sie weinen mögen, Herzens Vater, und dieß hätte meine Antwort seyn sollen. Hören Sie's jetzt nur unvollkommen, mit Worten, was Ihnen diese Thräne gesagt hätte. Liebe zu meinem Mädchen, Freundschaft zu meinem Gleim, Freundschaft zu meinem Wieland reißt kein Glück, kein Unglück, kein Schicksaal dieser Welt, keine Legion Teufel aus meinem Herzen.

Mein Bild? Ja nächstens soll's kommen weil's unser vortrefflicher Hl. Dom Dechant, weil's mein Gleim selbst in seinem Freundschaftstempel vermißt. O! könnt ich's selbst seyn.

Ein Epistelchen in Versen von meinem Herzens Gleim über Junker Don Quixot, mit dem ich jetzt so emsiglichen aufs Abenteuer Suchen ausgehe, hätte mir viel Freude gemacht, denn ich bedarf Aufmunterung. Die meisten meiner Tage sind jetzt alle einander gleich; näml. früh 5 Uhr stehe ich auf und setzte mich mit meinem lieben Ritter an den Schreibtisch und sitze da, die Eßensstunde ausgenommen bis Abends 6 Uhr. Da steht mein Gaul gesattelt vor der Thür, den besteige ich und reite bis 8 Uhr, oder gehe mit unsrer Wielands Familie spazieren; um 8 Uhr eße ich ein wenig kalt und schreibe noch bis 10 Uhr Briefe. So gleicht ein Tag itzt bey mir dem andern, wie ein Ey dem andern.

Ohnstreitig hat Schwester Gleminde Sie begleitet. Ist es, dann mein herzlichsten Bruder Gruß und Kuß an sie. Schreiben Sie mir doch, liebster Gleim, wie lang Sie in Meyenberg bleiben.

14. Bertuch an Gleim. Belvedere, den 16. September 1775.

Vor allen Dingen, liebster, theuerster Gleim, sagen Sie mir, wo sind Sie jetzt? Noch in Meyenberg oder in Berlin, oder wieder in Halberstadt? Wir wißen jetzt so wenig hier von Ihnen, als wären Sie in Neu-Seeland, und wir, Ihr Herzensbruder Wieland und ich, können's doch nicht länger aushalten, ohne was von Ihnen zu wißen. Haben Sie denn unsere Briefe in der Mitte des Julii nicht in Meyenberg empfangen? Haben Sie uns noch lieb, theurer Mann? Und kommen Sie diesen Herbst noch zu uns, wie uns unsre kleine Sunnemann, die frohe

Nachricht aus Lauchstedt mitbrachte? Lauter Fragen die ich gern beantwortet haben möchte; und woran meinem Herzen sehr viel liegt.

Endlich mein theuerster Gleim haben wir in der Atmosphäre unseres Hofes, nach einem gewaltigen Orcane, wieder Ruhe. Unser Carl August sitzt nun seit dem 3. September auf dem Throne seiner Väter und ich hoffe er wird ihn würdig besitzen. Seit 12 Tagen bin ich auch schon sein Geheimer Kabinets Secretär und Scatolier.*) Ein Glück für mich, theuerster Gleim, welches ich Ihnen unter allen meinen Freunden zuerst melde, weil ich weiß, daß Sie an meinen Schicksaalen den meisten Antheil nehmen. Diese ganze Sache hat sich gemacht ohne daß ich ein Wort darum verloren habe, und gewiß liebster Freund, kam sie mir so unerwartet, daß ich selbst vor 4 Wochen noch keine bleibende Stäte in Zukunft für mich in meinem Vaterlande sahe. Siehe da kam die Stimme der Vorsicht und sprach: bleib, schlage Wurzel, und trage Frucht! und ich schrieb in mein Halladat, in meines Gleim Halladat, das Tag und Nacht vor meinem Bette liegt, — der Herr ist Sonne und Schild, Geschöpf bete Gott an! —

Weimar, den 20. September [1775].

Lieber Gott! in 4 Tagen keinen Augenblick Zeit, mein Briefchen an meinen Vater Gleim zu vollenden. Ich muß diesen nur stehlen um es endlich fortzuschaffen. An keinen meiner Freunde kann ich sonst schreiben, denn ein Rad von Geschäften und Anlauf schlendert mich wie ein Ixion herum. — Carl August ist gestern von hier abgegangen und hohlt seine durchl. Braut. Ich bin wieder vom Lande herein in die Stadt gezogen und will den Monat den ich während seiner Abwesenheit frey habe (denn er hat mich auf mein Bitten hiergelaßen) zur Vollendung der ersten Lieferung meines Ritters anwenden.

Bald, bald, liebster Gleim, schicke ich Ihnen die beyden ersten Bände.

Tausend Herzens Grüße an den vortrefflichen Stamford und Schmidt. Sagen Sie beyden meine Veränderung, und entschuldigen mich, daß ich ihnen nicht schreibe. Es ist mir nicht möglich.

Hier schicke ich Ihnen auch Ihren Merkur vom August; haben Sie, oder Stammford, od. Schmidt, nichts, kein Liedchen für den Merkur? Schicken Sie uns doch was, Bester! Sonderlich Göckings-Epistel, die er dem Merkur bestimmte, die Sie mir, als wir beysammen waren, geben wollten, und die wir leider doch vergeßen haben.

Was macht mein Herzens Schwestergen Gleminde? Mein bester Herzens Gruß liegt hier für sie.

Von Halladat habe ich alle 40 Exemplare abgesetzt, mit meinem D. Quix. schicke ich Ihnen das Geld dafür.

Gott erbarm! da pocht's schon wieder an der Thüre! Keine Minute Ruhe! Adieu bester Vater!

15. Bertuch an Gleim. Weimar, den 18. April 1776.

Die Freude, die ich mir gedacht hatte, Sie, Theuerster Gleim als Zeuge meines Ehebundes zu sehen, wird mir ganz zu Waßer; denn meine arme Schwiegermutter, eine Frau von nicht gar fester Gesundheit, liegt schon seit einem Monat an einem

*) Schatullenbewahrer. Das Wort ist gebildet von Schatulle, mittellateinisch scatula, davon scatularius. Uebrigens existirt das Wort scatolier nach gütiger Mittheilung des Herrn Dr. Lamprecht weder alt- noch neufranzösisch.

heftigen Nervenkrampf. Ich glaubte Anfangs, es sey ein leichter Uebergang, allein es ist nicht so; und ihr Arzt, unser vortrefflicher Hufeland, dringt darauf, sie hier unter seinen Augen zu haben. Ich muß also mit meiner Hochzeit eilen, sie den 28. dieses in aller Stille vollziehen, und gleich darauf unsre liebe Kranke mit hierher nehmen. Ich schreibe Ihnen dies zur Nachricht, liebster Vater, daß im Fall Sie vielleicht Ihre Reise zu uns um dieser Ursache willen wider Ihre Bequemlichkeit beschlemmigt hätten, Sie dieselbe nun ganz ordnen können wie Sie wollen. Sie wißen es, Theurer Mann, Ihre Freunde in Weimar erwarten Sie mit offnen Herzen und Armen. Kommen Sie wenn Sie wollen.

Heute früh sind zween der Unsrigen, d. h. brave Leute und gute Köpfe, der Hofrath von Einsiedel und der Kammerherr von Wedel nach Braunschweig gereist, den ersten davon kennen Sie schon. Beyde werden auf ihrer Rückreise über Halberstadt gehen, und Sie besuchen.

Der guten Schwester Gleminde, unsern Stammford und Schmidt tausend Grüße. Letzterem sagen Sie, daß ich ihm bald eine Arbeit schicken werde, die ihm nicht unangenehm sein soll. Bis auf unser nächstes Herz an Herz, Theuerster Gleim, leben Sie wohl.

16. Bertuch an Gleim. Weimar, den 22. Juni 1776.

Was dachte mein Theurer, herzgeliebter Gleim wohl, daß sein letzter lieber, lieber Brief so lang ohne Antwort blieb? — Gut, daß Sie die Ursach nicht davon wußten, denn Ihrem Herzen würde sie Kummer gemacht haben, und das soll nicht seyn. Jetzt, da es vorbei ist sollen Sie es erst erfahren, liebster Gleim, daß wir uns, um ein Haar breit, nie wieder in dieser Welt gesehen oder geschrieben hätten. Vier Tage nach meiner Hochzeit erhielt ich Ihren lieben Brief und das Kästgen. Da Sie selbst uns am ersten May gefehlt hatten, so waren wir äußerst sehnsüchtig und folglich war ein Brief von Ihnen herzlich willkommen. Unter lautem Jubel ward er erbrochen, das Kästgen aufgemacht und die Taße, unter Liebesgespräch von unsrem Gleim, noch am selbigen Tage eingeweyht Es war für mich und meine liebe Caroline ein seeliger Tag. Gegen Abend warf mir der Teufel einen schrecklichen Aerger in meinen Amtsgeschäften in den Weg. Er ging vorüber, war aber der Funke, der die ganze Maße von Gift, die ich immer nach und nach und unvermerkt eingeschluckt hatte auf einmal würkend machte. Zween Tage darauf faßte mich ein höllisches, pleuritisches Gallenfieber in seine Klauen; im Rachen des Todes schwebte ich, und wäre gewiß verloren gewesen, wenn mich nicht die Götterkunst unsres vortrefflichen Hufelands, und die unbeschreiblich zärtliche Sorgfalt und Wartung meiner treuen Frau gerettet hätten. Nach meiner Genesung ging ich vielleicht zu frühe wieder an meine Amtsarbeiten und da überfiel mich ein Schleichfieber zum Recidiv, das mich bisher bös gemartert, doch aber nunmehr verlaßen hat. Gesund bin ich nun zwar wieder, theuerster Freund, aber noch sehr kraftlos und sehe einem wandelnden Schatten in Elysium ähnlicher als einem Erdensohn, der noch sein Plätzchen in dieser Welt behauptet. Hier haben Sie meine zwei Seiten lange Kranken Geschichte, lieber Vater Gleim, und zugleich meine Entschuldigung. Wärs doch lieber Federsaftheit gewesen, die ich hätte bekennen müßen.

Guter, Theurer Mann, wie dank ich, wie dankt meine Caroline Ihnen für Ihre Liebe und die letzten Beweise davon. Ihr liebes, herrliches Gedichtgen! Wie warm, wie liebevoll! Wieland, Göthe, Lenz, Kalb, mein theurer

Herzog, alle habens mit Freuden gelesen. Ihre Taße! Mein Kleinod! täglich trink ich daraus meinen Caffee, und in meiner ganzen Krankheit hab ich daraus meine Arzeney und meine Gesundheit getrunken. Mir wars immer als stünden Sie selbst vor mir, und reichten mir darinn Trank des Lebens. Oft bin ich in jenen schlaflosen Nächten bey Ihnen gewesen; nur einmal wünschte ich Sie noch zu sehen und Ihnen die Hand zu drücken; denn ich glaubte diesmal mein Lebens Ende. — Aber ich lebe wieder, und desto gewaltiger ist nun die Sehnsucht nach Ihnen, Theuerster Gleim. Wann kommen Sie denn? Wann besuchen Sie uns nun? O sagen Sie mirs, daß ich wenigstens hoffen und mich auf den Augenblick freuen kann, da ich Sie wieder umarmen soll. Wenn Sie bey uns sind, dann sprech ich mit Ihnen mündlich über das Blättchen, daß Sie Ihrem Briefe für mich allein beylegten.

Vorige Woche sind einige wichtige Veränderungen in unsrem Ministerio vorgegangen. Göthe z. E. ist würklicher geheimer Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil worden; unser Freund H. v. Kalb Kammerpräsident an die Stelle seines H. Vaters, der wie Sie wißen resignirt hat und sich eine Freude daraus macht, Sie in Kalbesrieth zu bewirthen. Wärs was wichtiges so sagt ich Ihnen auch, daß mir mein lieber Herzog schon vor einem Paar Monaten den Raths Tittel gegeben hat. Aber es ist ja nur Schelle und Franze.

Herzlich grüßt mein kleines Weib ihren theuren Vater Gleim und ihre liebe Schwester Gleminde. Letzteres thue ich auch mit. Kommen Sie, Bester, und sehen wie glückseelig in den Armen der ehelichen Liebe lebet Ihr Bertuch.

17. Bertuch an Gleim. Weimar, den 18. December 1777.

Freylich! freylich mein Theuerster Gleim, wär ich bey Ihnen, oder Sie bey mir, in der Ringmauer einer Stadt, wo Kopf, Herz und Hand thätig sein könnte, dürfte, da sollte wohl noch manches Gutes geschehen, das so unterbleibt; denn vier Arme haben mehr als zween, und zwo Flammen hüpfen fröhlicher vereint in die Höhe, leuchten heller als wenn sie entfernt von einander, jede für sich brennen und mit dicker drückender Luft zu kämpfen haben. Aber da es nun nicht ist, und nicht seyn kann, wollen wir drum nicht Alles aufgeben, sondern dennoch thun, was wir, unsrer Lage nach, thun können. Es freut mich, daß Ihnen mein letzter Gedanke uns eine kleine Kaße zum Wohlthun zu machen gefallen hat. Plan brauchen wir gar nicht dazu, der liegt schon in unsrem Herzen, und ist so einfach wie Natur. Suchen Sie also von Manuscripten und Sachen die den Druck leiden, und von denen man auf guten Absatz hoffen kann (denn warum sollten wir unser Geld daran verlieren?) nach und nach zusammen was Sie haben, und schicken mir es; finds einzelne Sachen und Sie haben selbst keine Zeit, sie zu ordnen und letzte Hand anzulegen, so will ichs herzlich gern thun, und Ihnen allzeit das fertige Mscpt. noch einmal zum Durchsehen schicken, ehe es in die Druckerei kommt. Was ich mit Hoffmann (unserm Hofbuchhändler) wegen des Debits für Einrichtung und Accord hernach mache, dies hab ich noch nicht ganz durchdacht, aber seyn Sie versichert daß es der möglichst beste und vortheilhafteste für unsere Sache seyn soll. Verlaßen kann ich mich übrigens ganz auf ihn, denn er ist treu, ehrlich, gefällig, und sein ganzes zeitliches Glück hängt in vielen Stücken fast ganz von mir ab. Hätten Sie den Druck Ihrer Romanzen noch nicht angefangen, so schicken Sie mir das Mscpt. davon und ich fing gleich mit der Oster Meße damit an.

Da Sie sie aber selbst und auf Ihre eigene Kosten haben drucken lassen, so können sie für nichts andres als ein bloßes Commissions Werk paßiren. Ich habe derowegen mit ihm davon gesprochen, und er will sie herzlich gern zur Ostermeße in Commission nehmen, und als einen sogenannten Netto Artikel debitiren, nur muß dann 1. auf dem Titel mit stehen: In Comißion bei Carl Rudolf Hoffmann zu Weimar, und 2. müßten Sie vor der Meße kein Exemplar davon aus den Händen geben (außer etwa mir und ganz sicheren Freunden) weil sonsten die Straßenräuber von Nachdruckern (z. E. H. Hechtel in Magdeburg und Consorten) auf der Lauer liegen, und es gleich wegschnappen. Was Sie ihm an Provision accordiren wollen, soll bey Ihnen stehen, liebster Gleim; denn $33\frac{1}{3}$% Rabbat muß er von einem Netto Artikel den anderen Buchhändlern selbst geben. Den reinen Gewinn davon können Sie dann zu Unterstützung eines unserer Dürftigen verwenden. Könnten Sie denn mit der Ausgabe von unsers sel. Michaelis Werken nicht vor Ostern noch zu Stande kommen? Ich sähe es recht gern, wenigstens dächt ich könnten Sie seine Kinderfabeln noch geben; denn Sie wißen wohl Ostermeße ist für den Buchhandel die beste. Muntern Sie doch den Freund Klamer Schmidt auf, daß er was Gutes fertig macht und mir schickt; denn ich traue doch auf eine oder die andre Art ihm gewiß mehr für sein Mscpt. zu schaffen, als er von einem Buchhändler in ganz Teutschland bekommt. Soviel für jetzt davon; über Alles dies aber liebster Vater Gleim keinem Menschen ein Wort. Haben Sie schon Bürgers Vorschläge zu Steuerung des leidigen Nachdrucks im deutschen Museum November gelesen? Ein herrlicher Einfall, der mir heute eine höchst frohe Stunde gemacht hat! Etwas Aehnliches davon dämmerte mir vor 2 Jahren schon in der Seele; aber doch nicht dies; und bekenne herzlich gern, daß Bürgers Assekuranz-Gesellschaft besser und leichter ist als mein Weg. Der leichteste Weg wie dies heilsame Werk zu Stande gebracht werden könnte, wär, es ganz zu einer kaufmännischen Entreprise zu machen, die unter herrschaft. Direction stünd, den Stamm durch Actien von 50 Thlr. zusammen zu bringen, und nach vorausgesetztem Plane dran Theil nehmen zu laßen wer wollte; sonst, fürcht ich, finden sich nicht so viel vermögende Buchhändler dazu zusammen, die können und wollen. Ich will doch Freund Bürgern meine Bemerkungen, die ich, nach eignen Erfahrungen, die ihm noch mangeln, dabey gemacht habe, mittheilen. So müßte z. E. die Assekuranz-Societät die Maße ihres Kapitals in keine eigne Buchhandlung stecken, weil dann nicht auf jeden Fall baar Geld da wäre, sondern ihr Geld lieber in einem öffentlich und von einer Landschaft garantirten Lombard circuliren laßen, wo doch ziemlich hohe Benutzung und auf alle Fälle Baarschafft da wäre.

Haben Sie Tellows Scribbeley nun ganz gelesen, liebster Gleim? Wohl bekomms Ihnen! Sie glauben Klopstock werd es noch öffentlich sagen, daß der junge Mensch eine Thorheit begangen habe? Nein, Gleim, glauben Sie dies nicht. Klopstock hegt und billigt dies ihn so entehrende Unwesen gewiß. Er ist nicht mehr Ihr Klopstock; der Mann den Sie kannten. Heute finde ich im November des D. Museums noch einen Beytrag zu Tellows Briefen, von Sturz in Oldenburg, der etliche Jahre mit Kl. in Bernstorfs Hause lebte, und also auch noch etwas besser über ihn sagen konnte, weil er selbst mehr ist als Tellow, aber auch aus diesem Dinge sehe ich, daß staunende Bewunderung und ein wahrer Tibetanischer Götzendienst der Geist der Rotte junger Pursche ist, die Kl. umschwärmt und Evan Evoe schreyt. Lieb, sehr lieb soll mir sein, was Sie mir darüber schreiben wollen, Bester. Sie wollen die darauf gehende 2 Seiten Ihres letzten Briefes dazu abschriftl. wieder haben. Hier ist der ganze Brief, denn abzuschreiben

hab ichs vergeßen und itzt iſts dazu zu kurz. Aber ſchicken Sie ihn mir ja wieder, denn ſonſt machen Sie mir eine Lücke in dieſe Liebespfänder, die ich von Sie [sic] habe. Im Grunde iſts ein wahrer Spaß mit anzuſehen, wie unſre jungen Genien, die doch immer nur Ephemeren ſind, raſen. Da zieht auch ſo ein gewaltiger Tyrannenwürger . . .

Hier bricht der Briefwechſel ab. Selbſt die letzten Blätter des Briefes vom 18. December 1777 fehlen. Es wäre möglich, daß Gleim viele ſpätere Briefe Bertuchs, der dieſe ſchon in den Briefen vom 7. November 1774 und beſonders vom 27. Juni 1775 ausdrücklich nur für Gleims Augen zu ſchreiben erklärt hatte, wirklich verbrannt hätte. Daß die Correſpondenz nach dieſem fragmentariſchen Briefe nicht fortgeſetzt worden ſei, iſt weniger wahrſcheinlich, als daß ſie in Zeiten, da Wielands Einfluß auf die literariſche Haltung des Hofes nicht mehr der überwiegende war, allzu vertraute Mittheilungen enthalten habe. Sagt doch Wegele, daß Bertuch, „der Al Hafi des chriſtlichen Saladin“ Carl Auguſt, über die Ausgaben, welche die Genie's dem Herzoge nun verurſachten, oft in Verzweiflung gerathen ſei. Sollten aber Bertuchs etwaige ſpätere Briefe an Gleim in dem Gleim'ſchen Familienſtifte noch aufgefunden werden, ſo werden ſie vielleicht mehr Licht über Goethe's Verhältniß zu Carl Auguſt verbreiten als Bertuch's Selbſtbiographie, deren Vorhandenſein man vermuthet hat. Eine ſolche Lebensbeſchreibung möchte ſich wohl vorzugsweiſe mit Bertuchs Unternehmungen beſchäftigen. Wenigſtens handeln 28 meiſt an Göſchen gerichtete Briefe Bertuchs aus den Jahren 1777—1822, die mir bei dem Autographenhändler Herrn Spitta in Berlin noch einzuſehen vergönnt war, faſt nur von Geſchäften. Auf Goethe wird nur in zwei Stellen Rückſicht genommen.

In einem Briefe an Göſchen aus Weimar vom 6. Februar 1789 ſchreibt Bertuch: „Den 8. Band von Göthe und 6 Unica hab' ich erhalten und danke. Die Proteſtationen laufen jetzt täglich mehr bey der Allgemeinen Literaturzeitung ein, denn kein Menſch will was mit der 22 zu thun haben. In Halle giebt man mich laut für den Verfaſſer des Commentars aus. Ich bin neugierig, was Bahrdt und Conſorten thun, und ob Sie (sic) mich angreifen oder die Prügelſuppe in der Stille ertragen und heimlich wegzuſchleichen ſuchen. Meine Proteſtation haben Sie doch geleſen.“ Bertuch hatte 1784 den Plan zur Jenaiſchen Allgemeinen Literaturzeitung entworfen. Bertuch wurde von Böttiger „der Vater aller deutſchen Literaturzeitungen“ genannt, weil aus der Jenaiſchen die Halliſche Literaturzeitung, ſpäterhin aber noch andere Nachahmungen, z. B. in Wien, Leipzig und München, hervorgingen.

Ausſchließlich mit Goethe beſchäftigt ſich die zweite Briefſtelle, in der Bertuch aus Weimar vom 25. Juli 1786 an Göſchen nach Prag ſchreibt: „Göthe iſt

gestern nach Carlsbad; vermuthlich haben Sie ihn noch da getroffen, gesprochen und den Contract mit ihm abgeschlossen. Er wünschte es. Vermuthlich haben Sie ihm und meinem Copist Vogel, der mit ihm ist, um dort noch verschiedene seiner Manuscripte zu mundiren, eine Parthie Annoncen gelaßen; sonst müßte ich ihm welche schicken."

Eine glückliche Specialität in den buchhändlerischen Unternehmungen Bertuchs scheint mehr und mehr die Länderkunde geworden zu sein sein. Seine Buchhandlung war das erste der noch jetzt blühenden geographischen Institute in Thüringen. Es war nicht ohne Bedeutung, daß Heinrich Kiepert selbst noch 1845 als Director des von Bertuch gegründeten geographischen Institutes nach Weimar übersiedelte. Kiepert macht mich gütigst darauf aufmerksam, daß zu der Zeit, da er von 1845—1852 das geographische Institut zu Weimar leitete, Bertuchs Enkel, der Geheime Medicinalrath Froriep, Besitzer des Institutes war. Daß Bertuch nicht ohne geographische Kenntnisse war, zeigt der Brief vom 20. November 1774, worin er deutlich zwischen Patagoniern und Eskimos unterscheidet, während Matthias Claudius noch in den Worten

Die Eskimo's sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich einen einen Kloß
Und kriegte viele Schläge

die großen Patagonier mit den kleinern Eskimos verwechselt zu haben scheint.

Die Düsseldorfer Schule.

Von Adolf Rosenberg.

I. Geschichte der Akademie. Cornelius. Der Reorganisator Schadow.

Als Cornelius im Jahre 1840 mit Bunsen wegen seiner Uebersiedlung von München nach Rom unterhandelte, that er in einem seiner Briefe den gewiß aus der Tiefe seines Herzens geschöpften Ausspruch: „Akademieen mögen wohl noch immer unentbehrlich sein; aber da, wo ihre Wirkungen aufhören, fangen die der echten Künste erst recht an." Nach kaum zwanzig Jahren also, seitdem Cornelius mit stolzen Hoffnungen das Directorat der lange verwaisten Düsseldorfer Akademie

angetreten hatte, war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß die wahre Kunst auch ohne Akademieen gedeihen könne, daß dieselbe sogar sich den Wirkungen der Akademieen entziehen müsse, um sich zu voller Blüthe zu entfalten.

Man könnte diesen Ausspruch, wenn er auch von Cornelius, weil aus einer tiefen Mißstimmung heraus geschrieben, nicht ernst gemeint sein sollte, einer Charakteristik der Düsseldorfer Malerschule als Motto voransetzen. Freilich war die Düsseldorfer Akademie der Kernpunkt, um welchen sich die einzelnen Glieder der Malerschule krystallisirten. Aber die großen Schlachten, welche den unvergänglichen, den Tagesgeschmack überdauernden Ruhm der Schule begründet haben, sind nicht von Akademikern, sondern von Künstlern, die außerhalb der Akademie standen, geschlagen worden. Die Düsseldorfer Kunstakademie war von jeher eine Treibhauspflanze, das Product fürstlicher Laune, welche in der Heranbildung von Malern ihre Wünsche schneller befriedigt zu sehen hoffte, als wenn die Maler zur Ausführung von Portraits und Schildereien für die landesfürstlichen Gemächer erst von auswärts bezogen werden mußten. Die Gründung von Kunstakademieen im vorigen Jahrhundert ist, das darf man kühnlich behaupten, nirgends aus jener Begeisterung für das Schöne hervorgegangen, welche die Kunst um ihrer selbst willen liebt, welcher die Kunst Selbst- und Endzweck ist. Es war eine Mode, welche die großen Potentaten aufbrachten und die kleinen nachmachten. Bei der Gründung von Kunstakademieen wurde überall in erster Linie an den Dienst Serenissimi gedacht. Wie eine italienische Oper, ein Ballet oder eine Hofcapelle, gehörte auch eine Kunstakademie zu den Repräsentationsbedürfnissen des Rococozeitalters. Wo hatte jemand und konnte auch jemand zu der Zeit, wo der Absolutismus noch nichts von seinem blendenden Prestige verloren hatte, eine Ahnung haben von der Würde der Kunst? Boten doch ihre Jünger selbst, in Deutschland wenigstens, das Schauspiel tiefster Erniedrigung. Verschollen sind die Namen derjenigen, welche die Prunksäle der fürstlichen Schlösser mit der Unmasse von Familienportraits gefüllt haben, die heute die Verzweiflung auch der unerschrockensten Schloßbesucher bilden. Mit wenigen, aber treffenden Zügen schildert Gutzkow in seinem „Königslieutnant“ die Künstlermisère damaliger Zeit, dieser Zeit der Unnatur und der Heuchelei, gegen welche zuerst die Dichtkunst Sturm lief. In der Malerei stand nur einer auf einsamem Posten, welcher in der Natur das höchste zu erreichende Ziel sah, der Berliner Sittenmaler Daniel Chodowiecki. Aber er blieb vereinsamt, die Wogen des Zeitgeschmacks gingen über ihn hinweg, und Jahrzehnte gingen vorüber, bis der bescheidene Berliner Meister wieder zu Ansehn kam und in sein Recht eingesetzt wurde.

Nur in der decorativen Malerei und Plastik leistete die Kunst des Rococo vorzügliches, und zwar insofern, als sie sich in vollendeter Harmonie dem archi-

tektonischen Rahmen anschloß. Die Plafondmalereien und die Stuckarbeiten der Rococozeit dürfen, auf ihren stilistischen Werth hin betrachtet, als Muster ihrer Gattung gelten. Nur löse man sie nicht aus ihrem Rahmen heraus. Eine Rococofigur an einer Rococofassade kann von bezauberndem Reize sein, während sie in andrer Umgebung, als selbständiges Kunstwerk, nicht als dienendes oder decoratives Glied angesehen, schlechthin lächerlich wirkt.

Die Düsseldorfer Kunstakademie, welche der Kurfürst Karl Theodor im Jahre 1767 im Anschluß an die berühmte, von Johann Wilhelm zusammengebrachte Gemäldegalerie begründete, unterschied sich von den ähnlichen Stiftungen damaliger Zeit vielleicht nur dadurch, daß von ihrem Einfluß auf die Kunst ihrer Zeit noch viel weniger nachweisbar ist, als von allen übrigen. Obgleich der Kurfürst ihr alle mögliche Fürsorge angedeihen ließ, führte sie ein klägliches Dasein. So bestand z. B. im Jahre 1795 ihr gesammtes Lehrpersonal aus folgenden drei Künstlern: Peter Langer, Director und Professor der Malerei, Perspective und Anatomie, Brouillot, Lehrer der Malerei, und Joseph Erb, Lehrer der Baukunst. Dazu kam noch der Akademieinspector Aloys Cornelius, der Vater des Peter. Dagegen führt der damalige Hof- und Staatskalender einen langen Schwanz von Protectoren, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern und „abwesenden Lehrern," also nur Titularlehrern, auf, welche der Akademie selbstverständlich nicht das geringste nützten, sondern nur creirt worden waren, um der Sache einen recht pomphaften Anstrich zu geben. 1806, nachdem die herrliche Gemäldegalerie nach München übergeführt und dadurch der Akademie ihre Lebensader durchschnitten war, hatte sich die Physiognomie derselben noch trauriger gestaltet. Langer war als Director nach München berufen und ein neuer nicht ernannt worden, was übrigens auch nicht nöthig war, da die Akademie fast gar keine Schüler hatte. Nur zwei Professoren, Schäffer und Thelott und der Inspector Lambert Cornelius, Peters Bruder, ertheilten noch einigen Unterricht, und dieser Zustand zwischen Tod und Leben dauerte bis zum Jahre 1819, wo die preußische Regierung den Beschluß faßte, die Akademie zu reorganisiren und Peter Cornelius an die Spitze derselben zu berufen.

Cornelius nahm die Berufung an. Aber wenn er auch anfangs mit ehrlichem Eifer an die ihm zunächst übertragene Arbeit, die Reorganisation der Akademie, ging, schon aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt, so traten doch bald Uebelstände hindernd dazwischen, die zunächst daraus entsprangen, daß Cornelius seinen Schwerpunkt nicht in Düsseldorf, sondern in München sah, wo er während der Sommermonate, wie er sich contractlich ausbedungen hatte, an den Fresken für die Glyptothek malte. Cornelius war zu sehr schaffender Künstler, als daß er nicht mit seinem ganzen Herzen an München hätte hängen sollen, wo ihn

nur ein bescheidnes Plätzchen einräumen darf. Cornelius war einerseits zu subjektiv und zu genial, andrerseits zu autokratisch, um eine erfolgreiche Lehrthätigkeit ausüben zu können. Die Kunstgeschichte lehrt uns durch zahlreiche Beispiele, daß die höchste Lehrfähigkeit stets mit geringer Genialität gepaart war. Rembrandt als Akademiedirector wäre undenkbar, und selbst Rubens, ähnlich subjectiv und gewaltig fortreißend wie Cornelius, hat nur so lange auf seine Schüler durch sein Beispiel gewirkt, als er lebte. Auf seinen Tod folgte auch mit Riesenschritten der Verfall der Antwerpener Malerschule.

Unter solchen Umständen war es eher ein Glück für die fernere Entwicklung der Düsseldorfer Akademie zu nennen, daß Cornelius dem auf die Dauer unerträglichen Dualismus ein Ende machte und seine Entlassung aus preußischen Diensten betrieb, nachdem ihm der Kronprinz Ludwig von Baiern, sein damals noch begeisterter Protektor, das durch den Tod Peter von Langers verwaiste Directorat der Akademie angeboten hatte. Am 4. September 1824 stellte Cornelius seinen Antrag auf Enthebung von seiner Stelle an den Minister von Altenstein, und durch ein Schreiben des letztern vom 10. December 1824 erfolgte die Genehmigung seines Gesuches. Alle diese Thatsachen sind bekannt und durch das Förstersche Buch von neuem in Erinnerung gebracht. Wenn man aber die zwischen Cornelius und dem Kronprinzen von Baiern einerseits und dem preußischen Ministerium andrerseits gewechselten Briefe nicht durch die Brille des begeisterten Cornelianers, sondern mit den unbefangnen Augen des kühl prüfenden Historikers liest, kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Cornelius der Pflicht der Dankbarkeit nicht genügt hat, welche er der preußischen Regierung wegen ihres äußerst coulanten Entgegenkommens schuldig war.

Cornelius hatte in seinem Entlassungsgesuch die fortdauernde Kränklichkeit seiner Frau als einen der Hauptgründe hervorgehoben, die ihn bewogen hätten, dem Rufe nach München zu folgen, und dann Vorschläge gemacht, wie die Akademie in seinem Geiste weiter zu leiten sei. Als besonders geeignet für seinen Nachfolger im Directorat hatte er Julius Schnorr namhaft gemacht, dessen Fresken in der Villa Massimi in Rom die Bewunderung aller erregt hatten. Sein ganzes Streben ging also darauf aus, Düsseldorf auch fernerhin zur ausschließlichen Pflegestätte der Freskomalerei im großen Stile zu machen. Was nicht zur Historie gehörte, existirte nicht für ihn. Wie die ganze Oelmalerei ihm verhaßt war, so hatten auch Genre und Landschaft für ihn keinen Sinn. Kann es eine größere Ironie des Zufalls oder vielleicht der Nothwendigkeit geben, daß sich gerade im Genre und in der Landschaft der unvergängliche Ruhm der Düsseldorfer Malerschule consolidiren sollte?

Altensteins Antwort auf Cornelius' Eingabe ist ein Meisterwerk des diplomatischen Stils und vielsagender Zurückhaltung. Als durchschlagend erkennt der Minister die durch die Kränklichkeit der Frau Cornelius gebotene Rücksicht an. Er genehmigt das Gesuch und verbindet damit den Ausdruck seines herzlichsten Bedauerns, ihn von einer Wirksamkeit scheiden zu sehen, in welcher er bisher mit so ausgezeichnetem Erfolge thätig gewesen (d. h. von drei Jahren etwa fünfundzwanzig Monate). Nach dieser von den Pflichten der Höflichkeit dictirten Einleitung folgt aber der hinkende Bote. Was Cornelius' Vorschläge betreffe, so habe er, der Minister, ihm nach eingeholter königlicher Entschließung folgendes mitzutheilen. „Da Seine Majestät sich nicht dafür haben erklären wollen, daß bei der dortigen Kunstschule nach Ihrem Abgange die Malerei al fresco als Hauptstudium betrieben werde, und da aus diesem Grunde der Maler Julius Schnorr nicht näher berücksichtigt, mir vielmehr aufgetragen ist, bei der Wahl eines neuen Directors nur die allgemeine so in Betracht zu ziehen, daß die Rücksicht auf die Al fresco-Malerei als untergeordnet berücksichtigt werde, so wird die vollständige Ausführung Ihrer Vorschläge nicht einzuleiten sein." Em Ende bittet der Minister den Scheidenden, seine Meinung auch darüber äußern zu wollen, welchem Berliner oder einheimischen Künstler er wohl zutraue, daß er neben der Oelmalerei das Studium der Malerei al fresco am zweckmäßigsten in seinem (Cornelius) Sinne fortführen möchte.

Größere Deutlichkeit kann man von einem amtlichen Actenstücke nicht verlangen. Es ist die Tradition der preußischen Regierung, einem Staatsdiener, der seine Entlassung fordert, dieselbe unter den Ausdrücken höchster Anerkennung zu genehmigen, aber sich von dem seiner Stellung enthobenen keine Maßregeln vorschreiben zu lassen. Cornelius scheint das auch mit richtigem Tact herausgefühlt zu haben und hat deshalb dieses Schreiben nicht beantwortet. Er mochte wissen, daß der Minister schon den richtigen Mann in petto hatte und daß es nur eine höfliche Wendung war, wenn Cornelius zu einer weitern Meinungsäußerung aufgefordert wurde.

Mit richtigem Instinct hatte die Regierung erkannt, daß die Einseitigkeit, mit welcher Cornelius die Freskomalerei betrieb, nicht mit den Zwecken einer Akademie vereinbar sei. Im Gegensatze zu der bisherigen Richtung wollte man nun die Oelmalerei gepflegt wissen. Deutlicher noch als das Ministerialrescript sprechen die Thatsachen, welche Cornelius' Abgange (Anfang Juni) folgten. Förster berichtet darüber folgendes: „Mit der Schule geriethen auch sogleich die ihr aufgegebnen Kunstunternehmungen ins Stocken. Reichsfreiherr von Stein, der erste, der ihr entgegengekommen, war der erste, der sich nun zurückzog; Baron von Pleſſen folgte; Graf Spee mußte wenigstens eine Unterbrechung

eintreten lassen; das Jüngste Gericht in Coblenz durfte nicht einmal seiner nahen Vollendung entgegengeführt werden; die Arbeiten in Bonn wurden, im Widerspruch mit der Zusage von Altensteins (die der Minister in allerdings sehr reservirter Form Försters Bruder gegenüber in Berlin gemacht hatte), der Mitwirkung von Cornelius entzogen, als akademische Angelegenheit von Düsseldorf erklärt und als solche in Götzenbergers Hände gegeben. Die Leitung der Akademie ward W. Schadow übertragen, der die Schule in eine neue Bahn führte. Die Kunstrichtung und Schule von Cornelius verlor sich bis auf die letzte Spur."

Bis auf die letzte Spur! Ein melancholisches Wort, und doch trifft es den Nagel auf den Kopf. Das bronzene Denkmal, welches man vor zwei Jahren am Eingange des herrlichen Parkes im Herzen Düsseldorfs errichtet hat, gilt nicht dem Akademiedirector, sondern dem ruhmvollen Sohne der Stadt. Gegenüber aber, auf dem kleinen von Häusern umgebenen Platze, in einer viel nüchternern Umgebung, erhebt sich die schlichte Erzbüste des Mannes, welcher der wahre Begründer der Düsseldorfer Schule wurde, welcher dauernd die edle Kunst der Malerei an die freundliche Gartenstadt fesselte, Wilhelm von Schadows.

Anderthalb Jahre lang nach dem Abgange von Cornelius mußte die Akademie zwar noch unter der interimistischen Leitung des Professors Mosler ein Scheinleben führen. Erst im November 1826 traf Schadow in Düsseldorf ein, aber sofort begleitet von einer stattlichen Anzahl ausgezeichneter Schüler, die sich, anders als die Cornelianer, bald Namen begründen sollten, deren Glanz zum Theil den ihres Meisters überstrahlte. Es waren K. F. Lessing, Julius Hübner, Theodor Hildebrandt, Karl Sohn, Heinrich Mücke und Christian Köhler, die bald aus der Reihe der Schüler in die der Lehrer und Meister emporstiegen. Schadow, ganz erfüllt von den künstlerischen Principien und der Lehrmethode seines Vaters Gottfried, der auch als geistiger Vater der Düsseldorfer Schule anzusehen ist, machte eine vollständige Reorganisation und systematische Ordnung des akademischen Unterrichts zum Gegenstande seiner ersten Sorge. Er theilte die Akademie in drei von einander streng abgegrenzte Classen. In der ersten, der Elementarclasse, wurden, wie der Name sagt, die ersten Elemente des Zeichenunterrichts gelehrt. Die zweite oder Vorbereitungsclasse zerfiel in zwei Stufen: in der untern wurde das Zeichnen nach der Antike, dem lebenden Modell, die Drapierung, die Perspective, die Proportionen des menschlichen Körpers, Anatomie, architektonisches Zeichnen und Kunstgeschichte gelehrt; in der obern Stufe, welche wiederum in vier Abtheilungen geschieden war: Malerschule, Bau-, Kupferstecher- und Bildhauerschule, begann der eigentliche Fachunterricht. Die Bildhauerschule bestand nur auf dem Papier. Die dritte Classe endlich umfaßte die „ausübenden Eleven", d. h. diejenigen, welche ihre Befähigung zur Erfindung

eigner Compositionen und zur selbständigen Ausübung ihres Kunstfachs nachgewiesen hatten. Diese sogenannten Meisterclassen, welche unter unmittelbarer Aufsicht Schadows und des Professors der Landschaftsmalerei Schirmer standen, bilden die Signatur der Düsseldorfer Akademie. Durch sie ist der Grund zu der soliden Technik gelegt worden, deren sich die Düsseldorfer Historien-, Genre- und Landschaftsmaler der dreißiger und vierziger Jahre rühmen durften, und zu ihnen ist man in der richtigen Erkenntniß ihres Werthes und ihrer Bedeutung zurückgekehrt, als man im Jahre 1874 die Berliner Akademie reorganisirte. Die in Berlin eingerichteten Meisterateliers sind aus jenen Düsseldorfer Meisterclassen hervorgegangen.

Schadow war zwar fast ebenso einseitig wie Cornelius. Auch er sah in der Historienmalerei und insbesondre der biblischen das höchste Ziel künstlerischen Strebens. Aber seine künstlerische Individualität hatte bei weitem nicht jenen stark ausgeprägten subjectiven Zug wie die seines Vorgängers. Weit entfernt, durch zwingende Genialität einen tyrannischen Einfluß auf seine Schüler auszuüben, ließ er vielmehr der Entwicklung einer jeden Individualität den freisten Spielraum, und dadurch hat er nicht wenig zu der sogleich von Anfang an sich zeigenden Vielseitigkeit der Düsseldorfer Schule beigetragen, wenn er es vielleicht auch nicht gewollt hat. Als die breiten Grundlagen, auf denen sich der Ruhm und die bleibende Bedeutung der Düsseldorfer Schule aufgebaut hat, führt Schadow die Oelmalerei und den Realismus ein, zwei Dinge also, welche der cornelianischen Anschauungsweise schnurstraks zuwiderliefen.

Ueber die Berechtigung der Oelmalerei ist nichts zu sagen. Während die Freskomalerei, so sehr sie auch der Ausdrucksweise des großen Stils entgegenkommt, für unser Klima als importirte Pflanze — die Wandmalereien der mittelalterlichen Kirche kommen dabei nicht in Betracht — immer noch fraglich ist, hat die Oelmalerei schon dadurch ihr Heimatsrecht in deutschen Landen erworben, daß sie eine germanische Erfindung ist. Der Glanz der Farbe mußte in den nordischen Ländern ersetzen, was die Malerei des Südens durch die Großartigkeit der ihr zu Gebote stehenden Räumlichkeiten erreichte. Dann, um nur ein praktisches Bedenken hervorzuheben, wo sollten am Ende die Wände für alle Freskomalereien herkommen, in welchen sich der Schaffensdrang einer thatenlustigen Künstlerjugend offenbaren wollte? Der Opfermuth der rheinisch-westfälischen Edlen, welche das Gedeihen der Düsseldorfer Akademie fördern wollten, mußte früher oder später erlahmen, auch wenn Cornelius noch in Düsseldorf geblieben wäre und seinen Einfluß zu Gunsten seiner Schüler geltend gemacht hätte. Wie künstlich der ganze Enthusiasmus für die Freskomalerei war, zeigt am besten sein schnelles Verfliegen. Aber auch Schadow hatte seine Noth, wo

er alle die Oelbilder unterbringen sollte, die seine Schüler producirten. Einen Export nach Holland, England und Amerika gab es damals noch nicht und konnte es auch nicht geben, da die Schule noch keinen Ruf hatte, und so mußte eine Abzugsquelle im Inlande geschaffen werden. Der Staat als solcher kaufte damals noch keine Bilder, und die Zahl der Kunstfreunde im Publicum war eine äußerst geringe. Der Ausweg, um der starken Production einen Abfluß zu verschaffen, wurde im Jahre 1829 durch die Gründung des „Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen" gefunden. Die Mitglieder sollten durch jährliche Beiträge einen Fonds zum Ankaufe von Kunstwerken zusammenbringen, welche zum Theil unter die Mitglieder verlooft werden, zum Theil einer öffentlichen Bestimmung überwiesen werden sollten, und zwar war für den letztern Zweck ein Fünftel der Jahresbeiträge reservirt worden. Da der Verein sowohl in den beiden Provinzen als auch in andern Theilen Preußens, namentlich in Berlin, zahlreiche Mitglieder fand, war die erste Sorge gehoben, und Schadow konnte sich wieder ungestört seiner organisatorischen Thätigkeit widmen, deren Frucht das Reglement von 1831 war.

Das zweite der neuen Grundelemente, die Schadow mitbrachte, war der Realismus. Wir dürfen darunter natürlich noch nicht den Begriff verstehen, welcher heute mit diesem Namen bezeichnet wird. Auf seine eigne künstlerische Thätigkeit betrachtet, würde Schadow heute vielleicht sogar als Idealist gelten können. Damals war er aber ein Realist im vollsten Sinne des Wortes, indem er nämlich der conventionellen Ideal-Typik seines Vorgängers die Mannichfaltigkeit der Natur, die Fülle der Individuen gegenüberstellte. Der Realismus gehört zum Gefolge der Oelmalerei, welche sich nicht, wie das Fresko, mit Andeutungen begnügt, sondern alles klipp und klar ausgedrückt wissen will. Aus unsern heutigen Erfahrungen und Anschauungen betrachtet, war allerdings der Realismus Schadows noch ziemlich zahm und unbestimmt. Es bleibt ihm aber doch das unsterbliche Verdienst, seine Schüler mit aller Energie auf die Spuren der Natur gewiesen und damit das Feld urbar gemacht zu haben, auf welchem die Lorbeeren der Düsseldorfer Schule gewachsen sind.

Ueberraschend schnell stieg unter Schadows rühriger Leitung die Frequenz der Akademie. Schon nach wenigen Jahren hatten sich zweihundert Schüler zusammengefunden, denen die Räume des alten Gebäudes zu eng wurden. Bot Düsseldorf damals doch geistiger Anregungen genug, welche die Akademie zu einer Concurrenz mit der Berliner fähig machten. Schadows Haus war der Sammelplatz der ausgezeichneten Geister, welche damals das kleine Düsseldorf beherbergte. Dort fanden sich Karl Immermann, Friedrich von Uechtritz, Karl Schnaase und die Koryphäen der Musik, Felix Mendelssohn, Robert Schumann und Ferdinand

Hiller zusammen. Während die Dichter der Romantik angehörten, pflegten die Componisten und ausübenden Tonkünstler vorzugsweise die lyrische Stimmung, und dieser lyrisch-romantische Zug ist auch für die Erstlingswerke der Düsseldorfer Maler, die sich willig dem Einflusse der verwandten Kunst hingaben, charakteristisch. Als Immermann dann von 1833—1837 die Leitung des Düsseldorfer Theaters übernahm und Mendelssohn unter ihm die Oper dirigirte, durfte sich die Stadt eines Musterinstituts rühmen, wie es nur wenige andre Städte Deutschlands aufweisen konnten. Auch das Theater übte seinen erziehenden und bildenden Einfluß auf die jungen Maler. Während sich einerseits aus seiner Einwirkung das für die damalige Zeit höchst anerkennenswerthe Streben nach Costüm- und Farbenrealität erklären läßt, wird man andrerseits auf sie den theatralischen Zug der Düsseldorfer Historienmalerei, die Vorliebe für effectvolle Posen nach Art der lebenden Bilder der Bühne zurückzuführen haben. Dem persönlichen Einfluß Immermanns zu Gunsten der Romantik kam die ganze Zeitströmung in vollen Fluthen entgegen, und so erwuchs in Düsseldorf aus der romantischen Poesie eine romantische Malerei, welche Ritter und Räuber, Zigeuner und Schmuggler, Mönche und Nonnen, Elfen und Nixen mit der gleichen leidenschaftlichen Liebe umfing.*) Auch locale Einflüsse mögen auf diese Richtung der Düsseldorfer Malerei eingewirkt haben. Kann man sich einen schönern Rahmen für diese Schöpfungen einer romantischen Phantasie denken als die sagenberühmten Ufer des Rheins? Noch heute, wo die Düsseldorfer Maler längst andern Idealen gefolgt sind, hat sich jener romantische Zug in ihren Festen erhalten, in welche die verschollne Welt der Ritter und Edeldamen, der Elfen und Nixen gern in mondscheinhellen Sommernächten unter den uralten Baumriesen des Jakobischen Gartens heraufbeschworen wird.

Schon in der ersten Zeit bot sich der jungen Schule ein größrer monumentaler Auftrag dar. Durch Schadow veranlaßt, hatte der Graf von Spee beschlossen, einen Cyklus von Gemälden aus dem Leben Friedrich Barbarossas, welchen Stürmer, der schon genannte Schüler von Cornelius, in einem Saale des Schlosses Heltorf bei Düsseldorf begonnen hatte, durch Schadows Schüler vollenden zu lassen. Lessing und Mücke wurde diese Arbeit zugewendet. Der erstre führte das Bild „Friedrich in der Schlacht bei Ikonium" aus und verdiente damit seine ersten Lorbeeren als Historienmaler. Für das zweite der ihm

*) Den Zusammenhang der romantischen Poesie mit der gleichzeitigen Malerei zu schildern, wäre für unsre Literarhistoriker eine lohnende und interessante Aufgabe. Der einzige, der, wenn auch nur andeutungsweise, die Kunst in den Bereich seiner literargeschichtlichen Darstellung gezogen hat, ist Julian Schmidt. Im dritten Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod" gedenkt er auch S. 189 mit einigen Worten der Düsseldorfer, deren Hauptrichtungen er kurz charakterisirt.

übertragnen Bilder „Herzog Friedrich von Schwaben bei der Erstürmung von Ikonium“ lieferte er jedoch nur den Entwurf und eine Oelskizze. Die Freskomalerei entsprach seinen Neigungen nicht, und so überließ er die Ausführung seinem Freunde Hermann Plüddemann, von welchem auch ein drittes Bild, der „Tod Friedrichs“, herrührt. Alle übrigen Gemälde sind Arbeiten Mückes, der auch noch anderwärts als Freskomaler thätig war.

Das Gros der Düsseldorfer huldigte dagegen ausschließlich der Oelmalerei, deren Ausbildung bald zum Gegenstande des eifrigsten Studiums gemacht wurde. Den ersten großen Erfolg, dem sich schnell eine Reihe andrer anschloß, errang die junge Schule auf der Berliner Ausstellung von 1830, wo Lessing mit seinem „Trauernden Königspaar“ und seinem „Kirchhof im Schnee“, Theodor Hildebrand mit dem melancholisch vor sich hinbrütenden „Räuber“ und „Judith und Holofernes“ und Karl Sohn mit dem „Raube des Hylas“ erschienen und die Berliner Salons und ästhetischen Theezirkel in einen Taumel des Entzückens versetzten. Obwohl die Berliner Kritik, die anfangs in das allgemeine Entzücken eingestimmt hatte, später nicht verfehlte, die Düsseldorfer Schwärmer in allen möglichen Tonarten, oft in derbster Satire und in groteskem Humor, durch Wort und Bild zu verhöhnen, so blieb ihnen doch fast zwei Jahrzehnte lang die Gunst des großen Publicums und namentlich der Mäcene treu. Die Mitglieder des preußischen Königshauses bezeugten durch regelmäßige Ankäufe den Düsseldorfern ihre Theilnahme, und der Consul Wagner brachte durch jährliche Erwerbungen jene kostbare Sammlung älterer Düsseldorfer Meister zusammen, welche den Grundstock der Nationalgalerie bildet. Es ist bekannt, welchen nachhaltigen Einfluß sie auf die Berliner Malerei ausgeübt haben, bis ihre Herrschaft durch den belgischen Colorismus gebrochen wurde, dem sie sich dann selbst nicht entziehen konnten.

In dem engen Kreise, bei der beständigen gemeinschaftlichen Arbeit, bildete sich freilich in Düsseldorf bald eine gewisse Einseitigkeit, eine ermüdende Einförmigkeit in der Wahl der Stoffe wie in der coloristischen Vortragsweise aus, die von der Kritik schnell bemerkt wurde. Auch Immermann, der doch den romantischen Zug der Schule mit hatte einimpfen helfen, gehörte zu denen, die mit ihrer Unzufriedenheit nicht zurückhielten. Seine Charakteristik der Schule, wie sie sich ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre gestaltet hatte, ist so treffend und so unbefangen, daß sie hier eine Stelle finden mag: „Bei den Düsseldorfern — sagt er — vermißt man die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten. Es sind Versuche, aber schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur sich und sein Personellstes auszudrücken, und der Scheu, Fehler zu

begehen. Diese Furcht vor gemalten dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug ihrer Schule. Ihr Wahrzeichen ist es, daß das Weiche, Ferne, Musikalische, Contemplative, Subjektive vor dem Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwaltet. Es sieht aus dieser Zeit wiederum ein Zopf heraus, nur ein vornehmerer und poetischer zusammengeflochtener als die alten pudrigen. Es fehlt die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt oder kurz abschneidet."

Der Sturm, welcher alles Schwankende und Unklare aus der Düsseldorfer Schule hinwegfegte und der gehaltlosen Schwärmerei ein Ende machte, sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Literatur.

Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessings Werken. Von B. A. Wagner. Berlin, H. W. Müller, 1881.

Das vorliegende Buch, dessen Inhalt, wie der Verfasser im Vorworte mittheilt, bereits in einer Reihe von Aufsätzen in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung veröffentlicht worden ist, führt einen doppelten überraschenden Nachweis: einmal, daß Lessing der Uebersetzer einer 1751 (mit der Jahreszahl 1752 auf dem Titelblatte) erschienenen deutschen Ausgabe von Voltaires kleinen historischen Schriften ist; sodann, daß Lessing nicht erst, wie man bisher allgemein annahm, seit dem Februar 1751 in der Vossischen Zeitung, sondern bereits in den Jahren 1748—1750 in der bei Vossens Schwiegervater Rüdiger erschienenen und von Mylius redigirten „Berlinischen privilegirten Zeitung," der Vorläuferin der Vossischen, und gleichzeitig im Laufe des Jahres 1751 in den im Verlage von Hande und Spener herausgegebenen „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" eine größere Reihe von Abhandlungen und Kritiken geliefert hat, die bisher niemand für Erzeugnisse der Lessingschen Feder gehalten. Der Nachweis ist in beiden Fällen durch Combination äußerer Umstände und durch stilistische und inhaltliche Argumente ebenso scharfsinnig wie überzeugend geführt. Den ersten Punkt namentlich, durch welchen Lessings anfängliche Stellung zu Voltaire in einem wesentlich neuen Lichte erscheint, wird schwerlich jemand anfechten, und was den zweiten betrifft, so ist, wie uns scheint, die Thatsache als solche gleichfalls unwidersprechlich bewiesen; für den einzelnen Aufsatz freilich unter den mehr als dreißig Aufsätzen und Kritiken, die der Herausgeber als Lessingisch in Anspruch nimmt, ist der Beweis oft nur bis zu einem größern oder geringern Grade von Wahrscheinlichkeit erbracht. Da der Herausgeber von den 15 historischen Aufsätzen Voltaires drei der geistvollsten in Lessings Uebersetzung als Probe mittheilt, ebenso die sämmtlichen hier zum ersten male als Lessingisch bezeichneten Arbeiten getreu nach den Originalen wieder hat abdrucken lassen, so bildet sein Buch eine interessante nachträgliche Festgabe zur Säcularfeier von Lessings Todestag, für die jeder Freund und Kenner Lessings ihm dankbar sein wird.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Das System der altsynagogalen Theologie.

Ein Beitrag zur Judenfrage.

In der Judenfrage, die noch immer, so dreist dies auch von der jüdischen Presse zu leugnen versucht wird, das Interesse aller Kreise unsers Volkes in Anspruch nimmt, durchkreuzen sich die verschiedensten Anschauungen, je nach dem religiösen, politischen und wirthschaftlichen Standpunkte, von dem man ausgeht. Nicht bloß über die Berechtigung, sondern auch über Zweck und Mittel der ganzen Bewegung werden geradezu entgegengesetzte Ansichten geltend gemacht. Während die einen es als eine Forderung der Humanität bezeichnen, unser Volk aus der Zwingherrschaft der Juden zu befreien, die unsere wirthschaftliche und geistige Production rücksichtslos in ihrem Interesse ausbeuten, sehen andere in der Art, wie gegen einen Theil unsrer Mitbürger Haß und Verachtung gepredigt und berechtigte wie unberechtigte Anklagen aller Art geschleudert werden, eine unverantwortliche, mit der Bildung und den humanitären Anschauungen unsrer Zeit unvereinbare Rohheit. Und während die einen die Judenfrage theils als eine religiöse, theils als eine Rassenfrage betrachten und dauernde Besserung nur von einem allgemeinen Uebertritt der Juden zur christlichen Religion oder von einem Aufgehen ihrer Nationalität in der unsrigen erwarten, haben andere wieder die Judenfrage als eine social-ethische angesehen und gefordert, daß man sich vor allem der Organisation von Capital, Geschäft und Journalismus, wie sie das moderne Judenthum repräsentirt, widersetzen und dem „jüdischen" Geist der unsern Handel und Wandel beherrschenden unsoliden und unreellen Geschäftsführung der letzten Jahre durch Wiederbefestigung der guten deutschen Ehrlichkeit und Tüchtigkeit

ein Ende machen solle. Von letzterer Seite hat man es mehr oder weniger nachdrücklich ausgesprochen, daß man, da der verderbliche Einfluß der Juden in erster Linie von ihrer religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Skepsis ausgehe, eine Besserung erst dann erwarten dürfe, wenn die Juden von ihrem Unglauben, der sich mit frivolem Spotte gleichmäßig gegen Judenthum wie Christenthum richtet, zu einem strengern Glauben und damit zugleich zu einem strengern Festhalten an den sittlichen Forderungen des Judenthums zurückkehren würden.

Angesichts dieses Standpunktes ist vor allen Dingen die Frage zu erwägen, ob die Principien des Judenthums wirklich derartige sind, daß sich von ihrer gläubigen Befolgung eine Besserung für die gegenseitige Stellung der Christen und Juden erwarten läßt, oder ob nicht vielleicht — wie auch vielfach behauptet worden ist — gerade diese Principien von vornherein so geartet sind, daß sie einer Anerkennung der berechtigten Ansprüche, die auch die Christen an die Juden zu stellen haben, und so einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen beiden Parteien entgegenstehen. Denn man darf nicht vergessen, daß neben dem Reformjudenthum, dessen ungläubiger Abfall von der väterlichen Religion und seinem Autoritätsglauben eben einen solchen zersetzenden Einfluß auf unsre sittlichen und geistigen Anschauungen ausgeübt und durch die Macht der Presse in den weitesten Kreisen verbreitet hat, doch noch immer als festgeschlossne Majorität das orthodoxe Judenthum steht, welches die Kernpunkte seiner sittlichen Grundsätze aus dem Gesetze und dessen authentischer Auslegung in den Talmuden als der Norm für sein gesammtes Denken und Handeln entnimmt.

Da muß denn gleich von vornherein darauf hingewiesen werden, daß es gewiß nicht zufällig ist, daß die von den Juden ausgehende zersetzende Wirkung sich erst gezeigt hat, seitdem innerhalb des Judenthums selber jene auflösenden Elemente einer allgemeinen Skepsis um sich gegriffen haben, wenngleich dabei natürlich nicht außer Acht zu lassen ist, daß dieser verderbliche Einfluß sich erst seit der Judenemancipation auf weitere Kreise erstrecken konnte. Ohne Zweifel ist diese Thatsache, welche ein beachtenswerthes Zeugniß zu Gunsten des strenggläubigen Judenthums und seiner religiösen Principien ablegt, mit in die Wagschale zu werfen, wenn es gilt, die Frage zu beantworten, woraus die das moderne Judenthum beherrschenden schädlichen Grundsätze, deren verderbliche Folgen in der letzten Zeit so klar zu Tage getreten sind und eben darum die Judenfrage herbeigeführt haben, hervorgegangen sind, ob sie zu betrachten sind als die Frucht jener unvorbereitet eingetretnen und vollzognen Mischung des in sich erstarrten altjüdischen Geistes mit den freieren Anschauungen der modernen Welt, einer Mischung, die schon ihrer Art und Entstehung nach einen zersetzenden Einfluß auf das plötzlich aller Schranken ledige Judenthum und später auf die der Einwirkung der jüdischen

Freigeisterei preisgegebne Menge ausüben mußte, oder ob sie auf die religiösen Schriften des Judenthums selbst zurückgehen, in welchem Falle die christliche Welt in der Zeit vor der Emancipation nur durch die Schranken, welche die Juden auf allen Punkten von der Vermischung mit der Außenwelt trennten, vor ihrem verderblichen Einflusse geschützt gewesen wäre.

Eine wirklich zuverlässige Beantwortung dieser Frage kann natürlich nur dann gegeben werden, wenn man die für das Judenthum maßgebenden religiösen Schriften selbst vorurtheilsfrei ins Auge faßt und an ihrer Hand ein streng objectives Bild von dem Wesen des Judenthums zu entwerfen sucht. Die richtige Beantwortung dieser Frage ist aber nicht bloß von allgemeinem Interesse, um klar urtheilen und darnach in dem Streite Stellung nehmen zu können, sondern sie ist direct als eine sittliche Pflicht zu betrachten, weil es die erste Forderung der Gerechtigkeit ist, daß man vorurtheilsfrei und mit Wahrheitsliebe in den Kampf gehe, zumal in einen Kampf, in welchem die deutsche Nation gegen niedere und unedle Anschauungen sich zu wehren bestrebt ist. Auch hat sie umsomehr sich in diesem Streite ihrer Aufgabe als Vorkämpferin der Wahrheit und Gerechtigkeit werth zu zeigen, weil wir in der Judenfrage zugleich Ankläger und Richter sind. Um so bedauerlicher ist es, daß die reiche Literatur der Judenfrage weit davon entfernt ist, ein wahres, durch keine Vorurtheile getrübtes Bild von dem eigentlichen Wesen des Judenthums zu entwerfen; fast alle diese Schriften tragen das Gepräge des Kampfes: sie sind leidenschaftlich und tendenziös und entsprechen, unbewußt und wohl auch bewußt, nicht der objectiven Wahrheit.

Nun ist vor kurzem ein Buch erschienen, welches zum ersten Male die Möglichkeit gewährt, sich ein richtiges, von Parteileidenschaft ungetrübtes Bild von den Grundsätzen und Lehren des alten Judenthums auf Grund seiner ältesten nachbiblischen Literatur zu entwerfen. Es ist ein rein wissenschaftliches Werk, sine ira et studio geschrieben, die langsam gereifte Frucht der wissenschaftlichen Arbeit eines Menschenlebens. Es verdankt seine Entstehung nicht der im Augenblick gefaßten und ausgeführten Absicht, für den Kampf unsrer Tage Angriffswaffen zu schmieden, sondern es ist hervorgegangen aus einer mehr als zwanzigjährigen Beschäftigung mit den ältesten Religionsurkunden des Judenthums. Was der Verfasser durchaus unabhängig von ältern Streitschriften bietet, ist ein vollständig neues, mit großer Ausdauer gesammeltes, mit sichtendem Takte bearbeitetes und mit Liebe zur Sache dargestelltes Material. Auch ist das Werk des als protestantischer Pfarrer (zu Polsingen in Mittelfranken) 1879 gestorbenen Verfassers von den Herausgebern nicht deshalb der Oeffentlichkeit übergeben worden, um in dem gegenwärtigen Streite Stellung zu nehmen, sondern ohne allen Bezug auf diesen Streit, dessen Ausbruch der Verstorbene gar nicht erlebt hat, vielmehr

lediglich deshalb, weil er dem einen der beiden Herausgeber als seinem Lehrer und als dem besten Kenner dieser Literatur, die Veröffentlichung seines Werkes sterbend ans Herz gelegt hatte und weil es ein wissenschaftliche Pflicht war, das gediegene und zur Zeit einzigartige Buch nicht ungedruckt zu lassen.*)

Dank der Sorgfalt der beiden Herausgeber, Prof. Franz Delitzsch und Dr. Georg Schnedermann, welche nicht bloß die mühevolle Arbeit der Prüfung und Verificirung der Citate zu leisten, sondern auch die letzte Feile anzulegen hatten, liegt nun ein Werk vor uns, das sich vor allem durch absolute Objectivität und durch wissenschaftliche Selbständigkeit auszeichnet und das — da es nun einmal mitten in diesen Tagen der Aufregung und des Kampfes ans Licht getreten ist — auch die erste Handhabe bietet zu einer unparteiischen Prüfung der Frage nach der sittlichen Berechtigung der Principien des Judenthums, wie sich dieselben unter den socialen Verhältnissen der römischen Kaiserzeit fixirt haben.

Die Rüstkammer aller Polemik gegen das Judenthum ist noch immer das vor anderthalb Jahrhunderten erschienene „Entdeckte Judenthum" von Joh. Andreas Eisenmenger (Königsberg, 1711), in welchem der Verfasser auf 1110 Seiten in groß Quart aus 196 Schriften jüdischer Gelehrten und 8 Schriften bekehrter Juden einen „gründlichen und wahrhaften Bericht" gegeben hat, „welchergestalt die verstockten Juden die hochheilige Dreieinigkeit, Gott Vater, Sohn und Heil. Geist, erschrecklicher Weise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Apostel, die Christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das äußerste verachten und verfluchen." Von diesem Werk ist in der jüngsten Zeit so viel die Rede gewesen, daß wir bei allen Gebildeten eine Kenntniß des Buches und seiner Schicksale voraussetzen können. Weniger bekannt aber dürfte der Umstand sein, daß es veranlaßt wurde durch den widerlichen Eindruck, den die Lästerworte des damals berühmten deutschen Rabbiners David Lida gegen das Christenthum und der Uebertritt dreier Christen zum Judenthum auf den Verfasser machten, und daß es zu dem ganz unverhehlten Zwecke angefertigt ist, jede gesellschaftliche Besserung der Lage der Juden zu verhindern. So will dieses Werk von vornherein nicht etwa ein treues und vollständiges Bild des Judenthums geben, sondern nur das Judenthum in seiner feindlichen Stellung gegen das Christenthum schildern. Und wenn der Verfasser auch noch so „wahrhaftig" zu Wege gehen wollte, so trägt doch die Art, wie er einzelne Stellen jüdischer Schriften ohne allen Unterschied der Zeiten aus

*) System der altsynagogalen palästinischen Theologie aus Targum, Midrasch und Talmud, dargestellt von Dr. Ferdinand Weber, Pfarrer in Polsingen, Mittelfranken. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Franz Delitzsch und Georg Schnedermann. Leipzig, Dörffling und Franke, 1880.

dem Zusammenhange herausreißt, auslegt und zusammenstellt, sichtbar genug das Gepräge des Fanatismus. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Eisenmenger darauf ausging, die Wirkungen des tiefen Grolls, den die Lectüre seines Werkes bei jedem Christen wecken muß, durch den ganzen Ton der Darstellung und durch die Einkleidung des dargebotnen Stoffes zu verstärken, indem er keine Gelegenheit vorüberläßt, die plumpsten Ausfälle, die witzlosesten Scherze, die grimmigsten Schmähungen und Schimpfreden gegen die Juden anzubringen. Obwohl nun alles dies zur Vorsicht hätte mahnen sollen, so haben doch — wie der jüdische Prediger Salomon zu Hamburg (1835) in seinen Briefen gegen die Schrift Hartmanns in Rostock: „Eisenmenger und seine jüdischen Gegner" sagt — „Gelehrte und Ungelehrte sich des Eisenmengerschen groben Geschützes gegen das Judenthum bedient." Und diese aus Eisenmengerschem Material geflossene antijüdische Literatur stammt nicht erst aus unsern Tagen: dem „Talmudjuden" Rohlings (Münster, 1878. 6. Aufl.) stehen außer der schon erwähnten Schrift und verschiednen Aufsätzen des Rostocker Hebraisten aus dem Anfange dieses Jahrhunderts zur Seite: „Die Juden und das Judenthum" (Köln, 1816), ebenfalls ein Auszug aus Eisenmenger, ferner die Schrift von Oertel: „Was glauben die Juden" (Bamberg, 1823) und zahlreiche andere Broschüren und Aufsätze. Wie sehr in diesen tendenziösen Ausbeutungen des an sich schon tendenziösen Eisenmengerschen Werks die Wahrheit hat leiden müssen, hat erst neuerdings Prof. Delitzsch in seiner Schrift gegen Rohlings „Talmudjuden" an vielen Beispielen gezeigt; Rohling hat Uebersetzungsfehler Eisenmengers ohne Prüfung herübergenommen und durch eigene vermehrt, und die Hauptsache ist: auch er ist ungerecht und unbillig im Urtheil.

Aber Mangel an Objectivität ist nicht die einzige Ausstellung, die an dem Eisenmengerschen Buche und seinen Nachtretern zu machen ist. Es fehlt in ihm auch jede kritische Sichtung und jede historische Scheidung des bearbeiteten Materials. Eine so gleichmäßige Ausnutzung einer mehr als tausendjährigen Literatur ohne alle Rücksicht auf die Zeit und die Zeitverhältnisse, unter denen ein Buch entstanden, ohne alle Erwägung der Gründe, die zur Abfassung einer Schrift veranlaßten, und des Zweckes, den sein Verfasser dabei verfolgte, würde heutzutage wissenschaftlich unmöglich sein, und doch wird das alte von Eisenmenger ohne Kritik und ohne eine andre als die Sachordnung zusammengestellte Sammelsurium immer wieder aufs neue ausgebeutet und nicht minder geist- und kritiklos verwendet. Sehr früh schon ist darauf hingewiesen worden, daß es ungerecht ist, nach einem solchen Stoffe das eigentliche Wesen des Judenthums zu beurtheilen, und daß es leicht wäre, auch aus christlichen Schriften einen Stoff zu sammeln, der ein durchaus falsches und ungünstiges Licht auf die Principien des Christenthums werfen

würde; ferner, daß das, was Eisenmenger aus dem Talmud buchstäblich anführt, nicht immer Glaube und Lehre des ganzen jüdischen Volkes ausmacht, sondern häufig nur die Meinungen einiger Lehrer enthält, deren Disputation über einzelne Punkte im Talmud fixirt worden ist, zugleich mit allen den unrichtigen und übereilten Behauptungen, die der Eifer der Disputation und übelangebrachter Scharfsinn rechthaberischer Gelehrsamkeit zu Tage fördert, und daß sich neben solchen Lehren, die denen der Pharisäer des neuen Testaments entsprechen, auch viele andre — von Eisenmenger natürlich nicht angeführte — Aussprüche im Talmud finden, die der christlichen Moral gleichen und bisweilen sogar fast dem Wortlaute nach entsprechen. Alle diese Bedenken hat schon der berühmte Orientalist Joh. Dav. Michaelis, † 1791, dem niemand judenfreundliche Gesinnung vorwerfen wird, aus Gründen der Billigkeit und in Rücksicht auf wissenschaftliche Wahrheit zum Ausdruck gebracht. Er hat sein Urtheil über das Eisenmengersche Buch in folgende Worte zusammengefaßt, die wir als einen Mahnruf zu ruhiger Erwägung, dessen schon eine frühere Generation bedurfte, auch der heutigen zu Gemüthe führen können: „Ich halte Eisenmengers entdecktes Judenthum für ein gelehrtes, aus vielem Fleiß und großer Belesenheit entstandenes Buch, und ich lerne daraus sehr oft, wenn ich nachschlage; aber dabei ist es äußerst feindselig und ungerecht, und wenn einer gegen eine der drei im römischen Reiche eingeführten Religionen etwas dergleichen schriebe, so würde man es eine Lästerschrift nennen. Wie wenn einer ein entdecktes Papstthum oder Lutherthum schreiben und mit Vorbeilassung des Guten, sowie der allgemein angenommenen Sätze und der Widersprüche gegen Irrthümer alles auszeichnen wollte, was jemals irgend einem der schlechtesten Schriftsteller entfahren, oder was beim Disputiren unter Gelehrten auch nur mündlich einmal gesagt ist?! Was man alsdann den Katholiken schuld geben könnte, daran doch ihre Religion unschuldig ist, weiß ein jeder: aber gewiß wir Lutheraner würden ebenso schlecht wegkommen und so wenig im römischen Reiche Duldung verdienen als die münsterischen Wiedertäufer!"

Die Scheidung und Sichtung des Quellenmaterials, welche dem Eisenmengerschen Werke und allen gesinnungs- und stoffverwandten Büchern vollständig abgeht, wird zum ersten Male geleistet durch das Webersche Werk. Wie schon der Titel desselben erkennen läßt, behandelt der Verfasser nur die religiösen Anschauungen der alten palästinischen Synagoge, aus denen die Glaubens- und Sittenlehren, welche in den spätern, mittelalterlichen wie neuern, Schriften vorgetragen und behandelt werden, erst hervorgegangen sind, indem sie sich als Weiterbildungen oder auch Auswüchse der frühern maßgebenden und für jüdischen Glauben und jüdisches Leben giltigen Anschauungen erweisen. Alle individuellen Aussprüche und Lehren einer spätern Zeit aber sind natürlich auszuscheiden, wenn

es sich darum handelt, die allgemeinen religiösen Vorstellungen der Juden zur Darstellung zu bringen; als solche sind einzig und allein diejenigen zu bezeichnen, welche in einem deutlich erkennbaren Zusammenhange mit den religiösen Principien des altpalästinischen Judenthums stehen. Diese tragen den rein jüdischen Geist um so mehr an sich, als sich dieser damals fremde Elemente noch nicht assimilirt hatte, wie dies später vielfach geschehen ist, als das jüdische Volk mit immer neuen Völkern und Anschauungsweisen in Berührung kam. Innerhalb dieser Literatur aber, welche uns die Traditionen der alten palästinischen Synagoge übermittelt, sind weiterhin alle diejenigen Schriften und Schriftpartieen auszuscheiden, welche nur gesetzliche Vorschriften enthalten und somit das, was das Corpus juris der Römer mit seinen Novellen und Commentaren für die Rechtsverhältnisse der christlichen Völker der ganzen Zeit des Mittelalters und theilweise noch darüber hinaus war, für das innere Leben der jüdischen Gemeinden leistete. Demnach ergiebt sich als die eigentliche Quelle für die Erkenntniß der Principien des Judenthums die Literatur, welche die erbauliche Auslegung der Schrift für die Gemeinde enthält, da diese, obwohl auch ihrerseits von subjectivem und häufig sogar rein individuellem Charakter, doch geeignet ist, diejenigen jüdisch-religiösen Anschauungen erkennen zu lassen, welche religiöses Gemeingut aller Ausleger waren, von welchen sie ausgingen und welche sie bei ihren Hörern und Lesern voraussetzten.

Diejenigen Schriften, aus denen wir die Lehre des Judenthums als solche zu erkennen und abzuleiten vermögen, zerfallen in drei Klassen: in die Uebersetzungen der Bücher der Schrift, soweit diese eben nicht bloße Uebersetzungen sind, sondern an vielen Stellen gewisse religiöse Anschauungen zu Tage treten lassen; ferner in die Auslegungswerke im engern Sinne, welche die Auslegung, wie sie im Lehrhause und in der Synagoge vor versammelter Gemeinde einen ganz bestimmten traditionellen Stoff an die einzelnen Schriftworte anreiht, schriftlich fixirt haben und ein reiches Material von Sagen, Gleichnissen und Sentenzen darbieten, welche alle das Gepräge specifisch jüdischer Anschauung an sich tragen; endlich in den ebenso gearteten Stoff, welcher in den oben erwähnten Gesetzesschriften zur Erläuterung und weitern Ausführung beigefügt ist und in der Wahl der Beispiele den Geist der jüdischen Denk- und Sinnesweise erkennen läßt.

Aber nicht nur diese Abgrenzung des Stoffes ist es, die dem Buche Webers seinen Werth verleiht; auch die Methode der Behandlung desselben ist eine neue, insofern der Verfasser einerseits die historische Folge dieser Quellen und ihres Inhalts immer im Auge behalten, andrerseits alles ausgeschieden hat, was als individuelle Aeußerung zufälliger Art zu betrachten ist. Das Ergebniß dieser neuen Behandlungsmethode ist überraschend. Es zeigt sich, daß alle religiösen

Anschauungen des Judenthums zurückgehen auf das Princip des Nomismus. Seit der Rückkehr Esras wurde das Gesetz Mosis der ausschließliche Mittelpunkt des religiösen Denkens und Lebens aller Frommen des Volkes. So wurde das Gesetz das alleinige religiöse Princip, und dies Princip hat eine neue religiöse Denkweise, die specifisch jüdische, erzeugt, welche — wie ausdrücklich betont werden muß — von der Lehre des alten Testaments nicht bloß verschieden ist, sondern zu ihr in directen Gegensatz tritt. Die Consequenzen des jüdischen Nomismus sind die nämlichen wie bei allen andern nomistischen Religionen. Die gesammte Religiosität geht auf in dem gesetzlichen Verhalten, d. h. in dem Leben nach den einzelnen Vorschriften des Gesetzes, welches als die Offenbarung Gottes schlechthin gilt; da aber das Gesetz der Auslegung bedarf, so ist das Studium des Gesetzes und der Traditon, welche sich als die autoritative Auslegung des Gesetzes um dieses herum entwickelt und festgesetzt hat, das andre wesentliche Moment der Religiosität, ja nach vorherrschender Ansicht ist das Gesetzesstudium das höhere und wichtigere. Heißt es doch im Talmud: „Das Lernen ist groß, denn das Lernen führt zum Thun.“ Aber dieses Princip des Nomismus hat sich auch weiter in den einzelnen Lehren entfaltet. Wie die religiösen Anschauungen über den sittlichen Zustand und Werth des Menschen, über das zum Heile führende sittliche Verhalten, über das Jenseits und die Vergeltung durchaus von der Frage nach dem Verhältniß des einzelnen zum Gesetz bedingt sind, so ist sogar der Gottesbegriff vollständig judaisirt worden. Während der Gottesbegriff der jüdischen Literatur der ältesten Zeit in seiner abstracten und transcendentalen Fassung dem alttestamentlichen ziemlich nahe steht, hat sich unter dem Einflusse des nomistischen Princips eine neue, der ältern direct widersprechende Anschauung entwickelt, welche das Wesen Gottes in die Endlichkeit herabzieht. Der Gott Israels wird als der Gott des Gesetzes aufgefaßt: wie des Menschen Denken, Wollen und Thun sich im Gesetze bewegt, so bildet das Gesetz auch den Inhalt des Lebens Gottes. Gleich einem echten Rabbiner beschäftigt sich Gott am Tage mit den Büchern des Gesetzes und der heiligen Schriften und des Nachts mit den sechs Abschnitten der Mischna, ja es giebt sogar nach dem Talmud im Himmel eine der Erforschung des Gesetzes gewidmete Versammlung, den hohen Schulen der Rabbinen auf Erden entsprechend; hier sitzen die großen Gesetzeslehrer nach ihrem Verdienst und ihrer Gesetzeskenntniß und studiren die gesetzlichen Vorschriften, und Gott studirt mit ihnen. Ja selbst die letzten Ziele des göttlichen Wollens ordnen sich dem Gesetze unter; denn um des Gesetzes willen hat er die Welt geschaffen, und um seinetwillen erhält er sie. So hat das Judenthum mit wunderbarer Energie alle Consequenzen gezogen, die sich aus dem nomistischen Principe ergeben; selbst den Gottesbegriff hat es nach dem eignen religiösen Ideale gestaltet.

Nach dem Princip des Nomismus bemißt sich nun auch die Stellung des Judenthums zur Heidenwelt. Da erhebt sich denn die gewichtige Frage, ob auch nach der Scheidung der Quellen und nach der Kritik und Sichtung des Allgemeinen und Individuellen, wie Weber sie vollzogen hat, jene vielbesprochene Anschauungsweise noch bestehen bleibt, wonach das Heidenthum in der Moral des Judenthums als eine vollständig rechtlose Gemeinschaft angesehen wird, mit der das Judenthum in kein näheres Verhältniß treten darf und der gegenüber es nicht die gleichen Pflichten des gegenseitigen Verkehrs auszuüben hat. Hier ergiebt sich nun folgendes. Die gesammte Heidenwelt ist eine große massa perditionis. Da sie durch Verwerfung des Gesetzes und seiner einzelnen göttlichen Bestimmungen in bewußten Gegensatz zu Gott getreten ist, so ist sie auch von Gott verlassen worden und so in einen thierischen Zustand gerathen, in welchem sie, ganz dem Dienste des Fleisches verfallen, nach jüdischer Anschauung für ethisch und physisch unrein anzusehen ist. So hat die Heidenwelt weder für Gott noch für die Gemeinde Gottes Werth und Bedeutung, und die Gemeinde Gottes hat der Heidenwelt gegenüber lediglich die Pflicht der Selbstbewahrung zu erfüllen. Demnach ist ein socialer Verkehr mit den Heiden, durch die Ehe oder sonstige Gemeinschaft, den Juden nach strenger Anschauung untersagt: bei Todesstrafe soll kein Jude den Töchtern der Heiden nahen; tritt eine Verbindung zwischen einem Heiden und einer Jüdin ein, so heißt das aus derselben hervorgehende Kind ein Bastard. So giebt es für den Juden keinen andern Gesichtspunkt des Verhaltens gegenüber dem Heiden, als wie er gegen denselben seine Existenz und seine religiöse Selbständigkeit wahre.

Wir sehen also, daß nicht etwa erst zur Zeit des Mittelalters unter dem Drucke der Verfolgungszeiten, auch nicht als die private Meinung einzelner durch blinden Fanatismus getriebener Gesetzeslehrer derartige Vorschriften über den Verkehr zwischen Juden und Heiden gegeben werden, sondern es ist die Consequenz des beherrschenden Princips des jüdischen Traditionsglaubens, daß der Heide, der das Gesetz nicht anerkennt und seine Vorschriften nicht befolgt, als völlig werthlos und darum auch rechtlos der Judenwelt gegenüber anzusehen ist.

Wenn nun auch die Thatsache anzuerkennen ist, daß das Judenthum eine solche feindselige Stellung gegen Heidenwelt und Christenthum nicht nur billigt, sondern direct fordert, so fragt es sich schließlich doch, ob diese Anschauungen einer frühen Zeit auch für die heutige Judenwelt als giltig und bestimmend betrachtet werden. Für den Standpunkt des Reformjudenthums hat bekanntlich das Gesetz und die Tradition der Gesetzesauslegung keinerlei normative Bedeutung mehr — ganz abgesehen von der frivolen Freigeisterei der ungläubigen Reformjuden, für die es überhaupt keine ernstere sittlich religiöse Verpflichtung giebt —; und

mag es von Seite jener ernster denkenden und religiös gesinnten Reformjuden auch noch so heftig verneint werden, die Thatsache steht fest, daß ihre neuen sittlichen und humanitären Anschauungen, die zu den Satzungen des strengen Judenthums in demselben Gegensatze stehen, wie schon in alter Zeit die Anschauungen der hellenistischen Juden zu denen der palästinischen, den Geist des Christenthums wiederspiegeln, wie einst auch Julianus Apostata alle sittlichen Forderungen und humanitären Einrichtungen, durch welche er dem sinkenden Heidenthum aufhelfen zu können meinte, aus dem christlichen Geiste und Leben entlehnte. Aber selbst die orthodoxen Juden, die, treu dem Glauben ihrer Väter, mit aller Innigkeit an dem Gesetze hangen, können und wollen nicht an allen Consequenzen des jüdischen Nomismus festhalten.

So droht dem deutschen Volke nicht sowohl von Seiten der jüdischen Religion als solcher eine Gefahr. Die Gefahr liegt vielmehr einzig in dem Uebergewichte gewisser Licht- und Schattenseiten des national-semitischen Elementes über den ideal-beschaulichen Charakter unsrer Nation. Zu den erstern rechnen wir den Familiensinn der Juden und ihre Fähigkeit zu entbehren, die freilich bei wachsenden Mitteln bald einer raffinirten Genußsucht der materiellsten Art Platz macht; zu den letztern aber gehört in erster Linie die rastlose Initiative einer eminent praktischen, rücksichtslos ihre Ziele verfolgenden Thätigkeit, auf welche sich vor allem ihre Ueberlegenheit im Journalismus, in der Politik und im Handel gründet.

Altenglische Dramatiker.

Die immer eifriger betriebnen Shakespearestudien und die tiefgehende Theilnahme, die man den Schöpfungen des größten Dramatikers widmet, haben natürlich in Fachkreisen auch ein sich beständig erweiterndes Interesse an den Gestalten und Werken seiner poetischen Zeitgenossen im Gefolge gehabt. Der Glanz, der von einem großen Genius ausstrahlt, wirft Licht selbst auf Namen und Leistungen, die sonst im Dunkel der Vergessenheit liegen würden. So lange man hoffen kann, aus Gedichten und literarischen Flugschriften, deren oft einziges Verdienst es ist, in

Shakespeares Tagen erschienen zu sein, Aufschlüsse — und wären es selbst die unwesentlichsten — über auch nur einen Punkt in Shakespeares Leben und Schaffen zu gewinnen, darf die Mühe, die hierbei aufgewandt wird, nicht als verlorne erachtet werden. Und insofern nur die Unterscheidung zwischen dem historischen Werthe und dem ästhetischen Werthe der hervorgezognen und neuherausgegebnen Arbeiten der Zeit Elisabeths eine genügend scharfe und festbewußte bleibt, insofern die Einzelforscher sich nicht darüber täuschen, daß das größere Publicum, auch das gebildetste und empfänglichste, nur an den wirklichen Resultaten, nicht am Gange ihrer Forschung Antheil nehmen kann, läßt sich gegen die immer weitere Ausdehnung der Publicationen kein Einwand erheben. Die ungeheure Mehrzahl auch der wahrhaft gebildeten wird freilich über den innersten Antheil, den sie an den mächtigen Dichtungen Shakespeares nimmt, immer nur wenige Schritte hinauszuführen sein. Sie läßt sich nur schwer bewegen, den hervorragenden Talenten, die im Verein und selbst im Wetteifer mit Shakespeares Genius die Blüthezeit des altenglischen Theaters heraufgeführt haben, Beachtung zu widmen und beinahe nie überreden, daß auch das ästhetische Genußbedürfniß in einer Anzahl nicht von Shakespeare herrührender Dichtungen noch Befriedigung finden könne. Die Versuche, einzelne Stücke Ben Jonsons, Beaumont-Fletchers und Massingers gleich Shakespeareschen Dramen auf unsrer Bühne einzubürgern, sind regelmäßig gescheitert. Und so unzweifelhaft es ist, daß die umfassende Kenntniß der gesammten Literatur der Shakespeareschen Zeit das Verständniß des Dichters nach einer gewissen Richtung hin fördern muß, so ist im allgemeinen eine höchst mäßige Geneigtheit vorhanden, dies Verständniß zu gewinnen. Man will das Verhältniß der großen Dramen des Dichters zu den Dramen, welche gleichzeitig mit Shakespeares Werken das Publicum der Londoner Theater entzückten, gleichsam auf sich beruhen lassen. Wenigstens haben alle Anläufe, die seit geraumer Zeit genommen worden sind, der deutschen Lesewelt die Werke der drei Dramatiker-Generationen näherzubringen, welche vor, mit und nach Shakespeare gelebt, immer nur in kleinen Kreisen Theilnahme gefunden. Tiecks „Altenglisches Theater“ und „Vorschule zu Shakespeare,“ Baudissins „Ben Jonson und seine Schule,“ Bodenstedts „Zeitgenossen Shakespeares“ zählten sicher ihre Leser nur nach Hunderten. Gleichwohl wird der Versuch, einige jener Dichter, die man neben Shakespeare nennt, durch ein und das andre ihrer besten Werke dem deutschen Publicum näher zu bringen, wieder und wieder erneuert werden. In diesem Sinne ist die Herausgabe zweier Bände Altenglisches Theater von Robert Prölß, welche in der bekannten Bibliothek der „Classiker des Auslandes“ erschienen, der schon eine ganze Reihe trefflicher, dem Literaturfreund hochwillkommener Uebertragungen angehören, durchaus dankens-

werth.*) Die auf fünf Dramatiker und fünf Dramen beschränkte Auswahl ist insofern von reichster Mannigfaltigkeit, als sie das ganze Halbjahrhundert der dramatischen Blüthezeit Englands repräsentirt, die verschiednen Richtungen der Production wenigstens andeutet und neben dem historischen Interesse (welches ausschließlich wohl nur bei der Wiedergabe von Kyds „Spanischer Tragödie" obgewaltet hat) auch das ästhetische gebührend berücksichtigt. Die außer der „Spanischen Tragödie" mitgetheilten Dramen „Eduard der Zweite" von Chr. Marlowe, „Der weiße Teufel" (Vittoria Corombona) von Webster, „Perkin Warbek" von John Ford, „Der Großherzog von Florenz" von Ph. Massinger gehören, jedes in seiner Art, zu den vortrefflichsten der altenglischen Bühne, und namentlich die beiden letztern erscheinen geeignet, die Täuschung wachzurufen, daß sie selbst auf unserm Theater und auf unser Publicum eine Wirkung hervorzurufen vermöchten. Die Uebertragung verdient nicht minderes Lob als die Auswahl; die der „Spanischen Tragödie" rührt von Dr. Richard Koppel, die der andern vier Dramen vom Herausgeber des Buches her. Auf die Sinntreue ist mit Recht größeres Gewicht gelegt als auf die Worttreue, es ist in diesen Verdeutschungen poetischer Zug und eine frisch realistische, schlagende Ausdrucksweise, die dem Wesen dieser Dramatiker entspricht. Mit großer Sorgfalt und ruhiger, kritischer Erwägung erscheint in den Einleitungen alles zusammengestellt, was mit Sicherheit über Leben und Schaffen der vorgeführten Dramatiker zu ermitteln war. Der Totaleindruck bleibt freilich der, daß unsre Kenntniß des Lebens dieser interessanten Bühnendichter sich nicht über dürftige Notizen hinaus erstreckt und daß sich die innere Natur dieser Männer aus ihren Dichtungen nur bis zu einem gewissen Grade erschließen läßt.

Die erste Generation der phantasievollen und heißblütigen Poeten, welche sich an die Londoner Bühnen anschlossen und ein ureigenthümliches, in Lebensfülle strotzendes Drama erschufen, die Gruppe, welche man mit einem gewissen Recht als Vorläufer Shakespeares bezeichnen kann, wenn sie auch zum guten Theil noch mit und neben Shakespeare schufen, umfaßte bekanntlich außer Kyd und Chr. Marlowe die Dichter Robert Greene, George Poele und Thomas Lodge; auch Henry Chettle und Thomas Nash dürfen ihr hinzugerechnet werden. Die Thätigkeit aller fällt in die achtziger und neunziger Jahre des 16. Jahrhunderts, und wie früh sich ihnen auch Shakespeare hinzugesellt haben mag, unzweifelhaft ist es, daß er anfänglich Anregungen von ihnen empfing und daß er sie mit seinem poetischen Schaffen etwa erst von der Mitte der neunziger Jahre an zu überragen begann.

*) Altenglisches Theater. Herausgegeben von Robert Prölß. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die Werke der sämmtlichen genannten Dramatiker zeigen in einer gewissen Unfertigkeit, in einer eigenthümlichen Mischung von poetischer Größe und geschmacklosem, unreifem Pathos, in stellenweisem Haften an der äußerlichen epischen Darstellungsweise des mittelalterlichen Dramas, die jeder dieser dramatischen Poeten für sich, aus eigner Kraft und auf eigne Gefahr zu überwinden hatte, einen gemeinsamen Typus. Die Lust an der rohen Kraft, die unverkennbare Theilnahme, mit welcher alle diese Dichter bei den heftigsten Antrieben und Leidenschaften der menschlichen Natur, den Lebensäußerungen eines Egoismus, welcher von keiner Pflicht und keinem höhern Bewußtsein gezügelt wird, verweilen, das Schwelgen in Brutalität, grausamen Thaten und noch grausamerer Rache für diese Thaten war das Resultat ihrer Erinnerungen und Lebensbeobachtungen. Indem sie ihre Blicke über den engen bürgerlichen Kreis hinaus richteten, in welchem sie geboren und erzogen waren, sahen sie auf der Bühne der großen Welt Gräuel, gehässige Triumphe und blutige Niederlagen. Ihr Publicum war daran gewöhnt, daß in jedem großen Spiel Glück und Leben eingesetzt ward. Die ersten Dramen von Kyd, Lodge und Marlowe wurden geschrieben, bevor Maria Stuart ihr Haupt auf den Block in der Halle von Fotheringay legte oder bald nachdem der offne und geheime Kampf um die englische Krone mit Marias Hinrichtung geendet. Ein unbändiges Wagen und Treiben, in Schranken gehalten und zu Zeiten erschreckt durch harte Gesetze und brutale Justiz, aber selten überwunden durch edle innere Bildung, bot sich dem Blick an der Oberfläche des Lebens und entsprach in seiner übertreibenden Wiederspiegelung auf der Bühne den Idealen der schaulustigen, actionslustigen Menge, welche die in London neuerrichteten Theater füllte. Es bleibt mehr zu bewundern, wie rasch die ältesten Dramatiker der neuen weltlichen Bühne andre und bessere Elemente in ihre Dramen aufnahmen, als es zu verwundern ist, daß sie die bezeichneten Elemente in ihrer Dichtung duldeten und walten ließen.

Obgleich uns die Persönlichkeiten dieser ältesten Dichter nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet werden, so sind sie uns doch als Gattung vertraut genug. Es war, was man auch im einzelnen dagegen sagen und beibringen mag, eine Generation von Wildlingen, die unter dem Fluche eines Standes litt, den sie erst zu rechtfertigen hatte und dem die öffentliche Meinung, auch wo sie nicht von den zeternden Puritanern beeinflußt wurde, durchaus entgegentrat. So vielfachen Irrthümern Rümelin in seinen bekannten „Shakespearestudien eines Realisten" erlegen sein mag, darin hat er unbedingt das Rechte getroffen, daß die ältesten Dramatiker im Anschluß an ihre Genossen, die Schauspieler der neuen Bühne (oft waren sie ja beides zugleich!) ungefähr eine Stellung eingenommen haben, wie Seiltänzer, Athleten und Kunstreiter in spätrer Zeit. Man interessirte

sich für ihre Künste und Darbietungen, die leidenschaftliche Theilnahme an den theatralischen Vorstellungen und den neuen Stücken wurde ein Sport für viele Kreise, vor allem für die jüngere Aristokratie. Man lobte, bewunderte, belohnte wohl auch einzelne Leistungen, man unterschied fein, scharf und sicher den Werth derselben (wie es noch heute im Circus geschieht), aber man dachte nicht daran der dramatischen Dichtung zu dem ihr gebührenden Range in der Literatur oder der schönen Literatur überhaupt zu einer sichern Werthschätzung innerhalb der Gesellschaft zu verhelfen. In der Hauptsache bildeten die play-wrights mit ihren Compagnon, den Darstellern, eine abgeschlossene kleine Kaste, und zwar eine von Parias, die sich freilich vor den Bevorrechteten und im Leben hochgestellten nicht scheu und ängstlich verbargen, sondern erhobnen Hauptes, trotzig und wildlustig (schaamlos und frech sagten die Puritaner!) dahinschritten. Wenn man den einzelnen Berichten über die gottlose Wildheit und wüste Ruchlosigkeit dieser Dichter, den Erzählungen von Greenes jammervoller Reue, von Marlowes Macchiavellismus, von der rasenden Verschwendung und der Bettelarmuth andrer eine gewisse Skepsis entgegensetzt, so thut man gewiß Recht daran. Aber am Ende muß man sich doch fragen: Was hätte diese talentvollen Jünglinge anziehen, in ihrem mißachteten Berufe festhalten sollen als eine gewisse wilde Freiheit, sammt den Erregungen, welche mit den Erfolgen ihrer Kunst verknüpft waren? Nur einzelne von ihnen — Lodge beispielsweise, der für seine poetischen Sünden Buße that und die „schlechte Brut seiner vormaligen Gedanken" sammt der Nacht seines Irrthums verwünschte und ein geachteter Arzt ward — rissen sich von dem Leben, das sie so unwiderstehlich anzogen, wieder los. Wir werden also immerhin glauben dürfen, daß die Dramendichter genossen, was ihnen unter diesen Umständen blieb: die Freuden guter Kameradschaft und ungehemmter Lust. Tapfere Zechgelage, toller übermüthiger Scherz bei überfließenden Bechern, wilde Nächte mit willigen Dirnen werden ebenso wenig Verleumdungen der Puritaner sein als die Erzählungen von Noth und Elend aller Art, die sich an dies wilde, brausende Leben knüpften. Es waren Ausnahmezustände, unter denen diese Dichter schufen. Die Resultate ihres Fleißes zerrannen so rasch, als sie gewonnen wurden. Im Vergleich mit der Weise, in der damals alle bürgerliche Arbeit bezahlt wurde, war das Honorar für neue und neubearbeitete Stücke nicht allzu geringfügig; aber die Voraussetzung, daß der Phantasievolle schaffen und immer wieder schaffen könne, nur um dem Bedürfniß der Theater und seinem eignen Hunger zu genügen, erwies sich vielfach als hinfällig. So ist es glaublich, daß Greene und Kyd in Dürftigkeit starben und Marlowe nur durch den Dolchstoß, der seinen Lebensfaden vorzeitig abschnitt, vor einem ähnlichen Geschick bewahrt blieb. Unbedingte Folge des Dramatiker- und Schauspielerberufs war es nicht, und wenn die Quelle von

Shakespeares materiellem Glück noch nicht ganz klar ist, so bewies er doch wenig später die Möglichkeit, auch unter den Voraussetzungen seines verachteten Standes zu gedeihen. Freilich fiel bei einer so raschen Entwicklung, wie es die des altenglischen Theaters und Dramas war, ein Jahrzehnt gar sehr ins Gewicht. Die Dichter der zweiten Generation fanden schon veränderte Verhältnisse, die Existenz des Theaters galt, dem fanatischen Eifer der Puritaner zum Trotz, als gefestigt, die Theilnahme der Aristokratie und gewisser bürgerlichen Kreise war gewachsen, nach dem Tode der Königin Elisabeth, die sich immer spröde und schwankend einer Nationalbühne gegenüber gezeigt hatte, welche den Anforderungen ihrer classischen Bildung so wenig entsprach, gewann die hervorragendste Schauspielertruppe ein wenigstens äußerliches Verhältniß zum Hofe, und mit der seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts ersichtlich zunehmenden Publication erfolgreicher und hervorragender Dramen wurde unmerklich auch das Verhältniß der Schauspieldichtung zur Literatur in günstiger Weise geändert.

Freilich darf man sich nun nicht vorstellen, wie es das Bedürfniß einzelner Shakespeareenthusiasten zu sein scheint, daß das englische Drama und seine Träger in dem London König Jacobs etwa eine Stelle eingenommen hätten, wie das attische Drama und seine großen Dichter in den Tagen des Perikles oder auch nur das spanische in denen Calderons und Philipps IV. Die starre, unversöhnliche Feindschaft der Puritaner milderte sich nicht, und die enthusiastischen Bewunderer der dramatischen Dichtung wie der Bühne bewahrten doch eine gemischte Reserve und mancherlei Vorurtheile der Respectabilität gegenüber der Phantasie und der Bretterwelt. Auch in der Zeit des höchsten Glanzes des altenglischen Theaters, in dem Menschenalter zwischen Shakespeares Tod und der Aufhebung der Bühne durch das siegreiche lange Parlament, blieb die äußere Stellung der dramatischen Dichter mannichfach beengt und bedrückt, und nur wo günstige, vom Talent und vom poetischen Streben ganz unabhängige Momente hinzutraten, konnte einer und der andre zu gesellschaftlichem Ansehen und Wohlstand gelangen. Soweit sich die Lebensgeschichte der großen Zahl beliebter Dramatiker aufhellen läßt, wird diese Thatsache überall bestätigt. Sie konnte jedoch — die innere Nöthigung des echten Talents und den dämonischen Zug, welcher den Menschen zur Ausübung seiner eigensten Fähigkeit drängt und zwingt, noch bei Seite gesetzt — kaum jemand abhalten, sich der dramatischen Dichtung als Beruf hinzugeben. Wie viele Menschen dunklen Ursprungs und lediglich mit geistigen Vorzügen begabt, gelangten denn in jenen Tagen überhaupt zu einer begünstigten Lebensstellung? Selbst die Preise, die in der Theologie und der Rechtsgelehrsamkeit dem Strebenden winkten, waren selten hoch, die gedrückte, bedrängte, leid- und wechselvolle Existenz für die mittleren Schichten viel mehr als wir uns heute

vorstellen, die Regel. Mit dem Satiriker Thackeray möchten wir annehmen, daß die Dichter lauter geschrieen haben werden als die andern. Und die Männer des 17. Jahrhunderts scheinen im großen und ganzen merkwürdig starke Nerven besessen zu haben, ihre unsichre und bedrängte Lage hinderte sie offenbar weder den Tag zu nutzen noch den Tag zu genießen.

Die biographischen Notizen über die dramatischen Dichter aus Shakespeares Blüthezeit und die nach ihm aufgetauchten fließen gerade reichlich genug, um erkennen zu lassen, daß in der zweiten und dritten Generation Männer des verschiedensten Herkommens und Gepräges und der verschiedensten äußern Lebenslage die Bühne mit Stücken versorgten. Die Männer, die mit Ben Jonson in der Taverne „Zur Meermaid" zechten, zeigen offenbar nur noch in einzelnen Zügen das Gesicht der ersten Stürmer und Dränger, welche, um mit den Puritanern zu reden, mit Greene blasphemirt und mit Marlowe getost hatten. Jene ersten Repräsentanten der neuen dramatischen Dichtung waren fast ausnahmslos junge, kaum von der Universität gekommene Magister, verdorbene Studenten, geniale Autodidakten gewesen, die sich auf Leben und Tod in den Strudel des Londoner Lebens gestürzt hatten und von dem Gedanken, die ganze Welt mit ihren Höhen und Tiefen auf die Bretter zu bringen, gewaltig angezogen wurden. Aus ihrer persönlich gefährdeten Existenz wie aus ihrer Beobachtung der Welt ging eine düstre, zu Zeiten wild pessimistische Anschauung vom menschlichen Dasein überhaupt in ihre Dramen über, eine schaudernde Todesfurcht contrastirt mit der Geringschätzung, welche sie im ganzen für die Erfahrungen des Lebens zeigen. Wir wissen nicht, wie weit Shakespeare noch der Genosse des Lebens und Treibens gewesen ist, ihre Kunstart aber wirkt in seinem „Titus Andronikus" unzweifelhaft nach. Hier — wie fast in allen Werken der Vorläufer, einige Episoden Marlowes und noch mehrere Greenes ausgenommen — folgt Blutthat auf Blutthat, und die umgebenden Menschen nehmen dieselben (bis sie selbst unmittelbar betroffen werden) wie etwas hin, das gleichsam natürlich und jedenfalls alltäglich sei. Wie eine Erlösung, wie der Glanz und die Wärme einer Frühlingssonne, welche mitten zwischen dunklen Wolken und wilden Güssen siegreich hindurchbricht, muß die Verknüpfung der Begebenheiten, die Gestaltenzeichnung in Shakespeares „Romeo und Julia," im „Kaufmann von Venedig," muß der phantasievolle Reiz des „Sommernachtstraums" gewirkt haben. Natürlich verdrängten weder sie noch die spätern Meisterwerke Shakespeares die Dichtungen alten Stils auf der Stelle, aber den Einwirkungen der erreichten Kunstvollendung Shakespeares und denjenigen der bewußten literarischen Tendenzen und der scharfen Verständigkeit Ben Jonsons entzogen sich die Dichter, die vom Beginn des 17. Jahrhunderts an auftraten, nicht mehr. Der Leser vergleiche nur in Prölß' „Altenglischem

Theater" die „Spanische Tragödie" Kyds mit dem „Weißen Teufel" Websters. Das letztre Werk zeigt deutlich noch die Nachwirkung der dunkel-unerfreulichen Weltbetrachtung, die in der vorhergehenden Generation den Dramatikern eigenthümlich oder ihnen aufgedrängt war. Wir haben hier wie bei Kyd, bei Marlowe die wildeste Rücksichtslosigkeit, mit welcher die meisten Charaktere ihren Neigungen, Trieben, Gelüsten und Leidenschaften folgen. Und doch, um wie viel psychologisch richtiger, im einzelnen besser motivirt, im ganzen zusammenhängender und klarer, in den Lebens- und Gefühlsäußerungen charakteristischer und wahrer erscheint dieser „Weiße Teufel" gegenüber dem verworren blutigen Stücke Kyds, nach welchem unser Jacob Ayrer bekanntlich seine „Belimperia" verfaßt hat.

Eine buntere, mannichfaltigere Poetengesellschaft tritt uns im zweiten, dritten und vierten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts entgegen. Auch nachdem der größte aller „Meister" (den Webster gleichwohl nur für einen von vielen gelten lassen wollte) sich als Gentleman in die Zurückgezogenheit seines heimatlichen Landstädtchens begeben und dann früh aus dem Leben geschieden war, drängte sich in London ein Heer von dramatischen Dichtern um die hölzernen Hahnengruben, in denen die Schicksale der Welt und die Humore aller Menschengattungen dargestellt wurden. Grundverschiedne Naturen und Bildungen begegneten sich bei wetteifernder Arbeit für die Bühne. Gelehrte, die ihr lateinisches und griechisches Licht leuchten ließen: Benjamin Jonson selbst, der sich im „Catilina" und „Sejanus" einen so viel bessern Kenner der römischen Geschichte dünken mochte als Shakespeare und doch ein so viel dürftigerer Poet blieb, Chapman, der Homerübersetzer, Francis Beaumont, der Jurist und Sohn eines hochangesehnen Richters, und John Fletcher, der Bischofssohn, die eine unzertrennliche poetische Einheit darstellten, nach englischem Vorurtheil jedenfalls die ersten „Gentlemen" unter den Dramatikern waren, Thomas Middleton, der ehemalige Soldat und Stadtpoet der City von London, Thomas Heywood, der allezeit fertige Vielschreiber, welcher neben vielen Theaterstücken, unzähligen Prologen und Epilogen auch historische Schriften und Erzählungen verfaßte, Thomas Dekker, der im Schuldgefängnisse endete trotz des Zulaufs, den „Schusters Feiertag" und „Die ehrenhafte Buhlerin" gefunden, Shirley, der Convertit, welcher nach langer, wechselnder Laufbahn den Untergang der altenglischen Bühne, die Aufrichtung der neuen (nach 1660) erleben sollte, Richard Brom, der seine Laufbahn als Ben Jonsons Diener begann und als Schüler von seines Meisters komischer Kunst endete, hierzu Webster, Ford, Massinger, wahrhaftig eine Fülle von Namen, charakteristischen Gestalten, verschiednen Lebensläufen, die interessant genug ist, um es lebhaft beklagen zu lassen, daß wir in letzter Instanz doch so verzweifelt wenig über das Leben und die Persönlichkeiten dieser Dichter, über den Zu-

sammenhang ihrer Natur und ihrer Werke wissen. Ein hohes Interesse würde schon das Leben der drei Dramatiker, die im „Altenglischen Theater“ als Repräsentanten der Nachshakespeareschen Zeit auftreten: Webster, Ford und Massinger bei der hervorstechenden Eigenart ihrer Dichtung darbieten. Wie die Dinge liegen, ist geringe Hoffnung vorhanden, daß wir über Notizen von Geburt, Studiengang, literarischen Leistungen und Tod hinaus kommen, Notizen, die nicht einmal vollständig sind. Gleich bei John Webster lassen sie uns gründlich im Stiche, wir kennen weder sein Geburts- noch Todesjahr noch die Stellung, die er im Leben bekleidete. Er nennt sich einen Merchant tailor und ist vielleicht nur der Sohn eines solchen gewesen, er dichtet mit Dekker, Marston und Rowley zusammen, seine hervorragendsten Werke aber, den „Weißen Teufel“ und viel später die Tragödien „Die Herzogin von Amalfi“ und „Appius und Virginia“ verfaßt er allein. Es lebt in seinen Werken eine selbständige, aber zum Düstern und Gewaltsamen neigende Phantasie, er hat die tiefsten Blicke in die Nacht der menschlichen Natur und in die dämonische Kraft der Sünde gethan. „Seine Gedanken haben,“ wie es der französische Literarhistoriker Taine ausdrückt, „ihren Wohnsitz zwischen Gräbern und Beinhäusern aufgeschlagen. Die Stellen bei Hofe, sagt er, gleichen den Betten in einem Hospital, der Kopf des einen liegt neben des andern Füßen, und so geht es immer abwärts. Derlei Gleichnisse sind sein Element; im Schildern von Schnurren, Verzweifelnden, wüthenden Misanthropen, im Darstellen der frechen Verwilderung und raffinirten Grausamkeit, besonders der italienischen Sitten, ist er unerreicht.“ Wesentlich anders stellt sich John Ford dar, der zwar auch gelegentlich grausige und vorwiegend tragische Stoffe behandelt, aber dabei versteht, „den Gegensatz des Edlen, Milden, Rührenden, in welchem seine Stärke liegt,“ herauszuarbeiten. Die Lebensumstände John Fords sind etwas klarer als diejenigen Websters. 1586 in Ufington geboren, Angehöriger einer angesehnen Devonshirefamilie, hatte er die Rechte studirt, scheint als Anwalt gelebt zu haben und wird wenigstens nicht müde zu versichern, daß er die Poesie nur als Nebenbeschäftigung treibe. Nachdem er schon 1606 mit einem dichterischen Erstlingswerke hervorgetreten, schrieb er erst in den beiden Jahrzehnten nach Shakespeares Tode seine Hauptwerke, „Die Hexe von Edmonton,“ „Das gebrochne Herz,“ „Giovanni und Annabella“ (Tis pity she's a whore) und „Perkin Warbek“, letztres nicht in Bezug auf den Farbenreichthum und den Glanz einzelner Scenen, aber als Gesammtcomposition und nach der Seite der Charakteristik seine beste Leistung. Mit Recht hebt der deutsche Uebersetzer in seiner Einleitung hervor, daß sich dies Drama durch seine Form und Compositionsweise, durch die glückliche Verbindung des historisch-politischen Moments mit einem Familien- und Herzensinteresse dem

modernen Theater mehr nähere als irgend ein andres historisches Drama der altenglischen Bühne. In der Gestalt der Katharina Gordon erscheint weibliche Treue und Hingebung mit seelischer Tiefe in einer Weise verherrlicht, daß das Drama der Zeit kaum ein zweites Beispiel dafür bietet. Dem Stoffe des „Warbek" hat bekanntlich auch Schiller (der Fords Drama nicht kannte) die dramatische Ergiebigkeit abgemerkt; den Plan zur englischen Prätendententragödie vertauschte er späterhin mit dem Demetriusplan. Beim Herannahen der englischen Revolution verschwindet Ford im Dunkel; wenn die Ueberlieferung Thatsache ist, daß er sich nach seinem Geburtsorte zurückgezogen und dort später verheiratet hat, so gehört Ford zu den wenigen Dichtern der altenglischen Bühne, welche der siegreiche Puritanismus aus ihrer Thätigkeit und Entwicklung herausschreckte.

Sowohl Fords „Warbek" als die besten Werke Philipp Massingers legen an den Tag, daß kurz vor der Zeit des gewaltsamen Untergangs des Theaters die Schaffenskraft der Dichter nicht erschöpft und manche Richtung noch unausgelebt war. Massinger hat für die letzte Periode des altenglischen Dramas eine ähnliche Bedeutung wie Marlowe für die erste. Beide können nicht mit Shakespeare verglichen werden, aber sie kommen ihm so nahe, wie das große und phantasiereiche Talent dem Genie überhaupt nahe kommen kann. Massinger lebte bis 1638, er war der Lieblingsdichter König Karls I. und der erfolgreichste Dramatiker im Jahrzehnt vor der Revolution. Man sollte darnach annehmen, daß seine Erlebnisse uns genauer bekannt, seine Persönlichkeit uns vertrauter sein müßte. Auch haben die Zeitgenossen gerade so viel Zeugnisse hinterlassen, daß wir mit Sicherheit annehmen dürfen, der Dichter sei eine liebenswürdige, warmherzige, durchaus wohlwollende Natur gewesen, der in den literarischen Kämpfen der Zeit das seltne Glück hatte, ohne Neider und Feinde zu bleiben. Aber Genaueres und das, was wir wünschen müßten, erfahren wir auch über ihn nicht. Kein Dichterdasein jener Tage ist soweit aufgehellt, daß uns Leid und Freud desselben, die Beziehungen zu Gönnern und Freunde, zu Hof und Publicum, die persönlichen Erlebnisse, welche in den Dichtungen nachklingen, ganz klar wären. Gifford und Colonel Cuningham, die Neuherausgeber der Massingerschen Werke (1805 und 1870) haben einige Daten festgestellt, einige minderbedeutende bringt auch die (Leipziger) Doctordissertation On Philip Massinger von James Phelan (Halle, 1878). Darnach bleibt selbst das noch ungewiß, ob der Dramatiker 1584 in Salisbury oder in Wilton, dem Landsitz des Earl von Pembroke, geboren ist, in dessen Diensten Massingers Vater stand. „Die erste authentische Nachricht, welche wir von dem Dichter nach seiner Geburt haben, ist seine Immatriculation im St. Albans College in Oxford." Darnach taucht er unter den Gelehrten und Schöngeistern von London empor, und seine Werke sind die

Zeugnisse seiner Thätigkeit, theilweiser Erfolge, theilweiser Niederlagen. Ob er irgend einem andern Beruf neben der Schriftstellerei angehörte, ist nicht nachzuweisen. Von 1621 tritt er in den Vordergrund, von 1623, wo die Tragödie „Der Herzog von Mailand" erschien, wurde er den besten Namen hinzugezählt, etwa seit 1630, wo die Rivalen und Genossen Shakespeares einer nach dem andern geschieden waren und Ben Jonsons Kraft durch Alter und Krankheit erlahmte, galt er als die bedeutendste Dichterkraft, kurz vor dem Untergang des altenglischen Theaters starb er „in seinem Hause" Bankside und ward am 18. März 1639 beerdigt. Es scheint, daß er als Katholik starb; er müßte in diesem Falle während seines Lebens zur alten Kirche übergetreten sein. Massingers Werke zeigen deutlich, daß der Zug der Zeit mehr nach einem rhetorischen Drama zu gehen begann; aber welche Lebensfülle, welcher Kern wirklicher Handlung und Menschendarstellung ist neben der rhetorischen Diction in eben diesen Werken noch bewahrt! Alles in allem ergiebt sich klar, daß es keine ausgelebte und überlebte Kunst war, welcher die Parlamentsedicte von 1642 und 1647 mit dem Verbot der Theater ihren natürlichen Boden entzogen.

Schliemanns Ilios.*

Gerade ein Jahrzehnt ist verflossen, seit Heinrich Schliemann den ersten Spatenstich auf dem Burgberge von Hissarlik in der Ebene von Troas gethan hat. Nachdem seine ersten Ausgrabungen in den Jahren 1871—73 reiche materielle Resultate erzielt hatten, nahm er sie 1878 wieder auf und machte bis zum Jahre 1879 von neuem zahlreiche, wenn auch minder werthvolle Funde, die er dann mit den frühern nach England hinüberschaffte, wo sie längere Zeit im Kensingtonmuseum in London ausgestellt waren. Als im Januar dieses Jahres zuerst das Gerücht nach Deutsch-

*) Nachdem wir im 9. Hefte d. Bl. einen Aufsatz gebracht: „Schliemanns Trojanische Sammlung", der lediglich den Zweck verfolgte, auf die Bedeutung der Schliemannschen Schenkung hinzuweisen und seine Verdienste um die Wissenschaft gegen die Spöttereien Urtheilsloser sicherzustellen, schließen wir diesem Aufsatze einen zweiten an, der sich mit der neuesten voluminösen Publication Schliemanns beschäftigt. Es liegt auf der Hand, daß dieser zweite Artikel einen wesentlich andern Standpunkt einnehmen muß als der erste. D. R.

land herüberkam, Schliemann habe die Gesammtergebnisse seiner trojanischen Ausgrabungen dem deutschen Volke zum Geschenk gemacht, wurde diese Kunde mit gerechtem Zweifel aufgenommen. Hatte sich doch Schliemann, seit er berühmt zu werden anfing, herzlich wenig um Deutschland gekümmert. Hatte er doch stets seinen Schwerpunkt in England gesucht und gefunden, wo seine phantasievollen Doctrinen schnell eine gläubige Gemeinde fanden, wo die „Times“ ihm bereitwilligst ihre Spalten öffnete, wo selbst nüchterne Staatsmänner auf eine Weile die Verdrießlichkeiten der Orientpolitik vergaßen, um in der Erinnerung an Achill und Hektor zu schwelgen. Aber die Schenkung ist wirklich zur Thatsache geworden. Der Kaiser hat die Schenkung im Namen des deutschen Reiches angenommen und dem Geber in schlichten Worten gedankt. Er hat ferner angeordnet, daß die trojanische Sammlung Schliemanns ihre definitive Aufstellung in dem im Bau begriffnen Museum für Ethnologie finden soll. In der Erläuterung, welche die kaiserliche Verordnung im „Reichsanzeiger“ begleitet, ist auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung und den Werth dieser Schenkung in Ausdrücken hingewiesen worden, welche hoffentlich die nähere wissenschaftliche Untersuchung der „trojanischen Alterthümer“ rechtfertigen wird. Denn zunächst ruhen dieselben noch in Kisten verpackt, da Schliemann sich ihre Aufstellung und Ordnung selbst vorbehalten hat. Bis zum Mai, wo dieselbe erfolgen soll, wird man also mit einem auf Autopsie gegründeten Urtheil zurückhalten müssen.

Indessen wird es schon jetzt nicht ohne Nutzen sein, das literarische Material, welches von den zunächst betheiligten zur Beurtheilung der Frage beigebracht worden ist, zu prüfen. Diese Aufgabe ist uns insofern leicht gemacht, als dasselbe sich in einem fast 900 Seiten umfassenden Bande vereinigt findet, welchen Schliemann unter dem Titel „Ilios, Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja“ herausgegeben hat (Leipzig, Brockhaus, 1881). Als Schliemann im Jahre 1874 eine Sammlung von Briefen, die er unter dem unmittelbaren, berauschenden Eindrucke seiner Entdeckungen geschrieben, in die Welt sandte, war es leicht, diese unreifen, dilettantischen Declamationen in ihrer ganzen Verworrenheit und Nichtigkeit bloßzulegen. Damals stand Schliemann ganz allein. Das Rüstzeug seiner Gelehrsamkeit war höchst lückenhaft, und er stolperte bei jedem Schritt über seine eignen Füße. Inzwischen aber hat er es verstanden, durch seine unermüdliche Betriebsamkeit, durch sein großes Geschick, den Specialinteressen von Gelehrten aller Fächer zu schmeicheln, durch seinen liebenswürdigen Enthusiasmus, dem sich auch der Widerstrebende gefangen giebt, eine ganze Cohorte von Männern der Wissenschaft um sich zu versammeln, die zu seinem neuen Buche Beiträge geliefert haben und demselben — auf den ersten Blick — den Charakter einer internationalen

literarischen Arbeit ausprägen. Es scheint, als habe Schliemann es für nöthig gefunden, seine „trojanische Burg" mit einer ganzen Schaar von „spanischen Reitern" zu umgeben, um die Gegner möglichst einzuschüchtern. Der berühmte Aegyptologe Heinrich Brugsch-Bey hat über Hera Boopis und die Beziehungen zwischen Troja und Aegypten gehandelt, Prof. A. H. Sayce bespricht die in Hissarlik gefundnen Inschriften, A. J. Duffield die verlorne Kunst der Kupferhärtung, die Botaniker P. Ascherson, Th. v. Heldreich und F. Kuntz geben ein Verzeichniß der aus der Troas bekannten Pflanzen, Prof. J. P. Mahaffy stellt Untersuchungen an über das Verhältniß von Novum Ilium zum Ilion des Homer, Max Müller in Oxford ergeht sich über das Hakenkreuz, das indische Svastika, und Prof. Virchow, der auch die Vorrede geschrieben hat und dem das ganze Buch gewidmet worden ist, hat dasselbe außerdem noch mit zwei Abhandlungen geschmückt: „Troja und Hissarlik" und „Aerztliche Praxis in der Troas." Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß alle die genannten und die andern Gelehrten, welche Schliemann zur Mitarbeiterschaft herangezogen hat, von der Wahrheit seiner Hypothese, daß Hissarlik mit dem Ilion des Homer identisch sei, vollständig durchdrungen sind. Nur Max Müller liefert keinen Baustein, welcher das phantastische Gebäude Schliemanns unterstützen könnte. Um seine Meinung über das Haken- oder Henkelkreuz (卐) befragt, welches sehr häufig als Ornament auf Thongefäßen der von Schliemann sogenannten „dritten, prähistorischen Stadt" vorkommt, giebt er sein Urtheil dahin ab, daß dieses unter dem Namen Svastika bekannte Symbol in Indien nicht vor dem vierten Jahrhundert vor Christo nachzuweisen ist. Dadurch würde Schliemanns Theorie, welche die dritte der sieben Städte, deren Trümmer er in dem Burgberg von Hissarlik gefunden zu haben glaubt, für das homerische Troja in Anspruch nimmt, einen empfindlichen Stoß erleiden. Dann wäre dieses Troja, dessen Zerstörung nach der gewöhnlichen Chronologie doch um das Jahr 1000 erfolgt sein müßte, mindestens 600 Jahre jünger. Max Müller macht am Schlusse jedoch die tröstliche Bemerkung: „Identität der Formen beweist in der Archäologie ebensowenig Identität des Ursprungs, wie Identität des Lautes eine solche in der Etymologie beweist." Es ist also Schliemann nach der scharfsinnigen Abhandlung des großen Sprachforschers unbenommen, das Hakenkreuz in eine beliebige prähistorische Zeit zu versetzen.

Virchow hat übrigens auch in seiner Vorrede gezeigt, daß die Politiker der Fortschrittspartei des diplomatischen Talentes keineswegs so baar sind, wie es ihnen ihre Gegner, wenn sie ihnen die Regierungsfähigkeit absprechen, zum Vorwurf machen. In der Generalfrage, daß nämlich das Ilion Homers auf dem Berge von Hissarlik und nicht auf den Höhen des weiter südlich gelegnen Bunarbaschi zu suchen sei, ist er zwar mit Schliemann einig. In vielen Detail-

fragen aber, deren Beantwortung in Schliemannschem Sinne für dessen ganze Hypothese sehr wesentlich ist, weicht er von seinem leicht erregbaren Freunde ab. So will sich z. B. der nüchterne Naturforscher und Anthroprologe durchaus nicht davon überzeugen lassen, daß die in der dritten Stadt, also im homerischen Troja gefundnen Gesichtsurnen den Kopf einer Eule zeigen. „Soviel ich sehe (und jeder nüchterne Forscher wird ihm darin beipflichten), giebt es keine einzige trojanische Gesichtsurne, welche einen wirklichen Eulenkopf besäße oder bei welcher der betreffende Theil des Gefäßes ganz vogelartig gestaltet wäre. Naturwissenschaftlich gesprochen, ist der Typus der Bildung an diesem Obertheil menschlich, und nur innerhalb der menschlichen Umrisse und Verhältnisse sind die Nase und die Augengegend eulenartig. Das Ohr dagegen ist stets nach menschlicher, niemals nach Eulenart angesetzt." Schliemann hält dagegen mit der Zähigkeit eines Dilettanten der Wissenschaft, der sich einmal in eine a priori angenommene Theorie verbissen hat, an seinen „Eulenkopfurnen" fest. Bilden sie doch ein Hauptglied in der Kette seiner Schlüsse, durch welche er die Identität seiner dritten Stadt mit der Veste des Königs Priamos beweisen will. Den Namen hat er übrigens, wie wir hier in Parenthese bemerken wollen, in seinem neuen Buche fallen lassen. Er spricht vorsichtigerweise immer nur vom „Stadthaupt." Virchow bedauert, daß Schliemann sich durch die Angriffe seiner Gegner habe einschüchtern lassen. Es sei doch so schön, für die Heldengestalten der Iliade, welche unsre jugendliche Phantasie begeisterten, endlich eine Stelle gefunden zu haben, welche man sich von ihnen bevölkert vorstellen könne!

Wir wollen dem großen Gelehrten nicht weiter in das Land seiner Phantasie folgen, sondern uns enger an die Thatsachen halten. Wie es schon andre vor ihm gethan haben, weist auch Virchow auf die höchst auffällige Verwandtschaft der in Troja gefundnen Gesichtsurnen mit den gleichen Thongefäßen hin, die schon seit längrer Zeit in „Pomerellen und Ostpommern bis nach Posen und Schlesien, in einem auffallend abgegrenzten Gebiet" aufgefunden werden. Dieses Gebiet ist, wie wir hier ergänzend hinzufügen wollen, nicht so auffallend abgegrenzt, als Virchow zu glauben scheint. Gesichtsurnen sind auch bei Mainz, in Cypern und Etrurien zum Vorschein gekommen. Man hat alle diese Gefäße bisher auf keltischen Ursprung zurückgeführt und in ihnen Reste jener großen Wanderungen und Ansiedlungen gesehen, welche der keltische Volksstamm seit dem vierten Jahrhundert vor Christo unternommen hat. Daraus würde sich zum zweiten Male ein fatales Präjudiz für die Zeitbestimmung der Schliemannschen Funde ergeben. Dagegen haben wieder zahlreiche Erfahrungen gelehrt, daß sich gewisse Gefäßformen Jahrhunderte hindurch in naiver Ursprünglichkeit erhalten haben. Man wird also niemals mit Sicherheit bestimmen können,

wann und bei welchem Volke eine keramische Form zum ersten Male aufgetreten ist und wann sie wieder verschwunden ist, um einer höher entwickelten oder durch Zurücksinken auf eine niedere Culturstufe roher gewordnen Platz zu machen.

Wenn doch die Herren, die sich mit anthropologischen und verwandten Forschungen beschäftigen, so ehrlich sein wollten, einzugestehen, daß sie noch immer im Vorhof dieser jungen Wissenschaft stehen, daß sie noch so gut wie nichts wissen und daß es noch hunderte solcher Funde bedarf, wie sie Schliemann gethan hat, um ein halbwegs festes Gerüst zu zimmern, mit dessen Hilfe sie den Bau beginnen können. Virchow scheint das sehr wohl zu empfinden, da er mit großer Vorsicht jeder Frage nach dem Alter der Schliemannschen Funde aus dem Wege geht. Die Verantwortung für alles Chronologische überläßt er seinem Freunde, der mit der Bezeichnung „prähistorisch" äußerst freigebig verfährt.

Schliemanns eigne Arbeit unterscheidet sich von seinem ersten Buche über Troja sehr vortheilhaft. Freilich haben wir in der deutschen Ausgabe nicht das Original Schliemanns, sondern nur eine Uebersetzung aus dem Englischen vor uns, in welcher Sprache Schliemann sein Buch zuerst niedergeschrieben hat. Der Generalstab von Gelehrten, mit welchem er sich umgeben hat, wird ihn vor manchem der ergötzlichen Schnitzer bewahrt haben, an denen seine frühern Arbeiten, selbst das Buch über Mykenae, sehr reich sind. Durch die kolossale Masse von Anmerkungen und Citaten aus classischen und nichtclassischen Schriftstellern hat das Werk sogar einen gelehrten Anstrich erhalten; aber man kann nicht behaupten, daß es dadurch lesbarer geworden sei. *Μέγα βιβλίον, μέγα κακόν.* So weitschweifig und ermüdend kann eben nur einer schreiben, der seine Bücher auf eigne Kosten drucken läßt und dabei mit seinem Gelde nicht zu sparen braucht. Jedes der abgebildeten Fundobjecte — es sind fast 2000 — ist mit einem Commentar versehen; nicht die armseligste Thonscherbe schlüpft durch, ohne daß ihr eine tiefsinnige Bemerkung angehängt würde. Und nicht genug damit: auch die Unterschriften der einzelnen Abbildungen enthalten — echt dilettantisch — allgemeine Urtheile, wie z. B. Nr. 1452: Sonderbarer Gegenstand aus Terracotta. Nr. 1454: Sehr schöner weiblicher Kopf. Nr. 1475 a, b: Merkwürdiger bronzener Schlüssel u. dgl. m. Wie ganz anders würde Schliemanns Buch wirken, wenn er die Logik der Thatsachen für sich allein sprechen ließe und seine phantastischen Excurse nicht überall störend in die Darstellung des objectiven Sachverhalts eingezwängt hätte. Mit wahrhaft rührender Ausdauer spannt er sein Hissarlik und die umgebende Ebene auf das Prokrustesbett der homerischen Gesänge. Bald muß er da ein Stück abhauen, welches über den Rand hinausragt, hier ein Stück auseinanderzerren, weil sich eine unausfüllbare Kluft

zeigt. Virchow hat ihm bei der Lösung der Cardinalfrage, ob der Burgberg von Hissarlik wirklich das Troja der Iliade sei, wacker beigestanden. Auch er findet, daß die landschaftlichen Schilderungen Homers auf die Ebene und die Hügel von Hissarlik passen, kann aber nicht umhin einzugestehen, daß manche der vom Dichter erwähnten Züge in dem Gesammtbilde dieser Landschaft fehlen. Namentlich stimmt der Lauf und der Charakter der Flüsse nicht mit der Beschreibung Homers überein. Doch glaubt Virchow annehmen zu dürfen, daß der Skamander im Laufe der Jahrhunderte sein Bett verändert habe. Er und Schliemann sind also genöthigt, immer noch zu gewagten Hypothesen zu greifen, um ihre Ansicht haltbar zu machen. Schliemann ist sogar neuerdings so skeptisch geworden, daß er, der früher fast an den einen und untheilbaren Homer geglaubt hat, jetzt das letzte Buch der Ilias für apokryph erklärt, weil gewisse topographische Andeutungen desselben nicht mit seinen Entdeckungen übereinstimmen.

Es ist bezeichnend, daß die Zahl der wissenschaftlichen Gegner Schliemanns, welche sich zu seiner Troja-Hypothese nicht bekennen wollen, in den letzten Jahren gewachsen ist. Schliemann führt alle seine Gegner sehr gewissenhaft auf. Zu den Begründern und ersten Verfechtern der „Bunarbaschi-Theorie", Lechevalier, Choiseul-Gouffier, Heyne und Carl Gotthold Lenz, sind später hinzugekommen: William Gell, Oberst Leake, v. Prokesch-Osten, Charles Fellowes, Texier, Forchhammer, Welcker, Kiepert, neuerdings, also nach den Schliemannschen Entdeckungen, Curtius, Conze und Stark, drei Zierden der archäologischen Wissenschaft. Von besonderm Interesse ist, daß auch Graf Moltke sich und zwar aus militärischen Gründen für Bunarbaschi entschieden hat. In seinen, kürzlich neu aufgelegten „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—1839" sagt er darüber: „In der nähern Bestimmung weichen die Gelehrten etwas von einander ab; wir, die wir keine Gelehrten sind, ließen uns einfach von einem militärischen Instinkt an den Ort leiten, wo man (damals wie heute) sich anbauen würde, wenn es gälte, eine unersteigbare Burg zu gründen."

Die Zahl derer, die sich für Schliemann erklärt haben, ist bei weitem geringer, und ihre Namen fallen auch nicht so schwer ins Gewicht, wie die der Gegner. Außer einigen mecklenburgischen Gelehrten, deren Beweisführung doch nicht ganz frei von Localpatriotismus sein dürfte, und außer einigen französischen Journalisten, welche die Argumente Schliemanns auf Treu und Glauben angenommen haben, weiß der letztere nur folgende anzuführen: Grote, den Verfasser der History of Greece, Julius Braun, den phantasievollen Autor der „Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt," den englischen Archäologen Newton, den englischen Consul Frank Calvert, die französischen Archäologen Emil Burnouf und François Lenormant und

endlich den englischen Premier Gladstone. Dazu treten dann die schon erwähnten Mitarbeiter Schliemanns, Virchow an der Spitze.

Wer etwas auf wissenschaftliche Autoritäten giebt, dem wird es nicht schwer fallen, sich für die eine der beiden Gruppen zu entscheiden. Um Schliemann gruppirt sich eine aus sehr disparaten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft; Consuln, Staatsmänner, Natur- und Sprachforscher werden aufgerufen, um eine Theorie zu stützen, welche von den hervorragendsten Topographen Englands und Frankreichs, von den ersten Archäologen Deutschlands als irrig bekämpft wird.

Wir wollen uns damit begnügen, auf diesen neuen „trojanischen Krieg", der nun auch schon zehn Jahre lang wüthet, hinzuweisen. Für die Beurtheilung der Schliemannschen Funde ist die Frage, ob Hissarlik Troja war oder nicht, von sehr untergeordneter Bedeutung. Nimmt doch selbst Virchow an, daß, die Identität Hissarliks mit Troja vorausgesetzt, das Troja des Dichters immer noch eine poetische Fiction sei, da eine Stadt, wie sie Homer beschreibt, niemals auf dem Burgberge von Hissarlik gestanden haben könne, weil derselbe für eine Stadt viel zu klein ist. „Unser Ilion," sagt Virchow, „ist kaum eine Stadt zu nennen. Wir würden in unsern Landen eine solche Anlage einen Burgwall oder einen Schloßberg nennen." Diese Beobachtung scheint mir für die Entscheidung der ganzen Frage nicht bloß wichtig, sondern geradezu der Angelpunkt zu sein, um welchen sich die ganze Discussion zu drehen hat. Hat der Dichter der Iliade die Landschaft wirklich selbst gesehen und sie nicht nach Hörensagen beschrieben, so ist Hissarlik nicht Ilion und letztere anderswo zu suchen. Hat er sie aber nicht aus eigner Anschauung kennen gelernt, so ist seine ganze Localschilderung eine poetische Paraphrase, die einen äußerst geringen topographischen Werth besitzt und namentlich nicht auf die Befunde des Innern des Burgberges anzuwenden ist. Oder ein drittes: er hat die Landschaft wirklich besucht und aus ihr allgemeine poetische Inspirationen gezogen, so ist seine Detailschilderung noch viel weniger auf das Ergebniß der Funde anzuwenden. Am allerwenigsten hat man aber das Recht, die von Homer beschriebenen Geräthe, Waffen u. dgl. mit den Fundgegenständen zu identificiren. Eine objective, vorurtheilsfreie Würdigung der letztern wird erst in dem Augenblicke beginnen, wo man den Homer ganz bei Seite legt und jedes einzelne Stück aus sich selbst heraus zu erklären sucht.

Diese Gelegenheit wird uns nun ja in Berlin geboten werden. Bei der Untersuchung müssen wir uns freilich auf die Fundberichte Schliemanns verlassen. Er will im Burgberge von Hissarlik, dessen Inneres er durch Ausgrabung eines großen Trichters erschloß, nacheinander die Spuren von „sieben Städten" entdeckt haben, deren jede in seiner Sammlung durch zahlreiche Fundstücke vertreten

ist. Wenn man aus dem Schweigen Virchows einen Schluß ziehen darf, so scheint er sich gegen diese Sieben-Städte-Theorie skeptisch zu verhalten. Und in der That spricht eine siebenmalige Bebauung derselben Stätte ganz gegen die Gewohnheiten des Alterthums. Man vermied eher solche Neusiedlungen auf einer zerstörten oder verlassnen Stätte, als daß man sie suchte. Nach dem Glauben der alten Völker haftete Fluch an einem Orte, den der Zorn der Götter also gestraft hatte.

Von den sieben Städten Schliemanns sind nicht weniger als fünf „prähistorisch", d. h. solche, deren Einschlüsse sich nicht historisch fixiren lassen. Die dritte dieser Städte, von unten gerechnet, ist durch eine Feuersbrunst zerstört worden, deren Gewalt so furchtbar war, daß „die Lehmwände der Gebäude zusammenschmolzen und flüssig wurden wie Wachs, sodaß noch jetzt erstarrte Glastropfen Zeugniß ablegen von der gewaltigen Glut". „Welch ungeheures Feuer muß es gewesen sein — schreibt Virchow von dieser Trümmerstätte — das diese Herrlichkeit gefressen hat! Man meint das Knittern des Holzwerks, das Krachen der stürzenden Gebäude zu hören! Und welch ein Reichthum ist trotzdem aus der Asche zu Tage gekommen! Ein Goldschatz nach dem andern bot sich dem erstaunten Auge dar. In jener fernen Zeit, wo der Mensch noch so wenig vorgeschritten war in der Kenntniß der Erde und seiner eignen Kraft, in jener Zeit, wo, wie der Dichter es schildert, die Söhne des Königs Hirten waren, da muß ein solcher Besitz von Edelmetall und noch dazu in der feinsten und kostbarsten Bearbeitung weit und breit bekannt geworden sein. Der Glanz dieses Stammeshäuptlings muß den Neid und die Habgier wachgerufen haben, und der Sturz seiner hohen Burg kann nichts anders bedeuten als den Sturz seines Geschlechts."

Dieser Goldschatz also war die schöne Helena, um welche der trojanische Krieg entbrannte. Eine etwas nüchterne Erklärung, die aber noch dadurch eine weitere Stütze erhält, daß jener Schatz aus Beutestücken bestand, welche die Insassen des Burgbergs wahrscheinlich phönizischen Kaufleuten abgenommen hatten, die diese Kostbarkeiten nach Hellas verkaufen wollten. Auch dafür ist Virchow unser Gewährsmann. „Denn offenbar," sagt er, „haben wir hier nicht das Product einheimischer Arbeit, sondern Handels- oder Beuteartikel aus der Fremde vor uns. Es ist der Stil des Ostens, namentlich Assyriens, der uns darin entgegentritt. Die gebrannte Burg mußte demnach der Sitz eines großen und glücklichen Helden oder Heldensohns sein, der in seinem, wenn auch kleinen, so doch festen Heim die seltensten Kostbarkeiten aufgehäuft hatte." Man könnte an Stelle dieses prähistorischen Raritätensammlers ebensogut annehmen, daß auf dem Burgberge, der nach beiden Seiten einen prächtigen Ausguck auf das Meer gewährt, eine Gesellschaft von Räubern gehaust hätte, die sich mit dem Weg-

fangen phönizischer Schiffe beschäftigten, welche in der grauen Vorzeit bekanntlich — mittelst Küstenfahrt — den Zwischenhandel zwischen dem asiatischen Osten und den Küstenstädten Griechenlands besorgten. Geben uns die Herren Virchow und Schliemann aber erst einmal das Recht, in den auf Hissarlik gefundnen Goldschätzen Beutestücke zu sehen, so haben sie damit der Conjectur einen sehr weiten Spielraum gelassen. Es liegt dann gar nicht mehr die Nothwendigkeit vor, daß diese Goldgegenstände, mögen sie nun von den Bewohnern Hissarliks auf dem Wege des Handels oder dem des Seeraubs zusammengebracht sein, in derjenigen Zeit erworben und später vergraben worden sind, deren Kunstcharakter sie hinsichtlich der Form und der Ornamentik an sich tragen. Wie wenig gerade die Ornamente für die chronologische Bestimmung der Goldgefäße u. s. w. maßgebend sind, beweist der von dem Petersburger Archäologen Stephani gegen Schliemann gemachte Einwurf. Stephani hat nämlich aus einer auffälligen Verwandtschaft der in Troja und Mykenae gefundnen Goldsachen mit gleichen Funden aus südrussischen Gräbern, die erweislich dem ersten Jahrhundert nach Christo angehören, den Schluß gezogen, daß auch die mykenischen und trojanischen Funde nachchristlichen Ursprungs sind. Er glaubt, daß die Heruler, die sich längere Zeit im südlichen Rußland angesiedelt hatten und im Jahre 267 n. Chr. einen Raubzug nach Kleinasien und Griechenland, auf welchem sie auch die Troas berührten, unternahmen, diese Schätze in Mykenae, wo sie ihre gestorbnen oder im Kampfe gefallnen Krieger begruben, in Troja, wo sie vielleicht von den Einwohnern überfallen wurden und in der Eile den großen Schatz, der, wie sich aus den vorgefundnen Spuren erkennen läßt, in eine Kiste verpackt war, nicht mitnehmen konnten, zurückgelassen haben. Die Stephanische Hypothese hat begreiflicherweise den Zorn des Herrn Schliemann ganz gewaltig erregt, und es entspann sich infolge dessen in russischen Blättern eine lange Polemik, in deren Verlauf Herr Schliemann an die Stelle seines sonstigen „liebenswürdigen Enthusiasmus“ einen recht unangenehmen Fanatismus treten ließ.

Wir wollen uns hier nicht mit der Frage beschäftigen, inwieweit die Hypothese des Petersburger Gelehrten begründet ist. Es kommt uns hier nur darauf an, ein übersichtliches Resumé über den gegenwärtigen Stand der Trojafrage zu geben, welches zur vorläufigen Orientirung dienen soll, ehe wir uns auf Grund eigner Anschauung mit den Schliemannschen Fundgegenständen selbst beschäftigen. Zu diesem Zwecke sei auch noch eine andre Meinung erwähnt, die, wenn ich mich recht erinnere, besonders von Ernst Curtius vertreten wird und derzufolge die meisten der Thon- und Goldgegenstände auf die gallische Invasion Kleinasiens im dritten Jahrhundert vor Chr., also auch auf spätern barbarischen Ursprung zurückgeführt werden.

Auf die dritte, die „verbrannte Stadt," läßt Schliemann noch eine vierte und fünfte prähistorische Stadt folgen und betritt erst mit der sechsten, der sogenannten „lydischen Stadt," den Boden der Geschichte. Diese Stadt, von der Schliemann keine Ruinen gefunden hat, baut er freilich auf einem sehr schwanken Grunde auf. Er hat nämlich in einer Tiefe von durchschnittlich 6 Fuß, bisweilen auch von nur 3—4 Fuß, eine Menge von Thonscherben und -gefäßen ausgegraben, die mit den in den Gräberfeldern von Rovio, Volterra, Bismantova, Villanova und andern Orten Italiens gefundnen große Aehnlichkeit haben. Da nun nach Herodots Bericht Etrurien um 1200 v. Chr. durch Lydier colonisirt worden ist, glaubt Schliemann auch eine Colonisation Hissarliks und der Troas durch lydische Einwandrer annehmen zu müssen. Für eine viel spätere Zeit, für das siebente Jahrhundert, ist die Herrschaft der Lydier in der Troas historisch bezeugt. Man kann sich darnach ungefähr einen Begriff machen, wie alt sich Schliemann seine prähistorischen Städte denkt, wenn er die erste historische Stadt in das zwölfte Jahrhundert versetzt.

Die siebente und letzte Stadt ist Neu-Ilium, welches von den macedonischen Zeiten bis ins dritte Jahrhundert nach Christo florirte. In den Ruinen eines dorischen Apollontempels fand Schliemann eine Metope, welche den Sonnengott auf einem Viergespann in vortrefflicher Arbeit zeigt. Man glaubt, daß diese Sculptur dem vierten Jahrhundert vor Christo angehört. Sonst hat er die Ruinen Neu-Iliums meist zerstören müssen, um nach dem, was er suchte, nach seinen prähistorischen Städten vordringen zu können.

Wie aber auch das Urtheil der Wissenschaft über die Funde Schliemanns ausfallen mag, der kühne, unermüdliche Schatzgräber, der sich durch den bittersten Spott nicht von der Erreichung seines phantastischen Zieles abschrecken ließ, hat jedenfalls aus den Tiefen der Erde, in Mykenae sowohl wie in Hissarlik, ein gewaltiges Material zu Tage gefördert, dessen wissenschaftliche Verarbeitung geraume Zeit in Anspruch nehmen und das den Alterthumsforschern noch manche Räthsel aufgeben wird. Abgelöst von der Troja-Hypothese werden die Funde unbefangen auf ihren Ursprung geprüft werden müssen, und vielleicht wird sich dann auf Grund eines objectiven Standpunktes ein klareres und unzweideutigeres Resultat ergeben, als es Schliemann in seinem voluminösen Werke zu erzielen im Stande war. Hoffen wir, daß dieses Ergebniß dem „Wiederentdecker Trojas" keine allzuherben Enttäuschungen bereite.

Berlin. A. K.

Neues Mönchthum.

ist die Welt wirklich so schlecht, daß, wer den Verzicht auf ihre Güter predigt und zur Flucht in die Studirstube räth, sich für einen Freund der Welt ausgeben darf? Und ist der ein Menschenfreund, der auf alles, was das Leben der meisten thatsächlich erfüllt, mit Verachtung blickt, dagegen die nur einer geringen Anzahl möglichen Bemühungen um Erkenntniß-Gewinnung als einzigen lohnenden Lebensinhalt anpreist?

Die Verleumdung der Welt, der gegenüber Entsagung das Beste sei, und die gleichzeitige Ueberschätzung der ewig mit sich selbst beschäftigten Meditation ist nicht neu und als eine Wiederbelebung indischer Selbsttäuschung auch nicht interessant, aber neu ist, daß ein Vertreter dieses Standpunktes, ein Mann, der in die dem höchsten Alter allein zukommende „Herzensstille und wunschlose Ruhe des Gemüths" die Glückseligkeit setzt und damit das eigentliche Dasein zwischen Geburt und Tod verurtheilt, *für* die Welt und *für* das Leben zu sprechen meint und nicht gewahr wird, daß er selbst jener Krankheit, jenem in System gebrachten Verfolgungswahnsinn, dem Pessimismus verfallen ist, den er zu bekämpfen trachtet. Der Pessimist, der als solcher auftritt, verdient nicht ohne weiteres Beachtung, aber derjenige Schriftsteller, der anscheinend die Pessimisten befehdet und doch, ohne es sich klar zu machen, zu ihnen gehört, ist eine interessante und — nicht ganz ungefährliche Erscheinung.

Ein Herr B. M. W. Koch ist mit einer im Jahre 1880 bei Mrose erschienenen Schrift „*Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins*, mit besonderer Berücksichtigung der Religion. Eine welt- und menschenfreundliche Betrachtung" in die schwebenden Verhandlungen über das Für und Wider des Lebens und der Welt eingetreten. Da in dem literarischen Streite zwischen der optimistischen Versöhnung mit dem Dasein und der pessimistischen Verwerfung desselben die Betheiligung eine ungleiche ist und die Lebensfeinde zahlreich sind, so würde uns ein neuer Vertheidiger des Lebens willkommen sein; aber den können wir nicht willkommen heißen, der zwar Miene macht, für uns zu kämpfen, in Wahrheit aber zu den Gegnern gehört.

Wer es unternimmt, die rechte Gestalt für das Dasein des einzelnen aufzuzeigen, der muß ein Bewußtsein haben von der Wichtigkeit und den Consequenzen seines Thuns. Wenn er als normal und wünschenswerth ein Dasein schildert, wie es thatsächlich für die meisten Menschen verläuft und für alle verlaufen

könnte, so hat er nachgewiesen, daß das Leben — das wirkliche — einen bedeutenden und befriedigenden Inhalt hat. Wenn er aber eine Form und Erfüllung des Daseins als die rechte hinstellt, die in Wirklichkeit nur bei einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen anzutreffen und in größerer Verallgemeinerung nicht einmal möglich ist, so hat er das Leben, wie es ist, verurtheilt und verworfen.

Diejenige Gestalt des Daseins nun, welche dem Verfasser der vorliegenden Schrift als die rechte erscheint, ist von der Beschaffenheit, daß nur wenige Hundert sie verwirklichen können, die gesammte übrige ungeheure Mehrzahl aber und insbesondere das Weib ihrer niemals theilhaftig zu werden vermag. Es stünde also schlimm mit dem Leben, wenn des Verfassers enger Begriff von ihm Anspruch auf Geltung hätte. Aber das Leben hat mit dem Ideal des Herrn Koch nichts zu schaffen. Eine engherzigere und irrigere Meinung ist wohl nicht aufzutreiben, als daß der Philosoph allein wirklich lebe, die andern Menschen nicht. Das ist aber die Meinung des Verfassers, wenn er sie auch nicht so klar formulirt; hätte er das gethan, so würde er sie vielleicht unterdrückt haben, ehe er damit vor das Publicum trat.

Worauf es ihm ankommt und worin das Leben der Menschen aufzugehen habe, ist die Ausbildung der Persönlichkeit. Darunter versteht er die Ausbildung des Verstandes in dem Sinne, daß er „reines Weltauge" werde. Deshalb ist der Gegenstand der Erkenntniß, um den es sich handelt, die Welt, ihre Elemente, ihr Aufbau, ihre Entwicklung und ihr Schicksal; das Ziel dieses Erkennens eine „freie Abspiegelung der Welt bis in die Tiefen ihres Daseins;" das „Werk des Schöpfers" soll der Mensch noch einmal „auf eigne Weise vollbringen;" er soll „das Universum in sich zur Wiedergeburt kommen lassen."

Das klingt ja zunächst ganz harmlos,*) denn eine zutreffende Vorstellung von der Welt zu gewinnen, liegt im Bereiche des allgemeinen menschlichen Interesses. Aber die Harmlosigkeit schwindet, wenn das Ringen nach dieser Erkenntniß als der einzig werthvolle Lebensinhalt ausgegeben und zugleich der Antheil, welchen die Religion an der Beantwortung der hierher gehörigen Fragen hat, abgewiesen wird. Dadurch werden thatsächlich vom „Leben" alle ausgeschlossen bis auf eine handvoll Leute, die sich angelegentlich mit philosophischen Problemen beschäftigen. Wenn der Verfasser nichts weiter bezweckte, als uns von der Befriedigung, die er in seiner Studirstube findet, zu unterhalten, so würden wir uns vielleicht unterhalten fühlen und allenfalls über die Ueberschwänglichkeit seiner Schilderung lächeln, weil wir wissen, daß jeder sein Steckenpferd reitet. Aber

*) Auch Klopstock preist in seiner Ode „Der Zürchersee" die Schönheit eines frohen Gesichts, „das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt." D. Red.

Herr Koch erhebt den Anspruch, und zwar als Gegner des Pessimismus, dasjenige Thun zu zeigen, durch welches der Mensch sein Leben allein werthvoll machen kann. Hierdurch wird die Sache ernst, und das Lächeln hat ein Ende. Wir dürfen nicht darüber lächeln, daß einer dreist genug ist, dem Staatsmann, der mit Einsetzung seiner Geisteskraft und Energie für das Wohl seiner Nation thätig ist, dem Gelehrten, der ein scharf umgrenztes Specialgebiet zu durchforschen für seine Aufgabe ansieht, dem Geschäftsmann, dessen Bemühungen auf Vermehrung und oft nur auf Erhaltung seines Besitzes gerichtet sind, dem Beamten, dem die treue Erfüllung seiner Pflichten wenig Zeit zur Erholung übrig läßt, und dem Arbeiter, den seine Beschäftigung wahrlich nicht an philosophische Fragen heranführt, das eigentliche Leben abzusprechen. Wir dürfen nicht lächeln, wenn wir das Weib, das niemals seinen heldenhaften und schönen Beruf zu Gunsten einer philosophischen Grübelei preisgeben möge, vom eigentlichen Leben ausgeschlossen sehen. Es ist ja doch eine wohlbekannte und unleugbare Thatsache, daß fast alle Menschen die Frage nach der Beschaffenheit der Welt und sonstigen letzten Dingen als für sie gelöst und zwar in der Mehrzahl durch die Religion gelöst erachten und übrigens ihrem Berufe nachgehen; nur wenige sind der philosophischen Forschung ergeben. Indem Herr Koch diesen wenigen bescheinigt, daß sie allein ein lebenswerthes und inhaltvolles Dasein führen, alle übrigen aber mit Verachtung behandelt, erweist er sich als Pessimisten und zugleich in einem colossalen Wahn befangen.

Fragen wir, an welchem Maßstab der Verfasser das Leben mißt, so werden wir sehen, daß nicht sowohl der Maßstab neu als der Gebrauch, den er davon macht, falsch ist. Es giebt, sagt er, zwei Arten von Besitzthümern. Die einen sind innerlich, Bereicherungen des Wesen und — wie er sie nennt — Daseins-Erweiterung; die andern sind entweder äußerlich oder jedenfalls von geringerm Werthe, sie können nicht in den Menschen aufgenommen, nicht unverlierbar gemacht werden. Wir wollen den Verfasser nicht darauf verweisen, daß auch diese Grenze ungenau gezogen ist, da ja sogar der Verstand verlierbar ist, sondern wir wollen nur mittheilen, was er zu den geringern Besitzthümern rechnet.

Zunächst natürlich die materiellen Güter, denen er bloß eine „vorbereitende Bedeutung" zuspricht. Alsdann die „sogenannten moralischen Beziehungen, welche zwischen dem Individuum und seinen Mitmenschen obwalten." Er nennt sie „höher und bedeutsamer" als die materiellen Güter, warnt aber sofort vor ihrer Ueberschätzung. Von dieser Warnung werden betroffen der Staat, die Freundschaft, „überhaupt die Gesammtheit der geselligen Verknüpfungen;" und über die Liebe, welche er als die innigste Gegenseitigkeitsbeziehung anerkennt, sagt er, zu besonderer Warnung: „actuelle Bereicherung und wirkliche Erweiterung haben

wir in ihr unmittelbar nicht, ebenso wenig wie in den übrigen interhumanen Verknüpfungen." Man bedarf aller dieser Güter, „wenn man fröhlich und wohlgemuth den Weg der Vollendung wandeln will." Das aber ist der Weg der Erkenntniß, und diese „vollendet sich erst im speculativen Wissen."

Wir wollen den Mann einmal fröhlich und wohlgemuth seines Weges ziehen lassen und einstweilen hier Halt machen. Wem ist thatsächlich das speculative Wissen zugänglich gemacht? Es erfordert die Gewöhnung an abstractes Denken, also hohe Schule und Studium. Aber wie klein ist die Zahl der Menschen, denen eine solche Schulung zu Theil wird! Und auch von diesen sind es die wenigsten, die ihrem Berufe die Zeit und ihrem Charakter die Neigung zu „speculativem Wissen" abgewinnen. Sie und alle übrigen Menschen verzichten auf speculatives Wissen und begnügen sich mit den Gütern zweiter und dritter Klasse. „Das ist kein Leben," sagt Herr Koch; aus jenen Gütern entsteht keine „Daseins-Erweiterung," auch aus der Liebe erwächst keine „actuelle Bereicherung." Wir schließen aus dieser groben Unterschätzung, welche der Mann der Liebe angedeihen läßt, daß er nicht verheirathet ist, daß er dem Junggesellenclub, jenem Verein sitzengebliebener Männer, nahe steht, daß er die Liebe nur von ihrer Schattenseite, auf dem Wege des Fiasco, kennen gelernt hat. Glücklicherweise ist solche ärmliche Ansicht von der Liebe ebenso paradox als widerwärtig, und jeder natürliche, d. h. weder speculativ überspannte noch moralisch verkommene Mensch weiß, welche hohe Bedeutung die Liebe für das Leben des einzelnen hat, auch wenn niemals die Dichter und Künstler, die doch auch Kenner des Menschlichen sind, zu ihm gesprochen haben, und weder „Romeo und Julia" noch der „Raub der Helena" zu seinen Erfahrungen gehören.

Kein Wunder, daß nun auch das Weib überhaupt unter den Zurechnungsfähigen des Kochschen Systems keinen Platz gefunden hat, denn das Weib möchte nicht und darf nicht gegen den Plunder irgend einer speculativen Weltanschauung irgend ein Stück ihres Wesens austauschen. Oder soll sie es thun, um in der Achtung des Verfassers zu steigen? damit er ihr, die gerade in den „interhumanen Verknüpfungen" ihre Stärke hat und ihren großherzig weitgesteckten Pflichten mit wahrhaftem Heroismus und oft erhabner Gesinnung entspricht und so ihr Leben ausfüllt, eine höhere Stelle anweist? Sie verzichtet, und des Verfassers System bleibt ein Männer-System. Herr Koch ist nicht der einzige Speculirer, in dessen Augen das Weib eine untergeordnete Rolle spielt. Was ist daran gelegen, ob sich zur Zahl derer, welche in thörichter Ungerechtigkeit oder mit traditioneller Heuchelei das Weib geringschätzen, noch einer hinzudrängt? Darum bleiben doch, nach wie vor, zur Verwirklichung des Lebensglücks die Rollen so vertheilt, daß der Mann auf sicherm Unterbau das Postament errichtet, das Weib aber die

Statue daraufstellt. Geringschätzung des Weibes ist der verderblichste Bestandtheil des allgemeinen Pessimismus. Für einen Pessimisten aber haben wir den Verfasser zu erkennen, wenn er selbst auch das Gegentheil versichert und noch so „fröhlich und wohlgemuth“ seine Straße zieht.

Befinden wir uns nicht sofort mitten in der alten Litanei vom Lebenselend, wenn er sagt, daß, wo nicht dem von ihm gepriesnen Ziel das Hauptstreben zugewendet wird, „Angst und Noth, Leid und Trübsal, Furcht und Sorge nimmer ein Ende nehmen?“ Haben wir hier nicht eine Leistung jener pessimistischen Einseitigkeit und Thorheit vor uns, welche nur das Schlimme hervorhebt und das Positive und Beglückende verschweigt oder verächtlich macht, welche fürchtet, daß der Anerkennung des freilich nicht ungetrübten Glückes zuviel Genügsamkeit oder gar etwas von dem Lumpenthum der Bescheidenheit anhafte, welche sich in Anklagen gegen Welt und Leben ergeht, weil sie in den Irrthum verfallen ist, daß eine Weisheit um so tiefer sei, je elegischer sie klinge? In seiner Verwerfung dessen, was den Menschen insgesammt das Leben werthvoll macht, hätte unser Pessimist keine deutlichere Sprache reden können als in folgendem: „Der Ausdruck ‚Resignation‘ (die er nämlich unmittelbar vorher empfiehlt) hat einen widerwärtigen Klang für die Kinder dieser Welt, aber die Cyniker haben wohl Recht, wenn sie behaupten, daß der Weg der Entsagung der kürzeste und sicherste sei zur Glückseligkeit. Nichts wollen, nichts wünschen, nichts suchen, begehren und verlangen, als allein Tugend, (Willensfreiheit) und Erkenntniß, ist und bleibt die zuverlässigste Anweisung zu einem glückseligen Leben.“ So predigt der Mann Entsagung und giebt sich dennoch aus für einen Freund der Welt; so empfiehlt er als einzig werthvollen Lebensinhalt das speculative Wissen, welches fast allen unzugänglich ist, und führt sich dennoch ein als einen Freund der Menschen.

Wir würden uns einer Lächerlichkeit schuldig machen, wenn wir noch fragen wollten, welchen Werth eine Philosophie habe, die den Menschen das Leben zu verleiden trachtet und dafür — in seltsamer Dreistigkeit — etwas anpreist, das den meisten unerreichbar, übrigens aber so beschaffen ist, daß die, welche es kennen gelernt haben, es wahrlich nicht gegen den Mitgenuß des vollkräftigen und bethätigungsreichen Lebens eintauschen möchten. Denn das speculative Wissen ist im Vergleich zu der nach allen Seiten regen Betheiligung am wirklichen Leben mit seinen Freuden und Hemmungen, mit seinen Triumphen und Rückschlägen, mit seinem Leid und seiner tiefen Beseligung, etwas unsäglich werthloses.

Daß bei jener Zurückziehung der einzelnen auf sich selbst, bei jener ängstlichen Sorge um die „Erweiterung und Bereicherung“ der eignen lieben Persönlichkeit die Beziehungen zu Gemeinde und Staat, die Thätigkeit für andre, für das Gemeinwohl, das manches trefflichen Mannes aufopferungsvolles Leben in

Anspruch nimmt, keine Würdigung, sondern Geringschätzung erfahren, ist selbstverständlich, brandmarkt aber zugleich den engherzig egoistischen Standpunkt dieser Philosophie und angeblichen Lebensweisheit. Sie ruht durchaus auf einer Verkennung des Moralischen überhaupt und der Natur des Menschen, welcher in der Isolirung, auch wenn sie von wichtiger Erkenntniß überströmte, sein Heil nun und nimmermehr findet. An dieser Thatsache müssen Unternehmungen wie die des Verfassers unbedingt scheitern.

Und hat sich nicht bereits die Selbstvernichtung seines Systems vollzogen? Der Mann, dem es um nichts zu thun ist als um Erkenntniß-Gewinnung und Erweiterung seiner Persönlichkeit, hat „die Ergebnisse seines Nachdenkens" veröffentlicht — veröffentlicht, damit sie andern zu gute kommen, und weil der Mann in seiner Isolirung keine volle Befriedigung gefunden hat. In seiner Theorie schätzt er die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch gering, aber sein natürlicher Trieb schlägt jene öde Theorie zu Boden: mit dem Besten, was er hat und kennt, mit seinem „speculativen Wissen" wendet sich der Mann an seine Mitmenschen.

Sollen wir den Verfasser daran erinnern, daß ein Dichter, dessen Lebenslauf seinem Ideal glücklicherweise nicht entspricht, sich mit demselben Problem von der rechten Gestalt des individuellen Daseins beschäftigt hat? Goethes Faust beginnt mit dem Erkenntniß-Rausch; er verfällt alsdann dem Extrem des Sinnengenusses; er gelangt zuletzt zur Ergreifung der productiven Thätigkeit, der im Zusammenhang der Menschheit bedeutsamen Arbeit, und — findet Befriedigung. Goethe hat das Problem gelöst, nicht Herr Koch. Was in Fausts Leben zeitlich auseinanderliegt und aufeinanderfolgt, soll vereinigt werden, so daß Wissen und Erkennen, Wirken und Schaffen und Genießen harmonisch verbunden sind. Dieses Ziel ist zu erreichen und ist, zum Ruhme des Lebens und der Welt, nicht schwer zu erreichen.

Es hat sich gezeigt, daß der Verfasser nicht berufen ist, der Schöpfer einer praktischen Lebensphilosophie zu werden. Da er aber eine erstaunliche Verehrung des speculativen Wissens an den Tag legt, so könnten wir ein günstiges Vorurtheil fassen für seine Kraft der Speculation, für seine Virtuosität im abstracten Denken. Er hat jedoch Gelegenheit genommen, auch dies Vorurtheil gründlich zu beseitigen in demjenigen Theile der Schrift, welcher die Zwiespältigkeit im Leben des Menschen auf die fundamentale Beschaffenheit der Welt oder des Seins zurückzuführen versucht. Wir lernen hier den Metaphysiker Koch kennen und erfahren, wie er die allgemeinsten Begriffe handhabt. Es ist eine traurige Erfahrung.

Daß die Philosophie keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hat, wenn sie Erdichtungen für ausgemachte Wahrheiten und willkürliche Wortcompositionen

für klare Begriffe ausgiebt, ist unbestreitbar, wie es selbstverständlich ist, daß auch in ihr eine feste Methode zu herrschen hat, vermöge deren keine Begriffe eingeführt werden, die nicht logisch widerspruchsfrei und zutreffend, d. h. mit der Wirklichkeit übereinstimmend sind, daß aber übrigens zwar der Phantasie ein kleiner und nothwendiger, der Phantasterei jedoch gar kein Platz eingeräumt wird. In diesem Sinne hat das Verfahren und Denken des Verfassers mit wirklicher Philosophie wenig gemein.

Er beginnt nach einigen vorausgeschickten Gedanken über Kraft, Spannung und Substanz, deren Kritik wir unterlassen, seine Auseinandersetzung über das „originale Zwiespaltselement" mit der Frage: „Welches sind nun die fundamentalen Mächte oder Factoren, die jene Spannung („vermittelst welcher sich die Substanz selber trägt") bilden?" Und er antwortet: „Es müssen zwei Willen sein von der Art, daß der eine den andern zugleich negirt und postulirt." Gleich darauf werden diese „Willen" näher bezeichnet als „der Wille des absoluten Etwas und der Wille des absoluten Nichts."

Der Verfasser steigt also hinab zu den Fundamenten des Seins und findet daselbst zwei Willen? Nein, er ist nicht hinabgestiegen, und er hat nichts gefunden. Wozu dies selbstgefällige Gebahren? wozu dies Spiel mit dem Ernst? Wenn der Mann zu uns spräche: „Ich, B. M. W. Koch, bin aus dem Gefolge Schopenhauers und wandle in seiner Metaphysik; ich glaube, was er glaubte; ich sage nach, was er gesagt hat; jedoch nehme ich mir die Freiheit, meine Herrschaften, etwas Eigenes und Originales seiner Lehre hinzuzufügen, indem ich an die Stelle des einen Willens zwei setze" — wenn der Mann so spräche, dann würden wir sehen, daß er uns belustigen will, und würden ihn willkommen heißen und freundlich bitten, Platz zu nehmen. Aber das thut er nicht, vielmehr spricht er vom Willen als eigentlichem Weltwesen und gar von seinen zwei Willen als noch eigentlicheren Weltwesen wie von ausgemachten Dingen. Leider benehmen sich so heute noch mehr Leute, die, unbefangen oder dreist, Schopenhauerische Begriffe wie „Weltwille," „Objectivation" ꝛc. einander von Hand zu Hand werfen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß es Schneebälle sind: wenn der Frühling kommt, werden sie nichts mehr zwischen den Fingern haben. Dies Verfahren, in der Literatur und Oeffentlichkeit, ist nicht wissenschaftlich, und, da Wissenschaftlichkeit allein die Redlichkeit der Philosophen ist, auch nicht redlich; wobei wir diesem Begriff eine etwas höhere Function geben, als er im eigentlich moralischen hat.

Dem „Willen des absoluten Etwas" läßt der Verfasser den „Willen des absoluten Nichts" entgegenwirken. Zunächst fragt man: Wozu „absolut?" Wer es mit dem Nichts ehrlich meint, der denkt dabei genau dasselbe wie bei absolutem Nichts. Also „Wille des Nichts." Man sollte glauben, derjenige, welcher uns

zumuthet, diese Wortcombination für einen ernsthaften Begriff zu halten, wolle uns verspotten. Aber Herr Koch will uns vielmehr belehren. „Wille des Nichts.“ Das Nichts, dessen einzige Qualität es ist, nichts zu sein, d. h. alles, was ist, nicht zu sein, soll gleichwohl Wille sein. „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ Der Verfasser hat sich dabei nichts gedacht, weil es unmöglich ist, dabei etwas zu denken; und so giebt er uns, der allen Grund hatte, eine Probe von speculativem Wissen abzulegen, eine Probe von speculativem Gerede. Er kennt einen Antagonismus zwischen dem Willen des Etwas und dem Willen des Nichts; an andern Stellen spricht er auch von dem Antagonismus zwischen Etwas und Nichts. Was aber *nicht* ist, was also nicht einmal etwas *ist*, wie kann das einen Antagonismus eingehen? Es giebt wohl einen Unterschied und Gegensatz zwischen Etwas und Nichts, aber einen Widerstreit, einen Kampf, einen Antagonismus? Diese Nichts-Idee hätte der Verfasser aus seinen metaphysischen Ueberlegungen fernhalten sollen, sie ist allzu nichtig. Freilich wollte er mit ihrer Hilfe die Schwierigkeiten einer praktischen Philosophie beseitigen; aber dazu ist sie nicht geeignet, wir sind sogar überzeugt, daß sich damit nicht ein Hund vom Ofen locken läßt.

Da aber einmal Herr Koch Etwas und Nichts in Spannung setzt, so dürfen wir, die Zuschauer, erst recht gespannt sein, was dabei herauskommt. Nicht viel mehr, als bei der Multiplication mit 0 herauszukommen pflegt: „Durch ihren Widerstreit bilden sie eine Spannung, und diese ist die eigentliche Urkraft, die fundamentale Weltenergie, vermittelst welcher das Seiende oder die Substanz sich trägt... Man hat sich die letztere als eine Wesenheit zu denken, welche sich in vollkommen gleicher Weise aus den beiden contrariis des reinen Etwas und des reinen Nichts zusammensetzt.“

Nachdem wir gesehen haben, daß der Verfasser sein Gebäude auf Nichts gegründet hat, wollen wir von diesem metaphysischen Product, von dieser Nichts-Philosophie und philosophischen Nihilologie Abschied nehmen, jedoch nicht ohne uns noch einmal daran zu erinnern, daß es Erzeugnisse eines Mannes sind, der mit dem speculativen Wissen und, da er doch sein eignes am höchsten stellt, mit diesem lächerlichen Plunder die Genüsse des Lebens aufzuwiegen meint!

Von der in der Schrift enthaltnen Religionskritik, zu welcher der Verfasser besser gerüstet scheint, und in der sich jedenfalls eine charaktervolle Persönlichkeit wirksam erweist, vielleicht ein andermal. O. Th.

Der Kaisermord in Petersburg.

Berlin, den 14. März.

er gestern gegen zehn Uhr Abends aus den äußern Vierteln Berlins nach den innern Stadttheilen ging, dem mußte auf den Straßen eine ungewöhnliche Bewegung auffallen. Etwas Außerordentliches war offenbar geschehen. Gruppen von Menschen umstanden die Gaslaternen und die Lampen der noch offnen Verkaufsläden, lasen weiße Zettel und schienen sie zu commentiren. Von fern hörte man Ausrufer, die, als sie näher kamen, dahin zu verstehen waren, daß sie „große Neuigkeiten aus Petersburg" zu verkaufen hätten. Von andern, die mehr von ihrer Waare verriethen, erfuhr man: „Kaiser Alexander erschossen." Man erwarb sich eins der Extrablätter, die sie feiltrugen, und begegnete in zwei lakonischen Zeilen der Kunde, daß der Zar diesen Nachmittag gegen vier Uhr an den kurz vorher durch ein Bombenattentat empfangnen Wunden verschieden sei. Der heutige Morgen brachte volle Bestätigung der grausen Nachricht: der Kaiser war in der That auf der Rückkehr von einer Parade nach dem Winterpalais durch Sprengbomben, die Mörderhände geworfen, schwer verwundet worden und anderthalb Stunden später an Blutverlust gestorben. Die eine der beiden Personen, welche das Verbrechen begangen, war ergriffen, nach einem andern Telegramme waren beide in den Händen der Gerechtigkeit. Die Truppen hatten bereits dem neuen Zaren den Treueid geleistet, die Civilbehörden sollten dies am nächsten Tage thun.

Wir ergehen uns nicht in verdammender Entrüstung über die ruchlose That, weil diese Empfindung bei allen rechtschaffen und loyal denkenden selbstverständlich ist und anders fühlende durch das bei solchen Gelegenheiten übliche Zeitungspathos nicht bekehrt werden; wir sprechen nur kurz die Hoffnung aus, daß die Missethäter sammt ihren etwaigen Mitwissern rasch nach Gebühr bestraft werden mögen, und daß es endlich gelingen möge, Mittel zu finden, mit denen der nihilistischen Fäulniß, an welcher die mittlern und zum Theil auch die höhern Schichten der russischen Gesellschaft bis ins Mark hinein erkrankt sind, und aus welcher die Blutthat des 13. März aller Wahrscheinlichkeit zufolge entsprungen ist, wie viele andre vor ihr, bald und gründlich ein Ende gemacht werden kann.

Auch von einem ausführlichen Nekrologe des verstorbnen Zaren müssen wir absehen, da die Tagesblätter, die dergleichen Sachen auf Lager haben, uns damit zuvorkommen werden, und da andrerseits ein wahrheitsgetreues Charakterbild Alexanders sich aus verschiednen Gründen noch nicht zeichnen läßt. Es

genüge, wenn wir sagen, daß er in Betreff der innern Angelegenheiten Rußlands gute Intentionen hatte und theilweise ausführte, daß er die Befreiung der Leibeignen durchsetzte, und daß er seinen Russen gewisse Zugeständnisse machte, wie Geschwornengerichte, Selbstverwaltung und Aufhebung der Censur für die hauptstädtische Presse, daß aber die nothwendige Ergänzung der erstgenannten Maßregel, die Verleihung bleibenden persönlichen Grundeigenthums an die befreiten Bauern, unterblieb, daß die Geschwornen bei der sittlichen Unreife der Bevölkerungsklasse, aus der sie zusammengesetzt waren, wiederholt Urtheilssprüche fällten, die dem civilisirten Europa horrend erscheinen mußten, und daß die Dumas, in deren Hände die Selbstverwaltung gelegt worden, sich gleichfalls wenig bewährten, vielmehr vielfach durch Ungeschick, Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche Wohl und Selbstsucht Kassenleere und Verfall der gemeinnützen Anstalten herbeiführten. Hinzugefügt mag noch werden, daß der große Türkenkrieg, vom Kaiser, wie es scheint, widerwillig unternommen, infolge falscher Politik des diplomatischen Rathgebers der Krone — beiläufig: zum Heile Europas — nur einen halben Erfolg hatte, daß der Zar Alexander Nikolajewitsch trotz des Glanzes und der Macht, die ihn als Beherrscher des größten monarchischen Reiches der Erde umgaben, überhaupt, auch in seiner Familie, ein wenig glücklicher Fürst war, und daß dem Kaiser-Befreier mit fünf oder sechs Mordanfällen und einem Leben, dessen Stunden täglich zwischen Leben und Tod schwebten, gedankt wurde. In Betreff seines Charakters wird für Geschichtskundige hinreichen, zu bemerken, daß sich an ihm im großen und ganzen die Beobachtung wiederholte, daß Großväter oder Großonkel in den Enkeln oder Großneffen wiederkommen. Alexander der Zweite war in wesentlichen Zügen seines inneren Wesens, in seiner Politik und namentlich in seinem Verhalten zu uns, seinen deutschen Nachbarn, das Abbild Alexanders des Ersten.

Wichtiger als diese Betrachtung ist die Beantwortung der Fragen: Von welcher Sinnesart ist der Nachfolger, der neue Zar Alexander der Dritte? Welche Wege wird er in Bezug auf die innern Angelegenheiten seines Reiches einschlagen? Welche Politik wird er nach Außen hin verfolgen? Und — die oberste und wichtigste dieser Fragen, die, um deretwillen das Ereigniß des 13. März vor allem zu denken giebt — wie wird sich unter ihm die Haltung Rußlands zu Deutschland gestalten?

Hinsichtlich des ersten Punktes vernahm man bisher von Seiten, die für wohlunterrichtet und unparteiisch gelten, allerlei Lobwürdiges. Der Zarewitsch war ein geradsinniger, energischer Charakter, kenntnißreich, ein guter Haushalter, in wohlgeordneten Vermögensverhältnissen, ein treuer Gatte — lauter Eigenschaften, die auf der Folie des Gegentheils, das sich in den hohen Sphären

Petersburgs nur zu oft und zu grell bemerklich machte, besonders erfreulich anmuthete. Alexander der Dritte ist ferner — 1845 geboren, also erst 36 Jahre alt — ein verhältnißmäßig noch junger Mann, in der Fülle seiner Kraft und den berechtigten Bedürfnissen, Forderungen und Bestrebungen der neuesten Zeit nicht grundsätzlich abhold. Man will wissen, daß er der Partei nicht fern stehe, welche an eine constitutionelle Umgestaltung der staatlichen Form Rußlands denkt. Wäre das richtig, so wird er unsers Erachtens in dieser Richtung nicht sofort ans Werk gehen und, wenn er einmal dazu verschreitet, vorsichtig und maßvoll verfahren. Nicht sofort, weil das wie ein erzwungenes Nachgeben gegen die wahnsinnige Rotte aussehen würde, deren Bestrebungen soeben in der Ermordung seines Vaters gipfelten, und die durch keinerlei mit der Vernunft vereinbare Zugeständnisse zu befriedigen ist. Sehr vorsichtig und maßvoll, weil die große Mehrzahl des russischen Volkes nicht entfernt gereift für ein rein verfassungsmäßiges Leben ist, ja vielleicht niemals dafür geeignet sein wird. Sollte der neue Zar daher beschlossen haben oder sich im Laufe der Zeit bewogen finden, gewisse constitutionelle Einrichtungen zu gewähren, so werden dieselben sicherlich nicht auf irgendwelchen Parlamentarismus, auf keine belgische oder norwegische Verfassung hinauslaufen und selbst mit dem, was der Art in Deutschland besteht, nur sehr geringe Aehnlichkeit haben. Aber mit Bestimmtheit ist nicht zu sagen, ob der Kaiser, wenn er als Zarewitsch wirklich der constitutionellen Doctrin zugethan gewesen wäre, nach seiner Thronbesteigung noch so denkt. Die modernen Fürsten, auch die russischen, sind nicht unabhängig von öffentlicher Meinung oder der Parteidoctrin, die sich dafür ausgiebt. Dynastien haben das Bedürfniß, alle Parteien zu vertreten und für sich zu interessiren, und so verbreiten Kronprinzen häufig um sich den Ruf, entgegengesetzter politischer oder religiöser Ansicht als der Throninhaber zu sein, namentlich liberal zu sein, wenn dieser conservativ, oder sehr liberal zu sein, wenn dieser es nur sehr mäßig ist. Kommen sie dann zur Gewalt und mit ihr zur Verantwortlichkeit für ihre Entschließung und Richtung, so treten sie aus der Theorie, wenn sie ihr überhaupt im Ernste gehuldigt haben, in die Praxis und vor die Welt der Thatsachen, und hier geben nicht Velleitäten, sondern die Umstände, die Verhältnisse den Ausschlag. Rußland ist ein absolut regierter Staat, der Wille des Zaren ist allmächtig, aber doch nicht so allmächtig, daß er über diesen Zwang hinaus regieren, daß er Unmöglichkeiten möglich machen könnte.

Das letztere gilt in unserm Falle auch von der auswärtigen Politik, bezüglich deren wir uns, soweit sie das Verhalten Rußlands zur Pforte und zu England betrifft, keine Conjecturen erlauben, da sie von zukünftigen Constellationen abhängen wird, welche sich nicht oder wenigstens nicht genau berechnen

lassen. Auch hier wird das wahre Bedürfniß Rußlands, wenn es erkannt wird, den Ausschlag geben; denn der Kaiser wird dann stark genug sein, panslavistischen Agitationen Widerstand zu leisten und über sie hinwegzugehen.

Aehnliches läßt sich endlich auch auf die Stellung anwenden, die der neue Zar zu Deutschland einnehmen dürfte. Auch hier wird er vermuthlich ein andrer sein als er als Zarewitsch war oder zu sein schien. Seine Gemahlin ist eine Dänin, die sich mit der Eroberung Schleswigs durch Deutschland vor einiger Zeit noch nicht versöhnt hatte. Man erzählte in den ersten siebziger Jahren, daß der Hof des Großfürsten-Thronfolgers den Kaiser dränge, in Berlin eine Rückgabe Nordschleswigs anzuregen. Man bezeichnete den Zarewitsch als mit der deutschfeindlichen Panslavistenpartei im Bunde oder ihr doch nicht abgeneigt. Das kann wahr gewesen sein, aber auch nur so ausgesehen haben. Die Regel, daß Thronfolger, um der Dynastie nicht zu schaden, eine Stellung einnehmen, in der sie mit einer Partei einverstanden zu sein scheinen, welche andre Zwecke im Auge und andere Freunde und Feinde hat als die Regierung, könnte auch hier Geltung gehabt haben.

Wie der Zarewitsch wirklich gedacht hat, wissen wir nicht. Als Fingerzeig für seine damalige Stimmung könnte vielleicht — wir sagen vielleicht — folgendes dienen, was im Jahre 1871 gerüchtweise erzählt wurde. Als der Kaiser Alexander beim Galadiner des Georgsfestes (8. Decbr.) nach starker Betonung seiner Freundschaft für Preußen gesagt hatte, er wünsche und hoffe, daß spätere Generationen diese Gefühle auch haben möchten, sollte der Großfürst-Thronfolger zu seinen preußischen Nachbarn an der Tafel bemerkt haben: Dieu veuille que cela se fasse!

Hoffen wir, daß dieser Wunsch sich inzwischen, wenn es überhaupt noth gethan haben sollte, an dem Wünschenden selbst erfüllt hat. Die Umstände, die Thatsachen sollten dafür sprechen. Sympathien und Antipathien sollten vor den Interessen zurücktreten, und die wahren Interessen Rußlands weisen auf ein freundnachbarliches Verhältniß desselben zu Deutschland und zu dem mit diesem innig und fest verbundnen Oesterreich-Ungarn, Staaten, in denen die Monarchie noch feste Wurzeln hat, und nicht auf das republicanische Frankreich hin, in welchem der Nihilismus aus der Verschmelzung des staatlichen und gesellschaftlichen Radicalismus entstanden ist, in welchem ein verwandter Wahnsinn 1871 zehn Wochen in der Hauptstadt gebot und Greuel auf Greuel häufte, welches im Laufe von achtzig Jahren einen seiner Monarchen aufs Schaffot und zwei ins Exil schickte, und welches, wenn nicht alle Anzeichen trügen, über kurz oder lang in Paris wieder die rothe Fahne aufhissen wird und dann vielleicht zum Kriege gegen die europäischen Monarchien. Wenn das in dem nun maßgebenden Kreisen Petersburgs noch nicht erkannt sein sollte, so bleibt uns nur übrig, das fürstliche Wort von 1871 hierauf anzuwenden: Dieu veuille que cela se fasse!

Literatur.

Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813. Von Leopold von Ranke. Zweiter Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1880.

Der zweite Band der mit vorliegender Publication in zweiter Auflage erschienenen historischen Darstellung, welche früher in dem Werke „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" den eigenhändigen Memoiren Hardenbergs beigegeben war, beginnt mit der Bildung der zweiten Coalition gegen Frankreich und dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Während der erste Band, zumal in den beiden ersten Büchern, die Form der Biographie festhielt, erweitert sich die Fortsetzung zu einer Darstellung der allgemeinen Begebenheiten, in welcher Hardenbergs Person zurücktritt. Ausführlich schildert Ranke, wie Preußen durch diplomatische Verhandlungen eifrig bemüht war, als neutraler Staat seine Selbständigkeit zu wahren, wie aber endlich unabwendbar das Streben Napoleons, ein Universalreich zu gründen, und das alte Europa, wie es die noch nicht in den Kampf hineingezogene preußische Monarchie repräsentirte, zu vernichten, zum Kriege führen mußte, in welchem bei Jena und Auerstädt der Staat Friedrichs des Großen völlig, wenn auch nicht unrühmlich, unterlag. Der Band schließt mit der Verabschiedung des Ministers Haugwitz, des damaligen Leiters der preußischen Politik. Damit entschied sich Friedrich Wilhelm, das System der Isolirung zu verlassen und sich an das gemeinsame Interesse der europäischen Staaten anzuschließen. Er wurde Rußlands Bundesgenosse.

Beigegeben ist dem schon bei seinem ersten Erscheinen von der Kritik beifällig aufgenommenen, höchst interessanten Werke eine „Notiz über die Memoiren des Grafen von Haugwitz." Ranke zeigt, daß Haugwitz zwar nichts falsches erzählte, am wenigsten absichtlich, daß aber, als er seine Memoiren schrieb, vieles aus seinem Gedächtniß entschwunden war, was zur Sache gehört. Haugwitz selbst ist von der Anklage diplomatischer Verrätherei, die noch neuerdings auf Grund eines Briefes Metternichs an Stadion (Aus den nachgelassnen Papieren Metternichs, II. S. 100) erhoben wurde, freizusprechen, ebenso von der Anklage der Käuflichkeit. Seine Fehler lagen auf einer andern Seite. „Für einen Zustand des Gleichgewichts waren seine politischen Gesichtspunkte ausreichend, nicht jedoch für Verhältnisse, wie sie sich seit dem Emporkommen Napoleon Bonapartes gebildet hatten."

Registrande der geographisch-statistischen Abtheilung des Großen Generalstabes. Neues aus der Geographie, Kartographie und Statistik Europas und seiner Colonien. Zehnter Jahrgang. Quellennachweise, Auszüge und Besprechungen zur laufenden Orientirung, bearbeitet vom Großen Generalstabe, Geographisch-statistische Abtheilung. Mit einer Karte in Farbendruck, enthaltend den Stand der topographischen Kartenwerke Mitteleuropas im Jahre 1879. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1880.

Diese „Registrande" hat als Beilage des Militair-Wochenblattes in geringem Umfange zu erscheinen angefangen und ist nun mit dem zehnten Jahrgange zu einem starken Bande von 600 Seiten angewachsen. So ist sie für den Geographen, den Statistiker und den Volkswirth ein unentbehrliches Handbuch geworden; denn nirgends finden sich die Thatsachen und statistischen Angaben über Bevölkerung, Verkehrswesen, Heereseinrichtung, nirgends die überaus reiche und von Jahr zu Jahr zunehmende Literatur über diese und verwandte Gebiete mit so bewunderungswerthen Sorgfalt gesammelt wie hier. Fast möchten wir sagen, daß man in der Registrirung von Artikeln aus Journalen, die nicht zur Fachliteratur zu zählen sind,

schon zu weit gegangen sei und sich wieder etwas beschränken könnte, da der Stoff, der zu verarbeiten ist, außerordentlich umfangreich ist. Andrerseits muß die militärische Präcision gerühmt werden, mit der die „Regiskrande" die Thatsachen bringt: bereits im letzten Viertel des Jahres veröffentlicht sie das Material aus dem verflossnen Jahre. Werke gleicher Gattung auf andern Wissensgebieten befinden sich stets um einige Jahre im Rückstande. Eine Kartenbeilage veranschaulicht den „Stand der topographischen Kartenwerke Mittel-Europas im Jahre 1879." Sie wird durch eine Textbeigabe näher erläutert und zeigt, welch großer Fortschritt im Kartenwesen Mittel-Europas durch die jetzt begonnene neue deutsche Einheitskarte im Verhältniß von 1:100000 gemacht wird. Alles in allem genommen, dürfen wir sagen, daß die Regiskrande der geographisch-statistischen Abtheilung des großen Generalstabes der deutschen Fachliteratur von Jahr zu Jahr mehr Ehre macht.

Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Von Carus Sterne. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 392 Holzschnitten im Text und 11 Tafeln. Berlin, Gebrüder Borntträger (Ed. Eggers), 1880.

Wenn das Erscheinen einer zweiten Auflage eines umfangreichen populären Werkes als Prüfstein seines Werthes angesehen werden kann, so gilt dies für vorliegendes Buch in vollem Maße. Für die Gediegenheit des Inhalts wie der Darstellung bürgt der Name des Verfassers. Inhalt und Zweck des splendid ausgestatteten Buches, welches Haeckel in Jena gewidmet ist, wird durch den Titel zur Genüge bezeichnet. Der Verfasser giebt im ersten Capitel eine Darstellung des Weltsystems nach der Kant-Laplace'schen Hypothese und nach den neuesten astronomischen Forschungen und wendet sich dann im zweiten zur Betrachtung der Urzustände der Erde. Dies zweite Capitel behandelt auch die Hebungen und Senkungen, die Korallen-Inseln, die Erzgänge, die Entstehung der Gebirge, die Thal-, Höhlen- und Spaltenbildung, die Steinkohlenbildung, die Climate der verschiednen geologischen Perioden und die Ursachen der Eiszeit. Den Schluß desselben bildet eine Uebersicht der Absatzbildungen nach ihrer Reihenfolge und Mächtigkeit. Diese Uebersicht ist etwas knapp ausgefallen und weicht, wenn auch nur unwesentlich, von der gegenwärtig gebräuchlichen Eintheilung der Formationen ab. Nachdem dann im dritten Capitel der Unterschied zwischen Zelle und Krystall erörtert ist, behandeln die folgenden Capitel die Geschichte und Entwicklung der Floren und Faunen der Vor- und Jetztwelt. Nach einem eingehendern Verweilen bei der Abstammung der einzelnen Wirbelthierclassen gelangt die Schilderung endlich zum Auftreten des Menschen. Seiner Entwicklung aus dem rohesten Urzustande zu den Anfängen der Gesittung sind einige besonders anziehende Capitel gewidmet. Das Buch schließt mit einem Ausblick in die Zukunft der Erde und ihrer Bewohner.

Die Verbesserung unserer Wohnungen nach den Grundsätzen der Gesundheitslehre, von J. Schmölcke, Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule in Holzminden. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1881.

Reine Luft in unsern Wohnstuben zu haben, bezeichnet der Verfasser dieses Buches sehr richtig als eine Sache von unbezahlbarem Werthe, und er verurtheilt alle die, welche nicht ängstlich genug sich der frischen Luft erwehren können. In einem amerikanischen Journal (The Boston Advertiser) lasen wir kürzlich die Worte: „Willst Du Deine Gesundheit pflegen, so nimm Luft." Diesen in kurzen Worten ausgesprochnen Grundsatz verfolgt auch der Verfasser für jeden Wohnraum, durch Trockenerhaltung, bez. Trockenlegung der Mauern und Fußböden — denn feuchte

Mauern sind undurchlässig für Luft und geben direct zur Verunreinigung der Luft Anlaß —, durch die Forderung poröser, durchlässiger Wände — nicht aber durchlässiger Fußböden, damit die schlechte Luft der untern Räume nicht in die obern trete —, endlich durch sein energisches Verlangen beständiger Lüftung, zumal der Räume, worin wir uns aufhalten und worin wir des Abends viele Stunden Licht brennen.

In diesem Sinne verlangt der Verfasser, daß die Umfassungsmauern aus porösen Ziegeln mit besonders gutem Mörtel und sorgfältiger Ausführung herzustellen seien und zwar in so geringen Stärken, als mit Rücksicht auf die Stabilität irgend zulässig ist. Er führt an, daß in Holland und Amerika Häuser mit drei bis vier Geschossen nur fünfzig Centimeter starke Außenmauern haben. Für die innere Verkleidung empfiehlt er poröses Tapetenpapier und möchte zur besondern Herstellung desselben die Anregung gegeben haben; Holzverkleidung soll nicht ohne viel (etwa ornamentirte) Durchbrechungen angewendet werden, weil Holz sehr wenig Luft durchläßt. Am gesündesten wäre es, wenn die Außenmauern innen unverputzt bleiben könnten.

In den Normen für die Lage, Größe und Einrichtung der einzelnen Räume unsrer Wohnungen wird besonders hervorgehoben, daß alle Wohn- und Schlafzimmer so gelegen sein müssen, daß sie der Sonne zugänglich sind. Das Besuchszimmer oder die sogenannte „gute Stube" könne, weil am wenigsten benutzt, am ungünstigsten liegen.

Die lichte Höhe der Wohnräume soll nicht unter drei Meter betragen, weil man sich sonst mit dem Kopfe in der obern heißen Luftregion befindet. Die Größe der Fensterfläche verlangt der Verfasser wenigstens zu $^1/_{12}$ der Grundfläche des Zimmers. Auf Lage, richtigen Bau und Größe des Schlafzimmers sei besondrer Werth zu legen, hier sei wenigstens 18 Cubikmeter Rauminhalt für den Kopf zu verlangen (unsers Erachtens nach ein bescheidenes Verlangen, wenn nicht dabei stark ventilirt wird); die Betten sollen womöglich von allen Seiten frei stehen. Bezüglich der Aborte giebt der Verfasser den sehr leicht auszuführenden Rath, die dieselben umgebenden Wände im Hause mit gut deckendem Oelfarbenanstrich zu versehen, die Außenwand möglichst porös zu halten und selbstverständlich auch diese Räume gut zu ventiliren.

Im nächsten Capitel: Heizung und Ventilation empfiehlt der Verfasser energisch, mit jedem Ofen Luftzuführung zu verbinden, also Mantelöfen zu benutzen, und zeigt, wie er an dem von ihm construirten Ofen beides, Luftzuführung und Luftabführung, letztere unter Erwärmung im Ofen nach dem Schornstein entlassen, vereinigt habe. Unter den Centralheizungen empfiehlt er für die Wohnstätten besonders die Luftheizung wegen ihrer Einfachheit, ihrer Billigkeit bei der Anschaffung und im Betrieb, und weil mit ihr die Ventilation am besten vereinbar ist. Die der Luftheizung gemachten Vorwürfe weist er zurück als in Folge von Unkenntniß entstanden.

Als Ideal der menschlichen Wohnung stellt der Verfasser, wie wohl wir alle mit ihm, das frei in einem Garten gelegene Familienhaus hin, nur für eine Familie bestimmt und nach den von ihm aufgestellten Principien erbaut und eingerichtet. Er schließt sein interessantes Buch, das wir allen Kreisen zum Studium empfehlen, mit einem Appell an die Humanität der Bauherren (wohl auch der Architekten) von Miethhäusern: daß sie den Miether als ein Geschöpf ansehen möchten, dem Gesundheit und Leben zu gönnen sei.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Die griechiſche Frage.

Als der leidige Streit um Dulcigno ausgetragen war, erhob ſich die Gefahr eines Krieges, der ein Weltkrieg werden und dann auch uns Deutſche in Mitleidenſchaft ziehen konnte, ſofort in Geſtalt der griechiſch-türkiſchen Frage, deren Erledigung trotz der Anwendung verſchiedner diplomatiſcher Mittel noch heute auf ſich warten läßt. Die Anregung zu einer Regelung der Sache kam vom Miniſterium Gladſtone, welches ſich zunächſt an die franzöſiſche Regierung wendete. Dieſe letztere ging darauf ein, und am 16. April 1880 erließ Freycinet ein Rundſchreiben mit der Mittheilung, daß man ſich mit England auf deſſen Vorſchlag hin über die Einſetzung einer Specialcommiſſion zur Feſtſtellung der zukünftigen Grenze zwiſchen Nordgriechenland und der Türkei geeinigt habe. Dieſe Commiſſion würde wie die Commiſſionen, welche in Bulgarien und Serbien fungirt, die Grenze mit Stimmenmehrheit feſtſetzen, und ihr Ausſpruch würde die Mächte von vornherein binden und von dieſen in gleicher Weiſe der Türkei und Griechenland zur Annahme empfohlen werden. Am 11. Mai ſchlug Lord Granville förmlich die Abſendung einer Collectivnote nach Konſtantinopel vor, durch welche die Pforte zur Ausführung des 13. Protokolls des Berliner Friedensvertrags angehalten werden ſollte.

Aus dieſem von der Tagespreſſe oft erwähnten, aber unſers Wiſſens nie ſeinem Inhalte nach mitgetheilten Protokoll, welches ſich mit der Sitzung des Congreſſes beſchäftigt, die am 5. Juli 1878 ſtattfand, möge hier folgender Auszug ſtehen.

Der erste, der in der Sache sprach, war Waddington, der Bevollmächtigte Frankreichs. Er erklärte, so lange die Pforte die Interessen der hellenischen Rasse nicht genügend befriedige, werde sie an ihrer Grenze immer wiederkehrenden Agitationen ausgesetzt bleiben. Er denke nicht daran, maßlose Wünsche der Griechen zu empfehlen, wohl aber glaube er, daß es ein Werk der Billigkeit und der politischen Klugheit sein werde, mit ihnen die Bevölkerungen zu vereinigen, die ihnen Stärke verleihen würden, während sie für die Türkei nur eine Ursache der Schwäche wären. Griechenland könne innerhalb seiner jetzigen Grenzen, wie schon 1830 Prinz Leopold, der spätere König von Belgien, gesagt, nicht gedeihen, seine Regierung könne den Schwierigkeiten und Conflicten, die sich an seiner Grenze periodisch immer wiederholten, nicht vorbeugen, und die ökonomischen Verhältnisse des Landes erlaubten ihr nicht, den Pflichten zu genügen, welche allen civilisirten Staaten oblägen. Er schlug deshalb dem Congresse vor, „in allgemeiner Weise und ohne Beeinträchtigung der Souveränetät der Pforte die Grenzen anzugeben, welche derselbe Griechenland zugewiesen sehen möchte.“ Das Ansehen der hohen europäischen Versammlung werde der ottomanischen wie der griechischen Regierung die moralische Kraft verleihen, jener zur Einwilligung in zeitgemäße Zugeständnisse, dieser zum Widerstande gegen übertriebene Ansprüche. Aber zur Erreichung dieses Ziels müsse man von der Pforte keine unmöglichen Opfer verlangen und andrerseits an die Mäßigung Griechenlands appelliren. Er halte es deshalb für nützlich, als Basis für die Unterhandlungen eine allgemein gehaltene Linie zu ziehen, welche der Türkei das Maß der Absichten Europas und Griechenland die Grenzen zeige, die es nicht überschreiten dürfe. „Das ist,“ fuhr Waddington fort, „der Zweck der folgenden Resolution, die ich die Ehre habe, in Gemeinschaft mit dem ersten Bevollmächtigten Italiens den Verhandlungen des Congresses zu unterbreiten. Dieselbe lautet: ‚Der Congreß ladet die hohe Pforte ein, sich mit Griechenland über eine Berichtigung der Grenzen in Thessalien und Epirus zu verständigen, und ist der Meinung, daß die Berichtigung dem Thale des Salamyrias (Peneus) auf der Seite des Aegeischen und dem des Kalamas auf der Seite des Jonischen Meeres folgen könnte. Der Congreß hegt das Vertrauen, daß es den betheiligten Parteien gelingen wird, zum Einvernehmen zu gelangen. Jedenfalls sind die Mächte, um den Erfolg der Unterhandlungen zu erleichtern, bereit, den beiden Parteien ihre directe Vermittlung anzubieten.‘“

Der erste Bevollmächtigte Italiens unterstützte diesen Vorschlag durch eine Rede, der türkische widersprach, indem er namentlich ausführte, die Bevölkerung von Thessalien und Südepirus sei der Pforte zugethan und wolle nicht zu Griechenland geschlagen werden, und es sei irrig, wenn man behaupte, letzteres habe für

die seinige nicht genug Land, das Meer, welches es von allen Seiten umgebe, biete ihm die Mittel zu schrankenloser Entwicklung. Beaconsfield sprach seine Meinung nach dem Protokoll in folgenden Worten aus:

„Seine Excellenz constatirt, daß England bei Griechenland und der Türkei immer darauf bestanden hat, daß man ein gutes Einvernehmen bewahre, welches in seinen Augen unerläßlich sei, wenn man dem Einfluß einer dritten Rasse, derjenigen, welche durch Friedensstörung das Zusammentreten des Congresses herbeigeführt, das Gegengewicht halten wolle. Aber die beiden Länder befänden sich vor einer großen Schwierigkeit, der 1831 gezogenen ungenügenden und unvollkommnen Grenze. In den Augen jedes competenten Staatsmannes sei diese Grenze eine Gefahr und ein Unglück sowohl für die Türkei als für Griechenland, ihre Gestaltung sei eine Ermuthigung für das Räuberwesen, und das Räuberwesen habe nothwendig Agitationen in den Grenzprovinzen zur Folge. Als der letzte Krieg ausgebrochen und die Bevölkerung der Grenzgegenden darüber in Aufregung gerathen sei, habe England der Pforte Vorstellungen gemacht, die günstige Aufnahme gefunden hätten, aber mit Bedauern müsse er hinzufügen, daß dies in Griechenland nicht der Fall gewesen, daß die guten Rathschläge Englands die gegentheilige Meinung nicht aufgewogen hätten und ernste Schwierigkeiten entstanden seien. Er halte es indeß für seine Pflicht, zu bemerken, daß der Aufstand von Epirus und Thessalien nicht von der griechischen Regierung angefacht worden sei, die ihn vielmehr auf Englands Anrathen unterdrückt habe. England habe damals auch in Athen erklärt, daß man hier auf keine territoriale Vergrößerung zu rechnen habe. Wenn man dort eine solche erwartet habe, so sei dies auf Grund von falschen Vorstellungen geschehen, die man sich von der Aufgabe des Congresses gebildet. Man habe ihm die Absicht, einen altersschwachen Staat zu theilen, und nicht diejenige zugeschrieben, ein altes Reich, welches er als wesentlich für die Erhaltung des Weltfriedens betrachte, zu stärken. Dies könne durch gewisse Gebietsabtretungen, wie sie in Bosnien und der Herzegowina vom Congresse vorgenommen worden, geschehen, Abtretungen, welche keine Theilung der Türkei, sondern eine Verhütung von blutigen Kämpfen, herbeigeführt von Nachbarstaaten (Serbien und Montenegro) bezweckten, die zu einer Theilung führen müßten. Niemand könne zweifeln, daß Griechenland eine Zukunft habe, und Staaten wie Individuen, die eine solche hätten, könnten warten. Jedoch sei er überzeugt, daß Griechenland wie die Türkei zu einer Grenzberichtigung schreiten würden, und daß damit eine Ursache von Zwistigkeiten und Unruhen beseitigt und ein dauerhafter Friede gesichert werden würde. Um diesen Zweck zu erreichen, könne er jedoch keinerlei Zwangsmaßregeln empfehlen; denn in seinen Augen verdiene der von so großem Unglück heimgesuchte Sultan viel Achtung und Sympathie. Trotzdem aber glaube er, der Congreß dürfe sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, in festester Weise die Meinung auszudrücken, daß eine Grenzberichtigung ein Act der hohen Politik sein würde, der für die Wohlfahrt beider Länder günstig wäre. Lord Beaconsfield betrachtet die vom ersten Bevollmächtigten Frankreichs gezogne Grenzlinie als anfechtbar, da aber Einstimmigkeit der Versammlung vor allem wünschenswerth sei, so werde er vor einem einstimmigen Votum der andern Mächte jeden Einwand unterlassen."

Die beiden russischen Bevollmächtigten, Gortschakoff und Schwaloff, traten dem französischen Vorschlage bei, indeß konnte der letztere sich nicht enthalten, der von Beaconsfield geäußerten Ansicht, daß ein gutes Einvernehmen zwischen

Griechenland und der Türkei nöthig sei, um die slavischen Völker an Friedensstörungen zu verhindern, entgegenzutreten. Diese Völker würden nicht mehr daran denken, den Frieden zu stören, sobald Europa ihnen Einrichtungen verliehen habe, die ihnen Leben und Eigenthum verbürgten und ihr Gedeihen sicherten.

Die türkischen Bevollmächtigten erklärten, daß sie dem Vorschlage Frankreichs aus Mangel an Instructionen von Seiten der Pforte nicht zustimmen könnten. Die übrigen Mächte, auch Deutschland und Oesterreich, nahmen denselben an. Die Pforte und Griechenland ernannten später Commissare, die über eine Grenzberichtigung beriethen; da aber jene zu wenig gewähren, dieses zu viel haben wollte, so kam es zu keiner Verständigung.

Kehren wir nun zum Gange der schriftlichen Verhandlungen der Mächte über die griechische Frage zurück. Lord Granville hatte in der Note vom 11. Mai vorgeschlagen, falls die Pforte die Ausführung des 13. Protokolls des Congresses verweigre, eine Botschaftercommission zur Regelung der Sache in Berlin oder Paris zusammentreten zu lassen. Diese Commission solle durch sachkundige Delegirte eine Untersuchung an Ort und Stelle vornehmen lassen, nach denen sie endgiltige Beschlüsse fassen werde. Deutschland stimmte diesem Vorschlage mit dem Bemerken zu, daß ihm die Wahl von Berlin angezeigt erscheine. Am 17. Mai meldete Léon Say dem Minister Freycinet, Deutschland habe angeregt, daß man der Pforte die Wahl lasse, an der Botschafterconferenz theilzunehmen oder nicht, doch unter der Bedingung, daß sie sich im Falle ihrer Betheiligung verpflichte, sich der Majorität zu unterwerfen. Er, Say, habe geltend zu machen gesucht, daß, wenn der Pforte die Theilnahme gestattet werde, man auch Griechenland zulassen müsse. Lord Granville habe das bestritten, indem er eingewendet, daß die Stellung dieser beiden Mächte eine sehr verschiedne sei, da es sich für die eine um Abtretung, für die andre um Erwerbung von Land handle. Am 19. Mai antwortete Freycinet, was die Anregung Deutschlands hinsichtlich der Zulassung des türkischen Botschafters zur Conferenz der vermittelnden Mächte betreffe, so widerspreche sie dem, was bisher zwischen den letztern vereinbart worden, wofern man nicht Griechenland genau in derselben Weise behandle wie die Pforte. Am 3. Juni zeigte die französische Regierung in Athen und Konstantinopel den bevorstehenden Zusammentritt der Conferenz in Berlin an. Am 12. desselben Monats berichtete der französische Botschafter in Berlin, Graf St. Vallier, nach Paris, daß man sich geeinigt habe, Frankreich solle auf der Conferenz die Initiative für den Antrag auf Rectification der türkisch-griechischen Grenze ergreifen. Am 15. protestirte die Pforte in einem Rundschreiben gegen den Zusammentritt der Conferenz. Indeß fand dieselbe bekanntermaßen doch statt, und die von Frankreich vorgeschlagne Grenzlinie in Thessalien und Süd-

albanien, welche die Städte Larissa, Tricala, Melzowo und Janina einschloß, wurde auf ihr am 25. Juni einstimmig angenommen.

So weit stand die Sache für Griechenland günstig. Aber der Beschluß der Conferenz war kein Richterspruch und noch weniger ein Befehl für die Türkei, er war nur eine Erklärung, deren Beachtung der Pforte als nützlich empfohlen wurde. In Athen war man zwar andrer Meinung und glaubte, man könne jetzt ohne weiteres zur Besitznahme der betreffenden Landstrecken verschreiten. Dieser Glaube wurde den Griechen aber bald benommen. Am 7. Juli schon wies Freycinet, bewogen durch die Decrete der griechischen Regierung über die Einberufung der Reserven, den Vertreter Frankreichs am Hofe des Königs Georgios an, die Minister desselben auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie ihr Land aussetzen würden, wenn sie sich den Anschein gäben, vor jeder Provocation von türkischer Seite eine aggressive Politik zu verfolgen. In ganz ähnlichem Sinne riethen auch die übrigen Mächte zur Vorsicht und Mäßigung. Sie erschienen, äußerlich wenigstens, durchaus einig in dem Wunsche und Bestreben, Gewaltsamkeiten zu verhüten und das europäische Einvernehmen zu erhalten und zu befestigen. Als von dem Abgange deutscher Beamten zum Eintritt in den türkischen Staatsdienst und von einer Sendung französischer Offiziere nach Athen die Rede war, und beides namentlich in England Aufsehn und Bedenken erregte, erklärte v. Radowitz, der damals den deutschen Botschafter bei der französischen Republik vertrat, Freycinet, daß Fürst Bismarck alles vermieden zu sehen wünsche, was „irgendwie zum geringsten Schein eines Mangels an Einvernehmen zwischen den Mächten bezüglich des einen oder des andern Punktes ihres gemeinsamen Vorgehens Anlaß geben könnte."

Am 3. October erklärte sich die Pforte zu gewissen Abtretungen bereit. Dieselben waren aber von so geringer Ausdehnung, daß die Mächte darauf nicht eingehen konnten.

Als in Frankreich ein andres Ministerium zur Regierung gelangte, änderte dies die französische Politik in Betreff Griechenlands in keiner Beziehung. Am 13. November richtete der neue Minister des Auswärtigen, Barthélemy St. Hilaire, eine ausführliche Instruction an Graf Mouy, den Vertreter Frankreichs in Athen, in welcher er ihn anwies, der griechischen Regierung die gefährlichen Folgen eines aggressiven Verhaltens gegenüber der Pforte vorzustellen. Griechenland könne, so hieß es dort, weder an dem festen Willen der französischen Regierung zweifeln, das angefangne Werk fortzusetzen, noch daran denken, dieselbe über die Grenze hinauszuziehen, in welcher ihre Action sich bis jetzt gehalten habe, und welche zu überschreiten die öffentliche Meinung ihr nicht gestatten würde. Es sei vor allem nöthig, daß die griechische Regierung die allgemeine

europäische Situation genau ins Auge fasse und die Wahrheit erkenne, daß der maßgebende Wunsch aller Großmächte auf Erhaltung des Friedens gerichtet sei. Infolge dieses Wunsches würden die Mächte, welche das meiste für Griechenland gethan hätten, sich gezwungen sehen, ihm ihre Hilfe zu verweigern, wenn es den schweren Fehler begehen sollte, trotz Widerrathens der Mächte sich in eine abenteuerliche Politik zu stürzen.

In einem Circularschreiben vom 20. December wies dann Barthélemy St. Hilaire die französischen Vertreter bei den Signatarmächten an, den betreffenden Regierungen die Einsetzung eines Schiedsgerichtes zur Schlichtung des türkisch-griechischen Grenzstreits vorzuschlagen. Fürst Bismarck nahm diesen Vorschlag am 21. mit dem Vorbehalt an, daß Deutschland in keinem Falle an einer materiellen Execution theilnehmen werde. Rußland ertheilte seine Zustimmung unter der Bedingung, daß alle Signatarmächte die ihrige geben würden und Griechenland sowie die Pforte versprächen, sich der Entscheidung des Gerichtes zu fügen. Italien und England nahmen die Sache einfach an, und Oesterreich acceptirte sie im Princip, aber unter zwei Bedingungen: 1. daß beide Parteien sich verpflichteten, sich den Consequenzen des Schiedsgerichts zu unterwerfen, 2. daß die österreichisch-ungarische Regierung in keinem Falle verbunden wäre, zu Zwangsmaßregeln zu schreiten.

Am 22. December meldete St. Vallier seiner Regierung, daß Deutschland zwar den französischen Vorschlag zu unterstützen bereit sei, daß indeß Graf Hatzfeld kein Vertrauen auf den Erfolg desselben hege, da er von den beiden betheiligten Parteien nur unter Bedingungen angenommen werden würde, welche man nicht zugestehen könne. Am 24. wurden die Repräsentanten Deutschlands in Konstantinopel und Athen angewiesen, durch Rathschläge zur Klugheit und Mäßigung den Schritt zu unterstützen, welchen die Vertreter Frankreichs durch Empfehlung der Niedersetzung eines Schiedsgerichts zum Austrag des schwebenden Streits an jenen beiden Stellen zu thun im Begriffe standen. Unterm 10. Januar 1881 erklärte sich der französische Minister des Auswärtigen geneigt, an einer europäischen Pression theilzunehmen, welche auf die griechische Regierung in Gestalt einer Collectivnote auszuüben wäre, welche aber den officiösen Charakter bewahren müßte, den Frankreich durch die Natur des Schiedsgerichtsvorschlags an sich den beiden streitenden Parteien gegenüber beizubehalten genöthigt sei. Alle Mächte schlossen sich dieser Anschauung an, und der Vorschlag des Schiedsgerichts sollte eben in Konstantinopel und Athen gethan werden, als die Pforte am 15. Januar ein Rundschreiben ergehen ließ, welches den Zusammentritt einer Conferenz in Konstantinopel anregte, und zwei Tage nachher erklärte, daß sie auf ein Schiedsgericht nicht eingehen könnte. Griechenland rüstete unter-

dessen fort, und auch die Türkei traf in Albanien und Thessalien militärische Vorbereitungen zur Abwehr eines von Süden her erfolgenden Angriffs.

Der Gegenvorschlag einer Conferenz der in Konstantinopel beglaubigten Botschafter, mit dem die Pforte den Schiedsgerichtsvorschlag beantwortet hatte, wurde von den Mächten angenommen. Doch begannen die betreffenden Verhandlungen, da der deutsche Botschafter abwesend war, erst in der zweiten Woche des März, und ihr Verlauf ist bis jetzt ein sehr langsamer gewesen, auch verlautete über die etwaigen Erfolge derselben nichts, was Vertrauen verdiente. Wahrscheinlich ist nur, daß die Pforte sich zu etwas weitergehenden Concessionen an Griechenland als den in der Note vom 3. October v. J. enthaltnen bereit erklärt, und sicher ist, daß sie zu ihren Vertretern bei den Unterhandlungen mit den Botschaftern der europäischen Großmächte Server Pascha und Ali Nizami Pascha ernannt hat. Jener ist ein Diplomat, der für England abgeneigt und den Russen zugethan gilt, dieser ein General, der zu den aufgeklärten Türken gehört und der beste Generalstabsoffizier der Pforte sein soll. So ist eine neue Instanz geschaffen, während die Botschafter lieber direct mit dem türkischen Minister des Auswärtigen verhandelt hätten. Man darf nun gespannt sein, ob in Konstantinopel die Feststellung einer annehmbaren Grenze besser gelingen wird als auf der Berliner Juliconferenz des vergangnen Jahres. Die Hoffnung auf eine friedliche Lösung würde wesentlich steigen, wenn es sich bestätigen sollte, daß Deutschland bei dem Vermittlungsversuche die Führung übernommen; denn während England in Konstantinopel mit wohlbegründetem Mißtrauen angesehen wird, ist das Wort unsrer Regierung dort von großem Gewicht, und es wäre nicht sehr überraschend, wenn die Pforte durch Vorstellungen des Grafen Hatzfeld zum Einlenken bewogen würde. Haben wirklich alle Mächte ein so ernstes Interesse an der Erhaltung des Friedens, wie sie zu haben behaupten, so kann es auch keine unübersteiglichen Schwierigkeiten geben, die Form zu finden, in welcher den Streitenden die Einigkeit Europas wirksam zu Gemüthe geführt werden kann. In diesem Falle würde sicher auch der Erfolg der Mediation nicht ausbleiben, wogegen die bloße Form der Einmüthigkeit wenig leisten würde, wenn eine oder die andre Großmacht fortführe, die Griechen unter der Hand zum Kriege anzuspornen. Der Schiedsgerichtsvorschlag Barthélemy St. Hilaires wäre vielleicht besser aufgenommen worden, wenn man in Athen nicht geglaubt hätte, Gambetta sei gegen ihn, und wenn England nicht im stillen die Griechen aufregte. Noch am 1. Januar erklärte Lord Granville dem französischen Botschafter, er theile die Ansicht Barthélemy St. Hilaires über die Bedeutung des Beschlusses der Berliner Conferenz, und der englische Gesandte in Athen sei angewiesen, diese Bedeutung nicht abzuschwächen. Während also Frankreich, Deutschland und Oesterreich-Ungarn aufs bestimmteste

erklären, sie hätten nur vermittelt und gerathen, behauptet England das Gegentheil und bestärkt die Griechen in dem Irrthum, aus der Conferenz sei ihnen ein Rechtsanspruch erwachsen. Man sieht, der Haß Gladstones gegen die Türkei bedroht die Ruhe Europas noch immer, und es ist nicht zu verwundern, wenn, wie die „Köln. Zeit." Ende Januar berichtete, englische Staatsmänner dreist erklären, im Fall eines Krieges würde die Flotte Englands wenigstens den Piräus gegen die türkischen Panzerschiffe vertheidigen. Ob die Griechen klug thun, sich darauf zu verlassen, bleibe dahin gestellt. Klüger waren die Türken, die zwar den Schiedsgerichtsvorschlag ablehnten, aber dadurch Nachgiebigkeit bewiesen, daß sie sich zu einer Botschafterconferenz bereit zeigten. Dies hätte keinen Zweck gehabt, wenn man türkischerseits nicht größere Zugeständnisse hätte bewilligen wollen als früher. Ihr letztes Rundschreiben hat allenthalben wegen seines Tactes, seiner maßvollen Sprache und seiner staatsmännischen Auffassung der Lage Anerkennung und Beifall gefunden. Diplomatisch hat also die Pforte vor den Griechen einen erheblichen Vorsprung.

Nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick stellen wir die verschiednen Auffassungen, die unsre Frage bei Griechenland — dem England und vielleicht auch Italien im stillen beipflichten — bei der Pforte und Frankreich — mit dem Deutschland und Oesterreich-Ungarn im wesentlichen übereinstimmen — findet, zu einer Vergleichung zusammen.

Das gegenwärtige griechische Cabinet betrachtet die Gebiete, deren Abtretung die Berliner Juliconferenz der Pforte empfohlen hat, als nicht mehr im rechtmäßigen Besitze des Sultans, ja sie leugnet, daß sie jemals dessen rechtmäßiges Eigenthum gewesen. Der Minister Kommunduros sagt in einem officiellen Schreiben an den französischen Gesandten in Athen:

„Es ist ohne Zweifel das erste Mal, daß in einem diplomatischen Actenstücke (die Note Barthélemys vom December v. J. ist gemeint) eine europäische Großmacht der Türkei ein legitimes Eigenthumsrecht auf die Gebiete ihrer europäischen Besitzungen zuerkannt hat. Es ist das eine ganz neue Theorie, gegen welche man sich gar nicht genug auflehnen kann im Namen der ewigen Gerechtigkeit, gegen die eine vierhundertjährige Occupation, eine in ihrem Wesen precäre Occupation, die niemals den Charakter rechtlichen Besitzes haben konnte, nicht überwiegen kann. Ist jemand der Gedanke gekommen, daß der Berliner Vertrag, indem er neue Territorien für Serbien, Montenegro und Rumänien bestimmte, indem er das Fürstenthum Bulgarien sowie Ostrumelien schuf, nicht beabsichtigt hätte, hieraus obligatorische Bedingungen für die Türkei zu machen? Gehörten der Türkei diese Territorien nicht auf Grund desselben Rechtstitels wie Thessalien und Epirus? Woher soll der Unterschied kommen, den man aufstellen will? Die Depesche vom 15. December constatirt, daß als Anmerkung der durch Griechenland während der Kriege von 1876 bis 1878 gezeigten klugen Mäßigung dasselbe zur Theilnahme am Berliner Congresse zugelassen worden sei. Sollte das der ganze Vortheil sein, den Griechenland dafür zu

erwarten hätte, daß es 1877 dem Reiche der Osmanen nicht den Gnadenstoß gegeben hat? . . . Griechenland wird Angesichts seines guten von Europa bestätigten Rechts die Möglichkeit einer Niederlage nicht berechnen; aber wenn uns eine solche treffen sollte, so ist es eine Frage, ob die emancipirten Völkerschaften des Balkans und der untern Donau ruhige Zuschauer einer neuen asiatischen Invasion bleiben werden, welche, nachdem sie Griechenland bezwungen, sehr wohl ihre Erfolge gegen die durch den Berliner Friedensvertrag befreiten fortsetzen könnte. Nein, weniger friedliebend als die Hellenen 1877, weniger vertrauend auf die Gerechtigkeitsliebe der Großmächte, werden diese Völker mit uns die Fahne des Befreiungskrieges entfalten, Länder, die noch von der Türkei occupirt sind, und von denen sie kein Document der Welt zum legitimen Eigenthümer zu machen vermag."

Ergänzt wird diese Darlegung des Standpunktes und der Absichten der griechischen Regierung durch eine spätere Note, in der es heißt, wie die Türkei sich stets mit Ausflüchten und Verschleppung zu helfen gesucht, so habe sie es auch dem 13. Protokoll des Congresses gegenüber gemacht, und ihr übler Wille habe alsdann die Berliner Conferenz veranlaßt. „Infolge des Protests der türkischen Regierung," sagt Commundouros nun weiter, „zeigte der Präsident der Conferenz Herrn Sadullah Bey an, daß die Entscheidung der Bevollmächtigten dem Geiste und Buchstaben des Berliner Friedensvertrags entspreche. Durch diese nach feierlicher Berathung einstimmig gefaßten Beschlüsse ist die Grenzlinie festgesetzt worden, die Griechenland jetzt beansprucht, und die nach den Worten des französischen Bevollmächtigten die größten Vortheile und die kleinsten Nachtheile bietet." Weiterhin sucht der griechische Minister nachzuweisen, daß die Pforte selbst in diplomatischen Noten die Beschlüsse der Conferenz als solche und nicht als bloße Rathschläge anerkannt habe, worauf er sich beschwert, daß diese selbe türkische Regierung die Beschlüsse nur als einfache Rathschläge ansehen und ihre Ausführung verweigern wolle. Stark durch den Beschluß Europas, habe aber Griechenland seine militärischen Vorbereitungen getroffen, um im rechten Augenblicke „endgiltig die ihm abgetretnen Provinzen zu besetzen und in ihnen Ordnung und Ruhe herzustellen." Nachdem dann die Depesche darauf hingewiesen, daß die Erregtheit und Leidenschaftlichkeit der griechischen Bevölkerung einen Besorgniß erregenden Grad erreicht habe, schließt sie mit den Worten: „Europa hat in seinem Gerechtigkeitsgefühle beschlossen, was recht und billig ist, und es wird nun die Mittel anwenden müssen, welche ihm nothwendig zu sein scheinen, um jene Beschlüsse auszuführen und den Frieden im Orient auf eine feste Unterlage zu begründen."

Die Stellung, welche die Pforte zu der Frage einnimmt, ergiebt sich aus ihren letzten Noten und Circularen, noch deutlicher aber wohl aus der Unterredung, welche der Stambuler Correspondent des „Standard" in der ersten Woche des März mit einem hochgestellten türkischen Staatsmanne hatte, und welche wir

für authentisch zu halten allen Grund haben. Der Correspondent hatte sich gewundert, daß die Botschafter von der Pforte wieder einmal auf die Zukunft vertröstet worden, und gemeint, daß zu diesem Spiele viel Geduld gehöre. Der Türke war dagegen der Meinung, daß vielmehr die Türken Ursache hätten, über die Ungeduld der auswärtigen Mächte zu erstaunen. Er sagte:

„Wie können der Sultan und seine Rathgeber über eine bedeutungsvolle Frage gleich der, die hier vorliegt, rasch zu einem Entschlusse kommen? Sehen Sie doch einmal, was man von uns fordert. Vor zwei Generationen dehnte sich das osmanische Reich noch vom Pruth bis zum Cap Matapan aus und war nach Rußland der größte Staat Europas. Durch fortdauernde Beschneidungen, indem man zuerst im Süden Griechenland, dann im Norden Serbien und Rumänien lostrennte, und indem man endlich nach dem letzten Kriege Bosnien für Oesterreich wegnahm, Bulgarien ganz unabhängig machte, Ostrumelien eine halbe Unabhängigkeit gewährte und Serbien, Rumänien und Montenegro durch Einverleibung von benachbartem türkischem Gebiete vergrößerte, ist die Türkei in Europa in einen der kleinsten europäischen Staaten verwandelt worden. Wir haben bereits zwei Drittel unsers ehemaligen europäischen Besitzes verloren, und unsre europäische Bevölkerung ist binnen wenigen Jahren von zwanzig auf fünf Millionen zusammengeschmolzen. Im Jahre 1820 besaßen wir etwa zweimalhunderttausend Quadratmeilen (englische natürlich) Gebiet in Europa, und davon sind uns keine sechzigtausend übrig geblieben. Das alles genügt den Mächten noch nicht. Von jenem geringen Rest unseres Reiches sollen wir jetzt noch fast zehntausend Quadratmeilen Land mit 750 000 Einwohnern, den besten Unterthanen des Sultans, an Griechenland herausgeben. Wollen Sie es erstaunlich finden, wenn wir zögern? Ist es nicht vielmehr ein Wunder, daß wir nicht ungeduldig werden und, alle Vorsicht bei Seite lassend, für unser Erbtheil, unsre Macht und unser Ansehen kämpfen, wie es das Volk der Osmanen allezeit gehalten hat? Wir haben diesen Schritt bis jetzt unterlassen, und Europa schuldet dem Sultan auch deshalb Rücksicht. Man drängt uns aber und will uns keine Ueberlegung gönnen; während es ganz natürlich ist, daß der Sultan zögert, eine so große Anzahl von Glaubensgenossen dem Erbfeinde zu überantworten, geberden sich die Diplomaten, als ob sie zu erwarten berechtigt wären, er werde es mit Vergnügen und in aller Geschwindigkeit thun."

Die französische Ansicht von der griechisch-türkischen Frage ist vorzüglich in der Note Barthélemys vom 24. December v. J. und in dessen Depesche vom 7. Januar d. J. ausgesprochen. In dem ersten Actenstücke heißt es u. a.:

„Seit der Abtretung von Dulcigno kündigt Griechenland seine Absicht an, die Türkei anzugreifen, sobald militärische Operationen practicabel sein werden. Um den Preis ungeheurer Opfer trifft es öffentliche Vorbereitungen, um mit den Waffen die Gebiete von Epirus und Thessalien zu erlangen, von welchen es glaubt, daß dieselben ihm nach den Entscheidungen der Berliner Conferenz von Rechtswegen gehören. Indem Griechenland diesen Vorwand nimmt, begründet es seine Ansprüche auf einen augenfälligen Irrthum, der schon mehrmals zurückgewiesen worden ist und jedesmal zurückgewiesen werden muß, wenn er vorgebracht wird. Im 24. Artikel des Berliner Vertrags hat Europa erklärt, daß es, falls man es dazu auffordere, zwischen der Pforte und Griechenland vermitteln wolle, um die Verhandlungen in

Betreff der Grenzberichtigung zu erleichtern.' Da die Türkei und Griechenland weder zu Prevesa noch zu Konstantinopel zum Ziele kommen konnten (1879), wurde jene Vermittlung angerufen und angeboten, was durch die Conferenz von 1880 geschah. So haben die Bevollmächtigten, um im Einklange mit den Intentionen und den formellen Vorschriften des Congresses zu handeln, und in der Absicht, die Unterhandlungen zwischen den beiden Parteien zu erleichtern, in Ausübung des Vermittleramtes eine Grenzlinie in Vorschlag gebracht, welche als Basis dienen könnte, auf der die Besprechungen (zwischen den türkischen und den griechischen Commissären) neu aufgenommen und zu einem befriedigendern Ausgange geführt werden könnten. Griechenland hat seinestheils den Rath der Vermittler angenommen und beansprucht demzufolge jene Grenzlinie, welche in den Protokollen der Conferenz niedergelegt worden ist. Allein die Conferenz ertheilte nichts als einen Vorschlag, welcher, um wirksam zu werden, in gleichem Sinne auch von der andern Partei hätte acceptirt werden müssen, die gleicherweise die Wahl hatte, ihn anzunehmen oder abzulehnen. Nun hat aber die Pforte dem ihr vorgeschlagnen Arrangement nicht zugestimmt, und infolge dessen ist die europäische Vermittlung erloschen, ohne irgendein Resultat ergeben zu haben. Europa ist frei, da es alles, was es versprochen, gethan hat, und niemand kann dem dargebotnen Rathschlage einen Charakter und eine Ausdehnung beilegen, die er niemals besessen hat. Wer immer es versuchen sollte, diese Grenze zu überschreiten, kann dies nur auf eigne Gefahr thun, da die europäischen Cabinette niemals irgend jemand die Pflichten übertragen haben, die sie nur sich selbst vorbehalten wollten... Es wäre schon Unglück genug, wenn zwischen der Türkei und Griechenland ein Krieg zum Ausbruche käme, aber ohne egoistisch zu sein, zögern wir nicht, zu sagen, daß es eine noch weit größere Calamität sein würde, wenn diese Geißel sich über ganz Europa ausbreiten sollte... Der allgemeine Friede steht auf dem Spiele, und dieser Preis ist wohl der Mühe werth, der die Cabinette sich unterziehen würden, falls sie auf uns hörten."

In der Depesche vom 7. Januar aber wird die griechische Auffassung vom zwingenden Charakter der Conferenzbeschlüsse noch klarer und bestimmter widerlegt. Das Schriftstück nennt diese Auffassung einen „schweren Irrthum" und weist darauf hin, daß dieselbe den Griechen ebenso gefährlich werden könne als der Ruhe Europas. Im Interesse der friedlichen Beziehung zwischen Griechenland und der Türkei habe der Congreß den Vorschlag der Grenzveränderung gemacht, nicht (vgl. oben Waddingtons Rede) in der Absicht, die Souveränetät der Pforte anzutasten. „Sein Wunsch war," so fährt die Depesche fort, „die Türkei zu überzeugen, daß es nöthig sei, Griechenland Zugeständnisse zu machen, keineswegs aber, übertriebne Ansprüche ins Leben zu rufen. Nichts kann klarer sein als der Wortlaut der hierauf bezüglichen Bestimmungen des Berliner Congresses. Niemals hat Europa die Absicht gehabt, Griechenland den gesammten Besitz der Landschaften zu verbürgen, die ihm nicht gehörten. Es hat nur seine guten Dienste angeboten, um einen Streitpunkt zu beseitigen, der gefährlich zu werden drohte." Barthélemy geht hierauf zu der Berliner Conferenz über und sagt, es sei einleuchtend, „daß diese in keiner Weise befugt gewesen sei, die Bestimmungen des Berliner Friedensvertrags abzuändern." Dies liege so sehr

auf der Hand, daß jeder Unparteiische es einsehen müsse. Die Conferenz habe denn auch in Wirklichkeit nichts andres vorgenommen, als daß sie sich der zwei Jahre vorher angebotnen freundschaftlichen Vermittlung unterzogen habe.

Aus dieser klaren und unbestreitbaren Darstellung folgert der französische Diplomat, daß die Conferenzbeschlüsse, die ja nur im Berliner Friedensvertrage von 1878 ihre Begründung hätten, nichts anders sein könnten, als freundschaftliche Vorschläge, die jedoch für die Türkei keineswegs einen zwingenden Charakter hätten, und zu deren Ausführung die Pforte von den Mächten nicht angehalten werden könne. Nachdem die Depesche dann den Gang der betreffenden Congreßverhandlungen noch kurz angegeben hat, schließt sie mit den Worten:

„Alle vorhergegangnen Anzeichen beweisen, daß auf dem Berliner Congresse, so wie auf der Conferenz nichts geschehen ist, was Griechenland ein Recht verliehe, seine Ansprüche mit Gewaltmitteln aufrecht zu erhalten, wie es dies zu thun die Absicht hat. Hätte Europa für gut befunden, eine Entscheidung zu geben, welche mit Waffengewalt durchzusetzen wäre, so würde es dies gesagt und nicht einem Staate, dessen Bedeutung so gering ist wie diejenige Griechenlands, die gefährliche Pflicht übertragen haben, mit Gewaltschritten einem solchen Urtheile Geltung zu verschaffen. Um die Friedensbedingungen festzustellen, hatte sich Europa in Berlin zusammengefunden, in dieser Absicht wurde der Vertrag vom 13. Juli 1878 unterzeichnet, und zu demselben Zwecke beauftragte man die Berliner Conferenz mit dem Versuche, Vorschläge zur Bestimmung einer schwierigen und vielbestrittnen Grenze zu machen. Es wäre mehr als beklagenswerth, wenn so viele Arbeiten für den Frieden in einem schrecklichen Kriege verloren gingen, der den offenkundigsten und theuersten Interessen Europas zuwiderlaufen würde, der den Weltfrieden und die Bestrebungen der Civilisation so ernster Gefahr aussetzen könnte, und der heraufbeschworen würde durch ein Volk, dem Europa so viele Beweise von Freundschaft gegeben hat, und das sich nicht über die geringste Vertragsverletzung zu seinem Schaden beklagen kann."

Man findet wohl ohne Mühe heraus, daß die Behauptungen der Griechen in leeren Phrasen bestehen, und daß die türkische Auffassung wenigstens eine gewisse Berechtigung im menschlichen Gefühl hat, daß aber die französische, der Oesterreich-Ungarn und Deutschland in allen Hauptpunkten beipflichten, allein das Lob verdient, politisch und rechtlich die richtige zu sein.

Macchiavelli als militärischer Techniker.

Von Max Jähns.

n den der militärischen Technik gewidmeten Abschnitten von Macchiavellis Arte della guerra tritt der echte Charakter der Renaissance insofern deutlich hervor, als die darin niedergelegten Anschauungen und Vorschläge eine untrennbare Verbindung scharfer, unmittelbarer Beobachtung und antiker Reminiscenzen sind. Bald waltet das eine, bald das andre Element vor.

Als Ideal eines Fußvolks erscheint dem großen Florentiner natürlich das römische. Er kennt die Klagen des Vegetius über die Verzärtelung der spätrömischen Legionare, welche die alten Schutzwaffen verschmähten, auf denen doch die Möglichkeit des Nahgefechtes beruhte, und schließt sich diesen Klagen für seine eigne Zeit mit vollem Rechte an. „Unser heutiges Fußvolk," sagt er, „trägt zu seiner Vertheidigung ein eisernes Bruststück .... nur wenige haben auch Rücken und Arme bewehrt, keiner den Kopf .... Diese Art der Bewaffnung ist zweckmäßig für die Erleichterung der Märsche und Evolutionen. Ohne Schutzwaffen ist aber der Mann jedem Schlage preisgegeben; er ist geradezu unbrauchbar beim Angriffe auf Befestigungen, ja überall, wo er auf ernsten, kräftigen Widerstand stößt, also auch gegen tüchtige Infanterie. Sobald ein gutes mit Schutzwaffen und Degen versehenes Fußvolk den Schweizern so nahe auf den Leib rückt, daß ihnen die Pike nicht mehr nützt, sind sie doch auch auf den Degen angewiesen, und dann kommen sie wegen des Mangels an Schutzwaffen in Nachtheil."

In taktischer Beziehung war gerade zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch die großen gevierten Haufen der Schweizer und Landsknechte der Gedanke der Defensive leitend geworden. Da mit reiner Defensive aber keine Entscheidung zu gewinnen ist, so galt es, Formen zu finden, welche dem Fußvolke günstige Bedingungen für den Angriff sicherten. Als Mittel dazu erschien den Taktikern die Verbreiterung der Gesamtfront des Heeres und das Reservesystem. Praktisch wurde beides längst von den Schweizern in ihrer staffelförmigen Schlachtordnung angewendet; theoretisch aber hat Macchiavelli diese Dinge nicht nur zuerst gründlich auseinandergesetzt, sondern sie auch weiter entwickelt und zwar zunächst lediglich in Anwendung auf die blanken Waffen, da er auf die Feuerwirkung noch ungemein wenig Werth legt.

„Ihr theilt — so ruft er seinen Zeitgenossen zu — eure Heere in drei große Haufen, Avantgarde, Bataille, Arrièregarde; aber es sind nur drei Namen;

ihr benutzt diese Eintheilung lediglich für die Bequemlichkeit der Märsche und der Lager. In der Schlacht stellt ihr die drei Haufen in einem Treffen nebeneinander und setzt das ganze Schicksal des Kampfes auf einen Wurf. Vernünftiger verfahren die Schweizer, sie ordnen wenigstens von ihren großen Haufen den zweiten seitwärts-rückwärts vom ersten an, und das dritte Bataillon halten sie einen Büchsenschuß hinterwärts von den beiden ersten. So vermag das zweite den Moment zu ersehen, um dem ersten beizuspringen, und das dritte hat Raum zum Vorgehen, um die beiden ersten aufzunehmen, wenn sie geworfen werden. Diese Art, die Bataillone zu ordnen, ist nothwendig, wenn man einmal durchaus die großen ungeschlachten Haufen anwenden will; man kann sich aber mit geringeren Zwischenräumen zwischen den Bataillonen begnügen und doch das Treffensystem anwenden, sobald man die taktischen Einheiten zweckmäßig verkleinert. Andrerseits ist das schweizerische System immer noch ungenügend. In dem einzelnen Bataillon desselben ist die Unterstützung, welche die Unterabtheilungen einander gewähren können, keine andre, als die in der griechischen Phalanx: die hintern Glieder treten in Thätigkeit, wenn die vordern außer Gefecht gesetzt sind; allenfalls treiben die hintern Glieder die vordern vorwärts. Das ist nicht jene lebendige Unterstützung, welche die einzelnen Unterabtheilungen der Legion einander gewährten."

Um nun etwas dieser ähnliches zu erhalten, giebt Machiavelli seinem Haufen (bataglione) 10 Fähnlein (bataglie), deren jedes 400 Mann in 20 Rotten und 20 Gliedern zählt. Von diesen stellt er 5 Fähnlein in das erste Treffen und läßt zwischen je zweien derselben Intervalle von 10 Fuß. Im zweiten Treffen, welches 60 Fuß hinter dem ersten angeordnet ist, werden 3 Fähnlein, und zwar hinter dem mittelsten und den beiden Flügelfähnlein des ersten Treffens aufgestellt; im dritten Treffen endlich stehen nur 2 Fähnlein hinter dem Flügelfähnlein des zweiten Treffens, von welchem es abermals 60 Fuß Abstand hat. Hierdurch werden die geworfenen Fähnlein des ersten Treffens befähigt, sich ohne Verwirrung zurückzuziehen; das zweite Treffen soll sie aufnehmen und den Kampf fortführen; endlich, falls beide vordern Treffen geworfen sind, sollen sie sich auf das dritte zurückziehen und nun mit diesem gemeinsam den letzten entscheidenden Versuch machen.

Machiavelli nimmt also die Legionartaktik der Römer zum Vorbilde. Aber trotzdem bleibt auch seine Schlachtordnung mehr auf die Defensive als auf den Angriff eingerichtet; denn selbst dieser große Geist vermag sich nicht ganz frei zu machen von dem Banne der mittelalterlichen Tradition, welche dem Fußvolke unbedingt die inferiore Stellung gegenüber der Reiterei zuwies. Er vermag das römische Vorbild nicht zu erreichen.

Noch immer hat jedes seiner Fähnlein in den 5 vordern Gliedern Spießer, um den erwarteten Stoß schwerer Cavallerie aufzufangen; nur die 15 hintern Glieder sind Rondartschiere, die für das ernste Handgemenge bestimmt sind. Aber auch die freien Flanken umschließt eine Spießerhecke, und um die hierfür nöthige Mannschaft zu gewinnen, giebt er jedem seiner Bataillone ein Corps von 1000 außerordentlichen, nicht in die Fähnlein eingereihten Pikenieren bei. Auch die verschiedene Breite der Intervalle innerhalb der Treffen lehrt, daß Machiavelli doch wesentlich unter dem Eindrucke der defensiven Bedürfnisse seiner Zeit schrieb. Diejenigen des zweiten und dritten Treffens sind groß genug, um dem ersten Treffen zu gestatten, sich durch dieselben zurückzuziehen; aber die Intervalle des ersten Treffens sind nicht groß genug, weder um den Feind zu einer Theilung seiner Front zu veranlassen, noch um dem zweiten Treffen zu gestatten, dem ersten im entscheidenden Momente wirksam zu Hilfe zu kommen und damit vielleicht den Angriff zu entscheiden (3. Buch).

Gelingt es Machiavelli in infanteristischen Dingen nicht ganz, dem Bedürfnisse der Zeit zu entsprechen, so ist umsomehr der Scharfsinn zu bewundern, mit welchem sein durchdringender Geist die wahren Aufgaben der Reiterei erkannte. Er ist ein Gegner der schwer geharnischten Reisigen, die nicht selten, wenn sie einmal vom Pferde gekommen, sich nicht wieder aufrichten konnten, sondern im Schlamm und Schmutz erstickten. Seine Gedanken über den zweckmäßigen Gebrauch der Cavallerie faßt er in folgenden Worten zusammen.

„Man bedarf der Reiterei zur Unterstützung und Verstärkung des Fußvolks; keineswegs aber darf man sie als die Hauptwaffe des Heeres betrachten. Sie hat ihre hohe und berechtigte Bedeutung bei Recognoscirungsritten, als Avantgarde, auf Streifzügen zur Fouragirung und Verwüstung feindlichen Gebietes, zur Beunruhigung und steten Alarmirung der Quartiere des Gegners und zum Abfangen seiner Zufuhren. In Feldschlachten aber, wie sie über das Schicksal der Völker entscheiden, ist die Reiterei mehr geeignet, einen schon erschütterten Feind anzugreifen oder den fliehenden zu verfolgen, als für irgend eine andere Aufgabe“ (2. Buch). Wenn man diese Sätze liest, so glaubt man einen Theoretiker aus unsern eignen Tagen zu hören.

Seltsam ist Machiavellis Verhältniß zur Artillerie. Obgleich die Arte della guerra doch nach der Schlacht von Ravenna (1512) geschrieben ist, in welcher das Feuergeschütz bereits eine so große Rolle spielte und durch die kühne Flankenbewegung des Alfonso von Este die italienische Artillerie wahrlich den Beweis überraschender Reife gegeben hatte, so tritt ihr doch Machiavelli ungemein zurückhaltend gegenüber. Hier ist eine Voreingenommenheit, wohl infolge einseitiger Verehrung der Antike, kaum zu verkennen. Machiavelli steht in dieser Beziehung

nicht allein. Seit Petrarcas Tagen, der sich so heftig gegen die Feuerwaffen ausgesprochen hatte, war der Haß gegen diese neuen Streitmittel nirgends lebendiger als in dem Italien der Condottieri, deren virtuose, auf der Willkür persönlichen Talents beruhende Kriegsweise allerdings durch die Einführung der Feuerwaffen empfindlichst bedroht war; denn „die Kugel ist eigensinnig." Guicciardini ging in seiner Abneigung gegen die Artillerie so weit, daß er sie als eine „Pest" bezeichnet und sie sogar bei Belagerungen nicht gelten lassen will, da die Schwierigkeiten ihres Transports und ihrer Bedienung nicht in richtigem Verhältnisse zu dem geleisteten Nutzen stünden. In dieser Hinsicht urtheilt Machiavelli allerdings viel unbefangner. Die poliorketischen Erfolge Charles' VIII. hatten ihn über die Bedeutung der Artillerie im Festungskriege vollkommen belehrt; in der Schlacht aber will er das Feuergeschütz nur zu Anfang für eine einzige Lage benutzen, nach der er es wieder hinter das Fußvolk zurückzieht. In seiner Schlachtbeschreibung nimmt er an, daß das feindliche Geschütz eine Salve giebt; „aber die Kugeln fliegen unschädlich über die Köpfe" unsres Fußvolks. Er will auch des störenden Pulverdampfes wegen von dem Geschütze keinen weitern Gebrauch machen; er erklärt es für „eine unnütze Sache, sobald das Handgemenge begonnen." Diese Nichtachtung war nach dem Erfolge von Ravenna ein Anachronismus. Darin aber hat Machiavelli vollkommen recht, daß er es für das beste und einzige Mittel, „das feindliche Geschütz unnütz zu machen, erklärt, daß man sofort darauf losgeht." Dies traf zu seiner Zeit vollkommen zu (3. Buch).

Seine Gedanken über das Lagerwesen schließen sich so viel als irgend möglich an die antike Ueberlieferung an. Alles ist mit Einsicht durchdacht und mit großer Klarheit vorgetragen (5. Buch).

Kühn und scharfsinnig sind seine fortificatorischen Ideen. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts schon hatte der Gedanke an die Artillerie begonnen, bestimmend auf die Thätigkeit der Kriegsbaumeister einzuwirken, und bald erkennen sie als das zu lösende Problem: Möglichkeit rasanter Geschützwirkung bei Aufrechterhaltung voller Sicherheit gegen Leitersteigung. Wenn man rasante Geschützwirkung wollte, so konnte von vorzugsweiser Aufstellung des Geschützes auf den Thürmen, wie das bisher Sitte gewesen, nicht mehr die Rede sein. Der Wehrgang der Mauer aber war zu schmal, um größern Kalibern Raum zu bieten. Man vermochte die Mauerkrone nun nicht einfacher zu verbreitern, als indem man Erde anschüttete und so einen Wallgang hinter der Mauer schuf, von dem aus das Geschütz feuern konnte. Eine solche „Schütte" ließ zugleich einen Theil der Sicherheit wiedergewinnen, welche die Mauer allein gegenüber der Gewalt des neuen Geschützes nicht mehr darbot, und darum nannten die Franzosen das Aufschütten eines solchen Walles remparer, d. i. parer à nouveau.

wovon dann das Hauptwort rempart (Wall) gebildet wurde. Aber so groß auch die Vortheile einer solchen Anlage waren, sie kam doch nicht eben oft zur Ausführung; denn sie hatte einen Fehler, der den Nutzen bei weitem zu überbieten schien: der Sturz der gebrochnen Mauer zog unbedingt denjenigen der Erdmasse nach und machte die Bresche weit zugänglicher, als sie sonst gewesen wäre. „Wenn die Mauer fiel," sagt Philipp von Cleve, „so habe ich stets den Wall mit stürzen sehen, und dann konnte man leicht hinaufsteigen." Dieser Uebelstand war aber zu jener Zeit von noch größerer Bedeutung als später; denn damals galten gerade die letzten Momente der Vertheidigung für diejenigen, in denen sich ihre höchste Stärke entfaltete; das mußte aufhören, sobald die Bresche gangbar wurde. Die Kriegsgelehrten sannen darüber nach, wie dem abzuhelfen sei. Herzog Philipp schlägt vor, den zur Geschützaufstellung bestimmten Erdwall nicht an die Mauer zu lehnen, ihn vielmehr mit Balken zu durchziehen, um ihm möglichst große eigne Standfestigkeit zu verleihen, zwischen ihn und die Mauer aber einen breiten Graben zu legen, so daß nach dem Mauersturze sofort eine zweite Enceinte hinter der Bresche stehe. Einen ganz ähnlichen Vorschlag macht Machiavelli. Er sagt: „Wenn ihr die Gräben, um die Anwendung der Sturmleitern zu erschweren, *vor* den Mauern zieht, so vermag ein Feind, der über bedeutende Streitkräfte gebietet, den Graben unzweifelhaft früher oder später auszufüllen, und dann ist ihm die Mauer preisgegeben. Ich glaube daher, unbeschadet einer bessern Meinung, daß man den Graben nicht vor, sondern *hinter* die hohe Mauer legen soll. Dies ist die festeste Art der Befestigung, welche man anwenden kann; denn sie sichert zugleich vor dem Geschütze, wie vor der Escalade und verbietet dem Feinde, den Graben auszufüllen. Die Mauer darf nicht weniger als 6 Fuß (3 braccia) dick sein, um ihre Zerstörung nicht leicht zu machen; ihre Thürme müssen in Zwischenräumen von 200 Fuß errichtet werden. Der innere Graben muß wenigstens 60 Fuß (30 braccia) breit und 24 tief sein; alle ausgegrabene Erde wird gegen die Stadt zu aufgeschüttet und so ein übermannshoher Wall hinter dem Graben errichtet, der durch eine von der Grabensohle aufsteigende Mauer bekleidet wird .... Hinter diesem Walle nun wird das schwere Geschütz (l'artiglieri grosse) aufgestellt; während zur Vertheidigung der hohen Vormauer und ihrer Thürme nur kleine und mittlere Kaliber (altre che le minute o mezzane) angewendet werden können. Versucht dann der Feind die Leitererersteigung, so schützt euch die Höhe der ersten Mauer; rückt er mit seinem Geschütze vor, so hat er zunächst in diese Mauer Bresche zu legen (battere). Geschieht dies, so fallen ihre Trümmer, einem bekannten Gesetze zufolge, vorwärts gegen den Feind zu; da sie aber hier kein Graben aufnimmt, so erhöhen sie nur das Terrain, geben dem hinter ihnen liegenden Graben

nur noch größere Tiefe. Nun muß der Feind im Nachfeuer eurer schweren Geschütze die Mauertrümmer übersteigen und den breiten, tiefen Graben ausfüllen, und das dürfte ihm sehr schwer fallen, zumal da er von andern, noch nicht niedergelegten Theilen der Mauer flankirt werden wird (essendo le mura sinuose e concave) und er überdies alle zur Ausfüllung des Grabens nothwendigen Stoffe über die Bresche heranschleppen muß, was die größten Schwierigkeiten macht. Ich halte daher eine so befestigte Stadt für uneinnehmbar. Noch fester wird sie allerdings, wenn man außer dem innern Graben auch noch einen äußern anlegt. Will man sich aber mit einem Graben begnügen, so sage ich: es ist besser, ihn innen als außen zu ziehen (7. Buch)."

Die Vorschläge des Herzogs von Cleve und Machiavellis sind genau in der Weise, wie sie gemacht wurden, wohl nirgends zur Ausführung gekommen, obgleich sie unzweifelhaft sehr beachtenswerth waren.

Machiavellis Vorschläge ähneln in mancher Beziehung denjenigen, welche Dürer zur Verstärkung vorhandner alter Stadtbefestigungen macht; wahrscheinlich hatten beide ihr Vorbild in Padua, dessen vergebliche Belagerung im Jahre 1509 durch Kaiser Maximilian so großes Aufsehen gemacht hatte; denn diese Stadt war in einer Weise remparirt, welche der von Machiavelli empfohlenen sehr nahe kommt. Wie einsichtig und klardenkend übrigens Machiavelli in Dingen der Befestigungskunst war, lehrt sein Protokoll über die Besichtigung der Fortificationen von Florenz durch Navarro und sein Schreiben an Guicciardini über denselben Gegenstand (1526). Merkwürdig erscheint es, daß er bereits mit Entschiedenheit die Forderung eines Rayongesetzes ausspricht und zwar eines viel strengern als es irgend eine neuere Verordnung gethan hat. „Bis zu einer Meile Entfernung von der Festung darf weder Mauerwerk aufgeführt, noch auch das Feld bestellt werden (7. Buch)."

Alles in allem genommen erkennt man, daß Machiavelli, der durch seine begeisterte Verkündigung des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht als ein wahrhaft prophetischer Geist und als einer der wichtigsten Denker auf dem Gebiete des militärischen Verfassungslebens erscheint, auch das Wesen der kriegerischen Technik in einer für seine Zeit ganz ungewöhnlichen Deutlichkeit durchschaute, und es ist ein neuer, ich möchte sagen psychologischer Beweis für die nahe Verwandtschaft von Kriegskunst und Staatskunst, daß der Begründer des modernen Staatsrechts zugleich der erste moderne militärische Klassiker ist.

Ein Brief Kloses an Lessing.

Unter den Männern, mit denen Lessing während seines Aufenthalts in Breslau 1760—1765 verkehrte, nimmt Samuel Benjamin Klose, Lehrer am Magdalenengymnasium und seit 1763 Rector der Schule zum Heiligen Geist in der Neustadt, den ersten Platz ein. Er war unstreitig der fleißigste und gelehrteste Mann, den Breslau im vorigen Jahrhundert gehabt hat. Sein dauerndstes Verdienst liegt in seiner großen Geschichte von Breslau, von der leider nur die Hälfte zum Druck gelangt ist; doch war er in allen Gebieten der Geschichte, Literatur und Philosophie zu Hause. Da er außerdem Bibliothekar der großen neustädtischen Bibliothek zu St. Bernhardin war und auch die übrigen Bibliotheken der Stadt vortrefflich kannte, so war seine Bekanntschaft für einen Mann von den geistigen Bedürfnissen Lessings von besonderm Werthe. Zudem theilte Klose mit Lessing und bildete wahrscheinlich durch den Umgang mit ihm aus die Neigung zur scharfen und gründlichen Kritik. Als Karl Gotthelf Lessing, später Münzdirector in Breslau, die Biographie seines Bruders zu schreiben unternahm, bat er Klose um Nachrichten über den Breslauer Aufenthalt des Bruders und rückte den Bericht, den ihm dieser schriftlich lieferte, wörtlich in sein Buch ein (I, 241—248). Auch schenkte er zum Andenken an Klose den Band der handschriftlichen Collectaneen Lessings der Bernhardinbibliothek (jetzt Stadtbibliothek Hs 1688). Beim Ordnen von Kloses colossalem handschriftlichen Nachlaß, der an dieselbe Bibliothek übergegangen ist, fand ich schon vor einigen Jahren das Concept zu folgendem Briefe an Lessing. Die Hoffnung, mit der Zeit noch mehr zu finden, hat sich nicht erfüllt, und so halte ich es für billig, den Brief nicht länger zurückzuhalten. Legt er doch ein lebhaftes Zeugniß ab von dem gewaltigen Eindruck, den Lessing hier wie anderswo auf die Männer gemacht hat, die er seines nähern Umgangs würdigte.

Wenn sich J. Kutzen in seinem interessanten Aufsatze „G. E. Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau“ (Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, philos.-histor. Abtheilung 1861) wundert, daß von dem Briefwechsel zwischen Lessing und Klose, den er nach des erstern Scheiden von Breslau als selbstverständliche Fortsetzung des vertraulichen Umgangs annimmt, bisher noch nichts zu Tage gekommen sei, so kann der folgende Brief dazu beitragen, die Annahme eines lebhaftern Briefwechsels zwischen beiden Männern als irrig hinzustellen. Es ist ein Gelegenheitsbrief. Als Antwort auf Lessings ersten Beitrag zur Geschichte und Literatur sendet Klose ihm das erste Heft seiner Neuen literarischen Unterhaltungen. Aus

dem ganzen Inhalte leuchtet durch, daß wenigstens von einem regelmäßigen Briefwechsel zwischen ihnen nicht die Rede sein kann. Die im Briefe enthaltenen Anspielungen und Beziehungen sind, wo sie nicht als bekannt vorausgesetzt werden durften, nach Möglichkeit erläutert worden. Wenn es auch begreiflich ist, daß Lessing in Berlin, Hamburg und Wolfenbüttel wenig mehr an seine Breslauer Zeit dachte, die ihm durch das lästige Gefühl seiner dienstlichen Abhängigkeit und die Büreaubeschäftigung häufig zuwider geworden war, so bezeugt doch der Brief in trefflicher Weise, daß die am Ostraude des Deutschthums gelegene Stadt zu jener Zeit durchaus nicht eines regen literarischen Lebens entbehrte.

Den Frühling seh' ich jedes Jahr wider, aber Sie so lange nicht. Daß man bei uns nach Ihnen sich sehnt, können Sie daraus schließen (corrigirt: leicht glauben), und daß ich der erste darunter bin, davon wolte ich Sie mit mehr als einem Beweise überzeugen, wenn es nötig wäre. In meinem Tagebuche[1]) steht Lessing in dem Zeitraum von 24 Stunden öfters als die Namen der Heiligen im Kalender. Wenn nicht das Publikum so viel durch ihre Trennung von uns gewonnen hätte, so würde es mich reuen, daß ich nicht alles angewandt habe, Sie noch hier zu behalten. Man hat sehr oft sich mit dem angenemen Märchen getragen, daß Sie nach Breslau kommen würden, zuweilen auch gar sich überredet, daß Sie hier wären. Der Münzrendant L.,[2]) welcher sich mit Ihrer Vertraulichkeit brüstete, ist nun (corrigirt: vor zwei Jahren) in den Ort gegangen, wo er nene (corrigirt: unerwartete) Erfarungen erlangen wird. So oft er mich sah, waren Sie unser Gespräche. Seine Bibliothek hat ein sehr günstiges Schikal gehabt. Die Bücher sind so hoch bezalet worden, als wenn er der berümteste Beichtvater gewesen wäre. Haben Sie denn Ihren Vorsatz nach Wien, nach Italien, nach Griechenland zu gehen, aufgegeben? Ich wünschte, daß Sie ihn wider vornämen (corrigirt: wirklich machten), so würden die Wissenschaften und zugleich Ihre Freunde sehr wohl dabei stehen. Denn daß Sie alsdann durch Breslau reiseten, ist mir warscheinlich, und daß Sie mich sprächen, gewiß. Sie haben mich nicht vergessen, das weiß ich. Wie sehr sich unser R. Arl. (Rector Arletius zu Sanct Elisabet)[3]) freute, als er seinen Namen in Ihrem

[1]) Von einem Tagebuche Kloses ist bisher unter dem reichen handschriftlichen Nachlaß des fleißigen Mannes nichts znm Vorschein gekommen.

[2]) Carl August Langner war gegen 30 Jahre lang Rendant im Königlichen Münz-Comptoir zu Breslau. Ueber seine persönlichen Verhältnisse und seine Beziehungen zu Lessing ist nichts mehr zu ermittelu gewesen, ebensowenig wie über seinen Tod, auf den doch wohl Klose anspielt. Als Besitzer einer werthvollen Bibliothek mag er Lessings Interesse erregt haben.

[3]) Johann Caspar Arletius, Rector des Gymnasiums zu St. Elisabet, war Bibliothekar der Rhedigerschen Bibliothek, die den Grundstock der jetzigen Stadtbibliothek bildet und wegen ihrer Handschriften und vielen seltnen Druckwerke eines wohlverdienten Rufes genießt. Arletius war einer ihrer gelehrtesten Bibliothekare. Er beschäftigte sich mit Vorliebe mit den schlesischen Dichtern, wie Opitz, Tscherning, Gryphius, Günther u. s. w., hat auch große Sammlungen angelegt zur Herausgabe derselben, ist aber nie zum Abschluß dieser Arbeiten gelangt. Es war ihm nicht „druckerlich," wie er einst zu seinem ihn mahnenden Neffen J. E. Scheibel äußerte. Er war auch ein sehr verständiger Numismatiker. Friedrich II. schätzte ihn hoch und befahl in öfters zu sich. Von Lessings Beziehungen zu ihm zeugt noch ein Blatt seines Stammbuches, auf dem ihm dieser bei seinem Abschiede von Breslau, am 20. April 1765, die Verse aus Horat. Ep. II. 1. 76 u. 77 einschrieb:

Indignor quidquam reprehendi, non quia crasse
Compositum illepideve putetur, sed quia nuper.

Scultetus[4]) laß, können Sie sich kaum vorstellen. Er war den Augenblick entschloßen Ihnen ein langes Danksagungsschreiben zu überschicken, wenn nicht einige von ihm aufgefundene Scult. Gedichte diesen Vorsatz aufgehalten hätten, denn nun geht er damit um, Ihnen eine kleine Sammlung dieser zu dediciren. Ich würde das nemliche thun, denn wie unendlich bin ich Ihnen für Ihre Freundschaft verbunden; doch ich finde keinen Stof, der Ihrer würdig und meinen kleinen Fähigkeiten angemeßen ist. Die litterarischen Beiträge, in denen ich mich incognito vor Ihnen als dem, der meine höchste Bewundrung und Liebe verdient, neige, belieben Sie als einen Beweis gütigst aufzunemen, daß ich mich ganze Tage freue, wenn ich nur meinem besten einen Augenblik von Vergnügen verschaft habe. Lesen Sie ja nichts weiter als den Klaggesang der Nachtigall und die Gedichte des Scultetus, die ich aus dem Original unsers jungen Dichters habe abdrukken lassen:[5]) denn das übrige ist nicht für Sie geschrieben. Freilich würde eine Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der Gelersamkeit in Schlesien den Ausländern bald in dem ersten Stüke wilkommen gewesen sein. Allein ich habe zu viel Liebe für mein Vaterland und eine zu schwache Brust, als daß ich in die Trompete der Fama stoßen könte. In Breslau hat es seit einiger Zeit Skribenten genug. Im verfloßnen Jahre erschien: Theatralisches Wochenblatt von einem Nachfolger in Ihrer ehemaligen Station, Wochenblatt für Arme, Kränzel und Beobachtungen, die Verfaßer der letztern laurten wie eine Spinne, wenn sie ein Insect von ihren Mitbrüdern saugen konten.[6]) Die Schlesische Anthologie[7]) wird Ihnen dem Titel nach bekannt sein. Ihr Samler ist darin, welcher Ihnen begegnete, als Sie mit mir von der Neustädtischen Bibliothek giengen. Sie kennen den Zug unsers Vaterlandes; die besten Genies giebt es aus-

[4]) Die Herausgabe der Gedichte des Andreas Scultetus durch Lessing fällt bereits in das Jahr 1771. Man vergleiche, was in der neuen Ausgabe von Danzel und Guhrauer II, 303 über diese Sache bemerkt ist. Leider haben die Herausgeber nicht den Aufsatz von Karl Dziatzko „Der Uebertritt des Dichters Andreas Scultetus von Bunzlau zum Katholicismus im Jahre 1644" in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens Bd. XII (1875) S. 439 bis 453 gekannt. Die Vermuthung Dziatzkos, daß der Uebertritt die Muse des jungen Dichters habe verstummen lassen, ist sehr ansprechend. Seine Schicksale nach diesem Uebertritt entziehen sich noch immer unsrer Kenntniß. Daß übrigens das Talent des Scultetus seinen Zeitgenossen nicht unverborgen geblieben ist, läßt sich wenigstens mit dem einen Beispiele belegen, daß Andreas Tscherning in einem Briefe aus Rostock vom 27. Mai 1643 an Matthias Machner ihm durch diesen sagen läßt, er würde mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen, ihm nützlich zu sein. Im Nachlaß von Klose findet sich ein Todtengespräch zwischen Lessing und Scultetus aus dem Jahre, 1797, in welchem auch schon das Verstummen der Muse des Dichters mit seinem Uebertritt zum Katholicismus in Verbindung gebracht wird.

[5]) Im ersten Bande der von ihm herausgegebenen Neuen litterarischen Unterhaltungen (Breslau, J. Fr. Korn, 1774) besprach Klose im Januarheft den ersten Beitrag Lessings zur Geschichte und Literatur und theilte dabei den Klaggesang der Nachtigal mit. Im Aprilheft besprach er Jachmanns Nachlese zu den Gedichten des Scultetus und gab selbst einige Nachträge dazu. Der Brief ist offenbar ein Begleitschreiben zur Uebersendung dieser 4 Hefte an Lessing. Vgl. Danzel und Guhrauer, 2. Aufl. 338—339.

[6]) Das Theatralische Wochenblatt von Karl Konrad Streit erlebte nur den Jahrgang 1773. Auch von dem Wochenblatte „Zum Besten der Hausarmen" sind mir nur 13 Stücke bekannt. Die das Kränzel betitelte Wochenschrift ist mir nie zu Gesicht gekommen. K. K. Streit erwähnt sie in seinem Verzeichniß ꝛc. S. 81 u. 125. Sie erschien 1772 und 1773. Die Beobachtungen in der moralischen und literarischen Welt zur Aufnahme des guten Geschmacks und der guten Sitten in Schlesien haben es bis auf zwei Jahrgänge 1773 und 1774 gebracht Uebrigens haben sich auch Kloses Unterhaltungen nur die beiden Jahre 1774 und 1775 behauptet.

[7]) Von der Schlesischen Anthologie, herausgegeben von Carl Friedrich Lentner, sind 1773 und 1774 zwei Sammlungen erschienen. Die Verfasser der Beiträge der ersten Sammlung, auf die Kloses Aeußerung geht, bleiben bis auf den bekannten Dr. B. L. Tralles sämmtlich ungenannt. Es ist daher nicht zu sagen, auf wen sich die Anspielung des Briefes bezieht.

wärtig und tauscht sie für Freunde um. Wir können stolz darauf sein, daß wir die Verfaßer der Reise der Sophia [8]) und der großen Lehre vom Gewißen [9]) bei uns haben. H. Fl. [10]) schreibt nun eine Geschichte der Philosophie und litterarische Abhandlungen, ich wünsche ihm einen zweiten Klotz, der ihn in die Höhe bläst. Gern wolt ich auch meinem Vaterlande nützlich sein, wenn nur der Gesichtspunkt, welchen ich gefaßt, nicht auser meinem Wirkungskreise läge. Anfangs glaubte ich, die vaterländische Geschichte würde für mich sein; aber ich finde sie so verworren, so ungewiß, daß ich daran zweifle, jemals mit meinen Untersuchungen zu Ende zu kommen. Ist Ihnen niemals Martinus Gallus, der ein Chronicon Poloniae geschrieben, unter den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek in die Augen gefallen? Wenn Sie von Jo. Crato, Jac. Monau und Dudith [11]) handschriftliche Briefe finden, die zur schlesischen Geschichte dienen, so denken Sie an mich. Werden wir niemals den Dr. Faust sehen? Ihre vermerte Apologien, Ihre Erzälungen, Ihren fortgesetzten Laokoon, Ihren Sophocles lesen? Bei dem Schikard Marchthalerschen Tarich Beni Adam ist mir die Stelle aus Gerberts [12]) Iter alemannicum S. 192 eingefallen: Inter manuscripta . . . genealogia habetur regum Persiae . . . quas nec . . . Schikardus explicare potuit. Creditur hoc quartum esse in Germania exemplar. Wenn Sie deutsche Gedichte aus den Zeiten der Hohenstaufen finden solten, haben Sie doch die Liebe für unsre neue Barden und machen sie bekant. Auf der Rhedigerschen Bibliothek ist ein ansehnlicher Quartband, welcher die Gedichte des Brun von Schonebeke [13]) enthält, die aber am Ende nicht ausgeschrieben sind. Ich wolte den gerne vergeßen, wenn ich nur noch ein einziges Gedicht von Herzog von Pressela [14]) auffinden könte. Daß Sie Leibnitzen [15]) in dem waren Lichte zeigen, dankt Ihnen ganz Deutschland, und ich

---

[8]) Der Verfaßer von Sophiens Reise von Memel von Sachsen, die 1769—1773 in erster Auflage in 5 Bänden erschien, war der Pastor bei St. Elisabet in Breslau, Joh. Thim. Hermes, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Sophiens Reise erlebte schon 1776 die zweite Auflage, in der sie auf 6 starke Bände vermehrt wurde. Sie verdient ihre jetzige Vergessenheit.

[9]) Es ist wohl der Philosoph Christian Garve gemeint.

[10]) Wohl Karl Friedrich Flögel, Rector der Stadtschule in Jauer, später Professor an der Ritterakademie in Liegnitz, Verfaßer der Geschichte der komischen Literatur und andrer bekannter Werke. Eine Geschichte der Philosophie ist nie von ihm erschienen. Zu Klotz hatte er nahe Beziehungen. Seine Briefe an letztern erschienen ohne seine Genehmigung im Druck.

[11]) Wie man hieraus sieht, beschäftigte sich damals Klose gleichzeitig mit den Anfängen der schlesischen Geschichte, in die er nachher in seiner Geschichte Breslaus mit vielem kritischen Scharfsinn Ordnung zu bringen gesucht hat, und mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts. Der Breslauer Stadtarzt, später Leibarzt Ferdinands I. und Maximilians II., Johann Crato von Crafftheim, gehört zu den Begründern der modernen medicinischen Wissenschaft. Jacob Monau war Jurist und Rath des Herzogs von Brieg. Andreas Dudith, ehemals Bischof von Fünfkirchen, lebte nach seinem Uebertritte zum Protestantismus in Breslau. Mit ihm beschäftigt sich Klose ausführlich in den Neuen Unterhaltungen. Vgl. hierzu J. F. A. Gillet „Crato v. Crafftheim und seine Zeit," Frankfurt a. M., 1860.

[12]) Matth. Gerberts Iter Alemannicum etc., das 1765 erschien, ist mir nicht zur Hand.

[13]) Die Paraphrase des Hohenliedes des Brun von Schönebeck findet sich zusammen mit Konrads von Würzburg Goldener Schmiede in Hs. 482 der jetzigen Breslauer Stadtbibliothek.

[14]) Das Maienlied des Herzogs Heinrich IV. von Breslau hatte bei seiner Veröffentlichung in der Sammlung der Minnesinger in Schlesien großes Interesse erregt, und der oben genannte Lentner hatte 1773 in der ersten Sammlung der Schlesischen Anthologie mehrere neuhochdeutsche Uebersetzungen davon mitgetheilt; so war auch Kloses Aufmerksamkeit wieder darauf hingelenkt worden. Die neueste Bearbeitung dieser Lieder von Heinrich Rückert findet sich als Anhang zur Biographie Heinrichs IV. von Breslau in den Schlesischen Fürstenbildern des Mittelalters von H. Luchs, Breslau, 1872.

[15]) Bezieht sich auf Lessings Aufsatz im ersten Beitrag zur Geschichte und Literatur: Leibnitz von den ewigen Höllenstrafen, 1773.

bin Ihnen noch einmal so gut. H. Pr. G.[16]) macht sich Hofnung, diesen Sommer wider nach Leipzig zu gehen. Können Sie mir nicht eine von Ihren Grazien zuschikken? Alles Vergnügen, auch das Meinige, sei Ihre. 1774 den 18. April.

Geben Sie mir wenigstens, wenn Sie ja noch etwas von Ihrer ehemaligen Kezzerei an sich haben, gedrukt einen Wink in ihren Beiträgen,[17]) daß Sie diesen Brief gelesen.

Breslau. H. Markgraf.

Sprachliche Neubildungen.

Seit etwa sechs oder sieben Jahren ist wohl kein Jahr vergangen, ohne daß sich von irgend einer Seite eine Stimme erhoben hätte über die zunehmende Verschlechterung unsrer Schriftsprache. Den Anfang machte F. A. Brandstäter mit seinem Buche über die „Gallicismen in der deutschen Schriftsprache“ (Leipzig, Hartknoch); dann folgte A. Lehmann mit seinen „Sprachlichen Sünden der Gegenwart“ (Braunschweig, Wreden), die, ein erfreulicher Beweis dafür, daß der Uebelstand wenigstens anfing Aufmerksamkeit zu erregen, schnell nacheinander zwei Auflagen erlebten; ihnen schloß sich R. Hildebrand an in der zweiten, erweiterten Bearbeitung seines vortrefflichen, mir aus der Seele geschriebnen Buches „Vom deutschen Sprachunterricht und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ (Leipzig, Klinkhardt), kleinere Kampfschriften kamen dazwischen, und neuerdings ist K. G. Andresen, in weiten Kreisen bekannt durch sein interessantes Buch „Ueber deutsche Volksetymologie“ in die Behandlung die Frage mit eingetreten durch ein äußerst gründliches und umfassendes Werk: „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“ (Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880).

Andresen begnügt sich nicht mit einer Sammlung einzelner, besonders häufig zu beobachtender Sprachverstöße, sondern was er bietet, ist beinahe ein systematisches Buch. Er verfolgt die Abweichungen des Sprachgebrauches von der grammatisch richtigen Sprache durch alle Capitel der Formenlehre und der Syntax hindurch, und während eine gewöhnliche Grammatik sich nur mit den gesetzmäßigen, normalen Erscheinungen der Sprache beschäftigt, könnte man die seine ein „Buch von

[16]) Soviel ich sehen kann, ist Garve im Sommer 1774 nicht nach Leipzig gekommen.
[17]) In den Beiträgen wenigstens ist Lessing diesem Wunsche nicht nachgekommen.

der gesunden und kranken Sprache" nennen oder, nach Art von Rosenkranz' „Aesthetik des Häßlichen," eine „Grammatik des Falschen." Ich wünschte, dies Buch läge auf dem Arbeitstische jedes Schulmeisters, auf dem Redactionstische jeder Zeitung. Jeder, auch der Sprachkundigste, kann daraus lernen, und wäre es nur die beruhigende Bestätigung eigner Beobachtungen. Vor allem ist es freilich für die Unsichern bestimmt, die den guten Willen haben, rein und richtig zu schreiben; durch ein praktisches Register ist dafür gesorgt, daß sie in jedem Zweifelsfalle die gewünschte Aufklärung rasch finden können.

Ich behalte mir vor, auf einzelne Capitel dieses verdienstvollen Buches gelegentlich näher einzugehen und meine eignen Beobachtungen mit denen des Verfassers zu verbinden. Für diesmal möchte ich nur eine Erscheinung zur Sprache bringen, die Andresen wohl auch gelegentlich streift, da sie, als in das Capitel der Wortbildungslehre gehörig, von keiner Grammatik umgangen werden kann, die er aber doch nur kurz und beiläufig behandelt: die Erscheinung, daß unsre Sprache von Jahr zu Jahr mehr mit Neubildungen (sogenannten Neologismen) überschwemmt wird. Ich meine nicht die zahllosen Neubildungen, die der Augenblick schafft und wieder vernichtet, die der einzelne braucht, die ihm aber niemand nachbraucht, vielleicht er sich selber nicht, sondern lediglich solche, die sich verbreitet haben. Ich habe nämlich die ketzerische Ansicht, daß die gegenwärtige Häßlichkeit eines großen Theiles unsrer Schriftsprache, vor allem die Sprache unsrer Tagespresse, nicht bloß auf die zunehmende Flüchtigkeit und Gleichgiltigkeit in grammatischen Dingen, sondern zum Theil auch auf die zahlreichen überflüssigen, obendrein oft falsch und geschmacklos gebildeten Neologismen zurückzuführen sei, welche in unsre Schriftsprache eingedrungen sind.

Niemand wird so thöricht sein, ein neugebildetes Wort deshalb zu verwerfen, weil es neu ist. Jedes Wort ist zu irgend einer Zeit einmal neu gewesen. Von zahlreichen Wörtern, die uns jetzt so geläufig sind, daß wir sie uns gar nicht mehr aus unsrer Sprache wegdenken können, läßt sich nachweisen, wann und wie sie ältern Ausdrücken an die Seite getreten sind, bis sie diese allmählich ganz verdrängten.

Wer Lessingsche Prosa aufmerksam liest, dem begegnen auf jeder Seite Wörter, die heute durch andre ersetzt sind, in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aber noch gäng und gäbe gewesen sein müssen. Folgende Beispiele sind sämmtlich aus dem „Laokoon" entnommen. Lessing schreibt Denkungsart, Widerspiel, Augenpunkt, Schilderei, Gastgebot, wo wir jetzt Anschauung (oder Gesinnung), Gegentheil, Gesichtspunkt, Gemälde, Einladung sagen. Bisweilen ist der Stamm des Wortes derselbe geblieben, aber die Wortbildung hat sich verändert; so lesen wir bei Lessing Ab-

setzung (in Absetzungen declamiren), Entgegensetzung (charakteristische Entgegensetzung), Besorgung, Verstoßung, Ausschweifung, Beeifernung, Thätigkeit (sich mit Thätigkeiten gegen jemand vergehen), wo nach heutigem Sprachgebrauche der Zusammenhang Absatz, Gegensatz, Besorgniß, Verstoß, Abschweifung, Wetteifer, Thätlichkeit verlangen würde. In der Einleitung bezeichnet Lessing seinen „Laokoon" als „unordentliche Collectanea zu einem Buche," jetzt würde er schreiben ungeordnete; er braucht witzig, überhingehend, betrüglich, ausdrückend, zeitverwandt, verkleinerlich, widersprechend, geringschätzig (eine geringschätzige Sache), anschaulich (eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit), willkürlich (willkürliche Gruppen), wo wir jetzt geistreich, vorübergehend, trügerisch, ausdrucksvoll, gleichzeitig, unrühmlich, widerspruchsvoll, unbedeutend, sichtlich (oder handgreiflich), zwanglos sagen würden; unanständig und unschicklich, deren Anwendung jetzt auf das Betragen eingeschränkt ist, findet sich bei Lessing noch in viel weiterem Gebrauche, wo wir es jetzt durch unpassend und unangemessen ersetzen müßten. Eine reiche Auslese bietet neben den Haupt- und Eigenschaftswörtern das Zeitwort. Wir sagen heute: von etwas ausgehen, die Linie bildet den Umriß des Körpers, Lobsprüche eintragen, Eindruck machen, eine Meinung aufrechthalten, das Scepter bezeichnet die Würde; bei Lessing findet sich dafür: von etwas aussetzen, die Linie umschreibt den Körper, Lobsprüche zuziehen (was jetzt nur vom Tadel gesagt wird), rühren (was jetzt auf besonders ergreifende oder wehmüthige Eindrücke beschränkt ist), eine Meinung behaupten, das Scepter bemerkt die Würde. Vielfach begnügt sich Lessings Sprache noch mit dem einfachen Zeitwort, wo die heutige ein zusammengesetztes hat, wie in wirken (Pressungen werden von einer Last gewirkt) für bewirken, fallen (auf einen Gedanken fallen) für verfallen, arbeiten (auf eine Wirkung arbeiten) für hinarbeiten; manchmal hat sich auch das Vorwort geändert, wie in befeuern (die Phantasie befeuern), anmerken, befallen, wofür es jetzt anfeuern, bemerken, einfallen heißt.

Auffällig ist es — und es liegt hierin für uns eine beschämende Thatsache —, wie oft die Sprache Lessings deutsche Wörter hat, wo gegenwärtig allgemein Fremdwörter üblich oder wieder üblich geworden sind. Lessing schreibt Kunstrichter, Vorwurf, Täuschung, Einbildungskraft, Weg (der homerische Weg), Lustweg, abstechend (abstechende Charaktere), äußerlich verabredet (äußerlich verabredete Merkmale), abziehen oder absondern (abgesonderter Begriff), wo heute sicherlich jedermann Kritiker (oder Recensent), Sujet, Illusion, Phantasie, Methode, Promenade, contrastirend, conventionell, abstract schreiben würde. Es ist überhaupt — das mag bei dieser Gelegenheit

einmal ausgesprochen werden — ein bloßes Märchen, welches sich aus einer deutschen Literaturgeschichte in die andre schleppt, daß die deutsche Sprache zu keiner Zeit mehr durch Fremdwörter entstellt gewesen sei als im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts; sie ist es gegenwärtig, wie sich durch Zahlen beweisen ließe, in weit höherm Grade als damals. Man nehme die erste beste Flugschrift aus dem dreißigjährigen Kriege, also aus der Zeit, wo angeblich unsre Sprache am verwildertsten war, zur Hand, vergleiche sie mit der ersten besten Berliner Zeitungsnummer von 1881 und zähle die Fremdwörter, d. h. diejenigen Wörter, die jeder gebildete und sprachkundige Leser als Fremdwörter empfindet, man wird erstaunen über die wesentlich größere Höhe ihres Procentsatzes in der Gegenwart. Was in der Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts auffällt und wodurch die meisten sich täuschen lassen, das sind zwei Umstände. Erstens hatte die Sprache damals andre Fremdwörter als heute; die damals gebräuchlichen sind freilich zum größten Theile jetzt verschwunden, und so erregen sie unsre Heiterkeit, aber sie sind reichlich durch doppelt so viel andre ersetzt worden, über die ein Perrückenträger aus dem 17. Jahrhundert wahrscheinlich ebenso lachen würde wie wir über die seinigen. Zweitens schrieb und druckte man damals die Fremdwörter mitten in der deutschen Sprache mit lateinischen Buchstaben, so daß sie uns beim Lesen alter Drucke in besonders auffälliger Weise in die Augen springen; die unzähligen Zeitwörter, die mit der romanischen Endung «iren gebildet waren, schrieb und druckte man sogar mit gemischter Schrift, den Stamm mit lateinischen, die Endung mit deutschen Buchstaben (regardiren, fatigiren, soulagiren). Wollten wir einen politischen „Leitartiele", eine „Concert- oder Theatercritique" von heute mit derselben Schriftmengerei schreiben und drucken, die damals üblich war, der Anblick einer modernen Zeitungsnummer würde weit lächerlicher sein als der einer „Relation" aus dem 17. Jahrhundert. Wir haben gerade in den letzten Jahrzehnten in diesem Punkte riesige Rückschritte gemacht, und ein neuer Laurenberg oder Moscherosch oder Logau hätte jetzt reichlichern Stoff zur Satire als vor zwei oder dritthalb hundert Jahren.

Aber wir brauchen uns nicht auf die Beobachtung der Thatsache zu beschränken, daß im vorigen Jahrhundert noch eine Menge von Wörtern im Gebrauche war, die heute durch andre Wörter verdrängt sind; in vielen Fällen läßt sich geradezu nachweisen, wann und von wem ein Wort zum ersten Male gebraucht worden ist. Empfindsam z. B., ein Wort, welches uns so geläufig ist, daß wir uns kaum vorstellen können, daß es unsrer Sprache jemals gefehlt habe, ist nicht älter als 113 Jahre; Lessing war es, der es zuerst 1768 gebraucht hat, und zwar wissen wir genau, wann und bei welcher Gelegenheit. Noch im

Sommer 1767, als er das 8. Buch der „Hamburgischen Dramaturgie“ schrieb, behalf er sich mit der Form empfindlich, die heute ja etwas ganz andres (leicht verletzlich, leicht zu beleidigen) bedeutet; er schreibt da über die sogenannte comédie larmoyante: „Verschiedne Stücke dieser Gattung sind etwas mehr als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen.“ Wenige Monate später übersetzte Bode Lawrence Sternes Sentimental journey ins Deutsche und war dabei wegen eines entsprechenden Ausdrucks für das damals auch im Englischen noch ziemlich neue Wort sentimental — es war zuerst 1753 im „Grandison“, dem damals von aller Welt gelesnen Roman Richardsons gebraucht worden — in Verlegenheit. Er befragte Lessing, und dieser schrieb ihm darüber, wie Bode selbst in der Vorrede zu seiner Uebersetzung mittheilt: „Bemerken Sie, daß sentimental ein neues Wort ist. War es Sterne erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muß es auch seinem Uebersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Adjectivum von sentiment, wir haben von Empfindung mehr als eines: empfindlich, empfindbar, empfindungsreich, aber diese sagen alle etwas andres. Wagen Sie empfindsam! Wenn eine mühsame Reise eine Reise heißt, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise heißen, bei der viel Empfindung war; ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf ihrer Seite haben dürften. Aber was die Leser vors erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach zu denken gewöhnen.“ Bode nahm das Wort an, Lessing selber brauchte es bald öfter, und schon in den siebziger Jahren war es allgemein verbreitet.

Nicht wenige Wörter verdanken wir dem Eifer der Sprachreiniger, der freilich oft genug in lächerlicher Weise übers Ziel hinausschoß, bisweilen aber doch auch einen glücklichen Treffer that, welcher Beifall fand. Wir denken hier vor allem an Philipp von Zesen, an Gottsched, an Campe und an den Turnvater Jahn. Allbekannt sind die komischen Verdeutschungsvorschläge, die Philipp von Zesen, der Stifter der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ in Hamburg als Anhang zu seinem 1645 erschienenen Roman „Die adriatische Rosemund“ machte; Nase sollte durch Löschhorn, Fenster durch Tageleuchter, Pistole durch Reitpuffer, Theater durch Schauburg, Natur durch Zeugemutter, Vers durch Dichtling, Obelisk durch Sonnenspitze, Affect durch Gemüthsstrift ersetzt werden. Diese Einfälle erregten schon die Heiterkeit der Zeitgenossen. Doch hat sich einzelnes von den Vorschlägen Zesens, wie lustwandeln für spazieren und von Selbstand (für Person) wenigstens das Eigenschaftswort selbständig Bahn gebrochen und erhalten. Gegenstand scheint Gottsched zuerst in der heute üblichen Bedeutung (Object) angewandt zu haben; im 16. und 17. Jahrhundert wurde es nur im Sinne von Widerstand, Gegenwehr, Gegensatz, Hinderniß gebraucht, und die Ein-

führung der neuen Bedeutung stieß auch in Süddeutschland wegen der Vermischung mit der bisherigen auf Schwierigkeiten. Von Joachim Heinrich Campe, dem bekannten Aufklärer und Jugendschriftsteller, der Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, während der napoleonischen Fremdherrschaft, unermüdlich für die Reinheit unsrer Sprache kämpfte, sind ebenfalls eine Anzahl Neubildungen, die er für Fremdwörter vorschlug, durchgedrungen, obwohl sie anfangs von manchen Seiten lebhaft bekämpft wurden. So empfahl er schon 1791 in seinen „Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung," für Carricatur Zerrbild zu sagen. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" verurtheilte das Wort als unerträglich, und Campe wollte es wirklich zurückziehen. Aber schon 1798 findet es sich bei Wieland, der sich überhaupt den Campischen Vorschlägen bereitwilliger aubequemte als Goethe und Schiller, die dem wohlmeinenden Sprachreiniger in ihren „Xenien" arg mitspielten, und 1804 konnte Jean Paul in seiner „Vorschule der Aesthetik" schreiben, daß das Wort Zerrbild „an jeder Göttertafel der Dichtkunst zu sitzen fähig" sei. Von andern seiner Vorschläge, die, anfangs angefochten, bald allgemeines Bürgerrecht fanden, erwähnen wir noch Kunststraße für Chaussee, Stelldichein für Rendezvous, Umwälzung für Revolution. Ueber das letzte Wort schreibt Campe selbst 1801 in seinem „Wörterbuche zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungnen fremden Ausdrücke": „Dieses anfangs so laut verworfne Wort hat in der Folge einen fast allgemeinen Beifall gefunden. Es ist jetzt (neun Jahre, nachdem ich es in den Briefen, aus Paris geschrieben, zum ersten Male versuchte) gewiß schon in tausend und mehr Schriften gebraucht worden und daher nunmehr unsrer Sprache unanstilgbar einverleibt. Selbst viele unsrer größten Schriftsteller haben mir die Ehre erwiesen, Gebrauch davon zu machen, z. B. Wieland in den Göttergesprächen und im Merkur, Engel im Fürstenspiegel, Goethe, Kant, Herder." Von den zahlreichen Neubildungen endlich, die Jahn gewagt hat, mögen wenigstens zwei genannt sein, die durchgedrungen sind: Volksthum, wovon weiter volksthümlich gebildet wurde, und — turnen.

Man sieht also: daß ein Wort neu und ungewohnt ist, ist an sich kein hinreichender Grund, sich gegen den Gebrauch desselben zu sträuben. Wohl aber darf man Neubildungen gegenüber die Frage aufwerfen: Sind sie nöthig? Und sind sie richtig? Neue Gegenstände, neue Vorstellungen und Begriffe verlangen unbedingt auch neue Wörter. Ein neu erfundnes Geräth, ein neu ersonnener Kleiderstoff, eine neu entdeckte chemische Verbindung, eine neu beobachtete Krankheit, eine neu entstandne politische Partei — wie sollte man sie mit den bis dahin üblichen Worten bezeichnen können? Sie alle verlangen und erhalten auch alsbald ihre neuen Namen. Es müssen aber keineswegs immer neue Dinge

sein, die neue Wörter hervortreiben, auch alte Dinge fordern oft neue Bezeichnungen. Wie das möglich ist? Sehr einfach. Wörter sind wie Münzen im Verkehr; sie greifen sich im Laufe der Zeit ab und verlieren ihr scharfes Gepräge. Ist dieser Vorgang so weit fortgeschritten, daß das Gepräge beinahe unkenntlich geworden ist, so entsteht von selbst das Bedürfniß, die abgenutzten Wörter gegen neue einzutauschen. Und wie bei abgegriffnen Münzen leicht Täuschungen entstehen, so auch bei vielbenutzten Wörtern; sehr leicht verschiebt sich nämlich ihre ursprüngliche Bedeutung. Hat sich aber eine solche Verschiebung vollzogen, dann ist für den alten Begriff, der durch das alte Wort nun nicht mehr völlig gedeckt wird, gleichfalls ein neues Wort nöthig. In vielen Fällen büßen die Wörter, ebenso wie die Münzen, durch den fortwährenden Gebrauch geradezu an Werth ein, sie erhalten einen niedrigen, gemeinen Nebensinn. Ueber diese weit verbreitete Erscheinung, die namentlich im Deutschen stark ausgebildet ist, hat Reinhold Bechstein einmal einen interessanten und lehrreichen Aufsatz geschrieben (in Pfeiffers „Germania", 1863). Er bezeichnet diese Neigung, den ursprünglichen Sinn der Wörter zu verschlechtern, als den „pessimistischen Zug" der Sprache und zeigt, welch eine Masse von Wörtern widerstandslos in diese Strömung hineingerathen ist. Man denke an Wörter wie Pfaffe, Bauer, Schulmeister, Komödiant, Literat, Magd, Dirne und Mensch (das Mensch, Küchenmensch, Kammermensch), Elend, Schimpf, Hoffarth, Gift, List, gemein, schlecht, frech, erbärmlich. Ihnen allen ist von Hause aus der verächtliche Nebensinn fremd, der im Laufe der Zeit in sie hineingelegt wurde. Sobald sie aber einmal damit behaftet waren, mußten sie, wenn der frühere Sinn ohne Beigeschmack wieder zum Ausdruck kommen sollte, durch andre Wörter ersetzt werden. So wurden sie verdrängt durch Geistlicher, Landmann, Lehrer, Schauspieler, Schriftsteller, Mädchen, Fremde, Scherz, Hochherzigkeit, Gabe, Klugheit, allgemein, schlicht, kühn, barmherzig.

Die andre Forderung, die man doch wohl an ein neu aufkommendes Wort stellen darf, ist die, daß es regelrecht, gesetzmäßig, nach richtiger Analogie gebildet sei und daß es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgiebt. Diese Forderung ist so wesentlich, daß wir, wo sie erfüllt ist, selbst davon absehen, die Bedürfnißfrage zu betonen. Verräth sich in einem neu gebildeten Worte ein besonders geschickter Griff, zeigt es etwas besonders schlagendes, zwingendes, überzeugendes, eine besonders plastische Anschaulichkeit, überdies vielleicht verbunden mit gefälligem Klang, so heißen wir es auch dann willkommen, wenn es überflüssig ist; wir lassen es uns als eine glückliche Bereicherung unsers Wortvorrathes gefallen und haben unsre Freude dran.

Prüfen wir die oben zusammengestellten Beispiele an diesen Forderungen, so können wir nicht leugnen, daß die meisten von ihnen sie erfüllen. Bleibt auch schließ-

lich eine Anzahl von Wörtern übrig, bei denen uns kein rechter Grund ersichtlich ist, warum sie nicht weitergebraucht worden sind, bei denen wir uns also damit begnügen müssen anzunehmen, daß sie eben zu irgend einer Zeit dem Sprachgefühl anfingen etwas veraltet und zopfig zu klingen, wie Denkungsart, Widerspiel, zeitverwandt — bei den meisten können wir deutlich nachweisen, daß die Neubildung aus irgend einem der angeführten Gründe wünschenswerth erschienen ist. Was von den Verdeutschungsvorschlägen Philipps von Zesen und Campes Eingang gefunden hat, darf als glückliche Bereicherung unsers Wortschatzes angesehen werden. Participialformen wie das Lessingsche ausdrückend und widersprechend haben jedenfalls mit der Zeit matt und inhaltslos geklungen, so daß das Bedürfniß entstand, sie durch ausdrucksvoll und widerspruchsvoll zu ersetzen. Denselben Vorgang können wir ja auch an andern Participien gewahren. Goethe schreibt unzähligemal bedeutend, wo wir jetzt bedeutungsvoll sagen würden. Und wie abgenutzt ist unser reizend! Es ist so bis zum Ueberdruß gebraucht, daß man es kaum noch aussprechen kann. Neuerdings hat man sich denn auch hier damit geholfen, daß man, um den ursprünglichen Sinn wieder auszudrücken, zu reizvoll seine Zuflucht genommen hat. Andre der oben genannten Wörter haben ihre Bedeutung so ausschließlich nach einer bestimmten Richtung hin verschoben, daß sie aus diesem Grunde an den betreffenden Stellen bei Lessing jetzt durch andre Formen ersetzt werden müßten. Hierher gehören Besorgung, Verstoßung, witzig, geringschätzig, rühren. Wir brauchen alle diese Wörter noch heute, aber in anderm Sinne, als Lessing sie brauchte. Wollen wir das ausdrücken, was Lessing damit ausdrückte, so müssen wir sagen: Besorgniß, Verstoß, geistreich, unbedeutend, Eindruck machen. In den erwähnten pessimistischen Zug sind z. B. hineingerathen: Ausschweifung, unordentlich, unanständig. Um den Sinn, den diese Worte noch im vorigen Jahrhundert hatten, wiederzugeben, müssen wir jetzt zu Abschweifung, ungeordnet, unpassend greifen. Ein classisches Beispiel endlich einer sprachlichen Neuschöpfung, die einem allgemeinen Bedürfniß entgegenkam, eine Art erlösender sprachlicher That war das Lessingsche empfindsam. Die warme Religiosität, das lebendige Naturgefühl, der Cultus schwärmerischer Liebe und Freundschaft, der schon mit Klopstock Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beginnt, erreichte Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre einen Grad von Stärke, Spannung und schließlich Ueberspannung, der etwas völlig neues war. Die Sache war da, alle Welt, vor allem die Jugend, war davon ergriffen, aber es fehlte das Wort dafür. Lessing, der große Sprachmeister, schuf das Wort. Er schuf es, unberührt von der Empfindsamkeit der Zeit wie er geblieben war, aus purer Reflexion, und doch mit so genialem Griff, daß niemand sich des Ein-

drucks der schlagenden Richtigkeit erwehren konnte, und jedermann brauchte es ihm nach.

Legen wir nun einmal denselben Maßstab an eine Anzahl der in den letzten Jahren aufgekommenen Neubildungen und fragen wir: Sind sie nöthig? Sind sie richtig? Sind sie schön? Sind sie eine Bereicherung unsrer Sprache?

Neugebildete Hauptwörter sind Jetztzeit und Rückäußerung, neugebildete Eigenschaftswörter selbstredend, unerfindlich, verläßlich. Die Wörter sind sämmtlich richtig gebildet, aber sämmtlich — überflüssig, denn die, welche durch sie verdrängt werden sollen: Gegenwart, Antwort, selbstverständlich, unbegreiflich (unverständlich, unerklärlich, unfaßbar), zuverlässig, haben weder von ihrer alten Kraft etwas eingebüßt, noch haben sie ihre alte Bedeutung verschoben. Wohl aber ist Rückäußerung ein häßlich schleppendes Wort. Jetztzeit mit seinem doppelten tz eine Beleidigung des Ohres, unerfindlich geradezu eine Albernheit. Erfinden und verstehen (oder begreifen) wird kein Mensch miteinander vertauschen; wie ist es daher möglich, daß unerfindlich dasselbe bedeute wie unbegreiflich? Selbstredend scheint sich zu empfehlen durch eine gewisse Plastik des Ausdrucks: das Wort will doch wohl sagen, eine Sache sei so klar und einleuchtend, daß man keine Silbe darüber zu verlieren brauche, daß sie gleichsam selber und für sich selber spreche. Trotzdem ist das Wort weder nothwendig noch schön.

Unter den Zeitwörtern hat man seit kurzem neu gebildet belassen (wir wollen es bei der bisherigen Einrichtung belassen) und belegen sein (ein Haus ist in der oder jener Straße belegen) für das bisherige lassen und gelegen sein, beides ebenso überflüssig wie häßlich. Die Vorsilbe be- ist aus bei entstanden. In dem ersten Beispiele ist sie unnöthig, denn das bei ist schon vorher ausgedrückt, im zweiten geradezu sinnlos. Nicht neugebildet, aber in neuem Sinne angewandt erscheinen seit einiger Zeit verziehen, fortsetzen, fortlassen und fortkommen; sie werden gebraucht für ziehen oder ausziehen (er ist in eine andre Straße verzogen) wegsetzen, wegkommen und weglassen, und ihnen hat sich das neugebildete Wort fortfallen (für wegfallen) angeschlossen. Hier scheint der pessimistische Zug etwas im Spiele zu sein, denn die Leute, welche mit Vorliebe die Zusammensetzungen mit fort- brauchen, bilden sich ein, feiner und vornehmer zu sprechen. In Wahrheit liegt eine bedauerliche Abstumpfung des Sprachgefühls vor. Zwischen fort und weg wird zwar in Zusammensetzungen auch sonst bisweilen kein Unterschied gemacht, aber der Unterschied ist vorhanden und wird von sprachlich feinfühligen Menschen überall beobachtet. Fort wird gebraucht im Sinne von vorwärts, nach vorn, dagegen weg für seitwärts, aus dem Wege, auf die Seite. In der Volksmasse

wird jemand mit fortgerissen d. h. in die Strömung hinein, ein Haus aber wird weggerissen d. h. beseitigt. Den Stuhl wegsetzen heißt ihn auf die Seite, aus dem Wege setzen, die Arbeit fortsetzen sie fördern, vorwärtsbringen. Es ist also entschieden stumpfsinnig, wenn jemand nicht unterscheidet: Der Maler hat den Hund weggelassen (auf der Copie eines Bildes nämlich) und er hat ihn fortgelassen (nämlich aus dem Zimmer), oder: Es ist jemand schlecht fortgekommen (auf sumpfiger Landstraße nämlich) und er ist schlecht weggekommen (nämlich bei einem verunglückten Unternehmen).

Ein neues Umstandswort, das sich schon großer Beliebtheit erfreut, ist bislang. Vor kurzem sagte man noch bisher — was ist mit dem Worte, daß es auf einmal nicht mehr gelten soll? Auch in diesem Falle ist die Neubildung unnöthig und ist doch auch wahrhaftig nicht als eine besondere Bereicherung unsrer Sprache anzusehen.

Höchst seltsam ist es, wie in unserm gegenwärtigen Sprachgebrauche das Streben nach Kürze und das Streben nach Breite und Weitschweifigkeit einander kreuzen. Wenn man so grauenvolle Worte bildet wie z. B. die neuerdings bis zum Ekel sich mehrenden Zusammensetzungen mit -nahme: Stellungnahme, Parteinahme, Antheilnahme (für das alte gute Wort Theilnahme!) Anstandnahme, Inbeschlagnahme, Inangriffnahme, Inhaftnahme, Inbetrachtnahme, Zuhilfenahme, so will man damit doch eine gewisse Kürze erreichen; man sagt mit einem Worte, was man sonst, bei Benutzung des Zeitwortes, mit mehrern ausdrücken müßte. Lief doch kürzlich ein Telegramm durch alle Zeitungen, welches die Nachricht, daß eine asiatische Provinz den russischen Kaiser gebeten habe, sie in Schutz zu nehmen, mit den Worten ausdrückte, sie habe „um die Inschutznahme des Kaisers" (!) gebeten. Wenn man so auf der einen Seite nach einer Kürze des Ausdrucks strebt, die, wie in dem letzten Beispiele, bis zum Blödsinn geht, warum verbreitert man dann auf der andern Seite gute, deutliche Wörter, wie Ahnung, Erinnerung, Betheiligung, mindern, ablösen, die noch vollständig ihre ursprüngliche Kraft bewahrt haben, zu Vorahnung, Rückerinnerung, Mitbetheiligung, herabmindern, loslösen? Kann man etwas auch hinterher ahnen, oder sich nach vorwärts erinnern, oder etwas hinaufmindern?

Gerade die Sucht, sich breit und wichtig auszudrücken, hat zu einer Masse der überflüssigsten und garstigsten Neubildungen geführt. Wer Rechnung ablegt, berichtet nicht mehr, wie viel er eingenommen und ausgegeben, sondern wie viel er vereinnahmt und verausgabt hat. Von einem gescheiten Kopfe heißt es nicht mehr: er hat gute Anlagen oder er ist gut angelegt, sondern er ist gut beanlagt oder gar er hat eine gute Beanlagung. Liegt hier eine schleppende

Erweiterung der ursprünglichen einfachen Wörter vor, so führt in andern Fällen dasselbe Bestreben nach Breite zu matten Umschreibungen. Schulen möchten heute nicht mehr Schulen heißen, sondern Lehranstalten, aus der Handelsschule wird eine Handelslehranstalt, aus den Lehrern und Schülern werden Lehrende und Lernende, die Studenten wollen nicht mehr Studenten genannt sein, sondern Studirende (als ob mit dem Worte „Student" der Begriff des wirklichen Studirens nicht mehr recht verbunden wäre!), die Sänger und Musiker im Theater nennen sich Chormitglieder und Orchestermitglieder. Man sollte doch denken, daß in dem Worte „Musicus" mehr Sinn und Inhalt steckte als in dem faden, nichtssagenden „Mitglied."

Dem Streben nach breitem, gewichtigem Ausdruck verdanken wir wohl auch zum Theil die abscheulichen Zusammensetzungen: richtigstellen, fertigstellen, klarstellen oder klarlegen, die seit wenigen Jahren statt der guten alten Wörter berichtigen, vollenden und aufklären gebraucht werden. Auch die Hauptwörter Richtigstellung und Fertigstellung für Berichtigung und Vollendung haben sich schon eingebürgert. Diese Wörter sind sämmtlich überflüssig, entschieden unschön, einige, wenn man auf den Grund geht, geradezu einfältig. Auf den ersten Blick scheint es, als ob auch sie sich durch eine gewisse Anschaulichkeit empföhlen: sie werden alle im übertragnen Sinne gebraucht und bedeuten doch eigentlich eine sinnliche, mit der Hand vorzunehmende Thätigkeit. Bei richtigstellen soll man wohl nicht an die Zeiger der Uhr denken, sondern eher an ein Bild, das falsch beleuchtet ist und in die richtige Beleuchtung gestellt wird, oder noch besser an Geräthschaften im Zimmer, die durch einander gerathen sind und wieder auf ihren Platz gestellt werden; ähnlich, könnte man sagen, werden Thatsachen, die verschoben sind, zurechtgerückt oder ins rechte Licht gestellt. Das läßt sich hören. Aber schon bei fertigstellen beginnt der Unsinn. Das Wort kann vernünftigerweise nichts anders heißen als eine Sache so lange hin- und herrücken, so lange an ihr gleichsam herumstellen, bis sie glücklich steht. Das will man aber gar nicht damit sagen, das Wort wird einfach für beendigen oder vollenden gebraucht: nicht bloß von einer Schleuße oder einem Straßenpflaster, sondern auch von einem Romanmanuscript oder einem Gemälde heißt es jetzt: es ist fertiggestellt. Geradezu stumpfsinnig aber sind klarstellen und klarlegen gebildet: hier wird man von aller Anschauung im Stiche gelassen. Klar brauchen wir in sinnlicher Bedeutung nur von der Luft und von Flüssigkeiten. Wie soll man diese aber auf eine feste Unterlage „legen" oder „stellen?" Beide Wörter sind mechanisch und gedankenlos gebildet nach freistellen und freilegen, bloßstellen und bloßlegen. Gerade diese Wörter aber können den Unterschied zeigen. Wie richtig sind sie gebildet! Wie plastisch ist gesagt:

den Dom freilegen (nämlich durch Wegreißen der Nachbarhäuser) oder: einen Schaden bloßlegen — unwillkürlich denkt man an den Anatomen, der Haut und Muskeln auf die Seite legt, bis der Knochen bloßliegt.

Derselbe Sprachschwulst, dieselbe Abneigung von dem Einfachen, Natürlichen und Ursprünglichen, wohin man blickt. Ein wahrer Vernichtungskampf wird jetzt gegen unsre kurzen, flüchtigen und leichtgeschürzten Präpositionen geführt. Sie scheinen geradezu auf den Aussterbeetat gesetzt werden zu sollen. Auf, bei, nach, von, mit — sie alle werden verdrängt durch schwerfällige Wortungetüme. Anstatt: „auf das Schreiben der Stadtverordneten" heißt es jetzt: „antwortlich der Zuschrift der Stadtverordneten"; anstatt: „bei der Einweihung des Goethe-Denkmals" wird gesagt: „gelegentlich oder anläßlich der Einweihung"; anstatt: „nach diesem Telegramm scheint es" heißt es jetzt: „inhalts oder inhaltlich dieses Telegramms"; anstatt: „nach Paragraph zehn der Städteordnung" wird geschrieben: „in Gemäßheit von Paragraph zehn"; anstatt: „mit einem Messer" „mit Hilfe oder gar mit Zuhilfenahme eines Messers." Das einfache von beim Passivum wird vollends gar nicht mehr gebraucht; dafür heißt es bloß noch von Seiten, seitens oder -seits. „Von Preußen ist die Anfrage ergangen" — pfui, wie zopfig! Der gerechte und vollkommene Journalist schreibt: Von Seiten Preußens oder preußischerseits, statt vom Ministerium ministerielleriseits, statt von den Gegnern der Juden antisemitischerseits. Ist das nicht einfach scheußlich? Wir machen uns lustig über die rollenden, zischenden und schnalzenden Bildungen der slavischen Sprachen. Aber muß nicht ein französisches oder ein italienisches Ohr sich ebenso verschließen gegen ein Monstrum wie antisemitischerseits — trotz des schönen Rhythmus, der zufällig in dem halben Pentameter steckt?

Doch genug der Beispiele. Eins ist unbegreiflich bei allen diesen Wörtern: die reißende Schnelligkeit, mit der sie binnen wenigen Jahren um sich gegriffen haben. Das Wort selbstredend habe ich vielleicht vor zwei bis drei Jahren zum ersten Male aus dem Munde eines Ladendieners in einem Schnittwaarengeschäft gehört. Ich dachte damals: Aha, wieder eins von den schönen Wörtern, die der kaufmännische Jargon zu bilden liebt, ganz geeignet für die verbindlich lispelnden Lippen von Ladenjünglingen und Probirmamsells. Bald darauf tauchte aber das Wort vereinzelt in den Zeitungen auf — möglich, daß es der Ladenjüngling selbst schon aus einer Zeitung aufgelesen hatte. Nicht lange, so brauchte es ein mir bekannter Arzt in der Unterhaltung — ich erschrak förmlich und traute meinen Ohren kaum, dann las ich es wiederholt in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, und so ging es weiter und weiter, bis mich das garstige Wort von allen Seiten anzischelte. Aehnliches habe ich mit richtigstellen und fertigstellen beobachtet.

Vor etwa Jahresfrist hörte ich in einer öffentlichen Prüfung, wie der Examinator auf eine falsche Antwort, die der gefragte gegeben, einen andern der zu prüfenden fragte: „Können Sie vielleicht diese Antwort richtigstellen?" Ich wäre bei einem Haare dazwischen gefahren mit dem Rufe: „Wollen Sie nicht zunächst einmal diese Frage richtig stellen?" Ich kann mir nicht helfen: Ich glaube, ich könnte hundert Jahre alt werden, ich würde diese Wörter und die meisten der oben aufgezählten Neubildungen nun und nimmermehr in den Mund nehmen, nun und nimmermehr schreiben, so grundwiderwärtig sind sie mir. Ich hasse diese Wörter so, daß es für mich geradezu für die Beurtheilung eines Menschen entscheidend ist, ob er sie nachbraucht oder vermeidet. Jedermann kennt den peinlichen Eindruck, den es in gebildeter Gesellschaft macht, wenn ein Mensch, der auf der Bildungsstufe der übrigen Anwesenden zu stehen schien, plötzlich ein Fremdwort falsch anwendet oder mitten in der gezierteften Rede über einen groben syntaktischen Fehler stolpert. Keiner fühlt sich berufen, den Aermsten über seinen Schnitzer zu belehren, aber alle sehen sich stumm an und denken: Hier liegt ein Versehen vor, wie kommt der Mensch in unsern Kreis? Genau dasselbe Gefühl habe ich Leuten gegenüber, die ihre Rede mit Neologismen spicken. Ich habe mich fünf Minuten lang mit jemand unterhalten, und das Gespräch will eben etwas in Zug kommen, wir sind im Begriff einander näher zu rücken. Plötzlich braucht der andre ein so dummes Wort wie selbstredend — und ich bin wie auf den Mund geschlagen, ich sehe, daß wir nicht zu einander passen.

Nun habe ich mich schon oft ernstlich und aufrichtig gefragt: Bist du im Rechte mit deiner unbesieglichen Abneigung gegen diese Wörter? Oder sind sie es, die sie arglos nachbrauchen? Gehört nicht vielleicht allen diesen Wörtern die Zukunft, und ist es nicht „ein eitel und vergeblich Wagen, zu fallen ins bewegte Rad der Zeit?" Ist nicht die Sprache in ewigem Fluß und Werden begriffen, und würde sie nicht zur Verknöcherung verdammt sein, wenn alle Menschen sich gegen die Aufnahme dieser Wörter so sträuben wollten wie du? Ist es nicht eine Idiosynkrasie von dir, daß du hier einen Mangel, einen Mißstand siehst? Liegt der Mangel nicht vielmehr bei dir? Bist du nicht ein Pedant, und die andern die Geistesfreien? — Immer aber muß ich mir dann antworten: Du, der du dich gegen diese Wörter sträubst, bist doch der denkende; sie, die sie frischweg nachbrauchen, sind die gedankenlosen. Wären sie die denkenden, brauchten sie die Sprache nicht wie im halben Traume, sondern mit dem hellen Bewußtsein eines Menschen, der genau weiß, warum er an jeder Stelle gerade dieses Wort setzt und kein andres, so müßten doch auch sie an den Neubildungen einmal Anstoß nehmen. Es gilt als Zeichen einer niedern Bildungsstufe, wenn jemand an allen Alfanzereien der wechselnden Kleidermode theil-

nimmt. Ist es nicht eben so gut ein Zeichen geringer Bildung, wenn jemand so wenig fest in seiner Sprache ist, daß alles, was an neumodischen Wörtern auftaucht, sofort in seinen Wortvorrath hineinsickert, daß er alle jene überflüssigen Modewörter schleunigst aufschnappt und nachschwätzt?

Ja, um Modewörter handelt sichs; nirgends zeigt sich dabei etwas von genialer, naturnothwendiger, triebkräftiger Sprachschöpfung. Ich denke manchmal: Wenn du, Professor so und so, der du in der Vorrede zu deinem neuesten Opus so schlankweg vom Fertigstellen oder gar vom Druckfertigstellen deines Manuscriptes redest, verfolgen könntest, welcher einfältige Reporterjunge dieses Wort vielleicht zuerst gebraucht hat, das du ihm hier so gefällig nachbrauchst, du würdest dich sicherlich schämen. Viele der oben angeführten Wörter können gar nicht von Deutschen gebildet sein. Es ist undenkbar, daß ein deutscher Schriftsteller, der den Reichthum seiner Muttersprache nur einigermaßen beherrscht, das Bedürfniß gefühlt haben sollte, den guten, naheliegenden Wörtern aus dem Wege zu gehen und zu so überflüssigen, schlechten und geschmacklosen Analogiebildungen zu greifen. Ein guter Theil derselben ist — um es gerade herauszusagen — modernes Judendeutsch, aufgebracht von jüdischen Ladendienern, jüdischen Handlungsreisenden, jüdischen Zeitungsschreibern, sie erklingen erst in ihren echten Heimatlauten, wenn sie — womöglich begleitet von einer gewissen Beinstellung und Armhaltung — durch die Gurgel gesprochen werden. Und du, deutscher Kaufmann, deutscher Schriftsteller, deutscher Schulmeister und Professor, plärrst sie ihnen nach!

Noch einmal: um Modewörter handelt sichs, aufgenommen in die Sprache der Zeitungen, der Behörden, der öffentlichen Verhandlungen, der Salons, aber gemieden von allen wirklich vornehmen Schriftstellern. Und das ist noch der einzige Trost dabei. So lange wir diese Modewörter nicht lesen bei Theodor Storm, bei Gottfried Keller, bei Paul Heyse, bei Heinrich von Treitschke, bei Ernst Curtius, bei Anton Springer, so lange sie nicht eindringen in die „Literatur" im höhern Sinne, so lange ist Hoffnung, daß sie abwirthschaften und wieder verschwinden werden. Ein Wort wie selbstredend wird und muß ja den Leuten über kurz oder lang so ekelhaft werden wie seinerzeit das Cri-cri.

Es ist leider so weit gekommen, daß wir in Deutschland zwei verschiedne Schriftsprachen haben, das Deutsch einer kleinen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern, die die Sprache mit Keuschheit und künstlerischem Bewußtsein handhaben, und daneben das Kanzlei- und Zeitungsdeutsch. Des letztern bedienen sich alle Bekanntmachungen der Behörden, alle Verhandlungen in Kammern, Vereinen und Versammlungen, zum guten Theil auch die Conversation des Salons. Deutsch ist ja schließlich beides. Im übrigen aber besteht zwischen der Sprache

eines unsrer guten Schriftsteller und der Sprache einer politischen Tageszeitung keine größere Aehnlichkeit mehr als zwischen zwei Pflanzen desselben Stockes, von denen die eine, sorgsam von Gärtnershand gepflegt und ausgeschnitten, herrliche Blüthen treibt, während die andere, sich selbst überlassen, zahllose gemeine Wildlinge emporschickt, die jede Blüthe verweigern. Dieser Gegensatz verschärft sich von Jahr zu Jahr mit größerer Schnelligkeit. Wo das am Ende hinaus soll, ist nicht abzusehen. Es fehlt für diesen Verwilderungsproceß an jeder Analogie in der Sprachgeschichte, denn es ist ein Factor dabei thätig, der aller Berechnung spottet: die Tagespresse mit der ganzen Unsumme von Halb- und Viertelsbildung und von gedankenloser Hast, die an ihr arbeitet.

Abhilfe, Minderung des Uebels ist vielleicht später einmal von der Schule zu erwarten. Nicht von der jetzigen Schule. Die Jugend, die gegenwärtig unsre Gymnasien verläßt, ist in sprachlichen Dingen so unfertig, so haltlos, daß sie allen Einflüssen von außen preisgegeben ist. So lange noch die höchste und feinste Blüthe unserer Gymnasialbildung durch den sogenannten „freien lateinischen Aufsatz" dargestellt wird, so lange der erste beste Latinist, Hellenist, Germanist oder gar Theolog für befähigt gilt, den deutschen Unterricht in den obersten Classen unsrer höhern Schulen zu ertheilen, so lange im deutschen Aufsatze das Heil noch in der inventio gesucht wird anstatt in dem geordneten, klaren und — schönen Ausdrucke der Gedanken, so lange wird auch die Verschlechterung unsrer Sprache fortschreiten, und zu dieser Verschlechterung werden weidlich beitragen die geschmacklosen Neubildungen.

* * *

Ein neues Prachtwerk.

Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland. Von Dr. R. Graf Stillfried-Alcántara und Prof. Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Erste Lieferung. München, Friedrich Bruckmann, 1881.

Was man an diesem Unternehmen am meisten bewundern muß, das ist der Muth des Verlegers. Mit Prachtwerken derselben oder ähnlicher Art, wie das mit dem vorliegenden Hefte begonnene ist der deutsche Büchermarkt im Laufe des letzten Jahrzehnts derart überschwemmt worden, und es ist schon in den letzten Jahren von den verschiedensten Seiten so oft der Rath ertheilt worden, in der Herstellung ähnlicher Waare zunächst einmal eine längere Pause eintreten zu lassen,

da das Bedürfniß darnach doch endlich einmal gedeckt sein müsse, daß man in der That erstaunt, wenn sich der langen Reihe von Folianten, die mit Stielers „Aus Deutschen Bergen“ begonnen hat, und die man mit der illustrirten Prachtausgabe von Hübners „Spaziergang um die Welt“ endlich abgeschlossen glaubte, abermals ein neuer an die Seite stellt. Aber die Herren Verleger müssens ja besser wissen als die undankbare, zweifelsüchtige Kritik, was unser Publicum in diesem Punkte verträgt, und so wollen wir uns ja nicht mit unbernfner Besorgniß vordrängen.

Unsre Weihnachtstischprachtwerke — und zu ihnen will auch das hier begonnene immer vorläufig gerechnet sein, da der Prospect ausdrücklich bemerkt, daß dasselbe „bis Weihnachten 1881 in 25 Lieferungen vollständig vorliegen“ wird — zerfallen bekanntlich in drei Arten: in die geographischen und ethnographischen, in die geschichtlichen und culturgeschichtlichen, und in die illustrirten Prachtausgaben bekannter Dichterwerke. Diesmal haben wirs zur Abwechslung wieder einmal mit einem der zweiten Art zu thun. Nennen wir die beiden aus dem Spemannschen Verlage hervorgegangnen Werke: „Germania“ und „Hellas und Rom,“ so hat der Leser, wenn er eines dieser beiden kennt, das genaue Recept in der Hand, wonach auch „Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland“ angefertigt werden wird. Das Werk wird, was wir nun nachgerade oft genug als einen etwas zweifelhaften Vorzug bezeichnet haben, von einer ganzen Colonne von „ersten“ Künstlern mit Illustrationen versehen werden, diese Künstler werden — ähnlich wie in gewissen Concerten, deren Programm nicht der Kapellmeister aufstellt, sondern in denen jeder singt und spielt, was er will — bieten, was jedem bequem liegt, und in der Manier, die jedem bequem liegt, und die Verfasser des Textes werden, wie gewöhnlich, ihre liebe Noth haben, einmal den Text zu dehnen, daß der gespendete Bildersegen sich darin unterbringen läßt, ein andermal die Bilderreihe zu lockern, damit nicht seitenlange Strecken ohne Abbildungen erscheinen. Die Bilder selbst werden bald Nachbildungen älterer Kunstdenkmäler, bald reine Phantasieerzeugnisse sein, bald werden sie bestimmte historische Vorgänge illustriren, bald sich zum bloßen Genre flüchten, mit einem Worte, das Recept ist gegeben, und es kann sich nur noch um die Güte der einzelnen Ingredienzien handeln.

Die erste Lieferung, die, wie üblich, reicher ausgestattet ist, als es irgend eine der nachfolgenden sein wird, „um dem Publicum eine bessre Einsicht in den Charakter des Werkes zu ermöglichen,“ bringt vier „Vollbilder“ und, wenn man, wie es das Inhaltsverzeichniß thut, die Initialen als „Bilder“ mitzählt, an zwanzig Abbildungen im Text. Unter den Vollbildern verdient ein fleißiger Holzschnitt nach dem bekannten Bilde Schraders in der Berliner Nationalgallerie: „Huldigung der Städte Berlin und Kölln im Jahre 1415“ hervorgehoben zu werden. Die

übrigen sind unbedeutend, Hermann Kaulbachs „Im Burggarten zu Nürnberg“ — eine Edeldame, die mit zwei Kindern an der Burgmauer zur Ansicht steht — herzlich langweilig, Bleibtreus „Gefangennahme Friedrichs des Schönen in der Schlacht bei Mühlberg“ ein bloßer Knäuel von Pferde- und Menschenleibern und überdies eine wahre Versündigung gegen den Holzschnitt. Von den Textillustrationen interessiren natürlich am meisten die, welche einfache Abbildungen historischer Denkmäler geben, wie der Grabstein der „Weißen Frau,“ die beiden Wandgemälde in der Münsterkirche zu Heilsbronn, welche Elisabeth von Thüringen mit ihren Töchtern und Friedrich V. mit seinen Söhnen darstellen, u. a. Wir wollen nicht wiederholen, was wir zehnmal schon in d. Bl. gesagt, daß wir die Beschränkung auf derartige authentische Abbildungen, wie sie die culturgeschichtlichen Prachtwerke der Franzosen üben, für die einzig richtige und zulässige Art halten, dergleichen Werke überhaupt zu illustriren. Wir wundern uns, ehrlich gestanden, daß so treffliche Forscher, wie die beiden Verfasser, ihre Hand dazu geboten haben, zu einem solchen Kunterbunt von Bildern, wie es auch hier wieder entstehen wird, den Text zu liefern.

Wie die üblichen Prospectfanfaren verkündigen, soll im Texte „mit kurzen und kräftigen Zügen veranschaulicht werden, wie sich die Hohenzollern im Mittelalter von Stufe zu Stufe emporgeschwungen und allmählich hinreichende Kraft gewonnen haben, um an die Erfüllung ihrer Mission zum Heile des gesammten Vaterlandes herantreten zu können. Dann — von der Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten an — wird die Erzählung in breiterm Strome fließen und im einzelnen darlegen, wie die Herrscher von Brandenburg-Preußen für ihren Staat und für Deutschland gehandelt und gelitten, gekämpft und gesiegt haben, bis sie mitten im Schlachtendonner den Gipfel der Ehren, die Kaiserkrone erwarben, welche die deutschen Fürsten und das gesammte deutsche Volk ihnen aus freiem Antrieb und hochbeglückt entgegenbrachten.“ Man darf von den beiden Verfassern erwarten, daß sie ihre Aufgabe, in deren Lösung sie sich wohl in der Weise getheilt haben, daß Graf Stillfried die „Hohenzollern,“ Bernhard Kugler das „Deutsche Vaterland“ übernommen hat, d. h. daß der erstere alles auf die Geschichte des eigentlichen Geschlechts bezügliche Material bearbeiten, der letztere den breitern historischen Hintergrund zeichnen wird, sachlich in jeder Weise werden gerecht werden. Die wenigen Seiten, welche die erste Lieferung enthält, machen in dieser Beziehung die besten Erwartungen rege. Sie zeichnen sich aber auch in der Darstellung vor manchen Prachtwerktexten aus durch ihre schlichte Anspruchslosigkeit und den Verzicht auf alles rhetorische Gepränge. Nur auf einen stilistischen Mangel erlauben wir uns die Verfasser hinzuweisen und sie inständigst für die Fortsetzung des Textes um dessen Beseitigung

zu bitten: auf den fortwährenden, in der Erzählung ganz unmotivirten Wechsel zwischen Perfectum und Imperfectum. Das erstere Tempus gehört schlechterdings nicht in die Darstellung herein und ist, so oft es erscheint, im höchsten Grade störend. Ganz unerträglich in dieser Beziehung sind Seite 5 und 6. Eine zweite Bitte geht dahin, im Texte stets auf die zugehörigen Abbildungen Bezug zu nehmen und zu verweisen. In der vorliegenden Lieferung laufen Text und Bilder neben einander her, als ob sie sich gar nichts angingen, als ob die Verfasser gar nichts davon wüßten, daß überhaupt Bilder in ihrem Texte stehen. Nachlässigkeiten und Geschmacklosigkeiten des Ausdrucks, wie sie so oft in Prachtwerkstexten uns begegnet sind, doppelt auffällig bei dem Luxus der typographischen Ausstattung, haben wir hier wenig gefunden; ganz fehlt es freilich auch nicht daran. Ein komisches Unglück ist es, daß gleich der erste Satz einen starken grammatischen Fehler enthält. Er lautet: „Der Aufgang des Sternes der Hohenzollern am Firmament der Geschichte Deutschlands, die ersten verbürgten Nachrichten von den Trägern des Namens Zoller fallen in das elfte Jahrhundert.“ Also Subject: Der Aufgang — Apposition: die ersten Nachrichten — Prädicat: fallen! Offenbar soll „der Aufgang“ Apposition sein, diese kann nur leider nicht voranstehen. Sollen wir eine Conjectur machen, wie der Fehler entstanden ist? Folgendermaßen. Graf Stillfried hatte einfach begonnen: „Die ersten verbürgten Nachrichten von den Trägern des Namens Zoller fallen in das elfte Jahrhundert.“ Das war dem Herrn Verleger nicht genug Orgelton und Glockenklang, er schob noch den „Aufgang des Sternes der Hohenzollern am Firmament der Geschichte Deutschlands“ voran, und der Bock war fertig! Haben wir recht oder nicht?

Zur Beachtung.

Mit dem 31. März 1881 beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 40. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis für das Quartal 9 Mark.

Um rechtzeitige Bestellung wird gebeten. Sollte wegen unregelmäßiger Zusendung Beschwerde zu führen sein, so wolle man diese an die Verlagsbuchhandlung richten.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07786 3663